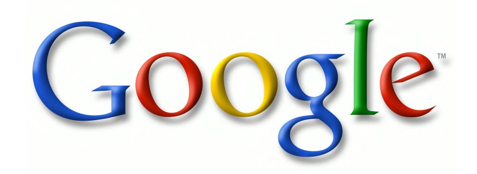
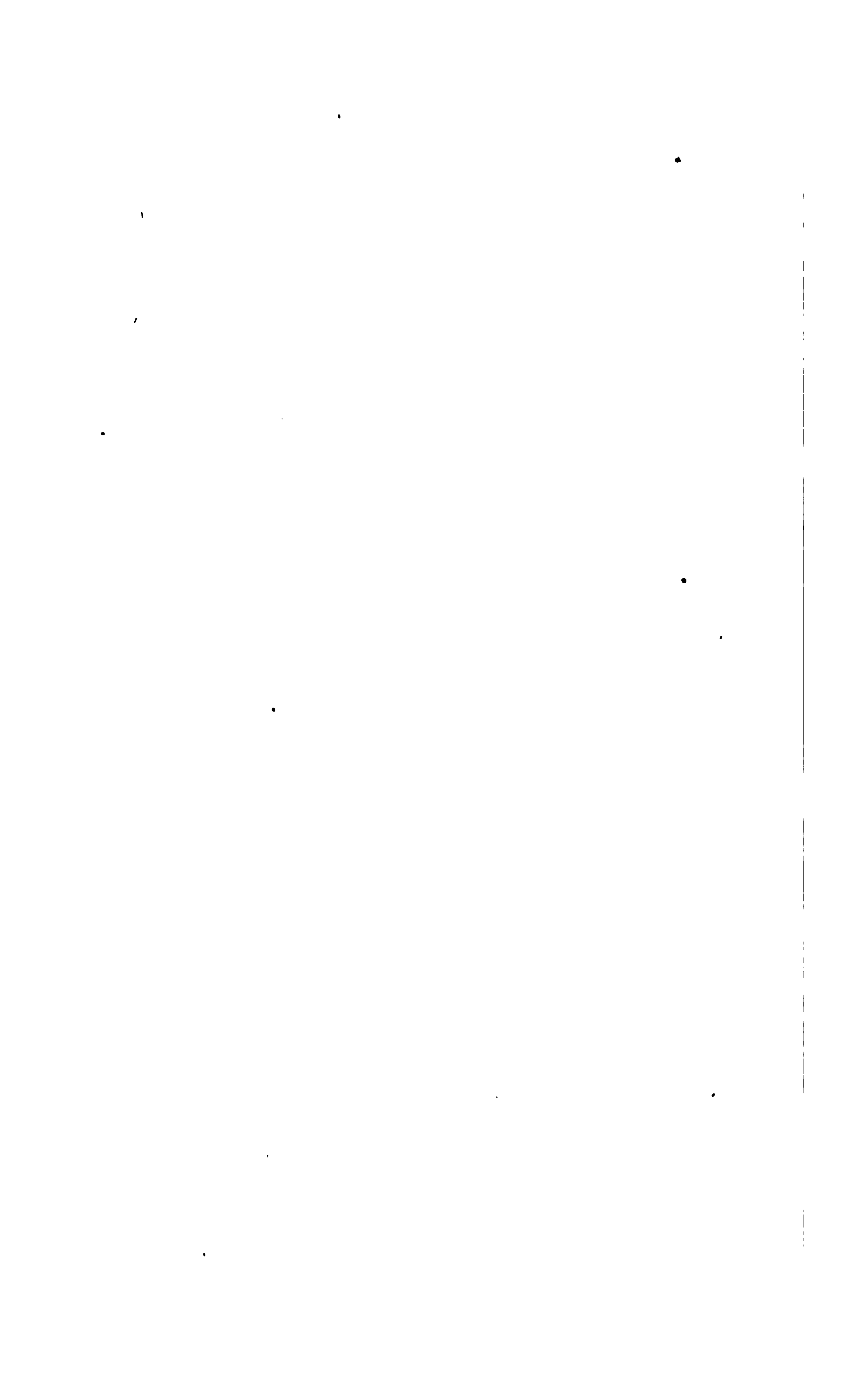


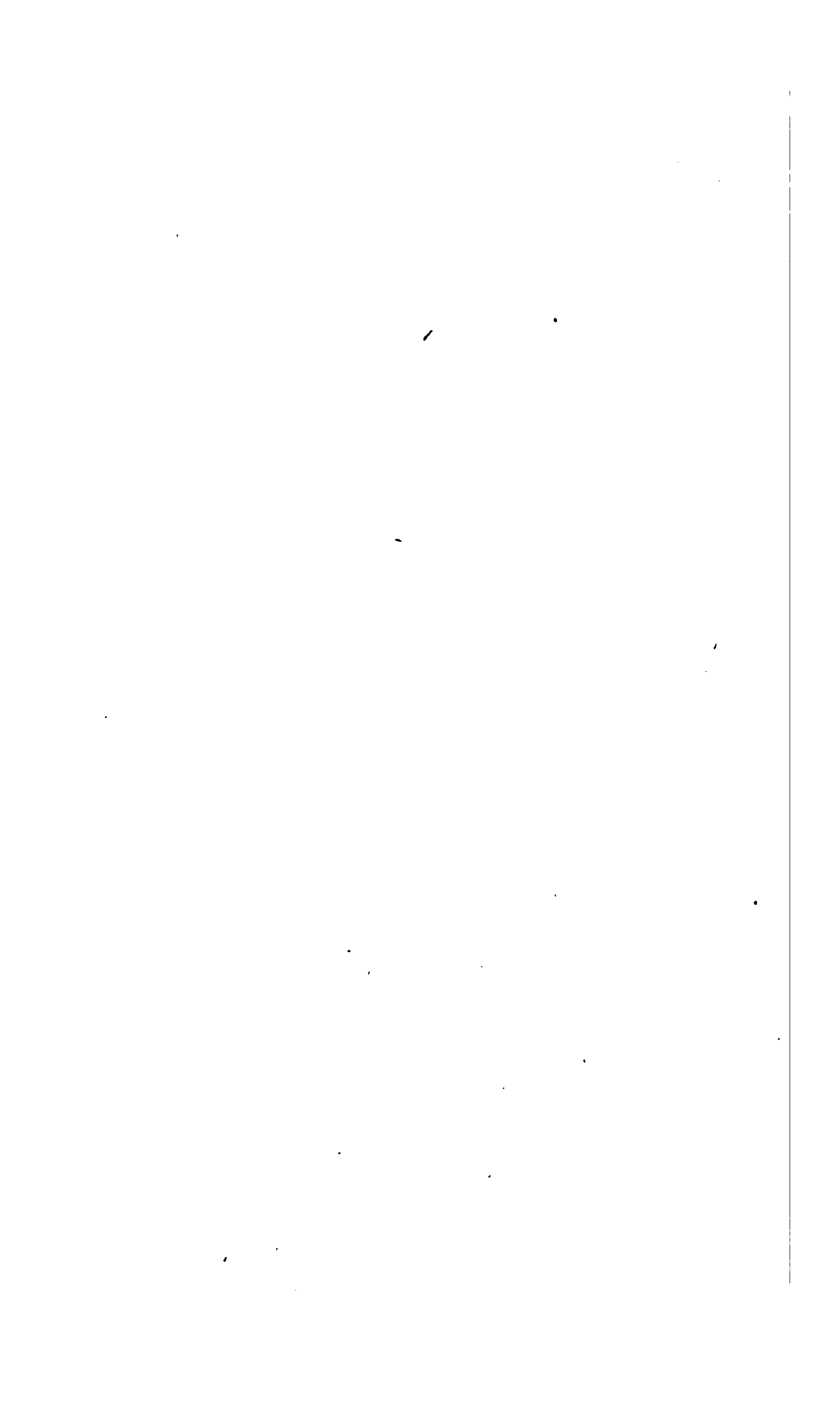




WILLIAMS & NORGATE
LONDON.
R.8
46. b. 14
46 h. 2
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.









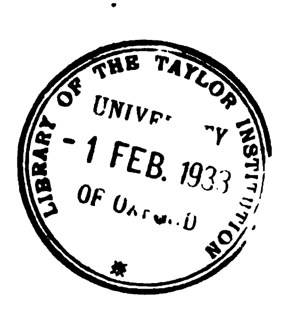
WILHELM VON HUMBOLDT.

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Erster Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1841.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
-1 FEB. 1933

Vorwort.

Die gesammelten Schriften meines Bruders, Wilhelm von Humboldt, deren erste Theile mir noch die Freude geworden ist dem vaterländischen Publikum zu übergeben, enthalten, neben grösseren, einzeln erschienenen Werken, diejenigen Aufsätze und Abhandlungen, welche in mehreren Zeitschriften zerstreut geblieben waren. Ich hatte den sehnlichsten Wunsch, diese Aufsätze bei dem Leben des Verfassers und unter seiner leitenden Mitwirkung zu sammeln; aber ein nicht zu unterdrückendes Streben nach Gediegenheit und Vollendung, wie die Strenge, mit der hochbegabte Geister ihre eigenen Schöpfungen beurtheilen, vereitelten diese Hoffnung. Nur das Gedicht Roma, das ich auf eigenen Antrieb im Jahre 1806, als Manuscript für Freunde, herausgab, wurde zum zweiten Male im Jahre 1824 gedruckt. Die hier gesammelten Fragmente umfassen einen weiten Ideenkreis, philosophische Erörterungen, wie sie in den ver-

schiedensten Zeitepochen und unter den wechselnden Eindrücken grosser Ereignisse des Völkerlebens erzeugt wurden. Sie offenbaren uns den Menschen in dem ganzen Reichthum seines herrlichen Gemüthes und seiner Seelenkraft, den Politiker, gleichzeitig gestärkt, in seiner freien Sinnesart, durch eine tiefe Kenntniss des Alterthums von Hellas, Latium und Indien, wie durch ein ernstes Eindringen in den Zusammenhang der neuesten Weltbegebenheiten.

Die litterarische Anordnung des Ganzen ist nicht in chronologischer Folge, sondern nach einer gewissen Gleichartigkeit des Stoffes geschehen. An die Gleichartigkeit der Behandlungsweise des Stoffes brauche ich nicht zu erinnern. Es zeigt sich darin, wie ich schon an einem andern Orte auszusprechen gewagt habe, eine eigenthümliche Grösse, die nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Grösse des Charakters, aus einem von der Gegenwart nie beschränkten Sinne und aus den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt.

Meine Lage hat mir nicht erlaubt, die Herausgabe der Schriften selbst zu übernehmen. Ich würde haben fürchten müssen, durch Rei-

sen, und eigene, sehr heterogene Arbeiten zerstreut, eine mir theure Pflicht nicht sorgsam genug erfüllen zu können. Jede erwünschte Sorge in Vertheilung der Materialien und in der Correctur der Bogen ist aber auf die freundlichste und zuvorkommendste Weise von Herrn Doctor Carl Brandes, dem Herausgeber der literarischen Zeitung, einem Manne, dessen vielseitige wissenschaftliche Bildung dem Publikum längst bekannt ist, übernommen worden.

Jedem Bande soll eine poetische Zugabe geschenkt werden. Es sind theils schon gedruckte, theils dem Nachlass entnommene ungedruckte Gedichte meines Bruders. Das Bedürfniss, die Ideen, die ihn an jedem Tage lebhaft beschäftigten, in ein dichterisches Gewand zu hüllen, nahm auf eine denkwürdige Weise mit dem Alter und mehr noch mit der Stimmung zu, in welcher ein jeden Augenblick des Daseins erfüllendes Gefühl des unersetzlichsten Verlustes dem Anblick der Natur, der ländlichen Abgeschiedenheit, dem Geiste selbst eine eigene Weihe giebt. Die Frucht einer solchen, minder trüben als gerührten und feierlichen Stimmung war eine grosse Zahl von Gedichten, alle in einer und derselben Form, de-

ren Existenz weder mir, noch irgend einem anderen Gliede seiner ihn liebevoll umgebenden Familie bekannt wurde. Er hatte mit dem gerechtesten Vertrauen jeden Abend, mehrere Jahre lang, die Sonette, selbst auf kleinen Reisen, Herrn Ferdinand Schulz in die Feder dictirt, dem jetzigen Geheimen Secretär bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden. Das Geheimniss, mit dem der Hingeschiedene diese Dichtungen so vorsichtig umgeben hatte, ja die bei mir erregte Besorgniss, dass flüchtigen Erzeugnissen der Phantasie nicht immer eine sorgsame technische Vollendung gegeben werden konnte, haben uns doch nicht abgehalten, einen Theil der Sonette Wilhelms von Humboldt zu veröffentlichen. Sie sind als ein Tagebuch zu betrachten, in dem ein edles, still bewegtes Seelenleben sich abspiegelt.

Potsdam, den 15ten Mai 1841.

Alexander von Humboldt.

Inhalt.

Ueber
die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerlafsliche Forderung seines Geschäfts, und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch.

Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige mufs hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden und auf einander folgenden Umstände wahrnehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Thatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie, ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine

Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüths quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes, und einer freien, objektiven Gemüthsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit gewissermafsen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Thatsachen der Geschichte in ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen.

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hiefse die eigentliche, innere, in dem ursachlichen Zusammenhang gegründete Wahrheit einer äufseren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten, unsichtbaren Theils jeder Thatsache, und diesen mufs daher der Geschichtschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig, und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigner Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit blofser Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber eben

so wohl, als der Dichter, mufs er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtschreibers und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unläugbar eine verwandte. Denn wenn der erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der, jede Gefahr aufhebende, Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie, und heifst darum richtiger Ahndungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt. Nach dem Nothwendigen mufs daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtschreiber umfafst alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er mufs daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Spekulation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegenge-

setzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, partheilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst; wer dagegen gerade diesen über den zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht bloſs beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daſs er sich die Form alles Geschehenden zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die bloſse Verstandesoperation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läſst, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts. Dies beweisen die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen, und manchen sichtbaren Mährchen kann den guten unter ihnen

niemand einen Grund gerade der ächtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schliefsen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punktes, fordert.

Aufserdem dafs die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahndeten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke giebt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, dafs sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjectiv durch die Entwicklung dieses Begriffs, so wie objectiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, durch welche auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimnifs ihres Einflusses auf den Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, dafs sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüth zu bringen. In der Mathematik ist dies Isolirung auf Zahl und Linie, in der Metaphysik die Abstraktion von aller Erfahrung, in der Kunst die wundervolle Behandlung der Natur, dafs Alles aus ihr genommen scheint, und doch nichts auf gleiche Weise in ihr gefunden wird. Das Element, worin sich die Geschichte bewegt, ist der Sinn für die Wirklichkeit, und in ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseins in der Zeit, und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewufstsein der innern geistigen Freiheit, und das Erkennen der Vernunft, dafs die Wirklichkeit, ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innere Nothwendigkeit gebunden ist. Wenn man im Geist auch nur Ein Menschenleben durchläuft, wird man von diesen verschiedenen Momenten, durch welche die Geschichte anregt und fesselt, ergriffen, und der Geschichtschreiber mufs, um die Aufgabe seines Geschäftes zu lösen, die Begebenheiten so zusammenstellen, dafs sie das Gemüth auf ähnliche Weise, als die Wirklichkeit selbst, bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte dem handelnden Leben verwandt. Sie dient nicht sowohl durch einzelne Beispiele des zu Befolgenden, oder zu Verhütenden, die oft

irre führen, und selten belehren. Ihr wahrer und unermeſslicher Nutzen ist es, mehr durch die Form, die an den Begebenheiten hängt, als durch sie selbst, den Sinn für die Behandlung der Wirklichkeit zu beleben und zu läutern; zu verhindern, daſs er nicht in das Gebiet bloſser Ideen überschweife, und ihn doch durch Ideen zu regieren; auf dieser schmalen Mittelbahn aber dem Gemüth gegenwärtig zu erhalten, daſs es kein andres erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten giebt, als mit hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung zu erkennen, und sich mit festem Sinn daran anzuschlieſsen.

Diese innere Wirkung muſs die Geschichte immer hervorbringen, was auch ihr Gegenstand sein möge, ob sie ein zusammenhangendes Gewebe von Begebenheiten, oder eine einzelne erzähle. Der Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist, muſs jede Begebenheit als Theil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.

Dies führt auf die genauere Entwicklung des Begriffs der von ihm geforderten Darstellung. Das Gewebe der Begebenheiten liegt in scheinbarer Verwirrung, nur chronologisch und geographisch gesondert, vor ihm da. Er muſs das Nothwendige vom Zufälligen trennen, die innere Folge aufdecken, die wahrhaft wirkenden Kräfte sichtbar machen, um seiner Darstellung die Gestalt zu geben, auf der nicht etwa ein eingebildeter, oder entbehrlicher philosophischer Werth, oder ein dichterischer Reiz derselben, sondern ihr erstes und wesentlichstes Erforderniſs, ihre Wahrheit und Treue beruht. Denn man erkennt die Begebenheiten nur halb, oder entstellt, wenn man bei ihrer oberflächlichen Erscheinung stehen bleibt, ja der gewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle Augenblicke Irr-

thümer und Falschheiten bei. Diese werden nur durch die wahre Gestalt verscheucht, die sich allein dem von Natur glücklichen, und durch Studium und Uebung geschärften Blick des Geschichtforschers enthüllt. Wie hat er es nun anzufangen, um hierin glücklich zu sein?

Die historische Darstellung ist, wie die künstlerische, Nachahmung der Natur. Die Grundlage von beiden ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen. Es darf uns daher nicht gereuen, das leichter erkennbare Verfahren des Künstlers auf das, mehr Zweifeln unterworfene des Geschichtschreibers anzuwenden.

Die Nachahmung der organischen Gestalt kann auf einem doppelten Wege geschehen; durch unmittelbares Nachbilden der äufseren Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorhergängiges Studium der Art, wie die äufseren Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen, durch die Abstrahirung ihrer Verhältnisse, durch eine Arbeit, vermittelst welcher die Gestalt erst ganz anders, als der unkünstlerische Blick sie wahrnimmt, erkannt, dann von der Einbildungskraft dergestalt aufs neue geboren wird, dafs sie, neben der buchstäblichen Uebereinstimmung mit der Natur, noch eine andere, höhere Wahrheit in sich trägt. Denn der gröfste Vorzug des Kunstwerks ist, die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte, innere Wahrheit der Gestalten offenbar zu machen. Die beiden eben genannten Wege sind durch alle Zeiten und alle Gattungen hindurch die Kriterien der falschen und ächten Kunst. Es giebt zwei, der Zeit und der Lage nach, sehr weit von einander entfernte Völker, die aber beide für uns Anfangspunkte der Kultur bezeichnen, die Aegypter und Mexikaner, an welchen

dieser Unterschied überaus sichtbar ist. Man hat, und mit Recht, mehrfache Aehnlichkeiten zwischen beiden gezeigt, beide mufsten über die furchtbare Klippe aller Kunst hinweg, dafs sie das Bild zum Schriftzeichen gebrauchten, und in den Zeichnungen der letzteren findet sich auch nicht Eine richtige Ansicht der Gestalt, da bei den ersteren in der unbedeutendsten Hieroglyphe Styl ist*). Sehr natürlich. In den mexikanischen Zeichnungen ist kaum eine Spur von Erahnung innerer Form, oder Kenntnifs organischen Baues, alles geht also auf Nachahmung der äusseren Gestalt hinaus. Nun aber muss der Versuch des Verfolgens der äufseren Umrisse der unvollkommenen Kunst gänzlich mifslingen, und alsdann zur Verzerrung führen, da hingegen das Aufsuchen des Verhältnisses und Ebenmafses auch aus der Unbehülflichkeit der Hand und der Werkzeuge hervorleuchtet.

---

*) Es kam hier nur darauf an, das über die Kunst Gesagte mit einem Beispiele zu belegen; ich bin daher weit entfernt, hierdurch ein entscheidendes Urtheil über die Mexikaner zu fällen. Es giebt sogar Bildwerke von ihnen, wie der von meinem Bruder mitgebrachte Kopf im hiesigen Königlichen Museum, welche ein günstigeres Zeugnifs über ihre Kunstfertigkeit fällen lassen. Wenn man bedenkt, wie wenig hoch hinauf unsre Kenntnifs der Mexikaner geht, und welches geringe Alter die Gemälde haben, die wir kennen, so wäre es sehr gewagt, ihre Kunst nach demjenigen zu beurtheilen, was sehr leicht aus den Zeiten ihres äufsersten Verfalls herrühren kann. Dafs Ausgeburten der Kunst sogar neben ihrer höchsten Ausbildung bestehen können, ist mir ungemein auffallend an kleinen bronzenen Figuren gewesen, die man in Sardinien findet, denen man wohl ansieht, dafs sie von Griechen oder Römern herstammen, die aber in der Unrichtigkeit der Verhältnisse den mexikanischen nichts nachgeben. Eine Sammlung dieser Art findet sich im Collegium Romanum in Rom. Es ist auch aus andern Gründen wahrscheinlich, dafs die Mexikaner in einer früheren Zeit und in einer andern Gegend auf einer viel höhern Stufe der Bildung standen; selbst die historischen, in den Werken meines Bruders sorgfältig gesammelten, und mit einander verglichenen Spuren ihrer Wanderungen deuten darauf hin.

Wenn man den Umriſs der Gestalt von innen heraus verstehen will, muſs man auf die Form überhaupt, und auf das Wesen des Organismus zurückgehn, also auf Mathematik und Naturkunde. Diese giebt den Begriff, jene die Idee der Gestalt. Zu Beidem muſs, als Drittes, Verknüpfendes, der Ausdruck der Seele, des geistigen Lebens hinzukommen. Die reine Form aber, wie sie sich darstellt in der Symmetrie der Theile, und dem Gleichgewicht der Verhältnisse, ist das Wesentlichste, und auch das Früheste, da der noch frische, jugendliche Geist mehr von der reinen Wissenschaft angezogen wird, diese auch eher durchzubrechen vermag, als die mancherlei Vorbereitung fordernde der Erfahrung. Dies ist an den ägyptischen und griechischen Bildwerken offenbar. Aus allen tritt zuerst Reinheit und Strenge der Form, die kaum Härte fürchtet, hervor, die Regelmäſsigkeit der Kreise und Halbkreise, die Schärfe der Winkel, die Bestimmtheit der Linien; auf diesem sichern Grund erst ruht der übrige äuſsere Umriſs. Wo noch die genauere Kenntniſs der organischen Bildung fehlt, ist dies schon in strahlender Klarheit vorhanden, und als der Künstler auch ihrer Meister geworden war, als er flieſsende Anmuth zu verleihen, göttlichen Ausdruck einzuhauchen verstand, wäre es ihm nie eingefallen, durch diese zu reizen, wenn er nicht für Jenes gesorgt hätte. Das Unerlaſsliche blieb ihm auch das Erste und Höchste.

Alle Mannigfaltigkeit und Schönheit des Lebens hilft daher dem Künstler nicht, wenn ihr nicht in der Einsamkeit seiner Phantasie die begeisternde Liebe zur reinen Form gegenübersteht. Dadurch wird es begreiflich, wie die Kunst gerade in einem Volk entstand, dessen Leben wohl nicht das beweglichste und anmuthigste war, das sich schwerlich durch Schönheit auszeichnete, dessen tiefer Sinn aber sich früh auf Mathematik und Mechanik wandte, das

an ungeheuren, sehr einfachen, aber streng regelmäſsigen Gebäuden Geschmack fand, das diese Architektonik der Verhältnisse auch auf die Nachahmung der menschlichen Gestalt übertrug, und dem sein hartes Material das Element jeder Linie streitig machte. Die Lage des Griechen war in allem verschieden; reizende Schönheit, ein reich bewegtes, zuweilen selbst regelloses Leben, eine mannigfaltige, üppige Mythologie umgaben ihn, und sein Meiſsel gewann dem bildsamen Marmor, ja in der ältesten Zeit dem Holze, leicht jede Gestalt ab. Desto mehr ist die Tiefe und der Ernst seines Kunstsinns zu bewundern, daſs er, ungeachtet aller dieser Lockungen zu oberflächlicher Anmuth, die ägyptische Strenge nur noch durch gründlichere Kenntniſs des organischen Baues erhöhte.

Es mag sonderbar scheinen, zur Grundlage der Kunst nicht ausschlieſsend den Reichthum des Lebens, sondern zugleich die Trockenheit mathematischer Anschauung zu machen. Aber es bleibt darum nicht minder wahr, und der Künstler bedürfte nicht der beflügelnden Kraft des Genies, wenn er nicht bestimmt wäre, den tiefen Ernst streng beherrschender Ideen in die Erscheinung freien Spiels umzuwandeln. Es liegt aber auch ein fesselnder Zauber in der bloſsen Anschauung der mathematischen Wahrheiten, der ewigen Verhältnisse des Raumes und der Zeit, sie mögen sich nun an Tönen, Zahlen oder Linien offenbaren. Ihre Betrachtung gewährt durch sich selbst eine ewig neue Befriedigung in der Entdeckung immer neuer Verhältnisse, und sich immer vollkommen lösender Aufgaben. In uns schwächt nur den Sinn für die Schönheit der Form reiner Wissenschaft zu frühe und vielfache Anwendung.

Die Nachahmung des Künstlers geht also von Ideen aus, und die Wahrheit der Gestalt erscheint ihm nur ver-

mittelst dieser. Dasselbe muſs, da in beiden Fällen die Natur das Nachzuahmende ist, auch bei der historischen statt finden, und es fragt sich nur, ob und welche Ideen es giebt, die den Geschichtschreiber zu leiten im Stande sind?

Hier aber fordert das weitere Vorschreiten groſse Behutsamkeit, damit nicht schon die bloſse Erwähnung von Ideen die Reinheit der geschichtlichen Treue verletze. Denn wenn auch der Künstler und Geschichtschreiber beide darstellend und nachahmend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus verschieden. Jener streift nur die flüchtige Erscheinung von der Wirklichkeit ab, berührt sie nur, um sich aller Wirklichkeit zu entschwingen; dieser sucht bloſs sie, und muſs sich in sie vertiefen. Allein gerade darum, und weil er sich nicht begnügen kann bei dem losen äuſsern Zusammenhange des Einzelnen, sondern zu dem Mittelpunkt gelangen muſs, aus dem die wahre Verkettung verstanden werden kann, so muſs er die Wahrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen Wege suchen, als der Künstler die Wahrheit der Gestalt. Die Ereignisse der Geschichte liegen noch viel weniger, als die Erscheinungen der Sinnenwelt, so offen da, daſs man sie rein abzulesen vermöchte; ihr Verständniſs ist nur das vereinte Erzeugniſs ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, läſst sich auch bei ihnen nicht Alles durch bloſse Verstandesoperation, eines aus dem andern logisch herleiten und in Begriffe zerlegen; man faſst das Rechte, das Feine, das Verborgne nur auf, weil der Geist richtig, es aufzufassen, gestimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloſs die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet; wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem innern Zu-

sammenhange giebt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand, und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muſs er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchsuchung des Besondern immer die Kenntniſs des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muſs das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein.

Es versteht sich indeſs freilich von selbst, daſs diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder genauer zu reden, durch die mit ächt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen; ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunkt immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden muſs, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewiſsermaſsen todten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werden-

dem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Kultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht einmal immer gleich bildender Übungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige, und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von neuem belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigenthümlichen Gebiet. Was er thun kann, um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüthe eingeprägt, die Form *mitzubringen*, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst *abzuziehen*. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei näherer Betrachtung. Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subjekt und Objekt. Das Begreifen ist keineswegs ein bloſses Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein bloſses Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besondres. Wo zwei Wesen

durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von einem zum andern, und um sich zu verstehen, muſs man sich in einem andern Sinn schon verstanden haben. Bei der Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüth einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtschreiber im wahren Sinne des Worts zu besitzen. Zu dem so Vorbereiteten muſs die prüfende Uebung hinzukommen, welche das Voreinpfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Gewiſsheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtschreiber durch das Studium der schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreis liegen die Ideen, von denen im vorigen die Rede war. Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr Wesen selbst aus. Denn jede todte und lebendige Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natur, und Alles, was geschieht, steht, dem Raum und der Zeit nach, in unzertrennlichem Zusammenhange.

In diesem erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unserm Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes, und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Denn eine Begebenheit erzeugt die andre, Maaſs und Beschaffenheit jeder Wirkung wird durch ihre Ursach gegeben, und selbst der frei scheinende Wille des Menschen findet seine Bestimmung in Umständen, die längst vor seiner Geburt,

ja vor dem Werden der Nation, der er angehört, unabänderlich angelegt waren. Aus jedem einzelnen Moment die ganze Reihe der Vergangenheit, und selbst der Zukunft berechnen zu können, scheint nicht in sich, sondern wegen mangelnder Kenntniſs einer Menge von Zwischengliedern unmöglich. Allein es ist längst erkannt, daſs das ausschlieſsende Verfolgen dieses Wegs gerade abführen würde von der Einsicht in die wahrhaft schaffenden Kräfte, daſs in jedem Wirken, bei dem Lebendiges im Spiel ist, gerade das Hauptelement sich aller Berechnung entzieht, und daſs jenes scheinbar mechanische Bestimmen doch ursprünglich frei wirkenden Impulsen gehorcht.

Es muſs also, neben dem mechanischen Bestimmen einer Begebenheit durch die andre, mehr auf das eigenthümliche Wesen der Kräfte gesehen werden, und hier ist die erste Stufe ihr physiologisches Wirken. Alle lebendigen Kräfte, der Mensch wie die Pflanze, die Nationen wie das Individuum, das Menschengeschlecht wie die einzelnen Völker, ja selbst die Erzeugnisse des Geistes, so wie sie auf einem, in einer gewissen Folge fortgesetzten Wirken beruhen, wie Litteratur, Kunst, Sitten, die äuſsere Form der bürgerlichen Gesellschaft, haben Beschaffenheiten, Entwicklungen, Gesetze mit einander gemein. So das stufenweise Erreichen eines Gipfelpunkts, und das allmählige Herabsinken davon, den Uebergang von gewissen Vollkommenheiten zu gewissen Ausartungen u. s. f. Unläugbar liegt hierin eine Menge geschichtlicher Aufschlüsse, aber sichtbar wird auch hierdurch nicht das schaffende Princip selbst, sondern nur eine Form erkannt, der es sich beugen muſs, wo es nicht an ihr einen erhebenden und beflügelnden Träger findet.

Noch weniger zu berechnen in seinem Gange, und nicht sowohl erkennbaren Gesetzen unterworfen, als nur

in gewisse Analogieen zu fassen, sind die psychologischen Kräfte der mannigfaltig in einander greifenden menschlichen Fähigkeiten, Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften. Als die nächsten Triebfedern der Handlungen, und die unmittelbarsten Ursachen der daraus entspringenden Ereignisse, beschäftigen sie den Geschichtschreiber vorzugsweise, und werden am häufigsten zur Erklärung der Begebenheiten gebraucht. Aber diese Ansicht gerade erfordert die meiste Behutsamkeit. Sie ist am wenigsten welthistorisch, würdigt die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama des Alltaglebens herab, verführt zu leicht, die einzelne Begebenheit aus dem Zusammenhange des Ganzen herauszureifsen, und an die Stelle des Weltschicksals ein kleinliches Getreibe persönlicher Beweggründe zu setzen. Alles wird auf dem von ihr ausgehenden Wege in das Individuum gelegt, und das Individuum doch nicht in seiner Einheit und Tiefe, seinem eigentlichen Wesen erkannt. Denn dies läfst sich nicht so spalten, analysiren, nach Erfahrungen beurtheilen, die, von Vielen genommen, auf Viele passen sollen. Seine eigenthümliche Kraft geht alle menschliche Empfindungen und Leidenschaften durch, drückt aber allen ihren Stempel und ihren Charakter auf.

Man könnte den Versuch machen, nach diesen drei, hier angedeuteten Ansichten, die Geschichtschreiber zu klassificiren, aber die Charakteristik der wahrhaft genialischen unter ihnen würde durch keine, ja nicht durch alle zusammengenommen erschöpft. Denn diese Ansichten selbst erschöpfen auch nicht die Ursachen des Zusammenhangs der Begebenheiten, und die Grundidee, von welcher aus allein das Verstehen dieser in ihrer vollen Wahrheit möglich ist, liegt nicht in ihrem Kreise. Sie umfassen nur die, in regelmäfsig sich wieder erzeugender Ordnung überschaubaren Erscheinungen der todten, lebendigen und geistigen

Natur, aber keinen freien und selbständigen Impuls einer ursprünglichen Kraft; jene Erscheinungen geben daher auch nur Rechenschaft von regelmäfsig, nach erkanntem Gesetz, oder sichrer Erfahrung wiederkehrenden Entwicklungen; was aber wie ein Wunder entsteht, sich wohl mit mechanischen, physiologischen und psychologischen Erklärungen begleiten, aber aus keiner solchen wirklich ableiten läfst, das bleibt innerhalb jenes Kreises auch nicht blofs unerklärt, sondern unerkannt.

Wie man es immer anfangen möge, so kann das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte aufser demselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als der Irrthum gewifs bei blindem Verschliefsen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich.

Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunkts ist gleich der bedeutende Vortheil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für abgeschlossen zu erachten durch jene, aus dem Kreise der Natur genommenen Erklärungen. Uebrigens wird aber freilich dem Geschichtschreiber dadurch der letzte, schwierigste und wichtigste Theil seines Wegs wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein Organ verliehen, die Plane der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen, nur auf Abwege führen. Allein die aufserhalb der Naturentwicklung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst, durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst Gegenstände der Erscheinung, doch an solchen hängen, und an ihnen, wie unkörperliche Wesen, erkannt werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man nicht, hinaustretend aus dem Gebiet der Erscheinungen, im Geiste in dasjenige übergeht, aus dem sie ihre Abkunft haben. An ihre Erforschung ist

also die letzte Bedingung der Lösung der Aufgabe des Geschichtschreibers geknüpft.

Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln, und in ihrer Verbindung durchforscht hat, die Gestalt und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klima's, die Geistesfähigkeit und Sinnesart der Nationen, die noch eigenthümlichere Einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weit verbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen, so bleibt ein noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstofs und die Richtung verleihendes Princip übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen.

Dafs solche Ideen sich offenbaren, dafs gewisse Erscheinungen, nicht erklärbar durch blofses, Naturgesetzen gemäfses Wirken, nur ihrem Hauch ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und eben so wenig, dafs es mithin einen Punkt giebt, auf dem der Geschichtschreiber, um die wahre Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf ein Gebiet aufser ihnen verwiesen wird.

Die Idee äufsert sich aber auf zwiefachem Wege, einmal als Richtung, die anfangs unscheinbar, aber allmählig sichtbar, und zuletzt unwiderstehlich, Viele, an verschiedenen Orten, und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden Umständen herzuleiten ist.

Von dem Ersteren finden sich die Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgend einer Zeit verkannt worden.

Aber es ist sehr wahrscheinlich, daſs noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen werden müssen.

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das oben erwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwicklung freier, und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität in Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in einer Vollendung da stehen, zu der man vergebens dem allmählichen Wege nachspürt. Denn das Bewundernswürdige der griechischen Bildung, und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, hat mir immer geschienen, daſs, da den Griechen alles Groſse, was sie verarbeiteten, von in Kasten getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals da gewesene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniſs alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

Zwar kann auch die Idee nur in der Naturverbindung auftreten, und so läſst sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Uebergang vom

Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen, und in den ungeheuren Lücken unsrer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Uebung, kein allmähliges Vorschreiten, auch Jahrhunderte hindurch, zum Ziel führen. Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen, aber dafs der Keim, welchen sie in dieselbe legt, sich auf seine Weise entwickelt, dafs diese Weise dieselbe bleibt, wo er in andere Individuen übergeht, dafs die aus ihm aufsprießende Pflanze durch sich selbst ihre Blüthe und ihre Reife erlangt, und nachher welkt und verschwindet, wie immer die Umstände und Individuen sich gestalten mögen, dies zeigt, dafs es die selbständige Natur der Idee ist, welche diesen Lauf in der Erscheinung vollendet. Auf diese Art kommen in allen verschiedenen Gattungen des Daseins und der geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirklichkeit, in denen sich irgend eine Seite der Unendlichkeit spiegelt, und deren Eingreifen ins Leben neue Erscheinungen hervorbringt.

In der Körperwelt, da es bei dem Erforschen der geistigen immer ein sichernder Weg bleibt, die Analogie in jener zu verfolgen, darf man kein Entstehen so bedeutend neuer Gestalten erwarten. Die Verschiedenheiten der Organisation haben einmal ihre festen Formen gefunden, und obgleich sie sich innerhalb dieser niemals in der organischen Individualität erschöpfen, so werden diese feinen Nüancen nicht unmittelbar, kaum in ihrem Wirken auf die geistige Bildung sichtbar. Die Schöpfung der Körperwelt geht im Raume auf einmal, die der geistigen allmählich in der Zeit vor, oder die erstere findet wenigstens eher ihren Ruhepunkt, auf dem die Schöpfung sich in der einförmi-

gen Forterzeugung verliert. Viel näher aber, als die Gestalt und der körperliche Bau, stehet dem Geistigen das organische Leben, und die Gesetze beider finden eher Anwendung auf einander. In dem Zustande der gesunden Kraft ist dies minder sichtbar, wiewohl sehr wahrscheinlich auch in ihm Veränderungen der Verhältnisse und Richtungen vorkommen, welche verborgenen Ursachen folgen, und epochenweise das organische Leben anders und anders stimmen. Aber im abnormen Zustande des Lebens, in den Krankheitsformen giebt es unläugbar ein Analogon von Richtungen, die, ohne erklärliche Ursachen, plötzlich oder allmählich entstehen, eignen Gesetzen zu folgen scheinen, und auf einen verborgnen Zusammenhang der Dinge hinweisen. Dies bestätigen vielfache Beobachtungen, wenn es auch vielleicht erst spät dahinkommen wird, davon einen historischen Gebrauch zu machen.

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, dafs sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller, dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Element liegt ein unaufhörlich thätiges Bestreben, seiner inneren, eigenthümlichen Natur äufseres Dasein zu verschaffen. Nicht anders ist es mit der Individualität der Nationen, und in vielen Theilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen, als an den Einzelnen, da sich der Mensch in gewissen Epochen, und unter gewissen Umständen gleichsam heerdenweise entwickelt. Mitten in den durch Bedürfnifs, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt

daher, und mächtiger, als jene Elemente, das geistige Princip der Individualität fort; es sucht der ihm inwohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäfse Gemäuer sprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und Einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Thaten ertheilen, lassen sie Formen geistiger Individualität zurück, dauernder und wirksamer als Begebenheiten und Ereignisse.

Es giebt aber auch idealische Formen, die, ohne die menschliche Individualität selbst zu sein, nur mittelbar sich auf sie beziehen. Zu diesen gehören die Sprachen. Denn obgleich der Geist der Nation sich in jeder spiegelt, so hat auch jede eine frühere, mehr unabhängige Grundlage, und ihr eignes Wesen und ihr innerer Zusammenhang sind so mächtig und bestimmend, dafs ihre Selbständigkeit mehr Wirkung ausübt, als erfährt, und dafs jede bedeutende Sprache als eine eigenthümliche Form der Erzeugung und Mittheilung von Ideen erscheint.

Auf eine noch reinere und vollere Weise verschaffen sich die ewigen Urideen alles Denkbaren Dasein und Geltung, die Schönheit in allen körperlichen und geistigen Gestalten, die Wahrheit in dem unabänderlichen Wirken jeder Kraft nach dem ihr inwohnenden Gesetz, das Recht in dem unerbittlichen Gange der sich ewig richtenden und strafenden Begebenheiten.

Für die menschliche Ansicht, welche die Plane der Weltregierung nicht unmittelbar erspähen, sondern sie nur an den Ideen erahnden kann, durch die sie sich offenbaren, ist daher alle Geschichte nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel; und so gelangt man, indem man sich blofs in die Betrach-

tung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigern Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen im Stande sind.

So wären wir also dahin gekommen, die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten Vergleichung. Was diesem die Kenntnifs der Natur, das Studium des organischen Baus, ist jenem die Erforschung der als handelnd und leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältnifs, Ebenmafs und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und grofs im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: dafs in Allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, dafs aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschichtschreiber darf daher nicht, Alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschliefsen; er mufs aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er

mufs ferner, weiter gehend, sein Gemüth empfänglich für sie und regsam erhalten, sie zu ahnden und zu erkennen; aber er mufs vor allen Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden, oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht mufs seiner Natur so eigen geworden sein, dafs er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil aufser dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.

Ueber

die unter dem Namen Bhagavad-Gítá bekannte Episode des Mahá-Bhárata.*)

I.

Der Gott Krischnas, die eigentliche und vollständige Incarnation Vischnus, begleitet, nach der Dichtung des Mahá-Bhárata, den Ardschunas, den dritten und vorzüglichsten, eigentlich vom Gott Indras gezeugten Sohn Pándus, als Wagenlenker, in den Kampf gegen die nah mit ihm ver-

*) Die gegenwärtige Abhandlung hat keinen andern Zweck, als den, in möglichster Kürze einen treuen und vollständigen Begriff von dem oben erwähnten Gedicht, und vorzüglich von dem darin vorgetragenen philosophischen Sytem auf eine, auch des Indischen nicht kundigen Lesern verständliche Weise zu geben. Ich habe mir daher nur selten eine Vergleichung der Lehre der Bhagavad-Gítá mit anders woher bekannten Indischen Lehrsätzen erlaubt. Ein Werk, das so reichhaltig an philosophischen Ideen ist, verdient abgesondert für sich, als ein Ganzes, behandelt zu werden, und ich glaube auch aufserdem, dafs es schwerlich ein anderes Mittel giebt, die mannigfaltigen Dunkelheiten aufzuklären, welche noch in der Indischen Mythologie und Philosophie übrig bleiben, als jedes der Werke, die man als Hauptquellen derselben ansehen kann, einzeln zu excerpiren, und erst vollständig für sich abzuhandeln, ehe man Vergleichungen mit andren anstellt. Genaue und vollständige, blofs in dem Sinn und der Absicht treuer und vollkommener Darstellung des mythologischen und philosophischen Gehaltes gemachte Bearbeitungen sämmtlicher Hauptwerke der Indischen Literatur, der Vedás, des Gesetzbuchs des Manus, der beiden grofsen Heldengedichte, der achtzehn Puránás und der vorzüglichsten philosophischen Lehrbücher würden eine Grundlage abgeben, alle Indischen philosophischen und mythologischen

wandten Söhne des Königs Dhritaráschtras. Als Ardschunas in den Schaaren der Feinde sein eignes Geschlecht, seine Religionslehrer und Freunde erblickt, geräth er in Zweifel, ob es besser sey, daſs er die, ohne welche das Leben selbst keinen Werth für ihn haben würde, besiege, oder von ihnen besiegt werde, verfällt in zaghaften Kleinmuth, läſst Bogen und Pfeil sinken, und fragt Krischnas um Rath. Der Gott ermuntert ihn aus philosophischen Gründen zum Kampf, und es entspinnt sich zwischen ihnen im Angesicht beider Heere ein Gespräch, das in achtzehn Gesängen (etwa siebenhundert Distichen) ein vollständiges philosophisches System durchläuft.

Colebrooke, dessen neuesten Abhandlungen in den Denkschriften der Englischen Asiatischen Gesellschaft wir die ersten bestimmten und ausführlichen Nachrichten über die verschiedenen Indischen philosophischen Systeme ver-

---

Systeme, ohne Gefahr der Verwirrung, mit einander vergleichen und zur Benutzung der übrigen Schriften und der Denkmäler übergehen zu können. Wieviel aber auch bereits hierfür geschehen ist, und von wie unschätzbarem Werthe namentlich Colebrooke's treffliche Auszüge aus den Vedás und den wichtigsten Werken über die verschiedenen philosophischen Systeme sind, so fehlt doch offenbar noch sehr viel an der Vollständigkeit dieser unerlaſslich nothwendigen Vorarbeiten, und man ist noch viel zu sehr in der Nothwendigkeit, bei dem Vortrag der Indischen Philosophie und Mythologie, Materialien aus allen Quellen mit einander verbinden zu müssen, ohne der Vollständigkeit der Benutzung der einzelnen gewiſs zu seyn, und ohne jede hinlänglich einzeln in ihrer Eigenthümlichkeit zu kennen. Auch muſs man offenherzig gestehen, daſs man wenigstens in den meisten Fällen im Stande seyn müſste, die vorhandenen Auszüge und Uebersetzungen mit den Originalen zu vergleichen, was bis jetzt noch theils unmöglich, theils ungemein schwierig ist. Noch lange also wird das Uebersetzen, Bearbeiten, und vorzüglich das Herausgeben der einzelnen Schriften allgemeinen Darstellungen vorangehen müssen.

Wegen der richtigen Betonung der Indischen Namen und Wörter erinnere ich hier, daſs ich das lange *a*, *i*, *u* mit einem Accent bezeichnet habe, *e* und *o* dagegen nie, weil sie im Sanskrit nie kurz seyn können.

danken, hat dieser Episode des Mahá-Bhárata nicht erwähnt, vermuthlich weil seine Absicht darauf ging, nur aus wirklichen Lehrbüchern der Philosophie (die aber, nach Indischer Sitte, auch in Versen abgefafst sind) und ihren Commentatoren Auszüge zu liefern. Krischnas Lehre scheint nun zwar wohl im Ganzen mit dem von Colebrooke dargestellten Systeme Patandschalis überein zu kommen, sie entwickelt sich aber auf eine ganz eigenthümliche Weise, ist, soviel ich zu urtheilen vermag, reiner von Spitzfindigkeit und Mysticismus, und verdient schon, da sie als ein freies Dichterwerk in das eine der beiden grofsen und ältesten Indischen Heldengedichte verwebt ist, besondere Aufmerksamkeit.

Ich will versuchen, dieselbe hier kurz zusammenzufassen, ohne mich an die Anordnung des Originals zu binden, und ohne für jetzt darauf einzugehen, welche Vergleichungspunkte diese Lehre mit bekannten griechischen philosophischen Systemen darbietet.

Die beiden Hauptsätze, um welche sich das in dieser Dichtung enthaltene System dreht, sind, dafs der Geist, als einfach und unvergänglich, seiner ganzen Natur nach, von dem zusammengesetzten und vergänglichen Körper geschieden ist, und dafs von dem nach Vollendung Strebenden jede Handlung ohne alle Rücksicht auf ihre Folgen, und mit völligem Gleichmuth über dieselben, vorgenommen werden mufs.

Es sind dies die beiden natürlichsten Beziehungspunkte auf Krischnas Absicht, seinen Heldenfreund zum Kampf zu bewegen. Denn Tod und Handlungen verlieren ihr Gewicht, und werden gewissermaafsen gleichgültig, wenn jener nur den ohnehin vergänglichen Körper trifft, und diese, frei von Leidenschaft und Absicht, blofs Werk der Natur oder Gebot der Pflicht sind. Durch die bestimmte Schei-

dung des Geistigen und Körperlichen, und die ewig eingeschärfte Uneigennützigkeit der Handlungen aber wird reine Intellectualität die Grundlage des ganzen Systems, und, wie die Folge bestimmter zeigen wird, die Erkenntnifs an die Spitze aller menschlichen Bestrebungen gestellt.

Die Körper der ihnen inwohnenden Seele sind endlich und veränderlich, wie die ewig strömenden Elemente, aus denen sie bestehen, (II. 14. 18.) die Seele ewig, unvernichtbar, fest und unveränderlich. (II. 24. 25.) Sie verbindet sich mit neuen Körpern, wie der Mensch neue Kleider annimmt, (II. 22.) wie im Körper selbst Kindheit, Jugend und Alter wechseln. (II. 13.) Diese Unvergänglichkeit ist wahre Ewigkeit, ohne Anfang, wie ohne Aufhören. Denn die Unmöglichkeit eines Ueberganges vom Seyn zum Nichtseyn, und umgekehrt, ist ein Hauptsatz der Indischen Philosophie *). Kein Grund ist eigentlich ein hervorbringender, in jedem ist die Wirkung, gleich ewig mit ihm selbst, vorhanden.

Des Nichtseyenden ist nicht Seyn; Nichtseyn ist nicht des Seyenden.
Die Scheidung beider durchschaut wird von den Wahrheit Erkennenden.

(II. 16.)

Darin erklärt Krischnas sich, als Gott, mit den Menschen gleich.

In keiner Zeit ich nicht da war, du, diese Völkerfürsten, nicht,
und niemals werd' ich nicht da seyn; von jetzt fortan wir alle sind.

(II. 12.)

---

*) *Et plures non scientes dicunt, quod mundus cum artifice primum non-est fuit et deinde e τῷ non-est ens (existens) factus est. O purum desiderans, ex hoc non-est ens quomodo possit fieri? hoc omne primum ens unicum, sine simili fuit.* Oupnek'hat op. Anquetil Duperron. Oupn. 1. Brahmen. 16. p. 52.

Mit eben dieser Vorstellungsart hangt es zusammen, daſs der unvermeidlichen Nothwendigkeit des Todes die gleich unvermeidliche Nothwendigkeit der Wiedergeburt entspricht, und das Todte nicht todt bleiben kann. Es ist daher in dieser Hinsicht gleichgültig, ob man sich die Seele als unvergänglich, oder als immer sterbend und wieder werdend denkt.

Wenn aber werdend stets auch du sie denkst, und wieder sterbend stets,
auch also dennoch, Groſsarmiger, du nimmer sie bejammern muſst.
Denn dem Werdenden steht fest Tod, fest steht Geburt dem Sterbenden.
Nicht zu ändernden Schicksals Loos darum du nie bejammern muſst.
Die Geschöpfe unsichtbaren Ursprungs, sichtbarer Mitte dann,
und unsichtbaren Ausgangs sind; wie ist da Trauer, Bháratas?
Gleich einem Wunder erblickt einen jemand, gleich einem Wunder darauf spricht ein andrer,
gleich einem Wunder ihn hört dann ein andrer; doch keiner, auch hörend ihn, weiſs, noch kennt ihn.
Die Seel' ist unverletzbar stets im Körper Jedes, Bháratas,
Darum der Wesen Allzahl auch du nimmer doch bejammern muſst.
(II. 26—30.)

Der Geist ist unsichtbar, unvorstellbar, überall hindringend, (II. 25.) der Körper hat die entgegengesetzte Natur. Auf die Einfachheit und Ungetheiltheit des Geistigen werden wir aber noch einmal bei Gelegenheit der Natur der Gottheit zurückkommen. Denn der überall waltende Geist ist einer und ebenderselbe. (VIII. 20. 21. XIII. 27.)

Das Handeln fesselt den Geist, indem es ihn den Bedingungen der Wirklichkeit unterwirft, und vom reinen Nachdenken abzieht. Es hat daher in der Welt von alter Zeit her zwei Systeme gegeben, des Handelns und der Erkenntniſs (III. 3.) und die Beobachtung des Rechten in

Absicht des Handelns ist schwer, da man sowohl auf das Handeln, als Nichthandeln achten mufs. (IV. 17.) Man hat bald das eine, bald das andre vorgezogen. (XVIII. 2. 3.) Aber die Wahrheit ist, dafs das erstere vor dem letzteren den Vorzug verdient. (III. 8. V. 2.) Es kommt nur darauf an, sich von den Fesseln der Handlungen (II. 39.) loszumachen. Dies aber geschieht, wenn man alle Rücksicht auf den Erfolg verläfst, und nur handelt um zu handeln. Alsdann vereinigt man beide Systeme, vernichtet gleichsam die Handlungen, indem man sie ihrer fesselnden Natur beraubt, und handelt, mitten im Handeln, eigentlich nicht. (IV. 20. XVIII. 17.) Denn dies ist nothwendig, weil es immer wahr bleibt, dafs das Handeln weit unter der Erkenntnifs steht. (II. 49.)

Man würde aber auch umsonst versuchen, das Handeln gänzlich aufzugeben. In keinem Augenblick kann der Mensch ohne Handlungen bleiben, sie gehen unabhängig von seinem Willen vor, und entstehen aus der Natur und ihren Eigenschaften. (III. 5.) Der Weise läfst in ihnen die Natur walten, und sieht sie, blofs in ihr vorgehend, als von sich geschieden an. (IV. 21. XIV. 19. XIII. 19. III. 28. V. 8—10.) Diese Behauptung der Unvermeidlichkeit der Handlungen gründet sich darauf, dafs in diesem System unter Handlung alle und jede körperliche Verrichtung, eigentlich jede Veränderung der Materie, verstanden wird, was wieder damit zusammenhängt, dafs die Vollendung des Weisen, wie wir bald sehen werden, in die höchste Ruhe, die Vertiefung und den Uebergang in die Gottheit gesetzt wird. Eine andre Nothwendigkeit der Handlungen entsteht aus den verschieden vertheilten Pflichten der Stände, welchen jeder, selbst wenn Schuld damit verbunden wäre, getreu bleiben mufs. (XVIII. 47. 48.) Endlich liegt in dieser Lehre ein nothwendiger Fatalismus, da die mit der

Gottheit gleich ewige Natur das Rad ihrer Veränderungen unaufhaltsam umwälzen muſs, und dadurch die jedes einzelne Seyn in sich fassende Gottheit, genau gesprochen, zum einzigen wahrhaft Handelnden wird. Mit Recht kann daher Krischnas zu Ardschunas sagen:

Drum auf zum Schlachtkampf jetzt! erringe Ruhm dir! den Feind besiegend, genieſs Herrschaftsfülle!
durch mich vormals diese geschlagen sind schon; nur Werkzeug werde du, links gleich Geübter!
Den Dronas, Bhíschmas und den Dschayadrathas, Karnas, die andren des Kampfs Helden alle,
die ich geschlagen, du schlag' unverzagend! Auf, kämpfe, dein wird im Streite der Sieg seyn.
(XI. 33. 34.)

Nur die irdisch Verblendeten setzen den Grund ihrer Handlungen in sich, der bescheidene Weise hält nie sich für den Thäter. (XVIII. 16. XIV. 19. XIII. 29.)

Das Verzichten auf die Früchte der Handlungen wird auch durch ein Niederlegen der Handlungen in die Gottheit ausgedrückt. (XII. 6, III. 30. XVIII. 57.) Es befreit von den Fesseln der Handlungen, (IV. 41.) und wer es übt, bleibt unbefleckt von Sünde, wie das auf dem Wasser schwimmende Lotusblatt (V. 10.) nicht benetzt wird.

Auf die Nothwendigkeit des Verzichtens auf die Früchte der Handlungen, und des Gleichmuths, ja der Gleichgültigkeit über ihre Erfolge kommt der Dichter fast in jedem Gesange in mehr als einer Stelle zurück, und verbunden mit dem eben so oft wiederholten Dringen auf Handlung, bezeichnet sie unläugbar philosophisch eine an das Erhabne gränzende Seelenstimmung, und bringt zugleich eine groſse poetische Wirkung hervor.

Den einfachsten Ausdruck der Verzichtleistung möchten folgende Verse enthalten:

Im Handeln sey des Werths Würdgung, in den Früchten dir nie und nie.
Nicht sey, dem Handelns Frucht Grund ist; Sucht nicht sey nach Nichthandeln dir.
Vertieften Geists, von Sehnsucht frei, so handle, Goldverschmäher, du,
ob erfolgreich, erfolglos, gleich; Gleichmuth Vertiefung wird genannt.
(II. 47. 48.)

Auf diese Weise lösen sich Handeln und Nichthandeln vor dem Geist in denselben Begriff auf.

Wer sieht im Handeln Nichthandeln, im Nichthandeln das Handeln wer,
unter den Menschen der weis' ist, vertieft, an alles Handelns Ziel.
(IV. 18.)

Der Gleichmuth ist mit einem eignen Worte, der Freiheit von der Zwiefachheit, dem gelingenden oder mifslingenden Erfolge, bezeichnet. Die aus Wunsch und Abscheu entspringende Verblendung dieser Zwiefachheit bringt alle Verirrungen unter den Geschöpfen hervor. (VII. 27.) Der Weise macht sich davon los, und für seinen Gleichmuth kann kein Ausdruck stark genug gefunden werden. Nicht blofs Hitze und Frost, Vergnügen und Schmerz, Gelingen und Mifslingen, Glück und Unglück, Sieg und Niederlage, Ehre und Unehre müssen ihm dasselbe seyn, auch zwischen Freunden und Feinden, Guten und Bösen mufs er partheilos da stehen, gleich achten Erde, Steine und Gold. (II. 38. VI. 7—9. XII. 17—19.) Diese seine Abgezogenheit von der Bewegung des irdischen Seyns, der Gegensatz, in dem er hierin mit dem grofsen Haufen steht, wird in dieser, sonst bilderkargen, Dichtung in mehreren Bildern geschildert.

Wer den Gliedern der Schildkröte gleich, zurückziehet überall
die Sinne von dem Sinnreizstoff, des Geist in Weisheit fest besteht.
(II. 58.)

Dem nie sich füllenden, unschwankend stillen Weltmeer wie
einströmet der Wasser Menge,
wem einströmt so aller Begierden Fülle, der Ruh' erlangt, nicht
der Begierbegierge.
(II. 70.)

Welche jedem Geschöpf Nacht ist, in der wacht der Gesammelte,
in der jeglich Geschöpf wachet, ist des schauenden Weisen Nacht.
(II. 69.)

Die reine Scheidung des Geistigen von dem Körperlichen und die Vernichtung der Handlungen führen beide, jene positiv durch die Einerleiheit alles rein Geistigen, diese negativ durch die Entfernung der Störungen, in welche das Handeln den Menschen verwickelt, zu der Erkenntnifs und Anschauung der Gottheit, aus welchen die höchste Vollendung hervorgeht. Es ist daher nothwendig, gleich den Begriff richtig aufzufassen, den Krischnas, dessen Lehre nicht blofs eine philosophische, sondern ganz eigentlich eine religiöse ist, von der Gottheit aufstellt.

Ich werde auch hier versuchen, die Hauptsätze durch Stellen des Originals selbst zu belegen. Ich habe auf die Auswahl derselben absichtlich grofse Sorgfalt verwandt, und wünschte sehr, dafs diejenigen, welche Gegenständen dieser Art eine gröfsere Aufmerksamkeit schenken, die Mühe nicht scheuen möchten, diese Stellen nachzulesen, wozu auch denen, welche nicht Sanskrit wissen, A. W. von Schlegels lateinische, seiner Ausgabe der Gítá angehängte Uebersetzung eine treffliche Gelegenheit darbietet. Diese Uebertragung ist so meisterhaft und zugleich von so gewissenhafter Treue, von so geistvoller Behandlung des philosophischen Gehaltes des Gedichts und von so ächter Latinität, dafs es ohnehin unendlich zu bedauern wäre, wenn sie blofs zum besseren Verständnifs des Textes gebraucht, und

nicht von allen denjenigen recht fleifsig gelesen würde, die sich mit Philosophie und Alterthumskunde beschäftigen.

Da wo ich einzelne Stellen selbst metrisch zu übersetzen versucht habe, mufs ich, mich mit Nachsicht zu beurtheilen bitten, da man noch lange nicht genug die Eigenthümlichkeiten und Feinheiten des Indischen Versbaues, sondern nur sein Sylbenmaafs und seine Hauptabschnitte kennt, wodurch für die wahrhaft gelingende Nachbildung einer Versart wenig geschehen ist. Was die Stellen an sich betrifft, so habe ich durchaus nicht gerade die schönsten und gefälligsten ausgewählt, worüber das Urtheil ohnehin verschieden ausfallen dürfte, sondern dem Zweck dieser Abhandlung gemäfs, diejenigen, aus welchen die Eigenthümlichkeit des philosophischen Systems am meisten hervorgeht. Ich habe aus dem gleichen Grunde mit möglichster Genauigkeit Wort für Wort wiederzugeben versucht, und würde auf das Metrum gänzlich Verzicht geleistet haben, wenn nicht eine metrische, selbst weniger gelungene Uebersetzung immer einen anschaulicheren Begriff von dem Originale gewährte. Auch kann in unsrer Sprache eine metrische Uebersetzung gerade an Treue gewinnen. Der Uebersetzer wird durch den Rhythmus in eine, dem Original ähnliche Stimmung versetzt, die bindenden Gesetze der Sylbenzahl und Sylbenlänge machen schleppende prosaische Umschreibungen unmöglich, und schneiden die sonst leicht zu weit gehende Unschlüssigkeit über die Wahl der Ausdrücke auf eine wohlthätige Weise ab. Die in den Versen als Anreden vorkommenden Namen Bháratas, Párthas, Kaunteyas, sind Sanskritisch geformte Zunamen des Ardschunas, von seinen Voreltern hergenommen.

Zum Verständnifs der hier bald folgenden Stellen mufs ich bemerken, dafs, wenn Krischnas, der in ihnen meistentheils der redend Eingeführte ist, von sich spricht, damit

die höchste Gottheit, oder was der Reinheit dieser Lehre besser entspricht, die Gottheit absolut gemeint ist. Krischnas begleitet den Ardschunas als Mensch, (IX. 11.) als einer der Nachkommen des alten Königs Yadus, und Ardschunas, da er ihn als Gott erkennt, bittet ihn (XI. 41. 42.) wegen der Vertraulichkeit um Verzeihung, mit der er mit ihm umgegangen ist. Nach der Indischen Mythologie ist Krischnas *) die achte der zehn Irdischwerdungen, oder Niedersteigungen (Avatárás) Vischnus. **) Von diesen Erscheinungen der Gottheit in verschiedenen Thier- und Menschengestalten kommt zwar in unsrem Gedicht, das überhaupt von mythologischer Dichtung frei ist, nichts vor, aber Krischnas erwähnt doch, daſs er von Weltalter zu Weltalter auf die Erde zurückkehrt. (IV. 6—8.) Indem aber Krischnas eine Emanation der Gottheit ist, bleibt diese, oder vielmehr er in ihr in ihrem ewigen Seyn, und in diesem Verstande spricht er wohl, jedoch soviel ich habe sehen können, nur in dieser einzigen Stelle des Gedichts, von sich und Gott, wie von zwei verschiedenen Wesen, wenn er sagt:

Zu diesem ursersten Geist hin mich richt' ich, von wannen alles
Geschöpfs alter Strom flieſst.
(XV. 4. *b*.)

Gott nun ist das ewige, unsichtbare, ungetheilte und daher einfache, von allen vergänglichen, sichtbaren und in Individuen vertheilten Wesen verschiedene Princip. (XII. 3. VII. 24. 25.)

Verschieden ist vom sichtbaren ein unsichtbares, ewges Seyn,
das, wenn vernichtet ist jedes Geschöpf, nicht mit vernichtet wird,

*) Mehrere Abbildungen von ihm kann man in Guigniauts *réligions de l'antiquité*, IV. 13. nr. 61—66. nachsehen. Man vergleiche auch I. 210. 211.

**) Guigniaut. *l. c.* I. 181—193.

das unsichtbar Untheilbare, das sie preisen den höchsten Pfad,
den erringend, man nicht rückkehrt, dort wo mein höchster Wohnungsort.

(VIII. 20. 21.)

Unvernichtbar das ist, wisse, was ausgespannet dieses All.
Vernichtung dieses Urewgen keiner, wer irgend, machen kann.

(II. 17.)

Gott ist allwissend, Alles durchdringend, keines Zuwachses fähig, unendlich, der Herr aller Dinge; es giebt nichts über ihm; er ist Eins und muſs in Einheit angebetet werden. (VII. 26. III. 15. 22. XI. 19. 20. IX. 11. 17. 18. VII. 7. VI. 31.) Ardschunas sagt von ihm:

Nicht Ende, noch Mitte, noch irgend Anfang dir schau ich, Allherrschender, Allgestaltger.

(XI. 16.)

Der Welt, des Festen, des Regsamen, Vater, der Lehrer ehrwürdigster, höchster bist du;
nichts ist dir gleich, unermeſsbarer Herrscher, wer höher könnt' in der Dreiwelt, als du, seyn?

(XI. 43.)

Der Wohnsitz Gottes ist über alle Schöpfung hinaus und auſserhalb derselben.

Den dort erleuchten nicht Sonnen, nicht Mondesscheibe, Feuer nicht,
wohin gehend man nicht rückkehrt, ihn meinen höchsten Wohnungsort.

(XV. 6.)

Gott ist der Schöpfer der Welt, Alles ist nur durch ihn, er ist der unvergängliche Ursprung aller Dinge. (IX. 4. 10. 13. VII. 6. 7. 10.)

Was jegliches Geschöpfs Samen ist, das bin ich, o Ardschunas;
nichts ohne mich im Weltkreis ist, nicht Festes, nicht Bewegliches.

(X. 39.)

Von dem der Wesen Ausfluſs ist, der ausgespannet dieses All, nach seiner Art den anbetend, hin zur Vollendung strebt der Mensch.

(XVIII. 46.)

Wie Gott Alles hervorgebracht hat, so ist er auch Alles, und Alles ist in ihm. Dies ist ein Hauptsatz dieser Lehre, der auf die mannigfaltigste Weise durchgeführt wird. Er scheint auf der einen Seite mit dem Begriff der göttlichen Unendlichkeit zusammen zu hangen, die Alles in sich begreift, auf der andern mit der, der Indischen Philosophie eigenthümlichen Vorstellungsart von der Entstehung eines Dinges aus einem andren. Da es, wie wir im Vorigen gesehen, keinen Uebergang von dem Seyn zum Nichtseyn, oder umgekehrt, giebt, sondern beide zwei ins Unendliche fortlaufende Linien bilden, so ist alle Schöpfung aus Nichts unmöglich; jede Wirkung muſs also schon in ihrer Ursach, und gleich ewig mit ihr, vorhanden seyn. (Colebrooke in den *Transactions of the royal Asiatic Society, Vol. I. part. I. p.* 38.) Wenn daher Gott der Schöpfer aller Dinge ist, so müssen alle Dinge, schon vor seinem Schaffen, in ihm vorhanden gewesen seyn. In unsrem Gedicht ist diese Schluſsfolge selbst nicht ausgesprochen, allein da der Grundsatz (II. 16.) klar und bestimmt aufgestellt wird, so liegt sie von selbst am Tage.

Alles Geistige ist mit einander verwandt und Eins und dasselbe, und der Mensch kann in sich, d. h. in seinem geistigen Selbst (da die Sprache den Begriff des Geistes und der Selbstheit in demselben Wort mit einander verbindet) alle übrigen Geschöpfe und in ihnen Gott erkennen. Indem aber der göttliche Geist in Geschiedenheit in die einzelnen Individuen vertheilt ist, ist er zugleich in Einheit unsichtbar, unvergänglich und ungetheilt vorhanden, und diese seine ungetheilte Natur ist der wahre Urquell alles Daseyns.

Was jedem Dinge den ihm eigenthümlichen Vorzug giebt, das ist Gott, der Glanz der Gestirne, das Leuchten der Flamme, das Leben der Lebendigen, die Stärke der Starken, der Verstand der Verständigen, die Erkenntnifs der Erkennenden, die Heiligkeit der Heiligen. (VII. 8—11. X. 38.) Was irgend für ein Verhältnifs zwischen ihm und der Welt gedacht werden kann, in dem steht er, als Vater, Mutter, Erhalter, Zuflucht u. s. f., er ist die Lehre, die Reinigung, die heiligen Schriften, das Stillschweigen des Geheimnisses, (IX. 16—18. X. 38.) die nie aufhörende Zeit. (X. 33.) Im zehnten Gesange geht Krischnas die ganze Schöpfung durch (19—42.) von den Fischen im Wasser bis zu den Göttern hinauf, die Berge, Meere, Winde, die Jahreszeiten und Zeitabschnitte, die Heerführer, Weisen, Heiligen, Dichter, Heldengeschlechter, und in jeder Gattung nennt er sich das oder den, welche in jeder das Vorzüglichste sind, unter den Nachkommen Pándus Ardschunas, unter den Heiligen Náradas, unter den Einsiedlern Vyásas, unter den Dichtern Usanas u. s. f. Selbst die grammatischen Formen und Buchstaben werden nicht vergessen. Er ist unter den zusammengesetzten Wörtern die zwei Begriffe unabhängig von einander verbindende Gattung, unter den Buchstaben das *a*, wobei, wenn es nicht blofs die Ehrfurcht andeutet, mit der man die Erfindung der Schrift betrachtete, vermuthlich mystische Vorstellungen zum Grunde lagen. Ich hebe aber dies ausdrücklich heraus, weil es beweist, dafs, wenn dieses Distichon (X. 33.) nicht ein späteres Einschiebsel ist, zu der Zeit, in welcher das Gedicht entstand, schon ein Alphabet vorhanden war. Denn das deutsche Absondern eines Vocals vor der Reflexion, kann kaum durch irgend einen Zeitraum von der Bezeichnung desselben getrennt seyn. Alles einzeln Aufgezählte aber, sagt Krischnas beim Schlufs, habe er nur

beispielsweise angeführt, denn die ganze Zahl der Wesen, in welchen er durch seine Wunderkraft erscheine, zu nennen, werde kein Ende gefunden. Was irgend grofs, ausgezeichnet und vorzüglich, sey seines Glanzes theilhaftig und diese ganze Welt habe er mit einem Theile seiner Natur ausgestattet. (X. 40—42.) Hieraus geht nun auch deutlicher hervor, in welchem Sinne er sich Eins mit den Dingen der Natur nennt.

Was in den hier angeführten Stellen einzeln angegeben ist, wird in einer andren (VII. 19.) in den kurzen Ausdruck: Vásudevas (d. i. Krischnas, der Sohn des Vasudevas) ist das All, zusammenzogen.

Auf diese Weise mufs das göttliche Wesen einander entgegengesetzte Eigenschaften in sich fassen, deren Widerspruch sich nur in der Allheit seiner Natur auflöst. In demselben Distichon sagt Krischnas von sich:

Der Kraftbegabten Kraft bin ich, von Begier frei und Leidenschaft,
Begier bin ich, die kein Recht hemmt, in den Geschöpfen, Bháratas.
(VII. 11.)

Ein Gott, der das Rasen der ungebändigten Naturkraft mit der Ruhe in sich verbindet, die in reiner Herrschaft des Geistigen über allem Endlichen schwebt, regt alle Bilder in der Phantasie an, welche eine grofse dichterische Wirkung hervorzubringen im Stande sind.

Diesem entspricht nun auch die Körpergestalt, die Gott zugeschrieben wird. Sie ist nichts anders, als eine sinnliche Uebertragung seines geistigen Begriffes, nach welchem er, alle Wesen in sich fassend, sich in alle einzelne ergiefst und doch zugleich in seiner Einheit, als wahre Monas dasteht. Man darf diese Vorstellung eines göttlichen Körpers nicht mit der menschlichen Gestalt verwechseln, welche die Mythologie andrer Völker und in einem andren

Verstande, die Indische selbst ihren Göttern anbildet. In diesem philosophischen, nicht mythischen System wird die ganze Körperwelt zum Körper des Unendlichen, und zwar nicht wie sie sich allmählich und einzeln in ihren Wirkungen entwickelt, sondern in ihren, alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige zugleich in sich fassenden Urkräften.

Ardschunas bittet Krischnas (XI. Ges.) sich ihm so zu zeigen, wie er sich ihm (seinem Wesen nach, denn bis dahin ist im Gedicht nicht von Körperform die Rede) geschildert hat. Krischnas gewährt seine Bitte, leiht ihm ein göttliches Auge, da menschliche dies nicht zu schauen vermögen, und offenbart sich ihm in seiner glanzgebildeten, allumfassenden, unendlichen, uranfänglichen, von niemand bis dahin erblickten Gestalt. Ardschunas sieht ihn nun zu dem Himmel emporragend, ohne Anfang, Mitte, noch Ende, mit vielen Köpfen, Augen und Armen, Tausende von göttlichen, an Farbe und Umrissen verschiedenen Gestalten in sich vereinigend, das Weltall mit seinem Glanz erwärmend, und in ihm alle Götter von dem im Lotuskelch sitzenden Brahmá an, alle Weisen, und die ganzen Schaaren der Geschöpfe jeglicher Art.

Wenn hoch am Himmel urplötzlich von tausend Sonnen rings empor
Licht flammte, gliche sein Strahlen dem Glanz dieses Erhabenen.
Das Weltganze, als Eins stehend, und mannigfaltig doch vertheilt,
in dem Körper der Sohn Pándus des Gotts der Götter schauete.
(XI. 12. 13.)

So hatte sich ihm Krischnas auch angekündigt,

Das Weltganze, als Eins stehend, was sich bewegt, was nicht, erblick'
in meinem Körper, Haarlockger, und was du sonst begehrst zu schaun.
(XI. 7.)

und wer sich diese Ansicht zu eigen macht, erreicht die höchste Vollendung.

Wer, als in Einheit da stehend der Geschöpfe getheiltes Seyn,
und verbreitet von da schauet, der erhebet zur Gottheit sich.
(XIII. 30.)

Die niedrigste Stufe der Erkenntnifs ist die, auf der man das Einzelne, getrennt von seinem Ursprung, als wäre es selbst das Ganze, betrachtet; die mittlere, wenn man im Einzelnen nur das Einzelne sieht, ohne zum Allgemeinen aufzusteigen. (XVIII. 20—22.)

Es ist aber bemerkenswerth, dafs Krischnas ausdrücklich sagt (XI. 47.) dafs er dem Ardschunas diese seine höchste Gestalt durch Wirksamkeit seines Selbst gezeigt hat, d. h. durch die Wunderkraft *), von der in der Folge die Rede seyn wird, vermöge welcher Gott und Menschen im Stande seyn sollen, indem sie sich, abstrahirend und auf Einen Punkt heftend, in ihr Innres vertiefen, ihr Wesen umzuformen, und Unmögliches hervorzubringen. Man darf vielleicht hieraus schliefsen, dafs der Dichter diese Erscheinung Krischnas wirklich nur als einen Schein genommen wissen will, da sein von wahrem Spiritualismus durchdrungenes System dieser Vorstellung von vielfachen Gliedern, Sonnenglanz u. s. f. nicht bedarf, auch, wie wir gesehen, das göttliche Wesen sonst von ihm blofs als unsichtbar und ungetheilt geschildert wird.

*) Diese Kraft wird als ein wahrer Zauber (*mâya*) geschildert, und diese *Brahmamâyâ* findet sich auf Bildwerken so dargestellt, dafs sie das zwiefache Wesen, welches sie in sich vereinigt, nicht blofs durch ihre mannweibliche Gestalt anzeigt, sondern auch auf der einen Seite der halb nach dem Munde hinaufgezogene Fufs auf das über sich selbst brütende Brahma, auf der andren die tanzende Bewegung auf die schaffend gaukelnde *Mâyâ* hindeutet. (Guigniaut. IV. 1. nr. 2. pl. 1. Fig. 2.)

Gott umfaſst aber nicht bloſs alle Arten des Seyns, auch das Nicht Seyende ist er.

Unsterblichkeit und Tod bin ich, was ist, was nicht ist, Ardschunas.
(IX. 19.)

Auf ganz ähnliche Weise wird in Manus Gesetzbuch (I. 11.) die ewige, unsichtbare Grundursach, aus der Alles, auch Brahmá selbst, entsprungen ist, zugleich seyend und nicht seyend genannt. Ich glaube nicht, daſs dies, wie wohl geschehen, so zu verstehen ist, daſs mit dem Seyn das Wesen Gottes an sich, mit dem Nichtseyn unsre Unmöglichkeit es sinnlich wahrzunehmen gemeint sey. Wenn man sich vollständig in die hier herrschende Vorstellungsart hineindenkt, so wird in dieser Bestimmung gleichsam die letzte Schranke der Allheit Gottes niedergerissen, das Allwesen umfaſste nicht Alles, wäre nicht unendlich, wenn seinem Seyn noch ein Nichtseyn entgegengesetzt werden könnte. Auch ist es in höherem und reinerem philosophischen Sinne richtig, daſs die Gottheit dadurch, daſs sie den Grund alles Seyns in sich faſst, nothwendig auch den Grund des Nichtseyns in sich enthalten muſs. Ueberhaupt aber ist ein Seyn, das sich individuell in unzählige Geschöpfe vertheilt, und zugleich, als ein allgemeines, sie alle in sich vereinigt, mit keinem andren Seyn vergleichbar, und darum wird an einer andern Stelle gesagt:

Die höchste Gottheit, anfangslos, heiſst nicht unseyend, seyend nicht.
(XIII. 12.)

was mit dem oben angeführten Verse im Grunde derselbe, nur von einer andren Seite genommene Gedanke ist.

In einem andren Sinne wird das Nicht-seyende genommen, wenn es das Gegentheil des Seyenden, als reales Seyn, als gediegene Wesenheit betrachtet, andeuten soll.

Es wird alsdann (XVII. 28.) der Tugend und Wahrheit entgegengesetzt.

Die Geschöpfe sind in Gott. (VII. 12.)

Den höchsten Geist erstrebt, Párthas, Dienst, schauend unverrückt nach ihm,
dem die Geschöpfe inwohnen, der ausgespannet dieses All.
(VIII. 22.)

Zum Wohnort deine Natur habend, freut sich, du Sinnenherrscher, die Welt, dir gehorchend.
(XI. 36.)

Er aber ist nicht in ihnen. (VII. 12. IX. 4.)

Durch diesen letzten Satz wird jedoch nur ausgedrückt, dafs er von ihnen unabhängig ist, sie wohl mit seiner unendlichen Natur umfafst, selbst aber nicht in ihrer endlichen befangen ist. Denn in andren, ihn nicht einengenden Beziehungen ist er allerdings in ihnen, geht in ihre Körper ein und verläfst sie, und wohnt im Herzen jedes Menschen. (XV. 7—11. XIII. 15. 17.) Doch wird dieses Seyn in ihnen, nicht, wie das ihrige in ihm, als absolut und reell angenommen, sondern nur mit Beschränkung, als ein gewissermafsen, gleichsam Inwohnen. (XIII. 16.) Auch dagegen verwahrt sich diese Lehre sorgfältig, dafs das Seyn der endlichen Geschöpfe in dem unendlichen Schöpfer nicht seine Natur herabziehe. An einer Stelle folgt unmittelbar auf den Satz, dafs die Geschöpfe in Gott sind, der gerade entgegengesetzte, und auf dieses, zugleich Seyn und Nichtseyn wird als auf die höchste Wunderkraft des göttlichen Wesens aufmerksam gemacht, worunter, nach der Analogie andrer Stellen, die Anspannung des göttlichen Geistes zu verstehen ist, durch welche er alle Wesen mit sich verbindet, und doch alle beschränkende Folgen dieser Verbindung aufhebt. (IX. 4. 5.) Dichterisch wird darauf dieser Widerspruch durch folgendes Gleichnifs gelöst.

So wie des Aethers Raum füllet, allhindringend, die weite Luft,
der Geschöpfe Gesammtheit so mir inwohnend betrachte du.
(IX. 6.)

Dasjenige, was die Geschöpfe mit Gott verbindet, ist die geistige Natur. Sie ist dieselbe in allen. Gott ist eigentlich der jeden beseelende Geist. (X. 20.) Jeder kann daher in sich die übrigen Geschöpfe und sie in Gott erkennen.

Nicht zur Verblendung, Sohn Pándus, kehrst du zurück, erkennend das,
wo der Wesen Gesammtheit du in dir erst schauest, dann in mir.
(IV. 35.)

Wer in jedem Geschöpf selbst sich, und die Geschöpfe all' in sich
in fromm vertieftem Geist siehet, Eins und dasselbe überall,
wer überall nur mich schauet, und Alles schauet nur in mir,
in dem unter ich nicht gehe, und er nicht untergeht in mir.
Wer den Geschöpfen inwohnend mich ehrt, an Einheit hangend fest,
der, wo er immer mag weilen, vertiefet doch nur weilt in mir.
Wer immer in des Selbsts Gleichheit dasselbe schauet, Ardschunas,
wenn er empfindet Lust, wenn Schmerz, am tiefsten der vertiefet ist.
(VI. 29—32.)

Jene Wunderkraft Gottes wird auch eine magische, einen Schein hervorbringende genannt, und dadurch angedeutet, dafs das einzige wahre Seyn doch nur das unvergängliche, ewige, alles übrige, dem Wechsel unterworfene aber nur ein durch die Gottheit erzeugtes Scheinbild ist. Da es aber schwer ist, zu erkennen, dafs Gott durch diesen Antheil an der Endlichkeit nicht beengt wird, und sein eigentliches, unsichtbares Seyn nicht mit jenem Seyn des Scheins zu verwechseln (VII. 25.), so täuscht jene Wunderkraft die Menschen. Der Herr der Geschöpfe, heifst es an einer andern Stelle, sitzt in der Gegend des Herzens, und

macht die an dies rollende Rad der Endlichkeit Gehefteten durch seine Magie irre. Wer aber zu Gott gelangt, überwindet diesen Zauber. (VII. 14. 15. XVIII. 61.)

Er erkennt nemlich nicht nur die doppelte Natur, die nach diesem System in Gott angenommen werden mufs, sondern täuscht sich auch nicht über das Verhältnifs beider zu einander.

> Erde, Wasser und Glutlodern, Luft und Aether, Gemüth, Vernunft,
> Selbstgefühl, so in acht Theile ist die Natur gespalten mir;
> die niedre, denn getrennt, wisse, von ihr ist die andre, höchste mir,
> lebenathmende, Grofsarmger, durch die fortdauert diese Welt;
> denn als aus diesem Schoofs spriefsend, alle Dinge betrachte du.
>
> (VII. 4—6. *a.*)

Zur Erläuterung dieser Stelle mufs ich bemerken, dafs die drei, hier der niedren Natur Gottes zugesellten geistigen Vermögen in der Indischen Philosophie überhaupt gewissermafsen den Sinnen gleichgestellt werden.

Das Gemüth (m a n a s, der Etymologie nach, das lateinische m e n s) ist die Kraft, welche in der Seele dem körperlichen Wahrnehmen und Handeln entspricht. Denn die Indier nehmen, aufser den fünf Werkzeugen der Sinne, fünf Werkzeuge des Handelns an, und setzen diese zehn mit dem m a n a s, als dem eilften, in Eine Klasse.

Das Selbstgefühl (a h a n k á r a, wörtlich das, was das Ich bildet) wendet die äufseren und inneren Eindrücke auf die Persönlichkeit an, und schliefst also das Selbstbewufstseyn und die Selbstsucht in sich ein.

Die Vernunft (b u d d h i) beschliefst.

Ueber diesen dreien ist der reine, mit der eigentlichen göttlichen Natur verwandte Geist (á t m a n, woher unser a t h m e n, p u r u s c h a).

(Man sehe Colebrooke *l. c.* p. 30. 31. und Burnouf's Auszüge aus dem Padmapurána, *Journal Asiatique.* VI. 99

bis 101.) In unsrem Gedicht wird dies System nicht ausdrücklich auseinander gesetzt, aber der Anfang des 13. Gesanges und mehrere andre Stellen zeigen, dafs es auch das des Dichters war.

Man sieht hieraus, dafs die menschliche Natur nur eine Nachbildung, eine Vereinzelung der göttlichen ist, und wenn diese Körper schafft oder in Vernichtung sinken läfst, geht sie in dieselben ein, oder scheidet aus ihnen, und bedient sich der die Verbindung der Seele mit der Aufsenwelt bewirkenden Werkzeuge.

Denn in des Lebens Welt ziehet, lebenathmend, mein ewger Theil
an sich aus der Natur Schoofse Gemüth und Sinne, sechs an Zahl.
Wo in den Körper eingehet, wo wieder ihn der Herrscher läfst,
da sich eint er, sie losreifsend, wie Wind vom Lager Blüthenduft.
Umfassend da Gehör, Auge, Gefühl, Geschmack, Geruch zugleich
und das Gemüth in Herrschaft so, durchwirket er den Sinnenstoff.
(XV. 7—9.)

Gott verbindet sich also mit sterblichen Leibern und handelt, indem er sie hervorbringt, und menschliche Einrichtungen gründet. Er ist sogar genöthigt zu handeln, wenn das Weltenrad nicht still stehen soll. Aber die Verbindung mit der Endlichkeit befleckt, das Handeln fesselt ihn nicht, er läfst darin blofs die Natur walten. Hier kehrt nun, von der Gottheit ausgesagt, dieselbe Lehre zurück, die oben den Menschen eingeschärft wurde, dafs gehandelt werden mufs, dafs nur das Hangen an den Erfolgen die Freiheit des Geistes bindet, und seine Ruhe stört, der völlige Gleichmuth aber auch das wirkliche Handeln in Nichthandeln auflöst. (IX. 8. 9.)

Nichts, Párthas, ist zu thun übrig in den drei Welten irgend mir,
unerstrebt nichts Erstrebbares, doch web' ich sichtbarlich in That.
Wenn unermüdet rastlos ich einmal in That nicht webete —

denn, Párthas, meines Fufstritts Spur die Menschen folgen überall —
diese Welten in Nichts sänken, wenn ich nicht fürder thäte That,
und Thäter des Gewirrs wär' ich, und dies Geschlecht ich mordete.
(III. 22—24.)

Ich stiftete die vier Kasten, nach Eigenschaft, Beruf getheilt,
doch sieh' in mir, der so handelt, den Ewigen, Nichthandelnden.
Denn mich beflecket Handlung nicht, nicht ist nach Handelns Frucht mir Lust.
Wer also mich im Geist kennet, der, handelnd, wird gefesselt nicht.
(IV. 13. 14.)

Unter mir die Natur zeuget, was sich bewegt, und nicht bewegt.
Aus diesem Grunde, Kaunteyas, die Welt herum sich, rollend, dreht.
(IX. 10.)

Denn anfangslos, naturstofffrei, der höchste Geist, der ewige,
in Leibern weilend, Kaunteyas, nicht handelt, nicht beflecket wird.
So wie des Aethers Feinheit wird, allhindringend, beflecket nicht,
im Körper überall wohnend der Geist so nicht beflecket wird.
(XIII. 31. 32.)

In der Endlichkeit mufs nicht blofs das Vorhandene untergehen, auch das Untergegangene mufs wieder geboren werden. Dies haben wir oben gesehen. Das Weltall folgt in Zwischenräumen bestimmter Jahrtausende, die Brahmás Tag und Nacht heifsen, demselben Kreislauf, und Gott ist es, der es schafft und zerstört.

Denn der, welcher Brahmás Tag kennt, den tausend Alter fassenden,
die Nacht, die in sich fafst tausend, tag- und nachtkundig ist im Geist.
Es entspriefst dem Unsichtbaren das Sichtbare, wann kommt der Tag;
wann die Nacht kommt, es hinschwindet ins unsichtbar Genennete.

Der Geschöpfe Gesammtfügung, wenn sie gewesen, schwindet hin,
wann die Nacht kommt; von selbst, Párthas, erstehet sie, wann kommt der Tag.

(VIII. 17—19.)

Alle Geschöpfe, Kaunteyas, gehn in meine Natur zurück,
wann untergeht ein Weltalter, wann anhebt eins, entlass' ich sie.
Denn die eigne Natur sammelnd, entlass' ich, schaffend, für und für,
der Geschöpfe Gesammtfügung von selbst, wie die Natur es heischt.

(IX. 7. 8.)

Ich dieser ganzen Welt Ursprung bin, und Zerstörung wiederum.
Erhabner, als mich, kein zweites giebts irgend, Goldverschmäher, du.
An mich geknüpfet ist dies All, wie Perlenreih' am Faden hangt.

(VII. 6. *b.* 7.)

Dies letzte Gleichniſs scheint die Philosophie von der Mythologie entlehnt zu haben, wenn nicht diese sich des dichterisch-philosophischen Ausdrucks zu ihrem Endzweck bemeistert hat. Denn auch in Bildwerken (Guigniaut *Religions de l'Antiquité. IV. p. I. nr.* 2. *pl. I. fig.* 2. u. a. a. O.) ist die Reihe der geschaffenen Dinge als eine Perlenschnur dargestellt. Es ist interessant, auf diese Weise eine Hieroglyphe in Dichtung entziffert, oder eine Dichtung in Hieroglyphe übergetragen zu sehen. Hiermit muſs man auch die sich wiederholenden irdischen Erscheinungen des göttlichen Wesens in Zusammenhang bringen, das sich gleichfalls immer selbst wieder erzeugt. In der That kann der Gedanke und überhaupt alles Geistige nicht durch Ruhe, sondern nur durch Selbstthätigkeit, also durch ewig sich erneuernde Zeugung fortbestehen.

Von mir Geburten viel schon sind, von dir vorüber, Ardschunas,
und alle sie im Geist kenn' ich; du, Feindverderber, kennst sie nicht.

Bin unvergänglich, anfangslos und der Geschöpfe Herr ich gleich,
doch die eigne Natur sammelnd werd' ich durch meines Zaubers Schein.
Wie Ermatten des Rechts anhebt jedesmal hier, o Bhâratas,
und Erstehen des Unrechtes, so mich erschaff' ich wiederum.
Zu der Schutzwehr der Frommsinngen, zu der Gottlosen Untergang,
zu des ewigen Rechts Festgung ersteh' ich neu von Zeit zu Zeit.
Mein göttlich Thun und mein Werden wer so in reiner Wahrheit kennt,
der in Geburt im Tod nicht geht, zu mir der gehet, Ardschunas.
(IV. 5—9.)

Das Entstehen der Wesen wird auch auf folgende Weise geschildert. Der Dichter braucht statt des gewöhnlichen Ausdrucks für den Körper einen andren (kschetra) den man das Irdische übersetzen kann, den wir aber noch allgemeiner Stoff, Materie, benennen wollen. Als Bestandtheile desselben zählt er die fünf Elemente, die fünf Sinnengegenstände, die eilf Körperwerkzeuge, Selbstgefühl, Vernunft, Lust und Schmerz, Begier und Abscheu, Mannigfaltigkeit, Denkkraft, Festigkeit und was sehr auffallend ist, das Unsichtbare auf. (XIII. 1—7.) Diesem veränderlichen Stoff stellt er den Stoffkundigen entgegen. Diesen nennt Krischnas Eins mit sich. In seiner Verbindung mit dem Stoff besteht alle Zeugung.

Was überall entsteht wahrhaft, ob Festes, ob Bewegliches,
durch des Stoffes und Stoffkundgen Eingung das wisse, Bhâratas.
(XIII. 26.)

Wie diese ganze Welt Eine Sonne, Glanz sendend, strahlend macht,
den ganzen Stoff der Stoffkundge so strahlen machet, Bhâratas.
(XIII. 33.)

Es bringt keine wesentliche Lücke in dem System unsres Gedichts hervor, wenn man diese nur im 13. Ge-

sange vorgetragene Vorstellungsart ganz übergeht, und ich gestehe, dafs sie mir auf keine Weise ganz klar ist. Am meisten machen mich die aufgezählten Bestandtheile irre, unter denen sich zwar die 25 den Indischen philosophischen Systemen (Colebrooke. *l. c.* p. 30. 31.) gewöhnlichen Grundstoffe gröfstentheils wiederfinden, aber auch andre, die theils, wie Begier und Abscheu im Gemüth, schon in andren enthalten sind, theils dem irdischen Stoff fremd scheinen. So hätte ich das Unsichtbare mit dem Stoffkundigen für dasselbe gehalten. In Manus Gesetzbuch (XII. 12—15.) in einer gleichfalls sehr dunkeln Stelle kommt dieser Ausdruck in einem andren, mehr untergeordneten Sinne vor.

Gott sieht nur auf die Gesinnung. Er nimmt alles ihm mit Verehrung Gebotne an, Wasser, eine Blume, ein Blatt. Er ist gleichgesinnt gegen alle. Wer sich zu ihm wendet, der Brahman oder ein Knecht, alle können den höchsten Weg einschlagen. Aber die wohlwollend gegen alle Geschöpfe Gesinnten, die Tugendhaften, Gleichmüthigen, Frommen sind ihm theuer. (IX. 26. 32. 33. XII. 13—20.)

Gott ist der eigentliche Gegenstand aller wahren Erkenntnifs, das zu Erkennende im absoluten Verstande. Indem der Dichter dies ausführt, und die Eigenschaften Gottes noch einmal kurz zusammen fafst, kommt sein wahres Wesen immer darauf hinaus, dafs er, in nur durch seine Natur zu lösendem Widerspruch, alles Endliche in sich schliefst, und als unendlich, doch von allem Endlichen frei ist. (XIII. 12—17.)

Bei der Darstellung eines Systems, das nicht dogmatisch vorgetragen, sondern in ein Gespräch verwebt ist, das sich, aufser seiner Bestimmung, eine sittlich religiöse Unterweisung über die Erreichung der höchsten Vollendung zu enthalten, an einen bestimmten Moment in einer Dichtung anschliefst, hat es mir doppelt nothwendig ge-

schienen, einen so einfachen Weg, als möglich, einzuschlagen. Ich habe daher im Vorigen mit Sorgfalt nur diejenigen Stellen zusammengetragen, in welchen entschieden von der höchsten Gottheit, oder vielmehr von dem absoluten Begriffe der Gottheit die Rede ist. Ich habe mich dabei um so mehr des einfachen Ausdrucks Gott bedient, als in den meisten derselben Krischnas von sich, also von einem persönlichen Wesen, spricht. Was diese Vorstellung augenblicklich verdunkeln, oder scheinbar verwirren konnte, habe ich entfernt, um jetzt darauf zurückzukommen.

Der wichtigste hier zu erläuternde Begriff ist der des Brahma, oder der göttlichen Substanz. Um Mißsverständnissen vorzubeugen, muſs ich zuerst bemerken, daſs dies mit einem kurzen *a* endende Wort das Neutrum der Grundform Brahman, und durch Endung und Geschlecht von dem mit einem langen *a* endenden Masculinum, dem Gott Brahmâ, verschieden ist.

Das Neutrum ist hier auch wohl nicht bedeutungslos gewählt. Denn auch in unserm Gedicht scheint zwischen Krischnas, Gott, und dem Brahma, der Gottheit, da wo beide Begriffe nicht zusammenfallen, der Unterschied der zwischen einer gleichsam allgemeinen göttlichen Substanz und einem persönlichen göttlichen Wesen zu seyn. Es wird auch von dem ganzen Brahma (VII. 29.) geredet, und der Ausdruck meistentheils noch von dem Beiwort des höchsten (VIII. 3. XIII. 12.) begleitet, als lieſse der Begriff einen Umfang und Grade zu.

Aus vielen Stellen geht deutlich hervor, daſs das Brahma und Gott dieselben Begriffe sind. Es durchdringt Alles (III. 15.); in der oben erwähnten Beschreibung der Gottheit, als des zu Erkennenden, ist gerade der Ausdruck das höchste Brahma, und kein andrer neben ihm gebraucht (XIII. 11—17.); die letzte Vollendung ist

das Uebergehen in das Brahma, das heifst in die Gottheit. (II. 72.)

Krischnas ist dasselbe mit ihm (X. 12.) ist das höchste Brahma selbst.

Aber umkehren dürfte man, und hierin liegt der Unterschied, den Satz wohl nicht. Brahma ist die göttliche Urkraft überhaupt, gleichsam ruhend in ihrer Ewigkeit; in Gott, hier Krischnas, tritt die Persönlichkeit hinzu. Daher wird Krischnas neben dem Brahma genannt.

Wer Om! *) so sagend, eintönig die Gottheit nennt, gedenkend mein,
und dann den Körper läfst scheidend, der wandelt hin den höchsten Pfad.
(VIII. 13.)

An einer andren Stelle wird sogar zwischen dem Brahma und Krischnas auf dem Wege zur Vollendung nicht undeutlich eine Stufenfolge angegeben. Nach einer ausführlichen Schilderung des frommen Weisen heifst es: derjenige, der so gesinnt ist

zum Gottheit werden Kraft gewinnt,
geworden Gottheit, ruhathmend, begehrt er nicht und trauert nicht,
für alle Wesen gleichfühlend, erreicht er meinen höchsten Dienst,
durch meinen Dienst erkennt wahrhaft er mich, wie grofs und wer ich bin,
dann mich erkennend wahrhaft geht in mich er ohne Zögern ein.
(XVIII. 53. b.—55.)

Der Uebergang in Krischnas ist also hier als das letzte und höchste dargestellt, nachdem der Mensch sich schon vorher dem göttlichen Wesen angebildet hat.

Noch bestimmter als zeugende und empfangende Gottheit, werden beide Wesen in folgender Stelle unterschieden:

*) Von diesem Wort werde ich gleich in der Folge reden.

Mein Schoofs die grofse Gottheit ist, in die ich lege meine Frucht,
und aller Wesen Ursprung fliefst allein daraus, o Bhâratas.
Denn wo aus einem Schoofs Körper entspringen irgend, Kuntis Sohn,
der grofse Schoofs die Gottheit ist, der Vater, samengebend, ich.
(XIV. 3. 4.)

Dies entspricht ganz den morgenländischen Begriffen von Spaltung der göttlichen Kraft, Ausgehen aus ihr und Zurückgehen in sie. Fremder dagegen scheint diese, nur in dieser einzigen Stelle desselben sich findende Vorstellungsart dem Systeme des übrigen Gedichts.

Wie in den obigen Versen über den einzelnen empfangenden Kräften eine allgemeine empfangende Urkraft angenommen wird, so geschieht dasselbe auch in andren ähnlichen Fällen. Es wird nemlich auch von einem absoluten Handeln, (karma) einem einfachen (akschara) und von Wesen die über den Geist, über die Geschöpfe, über die Götter, über die Opfer sind, (adhyâtman, adhibhûta, adhideiva, adhiyadschna) gesprochen. Es scheint hiernach, dafs die Indische Philosophie, wo sie einzeln vertheilte Kräfte oder Eigenschaften an Wesen wahrnimmt, den Begriff derselben in seiner Reinheit auffafst, bis zu schrankenloser Allgemeinheit erweitert, und nicht bei der Bildung des Begriffs vor dem Geiste stehen bleibt, sondern sie als reale Urstoffe wirklich setzt. Es entsteht alsdann hieraus zweierlei, einerseits dafs diese Grund-, oder Urstoffe der Ursprung der einzeln vertheilten Kräfte sind, andrerseits dafs sie in ihrer Reinheit und Unendlichkeit ganz oder theilweise zu der Natur der Gottheit gehören.

Das absolute Handeln wird (VIII. 3.) in einer eignen Definition das die Erzeugung des Daseyns der Geschöpfe bewirkende Entlassen oder Schaffen genannt. Denn

die Sprache verbindet diese beiden Begriffe in demselben Verbum (sridsch) und bleibt darin dem philosophischen Dogma getreu, dafs jede Wirkung, schon in ihrer Ursach enthalten, dieselbe nur zu verlassen braucht, um zu entstehen. Der Begriff des Handelns wird daher bei dem ursprünglichsten Handeln, der Schöpfung, aufgenommen. Es fafst unter sich die einzelnen Handlungen, und mit doppeltem Rechte das Opfer (III. 14.) es entspringt aber selbst aus dem göttlichen Wesen (III. 15.) als dem ursprünglichen Urheber aller Dinge. Nach diesem Zusammenhange erscheint es nicht mehr befremdend, wenn es in unmittelbare Verbindung mit der Gottheit und dem Uebergeistigen gesetzt und gesagt wird, dafs man diese beiden und das ganze Handeln kennt, wenn man sich zu Krischnas wendet, um sich von Alter und Tod zu befreien. (VII. 29.)

Das Uebergeistige (adhyátman) erklärt Krischnas (VIII. 3.) durch einen Ausdruck, der buchstäblich das eigne Seyn bedeutet, und gewöhnlich die einem Wesen unzertrennlich anhängende Natur, seinen Charakter, seine Persönlichkeit bezeichnet. (So V. 14. XVIII. 60.) Dieser Begriff ist also hier zu der absoluten Allgemeinheit gesteigert, in welcher er zu dem göttlichen Wesen pafst, das alle Gründe seines Seyns in sich selbst enthält und die Urpersönlichkeit ist. Nicht aber darf man diesen Begriff mit dem des höchsten Geistes verwechseln, für den es einen andren (paramátman) auch in unsrem Gedicht (XIII. 31.) vorkommenden Ausdruck giebt.

Was über die Geschöpfe ist, nennt Krischnas (VIII. 4.) das getheilte Seyn. Die Eigenthümlichkeit endlicher Wesen beruht auf ihrer geschiedenen Persönlichkeit, also auf Selbständigkeit und Vereinzelung. Für die erstere galt der so eben erwähnte Begriff. Die letztere liegt in dem gegenwärtigen. Es mufs aber ein solcher allgemeiner Grund-

stoff, dem die Möglichkeit beiwohnt, sich einzeln zu vertheilen, vorhanden seyn, da in einem Systeme, wie dieses ist, alle Wesen, ihrer Geschiedenheit unbeschadet, Eins sind.

Das Einfache, Unsichtbare bildet den Gegensatz des getheilten Seyns. Es ist eins und dasselbe mit der Gottheit und Krischnas, denn beide sind selbst das Einfache. (VIII. 3. XI. 37.) Aber das Einfache ist gleichsam der höchste und allgemeinste göttliche Urstoff. Denn es ist der Ursprung der Gottheit selbst; sie ist, nach der öfter berührten Vorstellung vom Verhältniß der Wirkung zur Ursach, mit und aus demselben, was die Sprache vollständig und genau in Einem Worte (Samudbhavam) ausdrückt. (III. 15.)

Es wird auch die Frage aufgeworfen, wer die am frommsten Vertieften sind, die Krischnas überhaupt, oder die ihn als das Einfache anbeten? worauf die Antwort lautet, daß beide zur Vollendung gelangen, aber die Arbeit der zuletzt genannten schwieriger ist, weil der körperbegabte Mensch sich schwer zu einer Vorstellung des Unsichtbaren erhebt. (XII. 1—6.) Vermuthlich ist aus der Absicht, die Einfachheit der Gottheit noch bezeichnender auszudrücken, der heilige mystische Name der Gottheit Om! entstanden, indem drei Töne *a*, *u* und ein Nasenlaut in Einen Buchstaben verschlungen sind, da *a* und *u* in ein hier nasales *o* zusammenfließen.

Ueber das Opfer nennt Krischnas auf eine dunkle und mystische Weise (VIII. 2. 4.) sich selbst in diesem seinem, also menschlichen Leibe, und der Ausdruck kommt sonst nicht an Stellen vor, die über diese mehr Licht verbreiteten. (Vgl. VII. 30.) Vielleicht aber soll diese Irdischwerdung selbst als ein Opfer, und folglich er als das höchste, alle andren in sich fassende angesehen werden.

Die Götter (deva) sind nach den philosophischen Sy-

stemen der Indier nur Wesen höherer Art, die ersten und höchsten, (XVII. 4.) aber selbst geschaffen, und nicht vergleichbar mit dem wahren göttlichen Wesen, dem Urquell aller Dinge. (Colebrooke *l. c.* p. 33.) Sie sind ebenso, als die Menschen, den einschränkenden Eigenschaften der Natur unterworfen, (XVIII. 40.) und wohnen mit allen übrigen Geschöpfen in Krischnas. (X. 14. 15.) Es opfern ihnen die, welche, nicht gleich lauter in ihrem Seyn, wie die Verehrer des höchsten Gotts, an den Erfolgen der Handlungen hangen; (IV. 12.) diese aber kommen alsdann nach dem Tode nicht zur höchsten Gottheit, sondern nur zu ihnen. (VII. 23.)

Brahmá befindet sich auch in Krischnas. Dieser sagt von sich:

> Denn der Wohnsitz Brahmás bin ich und des ewigen Göttertranks,
> der nie alternden Rechtssatzung und ungemeſsner Seeligkeit.
> (XIV. 27.)

und Ardschunas von ihm:

> In deinem Leib schau' ich die Götter, Gott du, und alle Thiergattungen dicht geschaaret,
> im Lotuskelchsitze Brahmá, den Herrscher, und alle Frommweisen und Götterschlangen.
> (XI. 15.)

Krischnas ist gröſser, als er. (XI. 37.) Die erste und die letzte der hier angeführten Stellen gehört aber zu denen, bei welchen es, wie ich weiter unten zeigen werde, grammatisch zweifelhaft bleibt, und wo nur der Zusammenhang entscheiden kann, ob der Gott Brahmá oder die göttliche Substanz gemeint sey.

Was über die Götter ist, wird vorzugsweise der Geist (Puruscha) genannt, und da der mit diesem Ausdruck verbundene Begriff in einem Theile des Gedichts eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir ihn mit wenigen Worten zu erläutern versuchen.

Die genaue und eigentliche Bedeutung des Worts ist die, daſs es das Männliche bezeichnet. Es heiſst also Mann und Mensch. Sein übriger Gebrauch aber zeigt, daſs es den Menschen ursprünglich nur von der Seite bezeichnete, von der er mit höheren Wesen und allem Geistigen verwandt ist *). Denn man bedient sich desselben auch geradezu von dem Schöpfer. In zwei oben übersetzten Stellen (VIII. 22. XV. 4.) wo der Geist das Weltall geschaffen hat, und alle Geschöpfe in sich enthält, und wo Krischnas sich an ihn richtet, steht im Text dieses Wort. Krischnas wird so von Ardschunas genannt. (X.12. XI.18.38.) In dieser Bedeutung kommt puruscha gewöhnlich mit Beiwörtern vor, der höchste, (VIII. 22.) der ewige, göttliche, (X. 12.) der uralte, (XI. 38.) ursprüngliche (XV. 4.) allein auch absolut, als der Geist. (XI. 18.) Schon hieraus sieht man, daſs es nicht bloſs ein verschiedner Name für die Gottheit ist, und untersucht man seinen Gebrauch genauer, so findet man, daſs es einen gröſseren Umfang hat, und auch in der Gottheit eine bestimmte Eigenschaft, oder vielmehr Wirksamkeit anzeigt. Es ist nemlich das wirkende Princip, welches, aber immer geistig, herrschend, und sich Alles unterordnend, in der Natur ruht, Verbindungen auch mit ihrem endlichen Wesen eingeht, und dadurch irdisch zeugt und schafft. In der Indischen Philosophie kann auch die Gottheit nicht unterlassen, dies zu thun, es entsteht eben daraus, daſs Gott und die Geschöpfe in dieser Beziehung Eins werden, und der Mensch ihn und alle in sich schauen kann, und von dieser Idee, von der göttlichen Durchdringung der Natur zum Behuf der Schöp-

*) Herr Guigniaut (*Réligions de l'Antiquité I.* 618.) sucht diese Verbindung der Menschheit mit der Gottheit in dem Begriff puruscha auf eine andere Weise, indem er das Indische Wort durch l'homme-dieu erklärt. Ich kann aber dieser Meinung nicht beitreten.

fung geht, soviel ich aus dem Gebrauche des Worts wahrnehmen kann, seine Anwendung auf die Gottheit aus. Allgemein ist es daher das in der Natur hervorbringende Geistige, und wenn Krischnas sich (VII. 8.) das Edelste und Feinste in jeder Gattung der Dinge nennt, nennt er sich unter den Männern ihre Puruscha-Kraft, was die Indische Sprache blofs in der Endung des Neutrum und durch die Umbeugung des Stammvocals durch Pauruscham andeutet. In Manus Gesetzbuch wird in einer sehr merkwürdigen Stelle (XII. 118—125.) gesagt, dafs der Brahmane das ganze All in sich selbst sehen könne. Nach einer spielenden Vorstellungsweise (von welcher, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, unser Gedicht durchaus frei ist) werden Götter und Naturwesen in einzelne Theile des menschlichen Körpers vertheilt. Dann heifst es: aber sie alle beherrscht der höchste Geist, er der feiner als ein Atom ist, eine auch in einer gleich folgenden Stelle unsres Gedichts mit denselben Worten vorkommende Bezeichnung, und den einige die ewige Gottheit nennen (Brahma). Wie nun aber sein Schaffen beschrieben wird, kommt es ganz mit der eben geschilderten Art überein.

> Er alle Wesen, durchdringend sie mit fünffach vertheiltem Stoff,
> Flammenrad *) gleich, stets dreht wälzend in Geburt, Wachsthum, Untergang.
>
> (Manus Gesetzbuch. XII. 124.)

---

*) Wörtlich wie im tschakra. So wird nemlich die Scheibe, oder das Rad genannt, aus welchem oben und zu jeder der beiden Seiten Flammen ausgehen, und das ein häufiges Attribut Vischnus und Krischnas in Gemälden und auf Bildwerken ist. Aufserdem bedeutet tschakra auch überhaupt ein Rad, und auch ein solches, und ohne Flammen trägt Vischnus bisweilen. Man sehe über dies Attribut Guigniaut, *Religions de l'Antiquité* IV. p. 4. nr. 18. pl. III. fig. 18. p. 11. nr. 48. pl. IX. fig. 48. p. 13. nr. 66. pl. XII. fig. 66. Das eigentliche, mit Flammen versehene tschakra scheint immer als eine Scheibe, ohne Speichen, abgebildet zu werden.

Aus unsrem Gedicht will ich zwei vorzüglich beweisende Stellen hersetzen, obgleich in denselben Begriffe vorkommen, die erst weiter unten ihre volle Erläuterung finden. In der einen wird die Gottheit mit dem Namen des Dichters belegt. In der jugendlichen Frische eines zur Wissenschaft aufblühenden Volkes erscheint das Dichten nicht wie eine menschliche Kunst, sondern wie ein wirkliches Schaffen, und auch die mannigfaltige, gestaltenreiche, bunte, durch die Zauberkraft der Gottheit hervorgerufene, wie ein Wunder vor dem jungen Gemüth da stehende Schöpfung kann wohl mit einem vor der Phantasie vorüberrauschenden Gedichte verglichen werden.

Unaufhörlich den Sinn richtend, unabirrend vertiefend sich,
zum Geist, dem höchsten, gottgleichen, Párthas, gelangt zu ihm der Mensch.
Des alten, hochwaltenden, weisen Dichters, der feiner ist als Atom, wer gedenket,
des Weltalls Nährers, undenkbar gestaltgen, des sonnengleich leuchtenden, fern vom Dunkel,
wer Dienst ihm festsinnig zur Todesstunde in Kraft standhaft starrer Vertiefung weihet,
zur Augenbrau'n-Mitte den Odem sammelnd, der geht zum gottgleichen, zum höchsten Geist ein.
(VIII. 8—10.)

Den Geist und die Natur, beide, wiss' anfangslos und ewig auch.
Eigenschaften und Umwandlung sind, wisse, der Natur gesellt.
Des Wirkens des, geschehn was soll, Ursach wird die Natur genannt;
der Geist genannt die Ursach wird in Lustgenuſs und Schmerzgefühl.
Der Geist, in der Natur stehend, sich ihrer Eigenschaften freut.
Sein Hang nach ihnen macht Zeugung in gutem und in schlechtem Schooſs.
Der Lenker er, der Zuschauer, Genieſser, Nährer, hohe Herr,
der Urgeist auch genannt wird er in diesem Leib, der höchste Geist.

Wer die Natur, den Geist kennet, zugleich die Eigenschaften auch,
der, wo er immer mag weilen, doch fürder wird geboren nicht.
(XIII. 19—23.)

Der durch das All verbreitete Geist läfst, wie wir oben gesehen, nach Mafsgabe seiner verschiedenen Beschränkung, Grade zu. Krischnas unterscheidet einen dreifachen, den theilbaren, mit allen Geschöpfen identischen, den untheilbaren, auf dem Gipfel stehenden, und einen dritten, der höchste oder Urgeist genannten, der, die drei Welten durchdringend, sie ernährt und beherrscht. Weil er, setzt er hinzu, sich über den theilbaren erhebt und treflicher ist als der untheilbare, so wird er in der Welt und der Schrift der höchste genannt. (XV. 16—18.) Man erkennt hier wiederum die Methode, allgemeine Begriffe real zu setzen. Dem in die Geschöpfe vertheilten geistigen, als Vermögen sich so zu vertheilen zusammengefafsten Wesen wird ein zweites von entgegengesetzter und höherer Natur gegenübergestellt; zur Vollendung des Begriffs müssen aber auch beide wieder in einem noch höheren, der ihre entgegenstehenden Eigenschaften in sich vereinigt, zusammengefafst werden. Manus läfst (I. 19.) das Weltall aus den feinen Körperelementen sieben unermefslich starker Geister, Puruschás (nach dem Scholiasten, der fünf Elemente, des Selbstgefühls und der grofsen Seele) bestehen, und setzt hinzu: das Vergängliche aus dem Unvergänglichen. Hier wird also das Wort allgemein von Urkräften gebraucht, aber immer liegen die oben als seine Kriterien angegebenen Begriffe des Schaffens, und des über endliche Natur Hinausgehenden darin.

Die Natur ist, wie wir eben gesehen, nach Krischnas Lehre, gleich ewig mit der Gottheit. (XIII. 19.) Sie besitzt drei Eigenschaften, guna, welche den Geist, so wie er sich ihr gesellt, binden. Unter diesem Binden wird al-

les Verwickeln in irdische und weltliche Dinge verstanden, die den Menschen von allein auf die Gottheit gerichteten Gedanken abziehen, und ihn dadurch an der Erreichung des letzten Zieles, der höchsten Ruhe, verhindern. In diesem Sinne kann auch das Edelste, z. B. die Erkenntnifs, binden. Die Natureigenschaften, auch absolut die Eigenschaftsdreiheit genannt, sind sogar dem Grade nach insofern verschieden, als das in jeder Bindende mehr oder weniger edel ist.

Die erste und edelste ist Sattwa, wörtlich die Eigenschaft des Seyns, aber in dem Sinne, in welchem das Seyn, frei von allem Mangel oder Nichtseyn, durchaus real ist, also in der Erkenntnifs zur Wahrheit, im Handeln zur Tugend wird. Denn das Wort, das ursprünglich blofs ein von dem Participium des Verbum seyn gebildetes Abstractum ist, wird für diese beiden Begriffe gebraucht. Ich übersetze diese Natureigenschaft, um, so gut es gehen will, den Zusammenhang dieser Bedeutungen beizubehalten, durch Wesenheit.

Die zweite Eigenschaft ist Radschas. Dies Wort bedeutet eigentlich Staub, es kommt aber von einer Wurzel (randsch), die ankleben, sich anhängen, und durch eine nahe liegende Metapher, färben, heifst. Ein davon abgeleitetes Nomen ist rága, zugleich Farbe und Begier. Alle diese Ausdrücke haben in ihrer bildlichen und Begriffsgeltung einen nahen Zusammenhang unter einander.

Die zweite der Natureigenschaften mit diesem Namen zu bezeichnen, mögen mehrere Beziehungen dieser Begriffe zusammengekommen seyn, die leicht aufregbare Heftigkeit des zerbröckelt wirbelnden, staubartigen Stoffes, das Schimmernde, Feurige des Farbenspiels, die zu dem Boden gehörende, sich leicht anheftende und verunreinigende Natur des Staubes. Je nachdem diese Begriffe anders und an-

ders aufgefafst werden, giebt es mehr oder minder edle Abarten dieser Eigenschaft. Thatkraft, Feuer der Leidenschaft, Raschheit des Entschlusses gehören ihr an, Könige und Helden sind mit ihr ausgestattet, aber immer ist ihr etwas zur Wirklichkeit und zur Erde Herabziehendes beigemischt, das sie von der stillen und reinen Gröfse der Wesenheit unterscheidet. Die von ihr Hingerissenen lieben alles Grofse, Gewaltige, Glänzende, aber sie verfolgen auch den Schein, sind befangen in der bunten Mannigfaltigkeit der Welt und werden sogar unrein genannt, (XVIII. 27.) um dadurch zugleich auf die Befleckung hinzudeuten, der das weltlich gesinnte Gemüth nicht zu entgehen vermag. Obgleich aber stürmende Heftigkeit das Hauptmerkmal dieser Eigenschaft ist, so mufs doch damit die Vorstellung eines niedrigeren, nicht die Gröfse und Reinheit der Wesenheit erreichenden Standpunktes, der bis zur Befleckung führen kann, verbunden werden. Ich habe versucht, in dem Wort Irdischheit die verschiedenen Verzweigungen dieses Begriffs in der Wurzel zusammenzufassen. Es liegt in diesem Ausdruck zugleich das Streben nach Mannigfaltigkeit und das Hangen am Einzelnen. Indefs fühle ich wohl, dafs er, gegen den Indischen, zu abstract, auch sogar zu weit, und von der concreten Anwendung der Begriffe zu entfernt ist.

Die dritte und unterste Natureigenschaft ist Tamas (verwandt mit Dämmerung) Dunkel, Finsternifs, die keiner Erklärung bedarf.

Am philosophischsten wird der Unterschied zwischen diesen drei Graden der endlichen Befangenheit in der Natur an den schon oben (S. 42.) erwähnten Stufen der Erkenntnifs gezeigt. (XVIII. 20—22.) Der Wesenhafte sieht in allen Geschöpfen nur das Eine, in den getheilten ungetheilte Seyn. Dem Irdischen erscheint in ihnen nur ihre

mannigfach individuelle Geschiedenheit. Die von Dunkel Umnebelten hängen sich, ohne in Gründe einzugehen, auf beschränkte, das Wesen der Dinge verkennende Weise, an das Einzelne, und halten dies für das Ganze. Das nur den Ersten erkennbare reale und ungetheilte Seyn wird also von den Zweiten übersehen, von den Dritten miskannt.

Krischnas giebt dem Ardschunas folgende allgemeine Erklärung der drei Eigenschaften:

Wesenheit, Irdischheit, Dunkel, der Natur Eigenschaften sind;
sie in dem Körper, Grofsarmger, binden den Geist, den ewigen.
Hier nun die Wesenheit strahlet rüstig in Fleckenlosigkeit,
bindet durch süfser Lust Streben, Erkenntnifsstreben, Reiner, du.
Die Irdischheit, begierathmend, erkenn' am Durst der Leidenschaft,
durch Thatenstreben, Kaunteyas, den Geist im Körper bindet sie.
Erkenntnifsmangel zeugt Dunkel, betäubend dumpf die Sterblichen,
mit vorsichtsloser Trägheit dies einschläfernd bindet, Bhâratas.
(XIV. 5—8.)

Krischnas bestimmt hernach im 17. und 18. Gesange eine Menge von Gegenständen: Handlungen, Opfer, Gaben, Glauben, Vernunft u. s. f. nach der Verschiedenheit, welche die mit jenen Eigenschaften Begabten in dieselben bringen, und man kann sich diese Anwendung leicht denken. Ueberall gehört das, was aus reiner Absicht, mit Selbstbeherrschung und Gleichmuth, in Richtung auf das Höchste gethan wird, den Wesenhaften, was aus falschen Beweggründen, für vorübergehenden Genufs, zur Stillung augenblicklicher Begier, auf ungezügelte Weise, in Richtung auf einzelne, beschränkte Gegenstände geschieht, den Irdischen, das in Irrthum, Verkehrtheit und trägem Starrsinn Befangene den Finsteren an.

Es liegt in dieser Eintheilung unläugbar eine richtige und philosophische Ansicht der Natur, die in derselben

zuerst das Gediegene, Reale, vom Mangelhaften, blofs Scheinbaren, unterscheidet, die Quellen des Mangelhaften in den beiden Gränzen aller Endlichkeit, dem Mangel an Kraft und dem Mangel an Gleichgewicht aufsucht, und das Gediegene selbst, als doch nur endlich real, auch wieder als eine Naturbeschränkung auffafst.

Nach einer von Colebrooke (*l. c.* p. 40.) aus einem Commentator eines philosophischen Werks angeführten Stelle sollte man glauben, dafs die drei Natureigenschaften, nach ihren Graden, unter Göttern, Menschen und Thieren vertheilt wären, und mithin allen Menschen, ohne Unterschied, die Irdischheit zukäme *). Auf keinen Fall aber ist dies die Meinung unsres Gedichts. Es geht deutlich aus den beiden letzten Gesängen hervor, dafs die Eigenschaften unter den Menschen verschieden vertheilt sind. Ob sie die Gränzen des Kastenunterschiedes bestimmen? ist zweifelhafter. Es heifst zwar allerdings, dafs dieselben nach ihren, aus ihrem eigenthümlichen Seyn entspringenden Eigenschaften, g u n a, vertheilt sind (XVIII. 41. IV. 13.) und die Wesenheit könnte auf die Brahmanen, die Irdischheit auf die Krieger fallen, allein es müfsten, da es vier Kasten giebt, zwei zusammengenommen seyn, und der Ausdruck E i g e n s c h a f t kann hier leicht eine allgemeinere Bedeutung haben.

Die Handlungen entspringen aus den drei Eigenschaften, und wenn der Mensch sich selbst für ihren Urheber hält, sind es eigentlich die Eigenschaften, die in Wirksamkeit treten. (III. 27—29.)

---

*) Nach der Lehre der Vedás soll Vischnus in der Eigenschaft der Wesenheit, Brahmá in der der Irdischheit, Rudras in der der Finsternifs wohnen. Guigniaut. *Religions de l'Antiquité.* I. 239. Anm. 270. Eine ähnliche Stelle kommt bei Colebrooke (*l. c.* p. 30. nr. 2.) vor, wo aber die Eigenschaften anders vertheilt scheinen.

Auf ähnliche Weise ist es in Gott. Alles Seyn der drei Eigenschaften stammt von ihm, seine obenerwähnte Zauberkraft ist aus ihnen zusammengesetzt, und täuscht eben die Menschen dadurch, daſs sie nicht einsehen, daſs Gott höher, als sie, und unvergänglich ist. (VII. 12—14.) Sie sind aber nur in ihm, weil die Natur in ihm ist, denn unmittelbar gehören sie dieser an, (XIII. 21.) sie binden auch eben so wenig seine Freiheit, als die Natur und sein Handeln es thut. Daher heiſst er zugleich eigenschaftslos und die Eigenschaften genieſsend. (XIII. 14.)

Die Besiegung dieser Eigenschaften führt zur Unsterblichkeit (XIV. 20.) und obgleich es kein Wesen, weder auf Erden, noch im Himmel, weder unter den Göttern, noch unter den Menschen giebt, in dem sie nicht vorhanden wären, so muſs man doch streben, sich von ihnen zu befreien. (II. 45.) Man kann aber als von ihnen befreit angesehen werden, wenn man, in vollkommenem Gleichmuth über alle irdischen Erfolge, dem Walten der Eigenschaften in sich, ohne alle Theilnahme, nur als ein Fremder zusehend, sich allein dem Nachdenken über die Gottheit, und ihrem Dienste widmet. (XIV. 22—26.)

Das System der Indischen Philosophie, zu dem die in Krischnas Gespräch entwickelte Lehre, deren theoretische Dogmen ich hier vorzutragen versucht habe, gehört, ist im Ganzen das Sánkhya-System, d. h. dasjenige, welches in die Erforschung der Natur der Dinge durch Aufzählung ihrer Principien arithmetische Vollständigkeit und Genauigkeit zu bringen strebt. Es theilt sich in verschiedene Zweige, aber alle haben zum gemeinschaftlichen Grundsatz, daſs zukünftigem Uebel entgegengearbeitet werden muſs, und daſs klare Erkenntniſs rein geschiedener Wahrheit der Weg dazu ist. Die eine Lehre dieses Systems bleibt bei der Anwendung des raisonnirenden Verstandes stehen, und

läugnet, daſs es Beweise des Daseyns Gottes, als eines unendlichen Wesens, gebe. Ihr Schöpfer ist endlich und aus der Natur entstanden. Eine zweite Lehre dieses Systems, die Yoga-Lehre, stellt nicht nur Gott in selbständiger Unendlichkeit an die Spitze der Dinge, sondern setzt in die tiefste und abgezogenste Betrachtung seines Wesens das wahre Mittel der Erreichung ewiger Seligkeit. (Colebrooke *l. c.* p. 20. 24—26. 37. 38.)

Krischnas unterscheidet sehr bestimmt beide, indem er gleich im zweiten Gesange dem Ardschunas sagt: was er ihm bis dahin durch Vernunftgründe (Sánkhya) bewiesen, solle er nun hören, indem er seinen Sinn zum Yoga stimme. (II. 39.) In seinem ganzen übrigen Vortrag bleibt er sichtlich bei dem Letzteren stehen. Seine Lehre ist also Yoga-Lehre *). Er hatte sie schon einmal offenbart, und sie hatte sich unter den Weisen der Vorzeit durch Ueberlieferung fortgepflanzt, aber im Verlauf der Zeiten war sie untergegangen, darum erklärt er sie dem Ardschunas aufs Neue. (IV. 1—3.) Sie ist aber eine Geheimlehre, die nur dem Würdigen mitgetheilt werden darf. (XVIII. 67—69.) Ob und in wiefern unser Gedicht hierin mit dem obenerwähnten Werke Patandschalis übereinstimmt, läſst sich bei Colebrooke's kurzen Andeutungen nicht entscheiden. Höchst merkwürdig wäre die genaue Vergleichung beider, und ich würde die gegenwärtige Arbeit noch

*) Ich habe mich gefreut zu sehen, daſs Hr. Burnouf dieselbe Ansicht über das Verhältniſs der Bhagavad-Gítá zu der Sánkhya-Philosophie hat. Man sehe den zweiten seiner interessanten Aufsätze über den Bhágavata Purána im *Journ. Asiat.* VII. 199. Ich muſs hierbei bemerken, daſs meine Abhandlung früher ausgearbeitet und vorgetragen war, als diese Aufsätze erschienen sind. Dasselbe gilt von mehreren in diesen Anmerkungen angeführten Stellen. Die Uebereinstimmung zweier, unabhängig von einander gewonnenen Ansichten wird dadurch ein um so stärkerer Beweis der Richtigkeit der Behauptung.

verschoben haben, wenn man nicht fürchten müfste, dafs es nicht die Absicht des Englischen Gelehrten sey, noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Der Begriff des Yoga ist eines der unterscheidenden Merkmale dieser Philosophie, und gehört, nach unsren Begriffen, zu ihrem praktischen Theile. Ich werde daher nun zur Entwickelung desselben übergehen, an diese die Lehre vom höchsten Gut und den Mitteln der Erreichung desselben anknüpfen, und mit diesem praktischen Theile die ganze Darstellung der Krischnas-Lehre beschliefsen.

Yoga ist ein von der Wurzel yudsch, vereinigen, binden, dem lateinischen jungere, gebildetes Nomen, und drückt die Verknüpfung eines Gegenstandes mit dem andren aus. Darauf lassen sich alle vielfachen abgeleiteten Bedeutungen des Worts zurückführen. Im philosophischen Sinne ist Yoga die beharrliche Richtung des Gemüths auf die Gottheit, die sich von allen andren Gegenständen, selbst von den inneren Gedanken zurückzieht, jede Bewegung und Körperverrichtung möglichst hemmt, sich allein und ausschliefsend in das Wesen der Gottheit versenkt, und sich mit demselben zu verbinden strebt. Ich werde den Begriff durch Vertiefung ausdrücken, und habe es schon in einigen oben übersetzten Stellen gethan. (S. 27. VIII. 8—10.) Denn ist auch jede Uebertragung eines aus ganz eigenthümlicher Ansicht entspringenden Ausdrucks einer Sprache durch ein einzelnes Wort einer andern mangelhaft, so bleibt doch die Insichgekehrtheit das auffallendste Merkmal, an dem man den Yogí, d. h. den dem Yoga sich Widmenden und in demselben Begriffenen, erkennt. Auch liegt in dem Ausdruck der Vertiefung die mystische, dem Yogí eigne Gemüthsstimmung, die, wo das Wort absolut gebraucht ist, am natürlichsten auf die Endursach aller Dinge bezogen wird. Durch die Richtung auf die Gottheit

geht der Begriff in den der Frömmigkeit, (II. 61. VI. 47. IX. 14.) durch das ausschliefsliche Hingeben an Einen Gegenstand in den der Weihung, Widmung über, und eignet sich von diesen beiden Seiten für den lateinischen devotio und die von diesem in den neueren Sprachen abgeleiteten. Der ursprüngliche Begriff der Verknüpfung verschwindet aber bei dieser Uebertragung zu sehr, und die ganze Bedeutung des Worts wird vermuthlich sogar zu enge bestimmt. Denn nach einer Stelle Colebrooke's (p. 36.), wo er von Patandschalis Yoga-Lehre spricht, scheint (da er ausdrücklich von *meditation on special topics* redet) das stiere Nachdenken des Yogí auch auf andre Gegenstände, als die Gottheit gerichtet seyn zu können. Gar keinen Gebrauch verstattet devotio in den Stellen, in welchen Yoga, wie wir weiter unten sehen werden, als eine Thatkraft und eine Eigenschaft in der Gottheit selbst geschildert wird. Als Anstrengung, Beschäftigung kommt das Wort auf den Begriff hinaus, sich zu etwas zu bestimmen, auf etwas zu legen, etwas zu üben, und in diesen mannigfaltigen Bedeutungen geht es Zusammensetzungen mit mehreren andren Wörtern ein, indem bald der Zweck, bald die anzuwendenden Mittel näher bestimmt werden.

Das erste Erfordernifs der Vertiefung ist die Unterdrückung aller Leidenschaften, die Abgezogenheit von aller Gewalt der Sinne, ja allen äufseren, sie reizenden Gegenständen. Erst wenn die Geistigkeit Herrschaft gewonnen hat, kann die Vertiefung Kraft haben.

Die Vertiefeten, anstrebend, schaun in sich selber ruhend ihn,*)
doch nicht ihn schaun, auch anstrebend, die nicht vollendet Geistigen.

(XV. 11.)

*) Nemlich den höchsten Regierer.

Auf diese Weise trift hiermit das oben von der Vernichtung der Handlungen durch die Gleichgültigkeit über ihre Erfolge Gesagte zusammen, und zwar so sehr, daſs, wie wir oben gesehen (S. 32. II. 47. 48.) Gleichmuth und Vertiefung als Synonyme gebraucht werden. Ist auf diesem Wege jedes Regen der Leidenschaft, ja der leisesten Neigung getilgt, und die Seele zu völliger Partheilosigkeit (VI. 9.) gestimmt, so werden Nachdenken und abgezogene Betrachtung herrschend. So muſs der Geist sich, durch nichts Fremdartiges gestört, nur gesammelt in sich, in den Gedanken der Gottheit versenken, und mit unabirrend stätiger Beharrlichkeit an der Urwahrheit hangen. Aber nun stellt, wie wir auch bei andren Gelegenheiten gesehen haben, das System sein Dogma wieder auf die Spitze. Auch der innere Gedanke soll unterdrückt, alle innere und äuſsere Veränderung aufgehoben werden, welche die vollendete Ruhe, das ewig sich gleiche Daseyn des Unvergänglichen stört. Es wird dies durch ein Auslöschen, Verwehen des irdischen Geistes ausgedrückt. Man ist geneigt, das Nichtdenken nur von der Unterdrückung alles Gedankens an irdische Gegenstände zu nehmen. In Manus Gesetzbuch (XII. 122.) wird von dem höchsten Geiste gesagt, daſs nur mit schlummerndem Nachdenken zu ihm zu gelangen ist. Aber der Scholiast erklärt dies bloſs von der Verschlieſsung der äuſseren Sinne. Ich zweifle jedoch, daſs diese Erklärungsart, durch welche auffallende, und wirklich überspannte Behauptungen zu ganz gewöhnlichen Begriffen herabgestimmt werden, dem wahren Sinne des Systems entspricht.

Eine Hauptstelle unsres Gedichts über die Vertiefung ist folgende:

Wie Lampe, frei von Windwehen, nicht sich reget, deſs Gleichniſs ist
der Vertiefte, der, festsinnig, vertieft in Selbstvertiefung sich.

Da, wo, gehemmt, des Geists Denken durch der Vertiefung Uebung ruht,
wo allein durch sich selbst sein Selbst schauend in sich, der Mensch sich freut,
endlose Wonne, fühlbare dem Geist nur, übersinnliche
kennet, und stätig ausdauernd, niemals von ewger Wahrheit wankt,
wo, dies erreichend, nicht Andres er achtet diesem vorzuziehn,
und wo Unglück nicht, auch schweres, erschüttert mehr den Stehenden,
diese, des Schmerzgefühls Lösung, wisse, Vertiefung wird genannt.
In Vertiefung der Mensch mufs so vertiefen, sinnentfremdet, sich,
tilgend jeder Begier Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
der Sinne Inbegriff bändgend mit dem Gemüthe ganz und gar.
So strebend, nach und nach ruh' er, im Geist gewinnend Stätigkeit,
auf sich selbst das Gemüth heftend, und irgend etwas denkend nicht;
wohin, wohin herumirret das unstät leicht bewegliche,
von da, von da zurückführ' er es in des innern Selbsts Gewalt.
Den Vertiefeten, Stillsinngen der Wonnen höchste dann besucht,
dem Irdischheit die Ruh nicht stört, den reinen, gottgewordenen.
(VI. 19—27.)

An andren Stellen (V. 27. 28. VI. 10—15. VIII. 10—14.) werden zu diesen Vorschriften andre mystische, und abergläubisch spielende, aber immer auf den Grundideen dieser Lehre ruhende hinzugefügt. Der sich der Vertiefung Widmende soll in einer menschenfernen, reinen Gegend einen auf einem nicht zu hohen und nicht zu niedrigen, mit Thierfellen und Opfergras (kuṣa, *poa cynosuroides* nach Wilson) bedeckten Sitz haben, Hals und Nacken unbewegt, den Körper im Gleichgewicht halten, den Odem hoch in das Haupt zurückziehen, und gleichmäfsig durch die Nasenlöcher aus und einhauchen, nirgends umherblickend, seine Augen gegen die Mitte der Augenbraunen und die Spitze der Nase richten, und den oben (S. 56.) erwähnten geheimnifsvollen Namen der Gottheit Om! aussprechen.

Aus dieser Lehre und Schule sind unstreitig die noch heute in Indien vorhandenen Yogis hervorgegangen. Der Gouverneur Warren Hastings giebt in einem 1784 geschriebenen, und der Wilkinsischen Uebersetzung unsres Gedichts vorgedruckten Briefe (p. 8. 9.) eine lesenswürdige Beschreibung davon, und der Mann, den er in dieser Seelenübung gesehen, hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daſs er es nicht für unmöglich hält, daſs durch diese schulenweis geübte Trennung der Seele von den Regungen der Sinne, aus einer so von jeder zufälligen Beimischung freien Quelle, ganz neue Richtungen und Verbindungen des inneren Gefühls (*new tracks and combinations of sentiment*) und Lehren von gleich tiefer Wahrheit mit unsren einfachsten hervorgegangen seyen. Es ist aber schwer, in solchen Ueberspannungen, wenn sie auch wahr und ungeheuchelt seyn sollten, mehr als denselben schwärmerischen Mysticismus zu erkennen, der in verschiednen Himmelsstrichen, Systemen und Religionen nur andre Gestalten annimmt.

Was unser Gedicht betrift, so begünstigt es wenigstens diese Uebung nicht als fortdauernde und beständige eines ganz müssigen, nur beschaulichen Lebens. Wir haben oben gesehen, wie auf das Handeln, und zwar auf das bewegteste und lebendigste in Kampf und Schlachtgewühl, gedrungen, wie es als Wahn geschildert wird, durch Nichtsthun das Streben der irdischen Kräfte nach Handlung und Wechsel aufhalten zu wollen, wie jeder die Aufgabe lösen soll, nach den Satzungen seines Standes zu handeln, aber, ohne Rücksicht auf den Erfolg, sich mit dem Geiste über demselben zu erhalten.

Als Nachdenken und Wahrheitsforschung geht Krischnas Lehre sichtlich von dem Grundsatz aus, daſs die reine Wahrheit, diejenige, welche die Dinge an sich erkennt oder ahndet, (*tattwa*) nicht auf dem Wege discursiven und rai-

sonnirenden Verstandes gefunden werden kann, daſs man dazu das Gemüth vorbereiten, von allem Unreinen und Kleinlichen läutern, die Erkenntniſs in ihm herrschend machen, und dann das innere Wahrheitsgefühl beleben, den Geist auf den Punkt richten muſs, in dem das Ich mit den Dingen an sich, als auch zu ihnen gehörend, zusammenhängt. Durch das Anerkennen der Einerleiheit alles Geistigen, und der Individualität (*prithaktva*) als der eigentlichen Schranke im Menschen, macht diese Lehre eine sehr bestimmte Scheidung des Endlichen vom Unendlichen.

Es scheint sogar, als würde die Wahrheit als ursprünglich in den Menschen gelegt, und nur nach und nach in Vergessenheit eingeschläfert betrachtet. Wenigstens sagt Ardschunas, als ihn Krischnas am Ende des Gesprächs fragt, ob ihm nun die feste Erkenntniſs gekommen sey?

Verschwunden ist der Irrthum mir, Erinnerung gekehrt durch dich,
des Zweifels ledig, fest bin ich, und will vollbringen, was du sagst.
(XVIII. 73.)

Da diese Lehre auf unvermittelte Erkenntniſs durch innere Anschauung ausgeht, so fordert sie von dem Geiste vor Allem Festigkeit und Stätigkeit, von deren angestrengter und beharrlicher Richtung auf den zu erforschenden Punkt das Gelingen nothwendig abhängt. Sie macht dadurch die Bildung des Charakters zu einem Mittel der Aufsuchung der Wahrheit, und sammelt alle Kräfte des Gemüths auf diesen einzigen Punkt. Der auf diese Weise hervorgebrachte Sinn ist daher immer nur Einer, da die nicht so Gestimmten, nemlich die, welche in Forschungen raisonniren, die durch Gründe vermittelt sind, und im Handeln Neigungen und Absichten folgen, sich in viele Sinne und Meinungen spalten. (II. 41—44.) Daher steht nichts

dieser Lehre so feindselig gegenüber, als der Zweifel, der wie ein Verbrechen behandelt wird.

> Erkenntnifslos und ungläubig kommt um der Zweifelathmende,
> nicht diese Welt ist, nicht jene, Glück nicht des Zweifelathmenden.
> Verzichtend wer vertieft handelt, den Zweifel durch Erkenntniß tilgt,
> den Geistigen die Handlungen nicht binden, Goldverschmäher, du.
>
> (IV. 40. 41.)

Aus dem Gegensatz im letzten Verse sieht man, in welchem Sinne hier Geist genommen wird, nemlich nicht blofs als Denkvermögen, das im Zweifler gerade vorzugsweise thätig ist, sondern als Quelle unvermittelten Wissens.

Die nothwendige Stufe zur Vertiefung ist die Erkenntnifs. Denn um zur Vertiefung zu gelangen, mufs der Mensch sich zur höchsten der drei Natureigenschaften, der Wesenheit, aufgeschwungen haben, (XVIII. 33—35.) dazu aber führt die Erkenntnifs.

> In alle dieses Leibs Thore wenn einzieht, füllend sie mit Glanz,
> die Erkenntnifs, gelangt, wisse, zur Reife dann die Wesenheit.
>
> (XIV. 11.)

Unter der Erkenntnifs wird diejenige verstanden, welche gleichsam die Endfäden aller einzelnen Forschungen zusammenknüpft, die Unterscheidung des Vergänglichen vom Unvergänglichen, die Einsicht in den Stoff und den Stoffkundigen (S. 50.) und in die Erlangung der letzten Vollendung. (XIII. 27. 2. XVIII. 50.) Insofern sie zugleich auf Geist und Charakter wirkt, werden alle Tugenden des Weisen und Heiligen in ihre Schilderung mitaufgenommen. (XIII. 7—11.) Sie wird empfohlen und gepriesen, als das Feuer, welches die den Menschen bindenden Handlungen in Asche verwandelt, als die Sonne, welche den höchsten Pfad erleuchtet, als die Reinigung, die der Weise in sich

selbst findet. Von dem, der sie besitzt, sagt Krischnas, dafs er ihn als sein eignes Selbst betrachtet. (IV. 33—38. V. 16. 17. VII. 15—20.)

Die Freiheit von aller Sinnenregung ist ihre Grundlage; so wie die aus dieser fliefsende heitere Stille herrscht, nimmt der Geist den ganzen Menschen ein. (II. 65.)

An unmittelbare Erkenntnifs und einen Gemüthszustand, wie er in dem Vertieften geschildert worden ist, mufs sich nothwendig auch der Glaube anschliefsen (VI. 47. XII. 2.) Er rettet noch den vom Verderben, welcher, von Begierden verführt, von dem stätigen Suchen nach dem Höchsten abirrt. (VI. 37—45.) Er wird, als der Erkenntnifs vorausgehend und zu ihr führend dargestellt, nemlich indem ein inneres Wahrheitsgefühl das bezeichnet, worüber die Erkenntnifs nachher ihr volles Licht ausgiefst. (IV. 39.) Der Glaube ist dreifach nach den Natureigenschaften, da er aus dem Charakter des Menschen entspringt. Dieser Charakter und der Gegenstand des Glaubens in jedem stehen in unmittelbarer Verbindung. Denn der Glaube ist das Bild des Charakters, und der Gläubige ist, wie das, woran er glaubt. (XVII. 2. 3.)

Glaube, Erkenntnifs, Vertiefung und jede andre Seelenübung aber haben zum höchsten Ziel die Befreiung von der Nothwendigkeit neuer Geburt nach dem irdischen Tode. (S. 50. IV. 9. S. 61. XIII. 23.) Der Mensch kann durch Wiedergeburt in edlere und glücklichere Wesen übergehen, (VI. 41. 42.) er kann in den Zwischenzeiten himmlische Freuden geniefsen, (IX. 20. 21.) aber das letzte Ziel ist das gänzliche Hinaustreten aus diesem ewig rollenden Wechsel wiederkehrenden Entstehens, die Lösung von den Banden der Geburt. (II. 51.) In einer Philosophie, welche alle Handlungen, alle sinnlichen Regungen, und selbst die unentbehrlichsten körperlichen Verrichtungen, als den Geist

störend, fesselnd und verunreinigend ansieht, kann das irdische Leben nur als unstät und freudenlos erscheinen. (IX. 33.) Die Welt wird als eine, sich ewig fortwälzende Maschine betrachtet, die jeder besteigt, der in sie eintritt. (XVIII. 61.) Ruhe mufs also das höchste Glück seyn. (II. 66.) Da aber in den Gränzen der Endlichkeit auf Tod unausbleiblich Geburt folgen mufs (S. 30. II. 27.) so bleibt zur Erreichung der vollkommenen Ruhe nichts übrig, als in die Gottheit, den Sitz aller Unvergänglichkeit und Unveränderlichkeit, überzugehen. (VI. 15. S. 42. XIII. 30. S. 53. XVIII. 55.) Dies wird möglich durch die Verwandtschaft alles rein Geistigen, dessen Trennung von allem Körperlichen die Vertiefung bewirkt. So hangen alle Theile dieses Systems aufs genaueste und festeste mit einander zusammen.

Die Erreichung dieses letzten Zieles wird den Frommen und Gläubigen fast auf jeder Seite unsres Gedichts mehreremale verheifsen; es ist auch schon von Heiligen, Muni's erreicht worden. (XIV. 1.) Es wird schlechthin das Höchste (III. 19.) und die Befreiung (III. 31. IV. 15.) genannt, der höchste (VI. 45.) der ewige (XVIII. 56.) der nie zurückführende Pfad, (V. 17.) die Vollendung, (XII. 10.) obgleich an einer andren Stelle (XVIII. 50.) die Vollendung von der Erlangung der Gottheit, als einer höheren Stufe unterschieden wird, ferner die höchste Ruhe (IV. 39.) das Gehen zu Gott, Krischnas, und zur Gottheit, Brahma, (IV. 9. 24.) die Berührung mit ihr (VI. 28.) das Eingehen in Gottes Daseyn (IV. 10.) das Verwehen (nirvána von vá, wehen) in die Gottheit (II. 72.) die Fähigung zur Gottheit zu werden (XIV. 26.) die Verwandlung in die Gottheit. (V. 24.)

Dahin gelangen die, welche sich ausschliefslich dem Höchsten widmen, keinem niedrigeren Wesen dienen, und

ihre Gedanken allein auf ihn richten. Denn wem sich der Mensch widmet, zu dem gelangt er nach dem Tode. (S. 53. VIII. 13. IX. 25. XVI. 19.) Vorzüglich ist die Gedankenrichtung in der Todesstunde entscheidend. (VIII. 5. 6.) Die den rechten Pfad einschlagen, befreien sich auch von den Umstürzungen der Weltalter, werden nicht wiedergeboren bei der neuen Schöpfung, kommen nicht um bei der Zerstörung der Welt. (XIV. 2.)

Brahmás Welt ist die Gränze der Wiedergeburten.

Die Welten bis Brahmás Welt sind rückkehrbar wieder, Ardschunas,
zu mir wer gehet, Kaunteyas, dem wieder nicht erscheint Geburt.
(VIII. 16.)

Es ist aber dies wieder eine der schon oben (S. 52.) erwähnten Stellen, wo es zweifelhaft bleibt, ob das Neutrum Brahma, die göttliche Substanz, oder der persönliche Gott Brahmá, gemeint sey. Ich nehme, dem Zusammenhange nach, das Letztere an.

So grofs nemlich auch die grammatische Bestimmbarkeit der Wörter in der Sanskrita Sprache ist, so kommt doch die Declination des Masculinum und Neutrum (VIII. 17. XI. 37. XIV. 27.) in mehreren Casus überein, und so hat die Sprache doch Eigenthümlichkeiten, welche das Geschlecht nicht in jeder Stelle grammatisch unterscheiden lassen. Dies ist nemlich der Fall, wenn Masculinum und Neutrum oder wie bisweilen sich findet, gar alle drei Geschlechter dieselbe Grundform haben, und diese Grundform Element zusammengesetzter Wörter wird, (II. 72. III. 15. IV. 24. 25. VIII. 16. XIII. 4. XVIII. 53. 54. Manus Gesetzbuch I. 97.) und wenn bei Lautzusammenziehungen ein gleicher Vocal aus der Verbindung eines langen oder kurzen schliefsenden mit dem das folgende Wort anfangenden entsteht. (IV. 24. Manus I. 11.) Von allen hier angeführten

Stellen unsres Gedichts scheint mir nur in vieren (VIII. 16. 17. XI. 37. XIV. 27.) wo von Brahmás Sitz, Tag, Welt u. s. f. die Rede ist, der Gott, in allen übrigen, namentlich in denen, wo das Uebergehen, die Verwandlung in die Gottheit vorkommt, das göttliche Wesen, das Neutrum Brahma, gemeint. Hiermit stimmt auch die so sehr genaue Schlegelsche Uebersetzung, mit Ausnahme Einer Stelle (XIV. 27.) überein. Sie drückt das Neutrum durch numen oder ein andres Substantivum, den Gott durch seinen Namen aus.

Allein auch wer zu dem höchsten, hier bildlich als Brahmás Welt bezeichneten, Aufenthalt der Ruhe gelangen will, muſs doch vorher durch mehrere Wiedergeburten, sein Wesen immer mehr läuternd, gegangen seyn. (VI. 45. VII. 19.) Dies auf den Tod folgende Schicksal ist nach den drei Eigenschaften verschieden. Die in Dunkel Dahingehenden sinken in die Tiefe und werden aus geistesdumpfen Geschöpfen wiedergeboren; die in Irdischheit Sterbenden halten sich in der Mitte, und treten unter den Thatenbegierigen wieder ans Licht; die das Leben in gereifter Wesenheit verlassen, erheben sich aufwärts zu den fleckenlosen Welten derer, die das Höchste kennen. (XIV. 14. 15. 18.) Diese Bestimmung scheint dieselbe mit der zu seyn, welche dem Gläubigen, aber nicht ganz Vollendeten angewiesen wird, der, vor einer neuen Wiedergeburt, unendliche Jahre in den Welten derer, die reinen Wandels gewesen, zubringen soll. (VI. 41. 42.) Auch der vielleicht gleichfalls hiermit zusammenhangende Genuſs himmlischer Freuden in Indras Welt (entgegengesetzt der Welt Brahmás) ist nur eine vorübergehende Belohnung; denn wenn das auf der Erde erworbene Verdienst dadurch aufgezehrt ist, müssen, die dessen theilhaftig sind, in diese Welt des Todes zurückkehren. (IX. 20—22.) Dies wird als das Schicksal derer geschildert, die sich auf beschränkte Weise an die hei-

ligen Bücher und die in ihnen vorgeschriebenen Cärimonien halten.

Denn gegen die Lehre der Vedás und die wissenschaftliche Theologie eifert unser Gedicht auch sonst, nicht sie ganz verwerfend, aber sie darstellend, als nicht den letzten Grund erforschend, nicht die wahre Sinnesreinheit besitzend, und nicht das höchste Ziel erreichend. (II. 41—53.)

Da die Vertiefung die Umwandlung des menschlichen Wesens in göttliches zum letzten Zweck hat, so kann sie nicht blofs intellectuell seyn, sondern es mufs in ihr zugleich eine wirkliche Thatkraft liegen, und zwar eine solche, die etwas aufser dem Laufe der Natur Befindliches hervorzubringen, die Art und die Schranken des Daseyns zu verändern vermag. Dies ist auch begreiflich bei einer Anspannung des Gemüths, die vorzugsweise auf der festen Beharrlichkeit des Willens beruht, und zu welcher dasselbe durch Besiegung der Leidenschaften, Unterdrückung der Sinnenregungen und Entfernung von allen äufseren Eindrücken, ja Aufhebung aller Körperverrichtungen vorbereitet wird.

Patandschalis Yoga-Lehre enthält ein eignes Kapitel über diese Thatkraft, vibhúti, wörtlich die Anderswerdung, also die Umwandlung. Er setzt dieselbe in allerlei Zaubermacht, Gedanken errathen, Elephantenstärke erlangen, durch die Luft fliegen, alle Welten mit Einem Blick übersehen zu können u. s. f. Yogi und Zauberer sind daher bei dem Volkshaufen in Indien gleichbedeutende Begriffe. (Colebrooke. *l. c.* p. 36.)

Abergläubische Spielereien dieser Art werden in unsrem, auch in dieser Hinsicht reineren Gedicht mit keiner Sylbe erwähnt, jener Indische Ausdruck gar nicht von Sterblichen gebraucht, sogar der Thatkraft des Yoga bei ihnen nicht ausdrücklich, sondern nur insofern gedacht, als

von der Gottwerdung die Rede ist, und als sie sich in Abschneidung des Zweifels und Besiegung der Sinne über das eigne Gemüth verbreitet. In dieser Beziehung wird der auf Selbstbesiegung gerichteten Vertiefung ein an der Erkenntnifs angezündetes Feuer beigelegt, (IV. 27.) eine sehr bedeutsame, der den ganzen Menschen umfassenden Natur der Vertiefung entsprechende Metapher.

Aber der Gottheit wird jene Wunderkraft (vibhúti) zugeschrieben, wie wir schon weiter oben (S. 40) gesehen haben, und da sie die göttliche Natur nicht in etwas Höheres umwandeln kann, so bezieht sie sich auf das entgegengesetzte, auch der Natur der Wesen in sich widersprechende Eingehen des Unendlichen in das Endliche. Sie ist also ihr Vermögen zu schaffen (X. 6. 7.) eine Gestalt anzunehmen (XI. 47.) die Geschöpfe zugleich in sich ruhen und nicht in sich ruhen zu lassen. (IX. 5.) Dies geschieht durch die Verbindung der Gottheit mit der Natur, und es kehrt auch hier der ursprüngliche Begriff der Verknüpfung zurück.

In dem Laufe des Gesprächs erwähnt Krischnas auch andrer Mittel zur Erreichung der Seligkeit, namentlich der Opfer und Büfsungen. Von Opfern und Gottesverehrungen zählt er mehrere Arten auf, giebt aber den Vorzug dem Opfer der Erkenntnifs. (IV. 25—33.) Wer sein heiliges Gespräch mit Ardschunas liest, sagt Krischnas, kann ihn mit diesem Opfer verehren. (XVIII. 70.) Denn die Erkenntnifs mufs, wie wir gesehen haben, das Gemüth zur Vertiefung vorbereiten.

Die Büfsung ist der Vertiefung untergeordnet. (VI. 46.) Sehr stark eifert Krischnas gegen die Qualen, welche sich Büfsende aus Scheinheiligkeit, thörichtem Wahn oder andren dadurch zu schaden, nach noch heute in Indien bestehender Sitte, auferlegen. Er gesellt diese Menschen zu

denen, in welchen die Natureigenschaft des Dunkels vorwaltend ist. (XVII. 5. 6. 19.)

Zur Grundlage die Besiegung der Leidenschaften und die Uneigennützigkeit der Handlungen annehmend, überall dringend auf Entfernung des Sinnenreizes, Herrschaft der Erkenntnifs, Richtung des Gemüths zu der Gottheit, ist die Yoga-Lehre durch sich selbst eine Tugendlehre. Allein auch in einzelnen Stellen werden Lauterkeit des Handelns und Tugend in das System verwebt. Der Vertiefte hafst niemand, ist aller Geschöpfe Freund, auf das Wohl aller bedacht. (XII. 4. 13.) Wer die überall wirkende Gottheit erkennt, verletzt sich selbst nicht. (XIII. 28.) Die Bösen kommen nicht zu Gott; (VII. 15.) keiner, der recht gehandelt hat, sey er auch nicht von vollendeter Reinheit, geht verloren. (VI. 40.) Auffallend kann die Vorschrift erscheinen, dafs jeder sein angebornes, seinem Stande entsprechendes Geschäft treiben soll, wenn es auch mit Schuld verbunden sey, auf welche unmittelbar der Ausspruch folgt:

denn alles Thun von Schuld umhüllt, wie Feuers Lodern ist von Rauch.
(XVIII. 48. *b*.)

In diesem Verse liegt zwar, vorzüglich nach dem, diesem System eigenthümlichen Begriffe der Handlungen (vgl. S. 31.) auch eine tiefe allgemeine Wahrheit, aber bei der ganzen Stelle mufs man sich doch zugleich daran erinnern, dafs, nach den Indischen, und namentlich den der Kastenabtheilung zum Grunde liegenden Ideen, Vieles für Schuld geachtet wurde, was, nach allgemein sittlichen, gar nicht so erscheint. So war es untersagt, Thiere zu tödten, ja nur ein empfindendes Wesen irgend zu verletzen, und daher wurden selbst Opfer, weil dies mit ihnen verbunden war, nicht für ganz rein gehalten. (Colebrooke. *l. c.* p. 28.)

Darin aber, daſs der Mensch zu der, seinem Stande eigenthümlichen Sinnesart durch seine Geburt gleichsam unwiderruflich verdammt ist, liegt eine, von seinem Willen unabhängige Vorherbestimmung, und noch mehr wird diese da ausgesprochen, wo ein Unterschied zwischen den zu göttlichem und zu dämonischem Schicksal Gebornen aufgestellt wird. Den ersteren werden alle Tugenden, den letzteren alle Laster zugeschrieben, Krischnas wirft sie, nach ihrem Tode, immer wieder in dämonische Empfängniſs zurück, und so sinken sie zuletzt zu dem untersten Pfad hinab. (XVI. XVII. 5. 6.) Die Vereinigung der sittlichen Freiheit mit der Verkettung der sich gegenseitig bestimmenden Naturbegebenheiten und Handlungen ist in allen philosophischen Systemen eine, genau gesprochen, unlösbare Aufgabe. Die Freiheit kann nur gefühlt und gefordert, nicht in der Erfahrung nachgewiesen, nur als der erste Grund an die Spitze des Naturganges gestellt, nicht in der Mitte desselben aufgesucht werden. Auf diese Weise muſs man auch in unsrem Gedicht die miteinander in Widerspruch stehenden Stellen betrachten. An sich wird die sittliche Freiheit vollkommen gerettet. Die Gottheit ist an keiner menschlichen Handlung, weder einer guten, noch bösen, Ursach, sie entstehen aus dem Charakter eines jeden. Leidenschaft und Irrthum verhüllen die Erkenntniſs, darum sündigt das Menschengeschlecht. Aber diese Feinde können und müssen besiegt, der Erkenntniſs die Herrschaft gesichert werden. (III. 37 — 43. V. 14. 15.) Wenn oben (S. 32. 65.) im Gegentheil der Mensch einerseits als Werkzeug der eigentlich handelnden Gottheit, andrerseits als fortgerissen von dem Wirken der Natur geschildert wird, so ist dort von der Naturverkettung im Ganzen die Rede, hier von einzelnen Handlungen und der Gesinnung der Handelnden bei denselben. Die Yoga-Lehre ist sogar in

ihrem innersten Wesen und mehr, als jede andre Philosophie, auf die Nothwendigkeit sittlicher Freiheit gegründet, da die wesenverändernde Festigkeit und Beharrlichkeit des Willens, welche ihr letztes Ziel ist, nur aus absoluter Freiheit, die sich allen endlichen Regungen entgegensetzt, entspringen kann.

Krischnas empfiehlt, ihn allein zu ehren und alle andren für heilig geachteten Satzungen zu verlassen. (XVIII. 66.) Er erhebt daher seine Lehre zu der allein wahren, und allein zur Vollendung führenden. Er verwirft es aber darum nicht ganz, andren und den niedrigeren Göttern zu opfern. Die es thun, opfern doch eigentlich auch zugleich ihm, nur nicht auf die rechte Weise. Er bleibt der Herr und Geniefser aller Opfer, sie nur erkennen ihn nicht in der Wahrheit. (IX. 23. 24.) Er urtheilt auch über verschiedene philosophische Systeme nicht immer mit abschneidender Strenge, sondern läfst sie neben einander bestehen (V. 2.) aber nicht auf auswählende oder vermittelnde Weise, welche dem unabweichlich auf Ein Ziel gerichteten Wesen der Vertiefung durchaus entgegenstehen würde, sondern weil die Gottheit, das letzte Ziel seiner Lehre, von allen Seiten her und auf allen Wegen erreicht werden kann. So ist über das ganze Gedicht ein sanfter und wohlthätiger Geist der Duldung verbreitet.

II.

Die Anordnung des Vortrags des hier in möglichst gedrängtem Auszug dargestellten Systems ist und kann keine streng systematische seyn. Es ist ein Weiser, der aus der Fülle und Begeisterung seiner Erkenntnifs und seines Gefühls spricht, nicht ein durch eine Schule geübter Philosoph, der seinen Stoff nach einer bestimmten Methode

vertheilt, und an dem Faden einer kunstvollen Ideenverkettung zu den letzten Sätzen seiner Lehre gelangt. Diese entfaltet sich vielmehr, wie der Organismus der Natur selbst. In jedem Abschnitt, in den meisten sogar mehreremale, wird der jedesmalige einzelne Satz gleich an den Schlufssatz angeknüpft, und man überschaut immer in einfacher Kürze das Ganze. Unbesorgt, ob das Gesagte schon durch das Vorherige vollkommen klar sey, spricht der Dichter in jeder Hauptstelle seinen Sinn ganz aus, und fast in jeder solchen ist Klares mit noch Räthselhaftem gepaart. Auf das letztere kommt er dann später oder früher zurück. So wird das Ganze nicht nach und nach aus Theilen zusammengesetzt, sondern ist einem Gemälde zu vergleichen, das man auf einmal, aber wie in einen Nebel verhüllt, überblickt, und wo allmählich wachsende Beleuchtung den Nebel verscheucht, bis zuletzt jede Gestalt in bestimmter Klarheit hervortritt. Hierbei sind Wiederholungen unvermeidlich, allein jede mehreremale berührte Materie wird an jeder Stelle entweder sorgfältiger ausgeführt, oder von einer neuen Verbindung gezeigt. Die einschärfende Wiederholung kann auch in einem Gedichte nicht auffallen, das durchaus ein ermahnendes, auf Gesinnung, Glauben und Handeln dringendes ist. Bei aller Lockerheit des Zusammenhanges geht indefs doch Alles, nur auf einem natürlichen, nicht absichtlich durchdachten, sondern durch die Gemüthsstimmung des Lehrers, und den auf den Schüler hervorgebrachten Eindruck vorgezeichneten Wege dem letzten Ziele zu.

Bei einer solchen Anordnung müssen die verschiedenen Theile des Systems nothwendig in viele Stellen des Gedichtes zerstreut seyn, und der im Vorigen gegebene Auszug beweist dies dadurch, dafs für die meisten Sätze die Beweise aus sehr von einander entfernten Gesängen

gegeben sind. Dies macht einen solchen Auszug in gewissem Grade mühsam; aber einer, der den bequemeren Weg der Reihefolge der Gesänge nähme, würde durchaus keinen reinen Ueberblick des Systems gewähren. Der auffallendste Beweis hiervon ist, dafs der letzte Gesang von der Frage über den Vorzug der Verschmähung der Handlungen und der Verzichtung auf ihre Früchte anhebt, als wäre sie eine durchaus neue, da sie doch gleich in den ersten Gesängen behandelt worden ist. Sie wird aber hier in Rücksicht auf die drei Natureigenschaften und mit genauerer Unterscheidung der verschiednen beim Handeln vorkommenden Momente in Erwägung gezogen.

Die Eintheilung in Gesänge oder Abschnitte ist, wenigstens meinem Gefühl nach, durchaus keine spätere Anordnung, sondern das Werk des Dichters selbst. Er umschliefst immer nur eine gewisse, und nicht grofse Masse seines Stoffs, und reiht auf diese Weise Vortrag an Vortrag an. Daher bildet jeder Gesang wieder ein kleineres Ganzes in sich, das meistentheils mit einer Frage des Schülers oder der Ankündigung des nun von dem Lehrer zu behandelnden Punktes anfängt, und fast ohne Ausnahme mit einer Ermahnung, oder Verheifsung, oder einem Satz, der auf andre Weise die Summe der Lehre zusammenfafst, endet.

Sieht man sich in dem Ganzen nach gröfseren Abtheilungen und entfernteren Standpunkten um, so scheint mir ein solcher am Ende des 11ten Gesanges zu liegen. Es werden zwar mehrere bis dahin schon berührte Punkte in den nachher folgenden Gesängen in ein helleres Licht gesetzt, wie das von dem Geist (puruscha) Gesagte, es kommt sogar ein wichtiger Satz, der von der Anfangslosigkeit der Natur, erst später (XIII. 19.) vor. Aber sonst umschliefsen die ersten 11 Gesänge die ganze Lehre voll-

ständig, das Hervortreten Krischnas in seiner ursprünglichen Gestalt beschliefst den Vortrag der Ideen mit einem ungeheuren, die Phantasie ergreifenden Bilde, und wenn auf den letzten Vers des 11ten Gesanges der dem achtzehnten (von sl. 63. an) angehängte Schlufs folgte, so glaube ich kaum, dafs das Gedicht mangelhaft erscheinen würde, wenn auch allerdings einige Lehren, wie die der drei Eigenschaften nur kurz und insofern unvollständig angedeutet wären. Dagegen wird nicht leicht jemand läugnen, dafs auf den 18ten Gesang noch manche andre folgen könnten, da es in den früheren Gesängen nicht an Lehrsätzen, Begriffen und Ausdrücken fehlt, die man wohl ausführlicher behandelt wünschte. Ich erinnere hier nur an die Darstellung der Gottheit, als blofs empfangender Substanz (XIV. 3.) und an dasjenige, was das über den Geist und das über das Opfer genannt wird. (VIII. 3. 4.)

Auch in der Anordnung zeigt sich in diesen beiden Theilen des Gedichts eine Verschiedenheit. In den ersten 11 Gesängen herrscht mehr und soviel, als es die oben geschilderte ganze Natur dieses dichterischen Vortrags erlaubt, ein von angenommenen Voraussetzungen zu einem Schlufssatz aufstrebender Gang. Denn in demselben bildet wieder das Ende des 6ten Gesanges einen gewissen Standpunkt, da bis dahin hauptsächlich die Natur des Geistigen im Allgemeinen und die der Handlungen und der mit ihnen verbundenen Gesinnung entwickelt ist, vom 7ten Gesang an aber vorzüglich der Begriff und das Wesen der Gottheit erörtert wird. Indefs bedarf es, nach dem im Vorigen Gesagten, noch kaum der Bemerkung, dafs vom Anfang an (II. 17.) der Gottheit Erwähnung geschieht, und auch vom 7ten Gesange an die bei den Handlungen zu hegende Gesinnung oft wieder eingeschärft wird. Dies liegt in der naturgemäfsen, nicht absichtlichen Entfaltung der Ideen.

In den letzten sieben Gesängen wählt sich der Dichter mehr für jeden einen einzelnen, zum Theil ausschliefsend in ihm behandelten Punkt; im 13ten die Lehre des Stoffs und des Stoffkundigen, im 14ten die der drei Natureigenschaften, im 15ten die des Geistes, Puruschâ, im 16ten die der Bestimmung zu göttlichem und dämonischem Schicksal. Dieser und des Begriffs des Stoffs wird in den früheren Gesängen gar nicht erwähnt, sonst könnte man diese letzten sieben Gesänge die nachholenden nennen.

Auf diese allgemeinen Bemerkungen wird es vielleicht zweckmäfsig seyn, in ganz kurzen Andeutungen eine Anzeige dessen folgen zu lassen, was in jedem der 18 Gesänge vorzugsweise ausgeführt ist.

Der erste ist blofs historisch, und schildert die Art, wie das Gespräch sich entspann.

Der zweite, vielleicht der schönste und erhabenste unter allen, stellt die Grundlagen des ganzen Systems auf: die Unvergänglichkeit des Geistigen, die Unmöglichkeit eines Ueberganges vom Seyn zum Nichtseyn und umgekehrt, die daher abgeleitete Gleichgültigkeit des Todes, so wie aller Erfolge der Handlungen, den Gegensatz zwischen der blofsen Vernunfterkenntnifs und der religiösen Vertiefung, die abgezogene Insichgekehrtheit derer, die sich der letzteren widmen. An alle diese Gründe wird wiederholt die Ermunterung Ardschunas zum Kampfe geknüpft.

Dritter Gesang. Ardschunas weifs diese Anmahnungen nicht mit dem Lobe blofs beschaulicher Vertiefung zusammenzureimen. Er dringt, was für den Charakter des ganzen Systems bezeichnend ist, auf bestimmte und zum Zweck führende Wahrheit.

Mit hinschwankender Red' Irrgang die Vernunft mir betäubest du,
das Eine sage feststellend, wie erlangen das Heil ich mag.
(2.)

Krischnas löst diesen scheinbaren Widerspruch, stellt die Systeme der Erkenntniſs der bloſs wissenschaftlich Gebildeten und der Handlungen der religiös Vertieften einander gegenüber, und zeigt die Nothwendigkeit, das Handeln mit der Verzichtleistung auf alle Früchte des Handelns zu verbinden.

Im vierten Gesange erzählt Krischnas, wie er die Yoga-Lehre schon früher offenbart habe, und zeigt die Nothwendigkeit seines Handelns. Von da geht er abermals auf die Natur des Handelns überhaupt über, schlieſst aber damit, daſs die Erkenntniſs eine noch höhere Stufe einnehme, und daſs der Mensch sich ihr widmen, durch sie die Fesseln der Handlungen lösen und den Zweifel zerschneiden müsse.

Fünfter Gesang. Wiederholte Einschärfung, daſs Handeln besser sey, als die Handlungen zu verschmähen. Beide, die Vernunft- und Vertiefungs- (Sánkhya- und Yoga-) Lehre seyen eigentlich eine und dieselbe, ohne Vertiefung gebe es nicht leicht Verschmähung der Handlungen; die wahre Verschmähung sey aber nicht Unterlassung des Handelns, sondern nur Verzichtleistung auf die Früchte desselben.

Der sechste Gesang führt die Sätze des fünften weiter aus, und verweilt länger bei der Schilderung des Vertieften.

In allen diesen sechs Gesängen war zwar Gottes, als des ersten Urquells und des letzten Zieles, gedacht worden. Aber der siebente Gesang erst beschäftigt sich ausführlich und ausschlieſslich mit der Darstellung seiner Natur, der niedrigeren, achtfach gespaltenen, und der höheren. In den letzten Versen des Gesanges geschieht der, wie im Vorigen gezeigt worden ist, als real gesetzten allgemeinen Begriffe Erwähnung: der Gottheit (Brahma) des Handelns, des, was über das Geistige, über die Götter und über die Opfer ist.

Im Anfange des achten Gesanges erklärt Krischnas, auf Ardschunas Bitte, diese Begriffe in kurzen Definitionen. Es werden dabei noch die des Einfachen, dessen jedoch schon früher gedacht ist, und des Geistes, puruscha, eingeführt. Der übrige Gesang beschäftigt sich mit der Wiedergeburt und der Befreiung davon, Brahmás Welt, Tag und Nacht.

Der neunte Gesang fügt den früheren Ideen vorzüglich eine genauere Darstellung des Verhältnisses des göttlichen Wesens zu den Geschöpfen hinzu, und schildert, wie im Verlaufe der Weltalter die Gesammtheit der Dinge in Gott zurückkehrt, und wiederum von ihm entlassen wird.

Zehnter Gesang. Herzählung dessen, was das göttliche Wesen ist, und dessen, was sich in ihm befindet, im Allgemeinen und Einzelnen.

Eilfter Gesang. Ardschunas wünscht Krischnas so zu erblicken, wie er sich ihm in Begriffen dargestellt hat. Dieser erfüllt seine Bitte. Beschreibung seiner Gestalt. Dringende Anmahnung an Ardschunas, den Kampf zu beginnen.

Der zwölfte Gesang erörtert genauer, wie man Gott verehren mufs, und seiner Liebe theilhaftig werden kann. Der Dichter kehrt darin zugleich auf den Begriff des Einfachen zurück.

Der dreizehnte Gesang entwickelt die Begriffe des Stoffs, des Stoffkundigen, der Erkenntnifs, des zu Erkennenden, der Natur und des Geistes im absoluten Verstande, puruscha.

Vierzehnter Gesang. Unterscheidung der Gottheit, brahma, und Gottes, als des Empfangenden und Selbstthätigen. Der drei Natureigenschaften ist schon in den vorhergehenden Gesängen, jedoch nur beiläufig, mehreremale erwähnt. Hier werden sie vollständig erklärt. Es

wird ihr Verhältnifs zur Erkenntnifs, das Schicksal der mit jeder Behafteten, und die Art sich von ihnen zu befreien gezeigt.

Der funfzehnte Gesang fängt mit der, auch in der Indischen Mythologie oft vorkommenden Allegorie des heiligen Feigenbaums an. Er ist, nach den Indischen Vorstellungen, ob er gleich hier nicht ausdrücklich so genannt wird, der Baum des Lebens, und ein Symbol der allverbreiteten Zeugungskraft. Seine Zweige, heifst es in der Stelle, die wir vor uns haben, werden durch die Natureigenschaften genährt, und spriefsen aus den Gegenständen der Sinne hervor, seine Wurzeln sind in der Welt der Menschen durch die Handlungen gefesselt. Seine Blätter sind tschhandás, d. h. Verse von der Gattung, deren Namen auch Versen der Vedás, und sogar den Vedás selbst beigelegt wird, was wohl bezeichnen soll, dafs er nicht blofs der Baum des physischen, sondern auch des geistigen, und vor Allem des religiösen Lebens ist. Seine Zweige und Wurzeln treibt er zugleich aufwärts und abwärts, womit, in Anspielung auf die Eigenschaft des Baums, dafs aus seinen herabhangenden Zweigen Wurzeln hervorspriefsen, die sich zur Erzeugung neuer Bäume in die Erde senken, vermuthlich der Begriff der Wiedererzeugung und der Ewigkeit angedeutet wird *). Wer diesen heiligen Baum

*) Man sehe Creuzers Symbolik (I. 642—644.) und Guigniauts durch sehr interessante Zusätze bereicherte Umarbeitung derselben. I. 150. Anm. 178. In der Beschreibung der Bhagavad-Gítá bleibt es immer sonderbar, dafs der Baum erst als die Wurzeln aufwärts, die Zweige abwärts treibend (sl. 1. a.) geschildert, und dann gesagt wird, dafs (sl. 2. a.) die Zweige nach oben und unten, die Wurzeln nach unten verbreitet sind, obgleich sich dies Alles mit der wirklichen Beschaffenheit des Baums sehr gut reimen läfst. In dem von Anquetil Duperron herausgegebenen Oupnek'hat ist auch von diesem Baume die Rede, und die Beschreibung fängt gerade, wie in der Bhagavad-Gítá, mit dem Aufwärtsgehen der Wurzeln, und dem Abwärtsgehen der Zweige

kennt, ist der Vedakundige; aber wie verbreitet seine Wurzeln sind, soll man ihn mit der Waffe des Gleichmuths abhauen, und dann nach dem Wege forschen, von dem keine Rückkehr ist. Auch in dieser Stelle werden also die Vedás als nicht zu der höchsten Erkenntnifs gehörend bezeichnet. Der übrige Gesang beschäftigt sich mit der Art, wie Gott in den Geschöpfen, schaffend und belebend, wirkt, und knüpft daran die oben auseinandergesetzte Lehre von den drei Geistern, puruscha, so dafs auch diese Verbindung die weiter oben von diesem Ausdruck gegebene Erklärung bestätigt.

Der sechzehnte Gesang ist ganz der Auseinandersetzung der Vorherbestimmung der zu göttlichem und zu dämonischem Schicksal Gebornen gewidmet. Begierde oder bestimmter Sinnenlust, Zorn und Habsucht werden die drei Thore der Hölle, des auch schon beiläufig in den früheren Gesängen erwähnten Nárakas, des untersten Orts, in welchen die dämonischen Naturen zuletzt gelangen, genannt. Der Gesang schliefst mit einer Anempfehlung der Befolgung des positiven Gesetzes.

Der siebzehnte Gesang wendet die Lehre der drei Natureigenschaften hauptsächlich auf die, sich auf die Gottheit und ihre Verehrung beziehenden Gesinnungen und Handlungen des Menschen an, auf Glauben (über den hier die Hauptstelle vorkommt) Opfer, Büfsungen, Gaben. Zu-

---

an. Allein als die Wurzel wird da Brahma angegeben, was zu Krischnas Schilderung nicht pafst. Die Zweige werden als in beständiger Bewegung vorgestellt, und der ganze Baum wird die Welt genannt, *Mundus arbor est cet.* Der Oupnek'hat spricht auch immer nur von Einer Wurzel. Oupnek'hat 37. Brahmen 154. Ueber die natürliche Beschaffenheit des Baums und die Nachrichten der Griechischen und Römischen Schriftsteller über ihn sehe man G. H. Noehdens *account of the Banyan tree or ficus Indica*, in den *Transactions of the royal Asiatic society. Vol. I. part. I.* p. 119—132. Die Natur der aus den Zweigen hervorspriefsenden Wurzeln wird besonders p. 121—128. beschrieben.

letzt werden drei einsylbige Namen des göttlichen Wesens erklärt: om, tat, sat. Von om ist oben gesprochen worden; tat, wörtlich dies, bezeichnet hier das Ding an-sich, woher die Wahrheit der Dinge an sich, tattwa; sat, wörtlich seyend, das reale Seyn.

Der letzte, achtzehnte, Gesang kehrt zu dem Begriff des Handelns zurück, und geht in eine genauere Erörterung desselben, und der dabei vorkommenden Momente ein. Er wendet darauf und auf einige andre Begriffe: Erkenntnifs, Vernunft, Beharrlichkeit, Lust, die Lehre der drei Natureigenschaften an, und setzt die vier Kasten, ihre Pflichten und ihren Beruf, und die Nothwendigkeit, sich in den Schranken einer jeden zu halten, aus einander. Hierauf folgt der Schlufs, die Anpreisung der vorgetragenen Lehre, als einer Geheimlehre, die Angabe, woher derjenige, dem die Erzählung des ganzen Gesprächs in den Mund gelegt ist, es genommen habe.

Bei denjenigen, die sich öfter mit der Prüfung alterthümlicher Werke irgend eines Volkes beschäftigt haben, mufs natürlich die Frage entstehen: ob das ganze, im Vorigen geschilderte Gedicht Einem Dichter, Einer Zeit und selbst Einem System angehört? und ob, selbst wenn dies der Fall wäre, es als Einheit gedacht und verfafst, oder aus einzelnen, abgerissenen Unterweisungen von dem Dichter selbst, oder später zusammengetragen ist?

In der Lage, in welcher sich jetzt noch die Kritik der Indischen Literatur befindet, scheint es mir zu früh, diese Fragen entscheidend beantworten zu wollen. Es sind noch zu wenige Werke zu allgemeinerer Kenntnifs gebracht. Ich habe mich daher nur bemüht, in dem Vorigen alle in dem Gedicht selbst liegenden Umstände, welche zu einer Bestimmung über jene Fragen führen können, zu sammeln, und füge hier noch einige einzelne Bemerkungen hinzu.

Die oben geschilderte Anordnung des Gedichts, in dem nicht Ein Gang methodisch verfolgt ist, sondern Erörterungen einzelner Punkte in einem oft sehr losen Zusammenhange an einander angereiht werden, müfste einzelne Einschiebungen von fremden Stücken andrer Dichter und Zeitalter sehr begünstigt haben. Dasselbe läfst sich von der metrischen Einrichtung des Gedichts sagen. Denn zwar bei weitem nicht alle, aber die meisten Distichen umschliefsen einen in sich vollständigen Satz, und die verschiedenen sind sehr oft nur durch sehr entfernte Mittelbegriffe an einander geknüpft. Ein auffallendes Beispiel davon giebt die in dem 17ten Gesang (von sl. 23 an) eingeschobene Erklärung der drei Benennungen des göttlichen Wesens. Es kehrt auch häufig dieselbe Idee, nur in verschiedenem Ausdruck, wieder. Es wäre daher bei dieser Beschaffenheit des Gedichts in der That zu bewundern, wenn noch Alles darin so geblieben wäre, als es von dem ursprünglichen Sänger ausgegangen seyn mag.

Zu der im Vorigen angegebenen Verschiedenheit zwischen den ersten eilf und den letzten sieben Gesängen läfst sich, meinem Gefühl nach, noch rechnen, dafs die letzteren zum Theil dogmatischere, mehr zu Wissenschaft gewordener Philosophie angehörende Erörterungen und künstlichere Theorien, als die ersteren, enthalten. Ich gründe diese Behauptung vorzüglich auf den 13ten Gesang, den Anfang des 18ten und auf die Lehre von dem dreifachen Geist, p u r u s c h a. Indefs darf man doch wieder auf den ganzen Unterschied dieser beiden Theile des Gedichts kein entscheidendes Gewicht legen, da, bis auf die wenigen, oben angegebenen Ausnahmen, alle in dem letzten vorkommenden Begriffe schon in dem ersten erwähnt werden, und nichts zu erkennen giebt, dafs sie im ersten auf andere, als die im letzten aufgeführte Weise genommen wären.

Stammten die verschiedenen Gesänge wirklich nicht von denselben Verfassern her, so wären vielleicht in der oben versuchten Darstellung des Systems nicht zusammengehörende Behauptungen nebeneinander gestellt. Ich glaube indefs kaum, dafs ihr dieser Vorwurf mit Recht gemacht werden könne. Denn es scheint mir in dem ganzen Gedicht nichts vorzukommen, was wirklich mit einander in Widerspruch stände.

Fremd scheint allerdings die Vorstellung von dem Brahma; als einer blofs empfangenden Gottheit, so wie die der Vorherbestimmung zu dämonischem Schicksal, da man nicht sieht, ob die dem ganzen übrigen Gedicht zum Grunde liegende Idee, dafs die feste Richtung auf die Gottheit aus jedem Zustande zur Vollendung führen kann, auch auf die dämonischen Naturen Anwendung finden soll, und vielmehr das Gegentheil ausgemacht scheint. Aber es könnte wohl hierin nur der in der Naturverkettung nothwendig liegende Fatalismus, und mehr eine Thatsache, mithin eine bedingte Unmöglichkeit, als eine unbedingte, in dem Wesen der Dinge selbst ruhende, ausgesprochen seyn. Was aber das Brahma betrift, so ist, da Gott hier, als Krischnas, gedacht wird, der Unterschied zwischen Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit dem zwischen einem persönlichen Gott und einer göttlichen Substanz keineswegės unangemessen, thut auch der Einheit Krischnas und des Brahma keinen Eintrag, da in Einem Wesen zwei verschiedene Vermögen gedacht werden können.

Ob in der Sprache sich in den einzelnen Theilen des Gedichts eine Verschiedenheit bemerken läfst, mögen zwar tiefere Kenner derselben beurtheilen. Mir scheint es nicht. Doch dürfte diefs allein wenig für die Einheit desselben entscheiden. Denn die philosophische Sprache der Indischen Dichtkunst war nicht nur schon sichtbar vor der

Abfassung unsres Gedichts vollständig ausgebildet, sondern man sieht auch deutlich, daſs es schon zur Gewohnheit gewordene und metrisch ausgeprägte Verknüpfungen von Begriffen gab, die, als gleichsam fertiges Material, nur gebraucht werden durften. Durch das ganze Gedicht hindurch kehren auf diese Weise Stücke von Versen (VIII. 21. b. und XV. 6. b.) halbe (VI. 8. b. und XIV. 24. a. VI. 31. b. und XIII. 23. b.) und selbst, obgleich seltner (nur III. 23. b. und IV. 11. b. III. 35. a. und XVIII. 47. a.) ganze Verse zurück, und auch zwischen Versen in Manus Gesetzbuch und in unsrem Gedicht finden sich groſse, wenn gleich nicht ganz wörtliche Uebereinstimmungen. (Bhagavad-Gítá VIII. 9. Manus XII. 122.) Es konnte daher nicht schwer seyn, ohne den Ton der älteren Dichtung zu verfehlen, spätere Einschiebungen und Zusätze zu machen. Daſs eine sehr groſse Menge solcher philosophischen Sprüche (Sútra) im Umlaufe war, beweist der Hitopadesa, dessen metrischer Theil wohl ganz so zusammengetragen ist.

So lassen sich Einschiebungen und Zusätze, wenn man auch nicht im Stande ist, sie einzeln anzugeben, mit groſser Wahrscheinlichkeit vermuthen; allein darüber mit einiger Sicherheit zu entscheiden, wird vielleicht immer unmöglich bleiben. Wohl aber mögen die Gesänge, wenn sie auch, wie oben gesagt worden, einzeln in ihrer jetzigen Gestalt von dem ursprünglichen Dichter herrühren, später, als einzelne Unterweisungen, zusammengetragen und an einander angereiht seyn. Es läſst sich hieraus erklären, warum alle Gesänge zusammen so wenig den Begriff geschlossener Vollständigkeit geben, daſs man vielmehr veranlaſst wird zu denken, das Gedicht hätte wohl auch noch weiter fortgeführt werden können. Auch würde der Zusammenhang der einzelnen Lehrsätze wahrscheinlich fester

gewesen seyn, wenn schon den ersten Entwurf die Idee eines Ganzen beherrscht hätte.

Wenn man das Gespräch Krischnas mit Ardschunas von der poetischen Seite betrachtet, so möchte ich behaupten, dafs dasselbe mehr, als irgend ein andres, von irgend einer Nation auf uns gekommenes Werk dieser Art dem wahren und eigentlichen Begriff einer philosophischen Dichtung entspricht, aber von der Klasse der sogenannten philosophischen, und noch mehr der didaktischen Gedichte, in welchen schon eine absichtlich gedachte Kunstform vorwaltet, als wirkliche Naturpoesie, gänzlich geschieden ist.

Poesie und Philosophie entwachsen beide demselben Boden, stammen aus dem Höchsten und Tiefsten des Menschen, und der Unterschied zwischen dem ächten philosophischen Gedicht, und demjenigen, welches mit Unrecht diesen Namen führt, liegt darin, ob beide in dieser ihrer organischen Verknüpfung dargestellt, oder, jede aus eigner Quelle geschöpft, nur gleichsam mechanisch mit einander verknüpft sind.

Es ist ein Vorrecht der Dichtung, das ganze, ungetheilte Wesen des Menschen in Anspruch zu nehmen, und ihn jedesmal auf den Punkt zu führen, wo sich seine endliche Natur in Ahndung eines Unendlichen verliert. Sie verdient den Namen der Dichtung nur, insofern sie dies Ziel erreicht. Es wird darum von ihrem Gebiet kein Gegenstand und keine Gattung, nicht die schlichteste elegische, die leichteste fröhliche, oder die muthwilligste launisch komische Ergiefsung ausgeschlossen. Denn die Empfindung trägt theils schon in ihrem Streben an sich, vorzüglich aber, wenn sie durch Kunstsinn, dessen immer im Menschen ruhendes Gefühl durch den ersten musikalischen Laut angeregt wird, geläutert ist, Verwandtschaft mit dem Unendlichen in sich. Die Kunstform kennt keine, als die

durch ihren Begriff selbst gesetzten Schranken. Das wahre Geheimnifs aber liegt in der schöpferischen Phantasie, in der alle Kunst waltet und bildet, und die durch ihre Zauberkraft, auf eine, der oben vorgetragenen Lehre sehr entsprechende Weise, die endliche Natur so in ihrem Wesen zu zerstören und in ihrer Form zu erhalten weifs, dafs sie, mitten in der Sinnenwelt lebend und webend, alle sinnliche Regung in rein idealische Anschauung auflöst, nicht anders, als durch die Entsagungs- und Vertiefungslehre, das bewegteste Handeln in Nichthandeln aufgelöst wird. Was Krischnas von den Geschöpfen sagt, dafs sie einander, wie plötzliche Wundergestalten, begegnen und unbekannt bleiben (S. 30. II. 29.), das gilt ganz eigentlich von jeder wahren Dichtung. Sie steht da, ohne dafs man die Fufstritte verfolgen kann, woher sie gekommen ist. Sie braucht daher eine Beglaubigung aus einem andren Gebiet, und der Anruf einer höheren Macht ist das natürliche Bedürfnifs jedes Dichters, wo er nicht, wie derjenige, mit dem wir uns hier beschäftigen, das Gefühl mit sich bringt, sie schon selbst in sich zu tragen.

Soll sich daher die Poesie auf eine würdige Weise mit philosophischen Ideen verbinden, so müssen diese von der Art seyn, dafs sie auch nicht ohne eine solche unsichtbare Macht innerer Begeisterung entstehen konnten. Das Feuer und die Erhebung der Dichtung mufs nothwendig scheinen, die Wahrheit aus der Tiefe des Geistes hervorzurufen, die philosophische Lehre mufs nicht die poetische Einkleidung, als einen erborgten Schmuck suchen, sondern sich aus innerem Drange in freiwilligem Rhythmus ergiefsen, sich in der Dichtung, wie in ihrer natürlichen und angebornen Form bewegen. Dies kann aber nur der Fall seyn, wenn die philosophischen Ideen bis zu dem Punkte zurückgehen, wo es der raisonnirende Verstand aufgeben

mufs, Wirkungen aus Ursachen zu entwickeln, und wo die Wahrheit durch die blofse Läuterung und Richtung des Geistes, durch die Entfernung alles dialektischen Scheins, aus der Steigerung des reinen Selbstbewufstseyns hervorflammt. In diesem Gebiet, wo der Dichter die Stärke in sich fühlt, der Wahrheit ihr Wesen auch mitten in dem Schwunge der dichterischen Einbildungskraft zu erhalten, liegt allein das wahrhaft philosophische Gedicht.

Es mag wunderbar scheinen, die Dichtung, die sich überall an Gestalt, Farbe und Mannigfaltigkeit erfreut, gerade mit den einfachsten und abgezogensten Ideen verbinden zu wollen; aber es ist darum nicht weniger richtig. Dichtung, Wissenschaft, Philosophie, Thatenkunde sind nicht in sich, und ihrem Wesen nach gespalten; sie sind Eins, wo der Mensch auf seinem Bildungsgange noch eins ist, oder sich durch wahrhaft dichterische Stimmung in jene Einheit zurückversetzt. Auch die Geschichte liegt reiner und voller in der ursprünglichen Epopöe, als in der späteren wissenschaftlichen Behandlung, da sie in ihr den Kreisgang, in dem die scheinbar durch zufälligen Anstofs und Naturverkettung zusammenhängenden Begebenheiten sich als Entfaltungen von Ideen und Antrieben aus einem andren Gebiet offenbaren, leichter und anschaulicher durchläuft, die Endfäden sichtbarer zusammenknüpft. Die Scheidung der Dichtung geht erst an, wo die verschiedenen Bestrebungen des Geistes einzelne Wege einzuschlagen beginnen, und obgleich eine spätere Wiederverknüpfung mit vollerem Bewufstseyn möglich ist, und sogar ewig geboten bleibt, obgleich die, welche das Gefühl der Nothwendigkeit der Herstellung der ursprünglichen Einheit in sich tragen, immer danach streben, so gelingt dieselbe doch schwer, und Dichtung und Philosophie nehmen daher alsdann eine andre Gestalt an.

In Krischnas Lehre dreht sich Alles um die Berührung des Endlichen und Unendlichen. Die Scheidung beider liegt als eine ewige, unumstöfsliche, von selbst gegebene Wahrheit zum Grunde. Auf diesem Punkte mufs aber, von welcher Seite aus es zu demselben gelangen möge, das ächt philosophische Gedicht immer stehen, es mag nun die Wahrheit als aus dem Unendlichen herüberflammend, oder die Gränzen des Endlichen, durch Einsicht in die Antinomien der Vernunft zu enge darstellen. Denn auch die Verzweiflung des in der Endlichkeit befangenen, und sich in ihr verwirrenden Geistes ist eine dichterische Idee. Aber durch Sehnsucht oder wirkliche kühne Selbstbestimmung hinaus aus der blofsen Naturverkettung, aus der Begründung des Handelns durch Triebe und Erfolge, aus der ausschliefslichen Aneinanderreihung von Ursachen und Wirkungen, aus der ganzen Beschränkung blofs vermittelter Wahrheit mufs die philosophische Dichtung, wenn sie diesen Namen verdienen soll.

Diese Prüfung nun verträgt, um ein Beispiel anzuführen, allerdings der sonst so reichlich mit poetischem Genius ausgestattete Lucretius nicht. Die Idee seines Gedichtes scheint mir in der ersten Anlage verfehlt. Eine Philosophie, die es sich zum Gesetz macht, Alles aus Naturgründen zu erklären, die das Bedürfnifs und die Möglichkeit bestreitet, über die Natur hinauszugehen, und noch aufserdem in langen, fast kleinlichen Erörterungen, feine Naturbeobachtungen zusammenstellt, und sie auf scharfsinnige, oft spitzfindige, bisweilen geradezu spielende Weise zu erklären versucht, mufs sich auf poetischem Boden fremd fühlen. Die Dichtung kann keinen innigen Bund mit ihr eingehen, ihr, wie es auch Lucretius (I. 932—949.) gar nicht verhehlt, nur zu einer gefälligen Einkleidung, einem erborgten Schmucke dienen. Daher der Reichthum sorg-

7*

fältig ausgeführter Bilder, die lang abschweifenden Beschreibungen, wie die der Pest in Attika, da unser alterthümliches Gedicht sich nie einen Augenblick von seinem Gegenstand entfernt, und immer rein philosophisch bleibt. Dies, was man in gewissem Sinn trocken, nach dem Lucrezischen Ausdruck die ratio tristior nennen könnte, ist hier offenbar das mehr Dichterische. Das hier Gesagte zeigt sich auch an einigen vortrefflichen Stellen in Lucretius selbst. Wo sein System an Sätze der oben beschriebenen Art gränzt, wie wenn er von der Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Todes, der Nichtigkeit der Todesfurcht, der quälenden Unersättlichkeit zügelloser Begierden, der Macht des Bewufstseyns der Schuld, der Vergänglichkeit alles Endlichen redet, stellt er sich offenbar selbst auf eine höhere Stufe. (Man vergleiche die ganze letzte Hälfte des dritten Buchs, ferner V. 92—97. 374—376. und mehrere andre Stellen.) Dafs es in diesem atomistischen und dem Indischen System, ob sie gleich sonst in durchaus entgegengesetzten Gebieten liegen, doch einzelne Berührungspunkte, wie die Annahme der Unmöglichkeit eines Ueberganges vom Seyn zum Nichtseyn und umgekehrt (Lucretius I. 151 — 159.) giebt und geben mufs, bemerke ich hier nur im Vorbeigehen.

Mit den Gedichten des Empedokles und soviel die wenigen Fragmente schliefsen lassen, noch mehr mit denen des Parmenides verhält es sich schon durchaus anders, obgleich auch sie bereits mit dem Bewufstseyn der Kunst gedichtet sind. Plutarchs Ausspruch (*de audiendis poëtis. c.* 2.) dafs sie von der Poesie nur Sylbenmaafs und Feierlichkeit, wie ein Hülfsmittel, um den prosaischen Ton zu vermeiden, geborgt hätten, möchte vielleicht nur die Ansicht einer späteren, das Wesen der früheren Dichtung nicht mehr rein erkennenden Kritik seyn.

Wo die Philosophie anhebt, einen wissenschaftlichen Weg zu gehen, scheidet sie sich natürlich von der Poesie; und wenn sie auch dann noch die poetische Einkleidung beibehält, wie allerdings in Indien durchaus der Fall scheint, so ist dies offenbar ein Misgriff. Denn die wissenschaftliche Philosophie bedarf der Dialektik, nicht zwar um die Wahrheit selbst zu finden, aber um ihr den Weg zu bereiten, und das Theoretisiren des Verstandes und der Vernunft von dem Gebiet abzuhalten, auf dem es keine Gültigkeit hat. Die Dialektik aber widerspricht dem Wesen der Poesie, und fordert, um in ihrer Vollendung zu glänzen, eine bis zur höchsten Gewandtheit und Feinheit ausgebildete Prosa. Man darf darum nicht sagen, dafs die Philosophie sich nur in ihrer Kindheit mit der Poesie verschwistere. Die Weisheit der Menschengeschlechter in der Kraft ihrer ersten Frische, die noch wenig Erfahrenes zerstreut, verwirrt und vereinzelt, ist eher eine göttliche zu nennen, die es verschmäht, sich da, wo ihr nicht freiwillige Empfänglichkeit entgegenkommt, den Zugang durch Beweis und Widerlegung zu bahnen; ein Lallen der Kindheit ist sie sicherlich nicht.

Ob es in anderer Zeit, namentlich in der unsrigen, noch wahrhaft philosophische Gedichte, unter denen ich immer nur solche verstehe, wo die Dichtung die Philosophie fördert, nicht blofs begleitet, geben könne, möchte ich nicht zu entscheiden wagen. Ein Dichter, dessen Geistesanlage offenbar dahin ging, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedanken verwebte, und es nicht scheute, sie in seine äufsersten Tiefen zu senken, dem, wenn man behaupten könnte, dafs er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewifs nichts entgegenstand, als dafs er nach etwas noch Höhe-

rem strebte und wirklich Unvereinbares vereinigen wollte, hat unter uns philosophische Gedichte in jenem Sinne versucht. Wenn diese auch nicht alle gleich gelungen seyn sollten, so dürfte doch wohl eines, die Künstler, auch dem allgemeinen Urtheile nach, als in sehr hohem Grade so erscheinen. Hier kommt aber der Gegenstand selbst zu Hülfe, da der Gedanke sichtbar denselben nicht zu erschöpfen vermag, und die angemessene Verbindung mit der Anschauung nur in der dichterischen Einbildungskraft findet.

Wenn man Krischnas Gespräch mit Ardschunas auch mit den ältesten griechischen philosophischen Gedichten vergleicht, so gehört es offenbar in eine viel frühere Entwickelungsperiode, als diese. Ich will dadurch nicht über das eigentliche Zeitalter der Bhagavad-Gítá entscheiden. Allein auf dem Wege, welchen das vereinte poetische und philosophische Streben, der Natur des menschlichen Geistes nach, nehmen mufs, steht die Indische Dichtung bedeutend früher, als die Griechischen. Sie bewahrt noch die ganze Unbefangenheit der Naturpoesie, da die Griechischen schon in dem deutlichen Bewufstseyn der Kunst entstanden sind. Schon der blofs mit den letzteren Vertraute wird in dem, was im Vorigen über das Indische Gedicht gesagt ist, mehrere bestätigende Andeutungen hiervon finden, und für das Gefühl dessen, der sie sämmtlich im Original hintereinander liest, wird die obige Behauptung keines Beweises bedürfen. Inhalt und Form sind in der Indischen Dichtung untrennbar in einander verschmolzen, und es ist auch nicht die leiseste Spur vorhanden, dafs der Dichter die Form nur als Form betrachtet hätte. Darum steht aber doch Krischnas Gespräch in der Periode, zu welcher es gehört, gleichsam am Endpunkte, wenigstens diesem näher, als dem Anfang. Ebenso urtheilt auch

Hr. Burnouf, welchem die Indische Literatur schon viele interessante Aufklärungen verdankt, und gewifs noch viele andre verdanken wird. Er sieht mit Recht die Lehre Krischnas, obgleich im Ganzen des Systems mit der früheren übereinstimmend, als eine Berichtigung dieser an. (*Journal Asiatique*. VI. 6. 7.) Gegen die Vedás, Puránás und selbst Manus Gesetzbuch gehalten, ist Krischnas Gespräch vorzüglich rein philosophischer, und freier von mythologischer Beimischung, und der Oupnek'hat kann sich, soviel ich zü urtheilen vermag, nicht mit der Erhabenheit, der Schärfe und der in seiner Kürze selbst vollendeten Form des Vortrags in der Bhagavad-Gítá messen. Die philosophische Sprache ist in diesem Indischen Werke schon viel vollständiger ausgebildet, als es die Griechische, wenigstens zu Parmenides Zeit, war, und der Bhagavad-Gítá waren viele andre philosophische Gedichte vorhergegangen. Denn Krischnas sagt ausdrücklich bei Gelegenheit der Lehre von dem Stoff und dem Stoffkundigen, (XIII. 4.) dafs sie auf vielfache Art von Heiligen in verschiedenen Weisen, von jedem besonders, in nach Gründen forschenden klar entwickelten Brahmasprüchen gesungen worden sey. Insofern steht also unser Gedicht auf einer andren Stufe, als die Homerischen, da man mit einer so bestimmten Anführung wirklicher dichterisch philosophischer Werke kaum die Erwähnung einzelner Sänger der Vorzeit im Homer vergleichen kann. Dies deutet wohl auf einen verschiedenen Gang der Geistesentwicklung in Indien und Griechenland und Klein-Asien hin, da die Indische Dichtung länger in der Periode verweilt zu seyn scheint, in welcher sie noch nicht in Kunst, die sich ihrer und ihrer Form bewufst ist, überging. Daher werden Dichter und Philosophen in Krischnas Gespräch nie von einander geschieden, und wenn von Definitionen philosophischer Ausdrücke die

Rede ist, bezieht sich Krischnas auf den Sprachgebrauch der Dichter. (XVIII. 2.)

In jeder Epoche aber war die Philosophie tiefer in die Poesie in Indien, als in Griechenland, verwachsen. Auch die epische athmet vorherrschend einen philosophisch religiösen Sinn. Dies kann man zwar zunächst aus der politischen Stellung der Brahmanen erklären. Wie im Staate, mufsten sie nothwendig auch im Epos den ersten Platz einnehmen, und ihr Verhältnifs zu den Königen und Helden läfst sich gar nicht mit Kalchas Verhältnifs zu Agamemnon vergleichen. Die Könige nahmen auch an ihrer Lebensweise Theil. Es gab Brahmanen- und Königs-Heilige. Tiefer aber mufs man den Grund dieser Erscheinung und der politischen Rangordnung selbst in dem Charakter und der Geistesrichtung der Nation aufsuchen. Hierüber darf man zwar auf keine Weise voreilig aburtheilen, da die Indische Literatur einen so weiten Umfang zeigt, dafs sie das Erhabenste und Zarteste, das Feierlichste und Leichteste, das Frömmste und Heiligste und das die regeste Sinnlichkeit Athmende zugleich in sich fafst. Allein in diesen ältesten Gedichten, von denen wir hier reden, waltet doch, gewifs nach jedes Unbefangenen Gefühl, selbst wo sie ganz erzählend und beschreibend sind, ein von der Erde und irdischem Gewühl hinwegstrebender Hang zu frommer Einsamkeit, abgezogenem Nachdenken, und strenger Selbstverläugnung vor*). Auch die Sprache trägt davon vielfache Spuren, von denen ich hier nur die mannigfaltigen Ausdrücke für verschiedene Gattungen und Grade

---

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier eine in Ausdruck und Gedanken gleich treffende Stelle Hrn. Bournoufs herzusetzen. *Ce génie de l'Inde, si méditatif et si insouciant, que la spéculation paroît avoir de bonne heure éloigné du positif et détaché des intérêts matériels de la vie.* Journ. Asiat. VI. 106.

der Weisen und Heiligen anführen will. Denn diese waren offenbar im Munde des Volks, nicht, wie man von den eigentlich philosophischen Ausdrücken denken könnte, Terminologie einer Schule.

Wolf hat, soviel ich weifs, zuerst den Satz aufgestellt, und sehr glücklich angewandt, dafs die Entstehung der Prosa die Epoche des Aufblühens der Schreibkunst, oder wenigstens ihres schriftstellerischen Gebrauchs bezeichnet. Man darf aber daraus nicht allgemein schliefsen, dafs, solange die poetische Einkleidung die allgemein gültige war, nicht auch schon sie von der Schrift hätte Gebrauch machen können, da die Entstehung der Prosa durch andre, fremdartige Gründe zurückgehalten werden kann, und noch weniger richtig würde es, meiner Empfindung nach, seyn, daraus folgern zu wollen, dafs die Gedächtnifshülfe durch das Sylbenmaafs der Grund sey, warum die Literatur aller Nationen immer von Dichtungen ausgeht. So absichtlich sind die Nationen in ihrer ersten Bildung nicht. Begleitet haben sich vermuthlich in jener frühen Zeit Dichtung und Gedächtnifsübung häufig, es mag sogar damit eine gewisse Verschmähung der schon vorhandenen Schrift verbunden gewesen seyn. Die Indische Gewohnheit, irgend eine religiöse oder sittliche Wahrheit in ein oder wenige Disticha, einzuschliefsen, sehr oft noch, wie es in der Bhagavad-Gítá (VII. 4.) und so sehr häufig im Hitopadesa vorkommt, die einzeln darin liegenden Punkte ihrer Zahl nach anzugeben und auf diese Weise Denksprüche, wie die obenerwähnten Brahmasprüche, zu bilden, scheint eigen dazu bestimmt, sie dem Gedächtnifs einzuprägen. Man mufs sich auch wohl den früheren Brahmanen-Unterricht ganz und den späteren grofsentheils als einen mündlichen denken. Allein die eigentliche Ursach, warum sich die früheste

Weisheit und Ueberlieferung immer in Dichtung ergiefst, liegt dennoch in etwas Andrem und tiefer.

Die Dichtung entsteht alsdann, um es kurz auszusprechen, aus der begeisternden Bewegung, in welche der glücklich und überraschend gefundene Gedanke das junge, noch von wenigen Eindrücken berührte Gemüth versetzt. Alles, was den Geist mit hoher Lebendigkeit ergreift, ohne ihn gleichsam durch materielles Gewicht niederzudrücken, nimmt in jedem zu aller Zeit mehr oder minder die Farbe der Dichtung an. Aber die intellectuelle Anschauung und Erkenntnifs verliert diese begeisternde Kraft, so wie nach und nach die Masse des Erlernten das Uebergewicht über das selbst Gefundene erhält. Wir können es nicht mehr nachempfinden, welchen Eindruck eine einfache Wahrheit, ein mathematischer Satz, ja selbst ein plötzlich erkanntes Zahlenverhältnifs auf jene frühen Zeitalter machte, und doch ist, dafs es wirklich so war, dem Gefühle jedes offenbar, der die Geschichte des menschlichen Denkens von ihren Ursprüngen an verfolgt. Es ist nicht zu läugnen, dafs der blofse Gedanke, die reine Anschauung, zu denen wir, von viel mannigfaltigeren Gegenständen der Wirklichkeit umlagert, und viel tiefer in weltliches Treiben versenkt, uns nur mit Mühe durch Abstraction erheben, sich in jener Zeit vielmehr gleichsam von selbst in ihrer einfachen Lauterkeit offenbarten. Daher machte das Erkennen mathematischer Figuren, wie das der Kugel, Epoche in der Geschichte der Erfindungen, und Zahlenverhältnisse wurden nicht blofs zu einem Gegenstande tiefer Betrachtung, sondern des Entzückens, der Begeisterung und gewissermafsen der Anbetung. Was man auch dagegen erinnern mag, der menschliche Geist ist, an sich und seiner Natur nach, heimischer in Ideen und mit ihnen verwandten Gefühlen, als in irdischem Treiben, und damit zusam-

menhangenden Bedürfnissen und Neigungen. Indefs gehört dazu allerdings Freiheit von einem durch Arbeit und Sorge niederdrückenden Kampf mit der Natur, und wenn auch der Mensch ursprünglich gleich ausgestattet wäre, so sind doch auf dem Punkte, wo wir den Ursprung der Nationen erblicken, ihre geistigen Anlagen gewifs sehr verschieden. Das Menschengeschlecht bedarf daher nicht sowohl der Zeit, um zu intellectueller Kraft zu gelangen, als der Freiheit von störenden Eindrücken. Die Reife der Erkenntnifs, zu der es wirklich heranwächst, ist nicht gerade eine höhere, aber eine andre.

Wenn die Erkenntnifs zur Lehre drängte, so wurde der Lehrer natürlich zum Sänger. Denn es trug ihn die innere Begeisterung, und er hätte auch nicht das Gemüth der Hörer gefesselt, wenn er sich nicht im Vortrag über die gewöhnliche Sprechweise erhoben hätte. Die Freude am Gesang, und dem durch ihn herbeigeführten regelmäfsigen Sylbenfall verstärkten nun den Eindruck der Lehre.

Der Gebrauch der Sprache im alltäglichen Lebensbedürfnifs und der in dem innren der Darstellung von Ideen und Empfindungen mufs natürlich verschieden seyn, da der Redende in beiden durchaus anders gestimmt ist. Denn je schärfer und reiner in ihm der Gedanke vorwaltet, desto weniger kann der Geist es ertragen, dafs nicht auch die Form der Rede den Inhalt angemessen begleite. Dies ist der Ursprung der Prosa, da man nicht Alles Prosa nennen sollte, was nicht Vers ist. Denn die Gebiete beider scheiden sich erst da, wo sorgfältige Achtsamkeit auf die Form des Vortrags eintritt. Die einzig richtige Ansicht der Prosa aber ist, dafs man sie sich aus der Poesie hervorgegangen denkt, die allemal den Anfang in der kunstmäfsigen Behandlung der Sprache macht. Denn der Rhythmus ist das eigentliche Leben der Prosa, und selbst vom

Sylbenmaafs ist sie nicht sowohl frei, als vielmehr eine Erweiterung des enge gefesselten poetischen. Der charakteristische Unterschied zwischen ihr und der Poesie liegt nur darin, dafs sie durch ihre Form selbst erklärt, den Gedanken nur, dienend, begleiten zu wollen, da der poetische Vortrag auch des Scheins nicht entbehren kann, ihn zu beherrschen und gleichsam aus sich zu erzeugen.

Bei der Griechischen Prosa irrt man vielleicht nicht, wenn man ihren poetischen Ursprung sogar noch historisch wahrzunehmen glaubt. Herodots Geschichtserzählung hat hexametrische Anklänge, die wohl nicht blofs aus der Gleichheit des Dialekts entstehen. Es können auch Versarten erleichternde Uebergänge zur Prosa bilden, oder vielmehr zugleich mit ihr durch gleiche Geistesrichtung und Mundart entstehen. Auf diese Weise hängt wohl unläugbar der Trimeter des griechischen Drama mit der attischen Prosa zusammen.

Ob aber von dem Punkte an, wo eine kunstgemäfse Behandlung der Form der Rede beginnt, sich eine wirklich so zu nennende Prosa bildet, oder die Poesie sich auch in den späteren wissenschaftlichen Gebrauch hinüberschlingt, und darin nur mit einem, sich fast um nichts über die gewöhnliche Sprechweise erhebenden Vortrag abwechselt, hängt von andren Umständen, der Geistesanlage der Nation und selbst ihren äufseren Verhältnissen ab. Besser ist allerdings die reine und vollständige Scheidung der Poesie und Prosa, sobald die erstere aufhört, freiwillige Ergiefsung natürlicher Begeisterung zu seyn, die Kunst sich als Kunst bewufst wird, und die Geisteskräfte einzeln zu wirken anfangen. Kein Volk hat diese Scheidung so vollkommen vorgenommen, als die Griechen, da, wenn man nur genau darauf achtet, poetische und prosaische Ausdrücke und Wendungen sich durchaus in fest begränzten Gebieten

bewegen. Die attische Prosa dürfte wohl überhaupt allgemein für die am höchsten ausgebildete anerkannt werden. Es wirkten aber auch, um sie auf diesen Gipfel zu führen, drei mächtige Umstände zusammen, das Reden vor dem Volke und in den Gerichtshöfen, die ganz dialektische und selbst sophistische Geistesrichtung der Athenienser, und das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen. Zu diesen kam aufserdem, und sich durch sie immer mehr veredelnd und verfeinernd, die Eigenthümlichkeit der attischen Mundart und der Reichthum und die Gewandtheit der ganzen Sprache. Die römische Prosa erfuhr blofs den Einflufs der öffentlichen Beredsamkeit, und auf eine weniger vielseitige Weise; alles Uebrige dankte sie nur der todten Nachahmung der griechischen. Diese aber verfolgte ihren Weg so vollständig, dafs, da die Prosa zuerst gegen das Feuer der Dichtung nüchtern erscheint, sie wieder eine eigne, doch von der poetischen verschiedene Begeisterung erreichte, wie dieselbe an Plato zu allen Zeiten gefühlt und gepriesen worden ist. Von indischer Prosa in dem hier dem Worte gegebenen Sinn ist, soviel ich weifs, bisher noch nichts bekannt. Allein so lange die Schätze der indischen Literatur nicht vollständiger, als jetzt, ans Licht gefördert sind, darf man nur über das Vorhandene urtheilen, und sich am wenigsten allgemein verneinende Behauptungen erlauben.

Ueber
die Bhagavad-Gita.

Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal. *)

Aus einem Briefe
von
Herrn Staatsminister von Humboldt.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Die sorgfältigste Benutzung der folgenden Bemerkungen bei einer künftigen, vielleicht bald von mir vorzunehmenden Durchsicht meiner Uebersetzung ist meine persönliche Angelegenheit. Was ein tiefsinniger Denker, ein Kenner der philosophischen Systeme alter und neuer Zeit, der in der Kunst charakteristischer Nachbildung selbst am Aeschylus eine so schwierige Aufgabe gelöst hat, im Sinn oder Ausdruck an meiner Uebersetzung nicht befriedigend findet, kann von mir nicht genau genug erwogen werden. Aber die in dem Aufsatze enthaltenen Betrachtungen über den Geist des Gedichtes, über die metaphysische Terminologie der Indier, und deren Uebertragung in andere Sprachen, haben ein allgemeineres Interesse, und gehen weit über die Prüfung des von mir Geleisteten hinaus. Ich bin deswegen dem Verfasser sehr

---

*) Aus Aug. Wilh. von Schlegel's *Indischer Bibliothek*, Bd. II. Heft. 2. S. 218 ff. (Bonn. Weber 1826. 8.) Die Anmerkungen des Herausgebers dieser Zeitschrift sind auch in vorliegender Ausgabe durch kleineren Druck ausgezeichnet.

dankbar für die mir ertheilte Erlaubniſs zur öffentlichen Mittheilung. Die Artikel von Herrn **Langlois** im Asiatischen Journal über die sechs ersten Capitel der Bh.-G., welche die Veranlassung zu einstimmenden oder berichtigenden Anmerkungen gaben, sind vielleicht nicht allen unsern Lesern bekannt oder gegenwärtig: wo es also nöthig schien, habe ich seine eignen Worte eingerückt. Hr. **Langlois** hat seitdem mit seinen Kritiken fortgefahren, und zwar auf eine Weise, welche mich bewogen hat, seine Befugniſs zum Richteramt etwas näher zu prüfen, und für so viele Bereitwilligkeit im Zurechtweisen ihm den Gegendienst einer gründlichen Zurechtweisung zu leisten. Wenn diese Antikritik nicht anderswo eine schicklichere Stelle findet, so wird sie in der Fortsetzung dieser Blätter erscheinen.

1.

Journal Asiatique Vol. IV. p. 109. 111. — Das hier aufgestellte aesthetische Urtheil möchte ich nicht zu vertreten haben. Ich finde in der Gita nichts, wodurch man veranlaſst würde, sie als ein zur Gedächtniſshülfe in Verse gebrachtes Werk anzusehen. Eher läſst sich dies von einem groſsen Theile des Gesetzbuchs des Manus sagen. Indeſs hat es überhaupt mit dem allgemeinen Gebrauch der Verse bei Völkern, deren Weisheit im Beginnen ist, eine ganz andere Bewandtniſs. Die Vergleichungen mit Homer und den Griechen, die man leider so oft anstellt, scheinen mir sehr unpassend, dagegen gewiſs, daſs diese Episode des Maha-Bharata das schönste, ja vielleicht das einzige wahrhaft philosophische Gedicht ist, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweisen haben.

2.

P. 112—114. Der Verfasser hat wohl in dieser Stelle die Yoga-Lehre nicht vollständig schildern wollen. Das von Colebrooke (*Transactions of the Asiatic Society*, I. p. 24—26. 31. 33.) darüber Gesagte scheint mir bestimm-

ter und erschöpfender. Indefs ist es allerdings richtig, dafs diese Lehre mehr auf das Handeln ging, was aus dem, soviel ich sehe, nirgends von Herrn Langlois vollständig entwickelten Begriff *Yoga* entsprang, der, in seiner wahren Tiefe aufgenommen, eine zur Thatkraft werdende Anstrengung des Nachdenkens bezeichnet. Dafs aber in der Gita von dem doppelten Charakter der Yoga-Lehre, dem religiösen und praktischen, mehr und vorzüglich der letztere der Sankhya-Lehre entgegengesetzt wird, entspringt aus der Natur dieses Gedichtes selbst. Es ist kein abgesondertes philosophisches Werk, sondern eine Episode einer Epopöe. Der dem Streit entsagende Arjunas, eine in dieser Stimmung wohl nie sonst geschilderte Heldengestalt, soll überzeugt werden, dafs er streiten mufs. Darum mufs ihm die Nothwendigkeit und die Schuldlosigkeit des Handelns, des Kämpfens, ja des Mordens vorgelegt werden, und nie ist das wohl mit gröfseren, mehr umfassenden, und zur tiefsten Ansicht des Seyns und Nicht-Seyns hinabsteigenden Argumenten geschehen. Darum kehrt in den abstractesten Theilen der Untersuchung immer der Aufruf zum Kampfe wieder, uud erhöht durch diesen Contrast selbst die poetische Wirkung.

3.

P. 237. Die Beschuldigung, dafs der Dichter vernachlässigt habe, anzugeben, woher Sanjayas das Gespräch des Krischnas mit Arjunas erfahren habe, ist nicht ganz gerecht. L. XVIII. sl. 75. sagt Sanjayas selbst, dafs er es durch Vyasas Gunst gehört habe. Wenn man aber diese Stelle genau betrachtet, und auf die Worte श्रुतवान् कृष्णात् साक्षात् कथयतः स्वयं achtet, so sieht man dafs hier nicht von einer Erzählung des Gespräches durch

Vyasas die Rede ist, sondern von einem Wunder, durch welches Sanjayas selbst Zeuge desselben wurde. Vielleicht hängt dies damit zusammen, dafs Ges. X. 37. Krishnas sich selbst als identisch mit Vyasas darstellt. Diesen Vers hat vermuthlich Hr. L. im Sinn, wenn er (p. 107) sagt, dafs der Verfasser der Gita sich selbst Vyasas nenne. Dies scheint mir aber noch bei weitem aus keiner dieser Stellen zu folgen.

Der Name Vyasas bezeichnet meines Erachtens einen allgemeinen Begriff, den aber die Indier nach ihrer Weise ganz persönlich gefafst haben. Es würde vergeblich seyn zu fragen, wann und wo Vyasas gelebt? Er war der Verkündiger göttlicher Geheimnisse in menschlicher Rede: alles was in dieser Art für heilig galt, ward ihm zugeschrieben. Auch andre Völker des Alterthums haben solche collective Namen verehrt, indem sie die Wirksamkeit ganzer Zeitalter auf einen einzigen übernatürlich begabten Menschen zusammenhäuften. Aber dem Vyasas wird zugleich die Offenbarung der allgemeinen und ewigen Religions-Lehren und der heiligen Geschichte, d. h. der kosmogonischen und heroischen Mythologie beigelegt, indem er zugleich Verfasser der Veda's, des Maha-Bharata und der Puranas seyn soll. Er ist also den Indiern einerseits ein Numa, Tages oder Oannes, andrerseits ein Hesiodus und Homerus. Nur an dem Ramayana des Valmikis hat er keinen Antheil: eine merkwürdige, jedoch hier nicht zu erörternde Ausnahme.

Die Einfassung der Bh. G. läfst überhaupt alle Wahrscheinlichkeiten von Zeit und Ort hinter sich. Wie wäre ein solches Gespräch unter dem Geklirr der Waffen, in dem Augenblicke, wo die Schlacht beginnen sollte, möglich gewesen? Auch Sanjayas vernahm es nicht natürlicher Weise, denn er stand ja in den Reihen der Feinde, sondern durch die Gunst des Vyasas: das heifst, der Dichter, der nicht als sinnlicher Zeuge, sondern vermöge einer Art von Allwissenheit die Geschichten der Götter und Helden zu schildern vermochte, verlieh ihm diese Gabe. Die alten epischen

Dichter anderer Völker haben sich wohl öfter ein solches übernatürliches Wissen zugeschrieben; ihre Dichtung wurde als Wahrheit gegeben und empfangen; dennoch durfte niemand fragen: woher weiſst du das? Homer unterscheidet ja ganz bestimmt die Sage von den Eingebungen seiner Muse. Allein so ausdrücklich wie bei den Indiern wird wohl nirgends die Kenntniſs des Dichters von wirklich vorgefallenen Begebenheiten aus der Beschaulichkeit abgeleitet. Ehe Valmikis den Entwurf zu seinem Heldengedichte machte, wuſste er noch nichts von den Thaten seines Helden; er verläſst nicht etwa seine Einsiedelei, um sie zu erfragen: in tiefe Betrachtung versenkt, erblickt er alles auf einmal im Spiegel seines Geistes, so deutlich, wie eine Pomeranze, die man in der Hand hält.

Das erhellet, wie mich dünkt, aus der Erwähnung des Vyasas am Schlusse der Bh. G., daſs der Dichter sein Werk an das groſse Ganze anschlieſsen wollte, und daſs er sich einer ähnlichen, jenes alten Namens würdigen Begeisterung bewuſst war. In den meisten Handschriften des Maha-Bharata wird die Episode der Bh. G. ausgelassen. Es käme darauf an, ob der Zusammenhang eine Störung erlitte, oder vielleicht sich fester fügte, wenn man sie ganz wegnähme. In dem Eingange des M.-Bh. werden die Episoden (*upâkhyânâni*) bestimmt von dem Körper des Gedichtes unterschieden:

उपाख्यानैर्विना तावद्भारतं प्रोच्यते बुधैः ।

Sine episodiis hactenus Bharatea a peritis definitur.

Uebrigens will ich hiedurch der Untersuchung über das Alter der Bh. G. keineswegs vorgreifen. Die Episoden können in verschiedenen Zeiten hinzugefügt, und dennoch alt und ächt seyn. Vom **Nalas**, einer Episode ganz anderer Art, scheint mir dieses ausgemacht. Nicht eben so zuversichtlich möchte ich es von den vier übrigen Episoden behaupten, welche mit der Bh. G. zusammen unter dem Namen der fünf Edelsteine des Maha-Bharata begriffen werden.

Wenn Krishnas, der verkörperte Gott, (Lect. X.) lehrt, er sei unter allen Gattungen von Wesen das erste im Range, das

Urbildliche, das schöpferisch Wirksame; wenn er in der Reihe der Beispiele sagt, er sei Vyasas unter den Muni's, so wäre diefs nach der Voraussetzung des Hrn. Langlois (p. 107) die unerträgliche Prahlerei eines sich selbst vergötternden Sterblichen. Umgekehrt würde ich sagen, der Dichter habe hiedurch wenn irgend etwas auf seine Person bezügliches, andeuten wollen, dafs Vyasas nicht Verfasser der Bh. G. sei. Allein es ist nichts als eine in den Indischen Denkmalen immer wiederkehrende Erscheinung: der allgemeine Homochronismus dessen, was doch als nach einander entstanden geschildert wird. Ihre wunderbare Vorzeit dreht sich gleichsam im Kreise herum. Dieses greift tief ein, und ich behalte mir vor, es ausführlich zu entwickeln.

4.

Hr. L. bemerkt nichts über den 31. Slokas des ersten Gesanges. Sie übersetzen den ersten Vers desselben: *atque omina video infelicia*, Wilkins eben so: *and I behold inauspicious omens on all sides.* Nach beiden Uebersetzungen, die sich allerdings mit dem allgemeinen Begriff der Worte des Originals vereinigen lassen, sollte man glauben, dafs Arjunas besondre, nicht in der Sache selbst liegende Unglückszeichen, wirkliche *omina* (Vögelflug, Blitze u. s. f.) sehe. Davon kommt aber sonst in dem ganzen Gedicht nichts vor, und diese Vorstellungsart scheint ihm überhaupt fremd zu seyn. Haben Sie also vielleicht auch die *omina* nicht buchstäblich, sondern nur figürlich verstanden?

Allerdings das letzte. Die Muthlosigkeit des Arjunas geht aus einem sittlichen Gefühle hervor: es ist die übelste aller Vorbedeutungen, seine nächsten Blutsfreunde bekämpfen zu sollen; wie es umgekehrt in dem erhabenen Homerischen Verse heifst:

Εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Man vergleiche die prophetische Rede des blinden Dhritarashtras am Eingange des M. Bh. (in Franks Chrestomathie) wo die einzelnen Absätze immer mit denselben Worten anheben und schlie-

sen: „Seit ich vernahm, dafs . . . . . . seitdem verzweifle ich an dem Siege, o Sanjaya." Auch dort entspringt die Ahndung des Unglücks aus einem sittlichen Beweggrunde: die Frevel seines Sohnes lassen den Dhritarashtras keinen guten Ausgang hoffen. Ich finde vor der obigen Stelle (Bh. G. I. 37) nirgends eine Erwähnung von äufserlichen Vorbedeutungen. Sonst aber war den alten Indiern, wiewohl sie vornämlich die Sterne befragten, die Deutung der Zukunft aus meteorischen Erscheinungen und aus dem Vogelflug ebenfalls nicht fremd. Beide kündigen dem Dasarathas den Zorn des furchtbaren Parasu-Ramas an. (RAM. Ed. Ser. L. I, cap. LXII. Sl. 10 sqq.) Und damit man nicht etwa glaube, diese Zerrüttung der Elemente, diese Verschüchterung des Wildes und Waldgefieders werde blofs durch die Nähe des zürnenden Genius bewirkt, so heifst es ausdrücklich:

असौम्याः पक्षिणः, infaustae volucres;

und ferner:

उपस्थितं भयं घोरं पक्षिणो वेदयन्ति ते ।

Hae aves tibi declarant, horrendum periculum imminere.

5.

P. 239. I. 40—44. Ich bin auch der Meinung, dafs die Uebersetzung von धर्माः und अधर्मः durch *sacra gentilitia* und *impietas* nicht vollständig den Begriff wiedergiebt. Für das erstere hätte ich *jura* vorgezogen. Da aber alles politische Recht in Indien auch religiöses war, wenige Zeilen später von Opfern die Rede ist, und sich für अधर्मः (das vernichtete Recht) schwer hätte ein Wort finden lassen, so ist Ihre Uebersetzung gewifs zu vertheidigen. Dagegen scheint mir Hr. L. den Sinn zu weit zu nehmen, wenn er die Stelle von allen Familienpflichten versteht.

Es ist hier nicht von Moral, sondern von Staatsverfassung und Castenabsonderung die Rede. कुलधर्माः sind die durch die *sacra gentilitia* geheiligten Satzungen, welche die Geschlechter von einander abgränzen, und diese politischen Scheidewände stürzen bei der Vernichtung der Familien ein, indem die Frauen, durch den Mangel gesetzmäſsiger, ungesetzmäſsige Ehen einzugehen genöthigt werden. कुलस्त्रियः sind freilich die Frauen der vertilgten, oder verminderten Geschlechter, aber es liegt in dem Ausdruck mehr, als Hr. L. sagt. Es sind die wahren *matres familias*, die durch *justas nuptias* und *sacra gentilitia* in das Geschlecht gekommen sind, es ist hier überhaupt nur von solchen Geschlechtern die Rede, die ein politisches Daseyn haben, und dies deutet Ihr *nobilissimae feminae* wenigstens an, da es in der Langlois'schen Erklärung gänzlich verloren geht. Da ich die einseitige Uebersetzung von धर्मः durch Pflicht in dieser Stelle nicht billigen kann, so scheint mir auch die Erklärung des Hrn. L. von जाति- und कुलधर्माः willkührlich. Sollte nicht zwischen जातिः und कुल derselbe Unterschied, wie zwischen *familia* und *gens* seyn? Der Ursprung beider Wörter spricht dafür, und in diesem Fall ist hier von den Satzungen beider die Rede.

6.

P. 241. Hier scheint mir der Dichter von Hrn. L. eine unnöthige Zurechtweisung über die Art, wie die Seele tödtet, zu erfahren. Er meinte wohl mit sl. 19. nichts anders, als daſs man nicht tödten kann, was nicht zu sterben vermag. Dies geht, dünkt mich, aus sl. 20. ganz deutlich hervor.

7.

P. 241, 242. Ich weifs nicht, ob in dieser Stelle über den Spiritualismus und Materialismus das Verhältnifs des letzteren zu der hier von Krishnas vorgetragenen Lehre richtig dargestellt ist. Dieser nimmt L. II, sl. 26. nicht, wie Hr. L. zu behaupten scheint, blofs an, dafs die Seele sterblich sey. Seine unveränderliche Grundlehre ist, dafs was einmal gelebt hat, für ewig dem Leben angehört. Der von ihm aufgestellte Unterschied ist nur der: ob die Fortdauer ohne Unterbrechung bleibt, (sl. 12.) oder ob sie in einem sich erneuernden Sterben und Wiedererscheinen besteht. (sl. 26.) Im ersten Fall wechselt die Seele nur den Körper, wie ein Kleid, im letzteren stirbt sie wirklich, wird aber wiedergeboren. Nun haben freilich die Materialisten das Untergehen der Seele behauptet, wohl aber nicht die Wiedergeburt und noch weniger die Nothwendigkeit derselben. Gerade hierin aber liegt das Eigenthümliche der Lehre Krishnas.

8.

P. 243., II, 13. Le 13e sl. ne me semble pas traduit d'une manière juste. *Déhinah* ne devrait pas être rendu par *animantis*, mais par *animae;* car le mot *animans* en latin ne présente pas ordinairement ce dernier sens. Il veut sans doute dire quelquefois *l'être qui anime*, mais le plus souvent c'est *l'être qui est animé: animantes caeteras*, dit Cicéron, *projecit ad pastum*. *Déhi* de son côté désigne la substance animant le corps, mais non pas l'être composé d'esprit et de matière. Toute la phrase se ressent de cette traduction un peu trop incertaine. Voici, si je ne me trompe, l'idée de l'auteur: l'âme subit les transmigrations successives, de la même manière qu'on la voit dans un corps passer par l'état d'enfance, puis de jeunesse et ensuite de vieillesse. Cette idée se trouvera-t-elle d'une

manière claire dans cette phrase du traducteur latin: *Sicuti animantis in hoc corpore est infantia, juventus, senium, perinde etiam novi corporis instauratio.* N'eût-il pas été plus à propos de suivre l'ordre même des mots sanscrits: *Animae, sicuti in hoc etc.*

Die schöne Bezeichnung des die Materie inwohnend Belebenden durch ein bloſses grammaticalisches Suffixum in देहिन्, शरीरिन्, क्षेत्रिन्, (XIII, 33.) ist allerdings in jeder andern Sprache unnachahmlich. So wie die Indische philosophische Terminologie überhaupt bewundernswürdig ist, so hat sie, wie in diesen Wörtern, sehr oft den Vorzug, dem Wortlaut grade nur das an Bedeutung zu lassen, was der abstracte Begriff erfordert, und nicht mehr. Ich stimme jedoch Hrn. Langlois in dem Wunsche bei, daſs Sie möchten für die beiden ersten Wörter immer nur gleichförmig *anima* gebraucht haben, und nicht *animans* (II, 13.) *spiritus* (II, 59. V, 13. XIV, 20.) *Anima* scheint mir darum allein dem Indischen Ausdruck recht angemessen, weil es nichts als den reinen Gegensatz des Körpers, das ihn belebende, in ihm athmende, wie meist auch unsere Seele, aussagt. Doch möchte auch *spiritus* gewählt seyn, nur eine gleichförmige Uebersetzung ist immer da vorzuziehen, wo kein nöthigender Grund zu einer Abweichung ist. Am unzulässigsten scheint mir *mortalis*. In allen ebengenannten Stellen hat das Indische Wort offenbar denselben Sinn; und welcher dies ist, leuchtet am besten aus XIV, 5. hervor, wo es heiſst: im Körper die unvergängliche Seele. XIV, 20. geht bei Ihrer Uebersetzung durch *mortalis* der Gegensatz: *qualitatibus hisce tribus exsuperatis* ANIMA, E CORPORE *genitis*, verloren. Auch (V, 13.) in der neunthorigen Stadt sitzend erwartet man eher die Seele als den Sterblichen.

Es ist mir hiebei ergangen, wie an hundert Stellen meiner Uebersetzung, dafs ich nach langer Ueberlegung und Unentschlossenheit zögernd und zweifelnd einen Ausdruck gesetzt habe, weil unter allen wählbaren mir keiner ganz angemessen schien. *Dèhin* und *s'arîrin* sind eigentlich Adjective, durch die possessive Ableitungssylbe von *dèha*, *s'arîra* Körper, gebildet. Sie bedeuten also eigentlich: der einen Körper besitzt. *Anima* hat die Unbequemlichkeit, dafs es weiblich ist, da Masculine ausgedrückt werden sollen. *Animans* schien mir am nächsten zu kommen: es heifst ja eigentlich das belebende Wesen. Die von Hrn. L. angeführte Stelle des Cicero dürfte schwerlich die durchgängig unedle Bedeutung beweisen: er fügt *ceteras* hinzu, im Gegensatz mit dem Menschen, der unter dem allgemeinen Namen mit begriffen ist. Vielleicht wäre *animal* vorzuziehen, weil der edle Gebrauch häufiger vorkommt.

Sanctius his animal, mentisque capacius altae.

Jedoch stimmt sich die Bedeutung beider Wörter nach Gelegenheit hinauf und hinunter. Ferner ist *animal* Neutrum, *animans* kann wenigstens Masculinum seyn. Die von Hrn. L. vorgeschlagene Veränderung finde ich bedenklich, weil der *anima* nicht so eigentlich Kindheit, Jugend und Alter zugeschrieben werden kann, wohl aber im ganzen dem Wesen, das den Körper bewohnt und belebt.

Wenn *anima* empfohlen wird, so kann ich nicht recht einsehen, warum *spiritus* verwerflich seyn sollte. Beiden Wörtern liegt dieselbe sinnliche Anschauung zum Grunde, beide werden gleichermafsen zum Unkörperlichen gesteigert, und bedeuten stufenweise: Lufthauch, Athem, Lebenshauch, Leben, Seele, Geist.

Am meisten tadelt mein verehrter Beurtheiler den Gebrauch von *mortalis* für *dèhin*. Unter dieser letzten Benennung sind eigentlich alle organischen Geschöpfe begriffen, oft aber ist ausgemacht blofs der Mensch damit gemeint. Das Lateinische *mortalis* sollte eben so von allen organischen Geschöpfen gelten, der Sprachgebrauch hat es aber auf den Menschen beschränkt. Sterblichkeit ist die an den Besitz eines Körpers geknüpfte Bedingung.

Es sei mir vergönnt, hier eine allgemeinere Bemerkung zu machen. Auf keine Sprache hat vielleicht der speculative Geist einen so entscheidenden Einfluſs gehabt als auf das Sanskrit: die ganze Sprache ist, so zu sagen, mit Metaphysik tingirt. Statt daſs in andern Sprachen die Philosophie ihre Bezeichnung der Begriffe der Sinnlichkeit hat abborgen müssen, sind im Sanskrit ursprünglich philosophische Ausdrücke in das Leben und in die Poesie eingetreten, wo sie aber nothwendig in gewissem Grade ihre Natur ablegen. *Dèha*, Körper, von der Wurzel *dih*, *contaminare*, ist ein solches Wort. Die ganze Platonische Lehre von der Verunreinigung der reinen Geister durch ihre Vermischung mit der Materie liegt wie im Keime darin beschlossen. Auch in *dèhin* offenbart sich der alte Spiritualismus. Es ist grade das umgekehrte von der Ansicht Homers, welcher sagt, die Seelen der Helden seien in die Unterwelt gesendet, sie selbst aber den Hunden und Vögeln zum Raube geworden; als ob der Körper das wahre Wesen und die Seele nur eine fremde Zuthat wäre.

In der epischen und selbst in der alten gnomischen Poesie wird *dèhin* fast immer durch *mortalis* nicht nur übersetzt werden dürfen, sondern müssen. Nun ist die Bh. G. zwar ein philosophisches Gedicht, aber, was nicht übersehen werden darf, im epischen Styl geschrieben. Es kann daher gar oft der Zweifel eintreten: muſs dieses und jenes Wort, an dieser Stelle, nach dem strengen philosophischen Begriff, oder als ein Ausdruck des volksmäſsigen Lebens gefaſst werden?

9.

P. 244. II. 14. Dans le sloka suivant *Mâtrâsparsâh* est rendu d'une manière inexacte ou du moins obscure par ces mots *elementorum contactus*. Mâtrâ signifie matière, *materies*; je suppose donc que c'est dans ce sens que nous devons comprendre le mot *elementorum*, qui alors eût pu être remplacé, pour une plus grande intelligence du texte, par *physicorum objectorum* ou bien *physicorum organorum* (*contactus*); car ce passage admet ces deux sens, qui re-

viennent à la même idée: les impressions causées par les objets extérieurs et matériels, ou bien plutôt les impressions reçues par les organes matériels des sens, impressions qui sont la source de nos sensations. Le dernier sens semble être celui que le commentaire indique par ces mots:

मीयन्ते विषया आभिरिति मात्रा इन्द्रियवृत्तयः। तासां स्पर्शा विषयसंबन्धाः। ते शीतोष्णादिप्रदा भवन्ति।

Der Tadel möchte wohl auf sehr wenig hinausauslaufen. Das bestrittene Wort deutet doch schwerlich etwas anders als die Eindrücke der Materie auf die Sinne an, und *elementorum* ist der metaphysischen Sprache des Textes und selbst dem Wort angemefsner, als *physicorum objectorum*. Dafs unter मात्रा wirklich die elementarische Materie verstanden wird, und die Uebersetzung durch die wirklichen Körper immer ungenau seyn würde, beweist der Ausdruck तन्मात्रः für die Uratome der Elemente (Colebrooke. l. c. p. 30.) und folgender Slokas aus Manus Gesetzbuch I. 56.

यदाणुमात्रिको (nämlich der सर्वभूतात्मा) भूत्वा वीजं
स्थास्नु चरिष्णु च।
समाविशति संसृष्टस्तदा मूर्त्तिं विमुंचति॥

Hier wird die Seele, um eine eigentliche Körperform anzunehmen (wie doch alle *objecta physica* sie haben), erst vorher zu einem mit Elementar-Materie versehenen (अणुमात्रिकः) Wesen.

Der Commentator, den Hr. L. zwar anführt, aber wie verschiedentlich, nicht recht verstanden zu haben scheint, erklärt sich

gerade für meine Uebersetzung. Zuerst giebt er eine etymologische Definition. *Mâtrâ*, von *mâ*, messen; weil, sagt er, die Gegenstände nach ihnen gemessen werden. Nun gehen alle Maafse der Indier für Raum, Zeit und specifisches Gewicht, vom unendlich kleinen aus. (Vergl. Manus Gesetzbuch Cap. I, 64 sqq. As. Res. Vol. V. Colebrooke on Indian weights and measures.) Es ist gerade das umgekehrte von der Methode der Französischen Mathematiker, welche die Dimensionen des Weltgebäudes zum Grunde legten, um durch fortgehende Theilung zu festen Maafsen bis in das kleinste hinunter zu gelangen. *Mâtrâ* bedeutet oft Atom, *molécule*. In der Musik und Metrik ein Moment. Die *mâtrâ's*, fährt der Commentator fort, wirken auf die Sinnes-Werkzeuge. Nach der Indischen Physik stehen die fünf Elemente den fünf Sinnen parallel: folglich sind immer die elementarischen Grundbestandtheile dasjenige, was die sinnlichen Empfindungen hervorbringt. Ferner sagt er: die Berührungen dieser *mâtrâ's* sind mit den sinnlichen Gegenständen verbunden, und bringen die Empfindungen von Kälte und Hitze u. s. w. hervor.

In dem Spruch des Manus scheint mir für *an'umâtrika* „ein mit Elementar-Materie versehenes Wesen" beinahe schon zu viel. Ich würde übersetzen: „Wann die Weltseele, so fein wie ein Atom „geworden, den vegetabilischen und animalischen Samen durch„dringt und mit ihm verschmilzt, dann entfaltet sie einen organi„schen Körper." — Der Same ist ja schon der feinste Auszug organischen Stoffes, das bildende und belebende Princip soll aber noch unkörperlicher gedacht werden. Da die alte Indische Philosophie den absoluten Gegensatz zwischen Geist und Materie läugnet, jenen aber als das ursprüngliche und wesentliche setzt, so hat sie eine vermittelnde Darstellung durch allmählige Verdichtung versucht. Hierauf beruht die ganze Lehre des Manus von den Sinnen und den entsprechenden Elementen.

10.

P. 244. II, 34. *Generosorum infamia ultra mortem porrigitur.* La traduction anglaise disait: *The fame of one*

who hath been respected in the world, is extended even beyond the dissolution of the body. M. Schl. a heureusement corrigé une des fautes échappées au savant Wilkins; il a senti que l'â long dans *tchâkîrtih* indiquait la présence d'un *a* privatif, et qu' *infamia* devait être substitué à *the fame.* Pourquoi a-t-il conservé le sens donné à *maranâd atiritchyté*, qu'il traduit par *ultra obitum porrigitur.* M. de Chézy, en s'appuyant sur l'interprétation du commentaire, *maranâd adhikâ bhavati*, traduit anisi cette phrase: *L'infamie, pour un homme distingué, est au-dessus de la mort, est pire que la mort.* Je recommande à la critique de M. Schl. ce nouveau sens qui, fourni par le commentaire, est rendu encore plus probable par la forme de l'ablatif, *maranât* qui indique un comparatif. J'avoue toutefois que l'autre version est bien en rapport avec le vers précédent.

Hier würde ich immer Ihre Erklärung vorziehen. Die Geschiedenheit, welche in diesem Gebrauche der Wurzel रिच् zugeschrieben wird, besteht immer darin dafs die so geschiedene Sache als mächtiger wie die andre, mit ihr verglichene, dargestellt wird. Ist nun die Ehrlosigkeit mächtiger als der Tod, so sehe ich nicht darin, dafs sie *pire* ist, sondern dafs der Tod ihr kein Ende macht. Diesen Begriff des Mächtiger-Seyns, des Vorwaltens in dem Verbum beweisen sehr schön drei Stellen des Hitopadesa, (Ed. Lond. p. 9, l. 2. p. 30, l. 8. p. 118, l. ult.) auf die mich Hr. Ballhorn-Rosen aufmerksam gemacht hat, der das Studium der Sanskrit in kurzem mit einem Wurzel-Verzeichnifs, das jedoch eigentlich ein Wörterbuch der Verba ist, bereichern wird.

Der Begriff, den ich vielleicht, als ich übersetzte, nicht so klar gefafst hatte, ist vollkommen richtig aufgestellt. Er findet

sich auch in einer Stelle des Bhartri-hari, (Ed. Ser. p. 37, lin. penult.) die Hr. v. Chézy im Journal des Savans gegen mich angeführt hat. Vergl. Manus Cap. II. sl. 145. Hier ist die Construction sonderbar: wiewohl im Passivum, regiert das Verbum den Accusativ der übertroffenen Sache, und den dritten Casus der Eigenschaft, worin sie übertroffen wird. Sonst steht es intransitiv, mit oder ohne Ablativ. Mit der Präposition *ati* wird das Wort vermuthlich nicht anders als im Passivum gebraucht. Nach Erwägung obiger Stellen glaube ich dennoch, daſs die Erklärung des Scholiasten dem Sprachgebrauche gemäſser ist als die meinige. Ich habe gegen jene nur Ein Bedenken. Nach Krishnas Lehre ist der Tod gar kein Uebel; sogar, wenn die Erfüllung der Pflicht ihn herbeiführt, z. B. der Tod eines Kriegers in einem gerechten Kampfe, ein groſser Segen. Wie kann man nun sagen, daſs etwas schlimmer sei als dasjenige, was kein Uebel ist? Vielleicht möchte man es so fassen: die Schande überwiegt den Tod; dieser kommt gegen jene gar nicht in Betracht. Ich glaube auch daſs Hr. von Chézy den Genitiv *sambhâvitasya* richtig für den Genitivus commodi genommen hat.

11.

P. 245. II. 41. Dans ces mots *ad constantiam efformata* et *inconstantiam*, peut-on reconnaître le sens précis de *vyavasâyâtmika* et *avyavasâyinâm*, qui marquent, l'un, le zèle pieux et pur de ceux qui pratiquent la doctrine de l'*Yoga*, et l'autre, l'indifférence de ceux qui suivent d'autres principes, indifférence qui rend inactif à suivre la voie de la véritable devotion, mais qui n'exclut point un attachement empressé à des observances superstitieuses. L'auteur en effet, dans les vers suivans, critique la conduite des faux dévots qui dans des vues intéressées, observent les règles préscrites par les védas, il finit par dire: Ils pratiquent aussi, ils agissent, mais sans la retenue digne du sage. C'est ce que signifie le mot *samâdhi*, qu'on rend vaguement par *contemplatio*; c'était plutôt *continentia*.

P. 245. II. 41. Den Gegensatz von व्यवसायात्मिका und अव्यवसायिनां in dem *zèle pieux* und der *indifférence* zu finden, scheint mir wenigstens nicht genau, und den schönen und grofsen Sinn dieser Stelle nicht zu erschöpfen. Es wird hier die Sankhya-Lehre der Yoga-Lehre entgegengesetzt. In der ersten ist das raisonnirende und philosophirende Nachdenken, in der andern dasjenige rege, welches, ohne Raisonnement, durch eine Vertiefung zu unmittelbarer Anschauung der Wahrheit, ja zur Vereinigung mit der Urwahrheit selbst gelangen will. Das Raisonniren setzt Gewandtheit, Einschlagung vieler Wege voraus, giebt der Beredsamkeit (sl. 42.) Raum. Die Vertiefung sammelt alle Kräfte auf Ein Ziel, das sie mit Festigkeit verfolgt, sie bedarf nicht blofs der Denk-, sondern auch der Willenskräfte. Deshalb kann धर्मः (sl. 40.) von ihr gebraucht werden. Darum nun bringt die Yoga-Lehre Einen, unabweichliche Anstrengung athmenden Sinn hervor, die Sankhya-Lehre, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern ihrer Natur nach, mehrere und verschiedenartige Sinne und Meinungen. Ihr *ad constantiam efformata sententia* ist nicht ohne Grund gewählt. Wer die grofse Genauigkeit Ihrer Uebersetzung kennt, sieht gleich aus *efformata*, dafs das Wort des Textes neben dem Hauptbegriff der Festigkeit einen andren Zusatz (आत्मिका) hat. Dafs für समाधिः *continentia* das richtige Wort und *contemplatio* eine unbestimmte Uebersetzung sei, kann ich nicht finden. Der Sinn des Worts ist hier derselbe, in dem es zur Ueberschrift eines Kapitels von Patanjalis Yoga-System dient, (Transactions of the Asiatic society 1. p. 25.) tiefes Nachdenken, freilich mit dem Nebenbegriff der festen Anstrengung des Yogi, aber der Hauptbegriff ist immer das Nachdenken. Gerade der Gebrauch dieses Worts an dieser Stelle zeigt,

dafs in ihr überhaupt nicht, wie Hr. L. sagt, von Eifer und Gleichgültigkeit die Rede war, sondern von verschiedenen Arten des untersuchenden Nachdenkens. Dies hätte aus *continentia* niemand sehen können. So wie in dem Yogi eine der Wahrheit nachspürende und sich ihr anbildende Verbindung des Wollens und Denkens liegt, so liegt sie gleichfalls in diesem Worte. Dies geht noch klarer aus IV. 24. hervor, wo nun wirkliches Handeln als mit dem Nachdenken über Brahma verbunden dargestellt wird. Wilsons Ableitung des Wortes von धा scheint mir nicht zu billigen; es kommt ja wohl, wie आधिः selbst nach Wilson, von ध्यै.

Ich habe zu dieser gründlichen Berichtigung nichts hinzuzufügen, nur dafs ich im Einverständnifs mit dem Commentator die Sache weniger wissenschaftlich fassen möchte. Krishnas hat bisher die aus der Erwägung der Folgen herfliefsenden Bewegungsgründe zum Handeln vorgestellt; jetzt erhebt er sich auf einen höhern Standpunkt, von wo aus betrachtet nicht nur alles Irdische dahinten bleibt, sondern selbst die Hoffnung auf Belohnungen in einem künftigen Leben noch als eine weltliche Triebfeder erscheint; er fodert zu einer Gesinnung auf, die nichts anders erstrebt, als das Wohlgefallen der Gottheit, und die innigste Vereinigung mit ihr. Hier folgt nun die erhabene Stelle, wo er die heiligen Bücher angreift, und ihnen vorwirft: auch sie begünstigten durch verheifsene Segnungen für äufserliche Religions-Leistungen eine weltliche Denkart. Der Dichter hat sich hier in eine, wie es scheint, absichtliche Dunkelheit gehüllt, denn sein Unternehmen war kühn. Ich sehe klar, dafs der Commentator mildern und die Veda's retten will: ich glaube aber, den Dichter vollkommen zu verstehen, und hoffe es zu beweisen, wenn mir Mufse und Hülfsmittel zu der philosophischen Auslegung verliehen werden, die ich durch eine blofse Uebersetzung kaum berühren geschweige denn erschöpfen konnte. Herr L. ist dabei p. 249 und 250 in ein La-

byrinth von Mifsverständnissen gerathen, wohin ihm zu folgen schwerlich der Mühe verlohnen möchte.

Von den Scholien über obige Stelle, die sämmtlich mit der Erklärung des Herrn L. im Widerspruche stehen, wiewohl er den Commentar vor Augen hatte, und sich immerfort auf dessen Ansehen beruft, setze ich nur das letzte her.

समाधिश्चित्तैकाग्र्यं परमेश्वरैकाग्र्याभिमुखत्वं ।

„*Samâdhi* ist Richtung der Gedanken auf ein einziges Ziel, ausschliefsliche Beschauung (buchstäblich: Hinwendung des Antlitzes) des höchsten Wesens." Was soll nun, wenn dies nicht, Contemplation genannt werden?

12.

P. 246. II. Sl. 45. Crichna dit à Ardjouna que l'explication des védas peut prêter des sens favorables aux gens amis de la vérité, ou des passions ou des ténèbres; ces trois idées sont représentées par ces trois mots, *sattwa*, *radjas*, *tamas*, appelés les trois *gouna* ou qualités. Ne soyez point, dit Crichna, partisan des trois qualités, ou seulement de deux; ne vous attachez qu'à la vérité. Je demande si ce sens peut se reconnaître dans la phrase de M. Schlégel, surtout dans ces mots: *liber* (esto) *a gemino affectu*, *semper essentiae deditus*. Ce mot *essentia*, que le traducteur a adopté pour interprêter le mot *satwa*, en rappelle sans doute l'étymologie: *satwa* vient du verbe sanscrit *as*, être, tout comme *essentia* vient du verbe latin *esse*. Mais *essentia* ne représente pas pour moi l'idée de *satwa*, qui signifie la qualité de l'être par excellence, ce qui existe de bon et de beau dans la nature, le principe réel de toute vertu, de toute supériorité morale. Il me semble que le mot *vérité* exprimera plutôt l'idée contenue dans *satwa*.

Aus Hrn. L. Worten: *ne soyez point partisan des trois qualités ou seulement de deux*, mufs man schliefsen, dafs

er unter *nirdvandva* zwei der, allen Dingen der Natur eigenthümlichen *guna*, nämlich *rajas* und *tamas* versteht. Diese Erklärung ist aber offenbar dem philosophischen Sprachgebrauch entgegen. Unter *dvandva* sind die entgegengesetzten Empfindungen, Freude und Schmerz, Hitze und Kälte, Sieg und Niederlage, u. s. w. zu verstehen, gegen welche dem Weisen so oft gleichgültig zu seyn empfohlen wird. *Nirdvandva* ist also, wer von dieser Empfindung und ihrer Gewalt frei ist. Gerade diesen Sinn, und dies kann wohl entscheidend genannt werden, hat das Wort V. 3. und *dvandva* IV, 22. VII, 28. In XV, 5. wird der Plural für alle, aus dem allgemeinen Gefühl des Vergnügens und des Schmerzens entstehenden einzelnen Empfindungen gebraucht. Auch steht Hrn. Langlois Erklärung die in *nistraigunya* liegende Vorschrift, sich von allen drei Eigenschaften zu befreien, im Wege.

Dagegen ist nicht zu läugnen, dafs man bei dieser von Ihnen in Ihrer Uebersetzung: *tu autem liber esto a ternis qualitatibus, liber a gemino affectu*, angenommenen Erklärung mit dem Ausdruck *nitya-sattva-stha* ins Gedränge kommt. Da *sattva* eine jener drei *guna* ist, so ist es wunderbar, wie man zugleich in ihr stehen, und von den *guna* frei seyn soll. Ich sehe hier nur zwei Auswege. Man mufs nämlich entweder dem Wort *sattva* in dieser Stelle nicht die bestimmte Bedeutung einer der drei Natureigenschaften, sondern die allgemeinere der realen Kraft und Trefflichkeit überhaupt beilegen, oder man mufs annehmen, dafs, um die Freiheit von allen drei Eigenschaften zu erlangen, anempfohlen wird, in der trefflichsten derselben zu verharren, die wirklich, wie aus den letzten Gesängen des Gedichts hervorgeht, eine nothwendige Stufe zur wahren und letzten Seelenbefreiung ist.

Welcher von beiden Wegen hier einzuschlagen ist? möchte ich lieber von Ihnen erfahren, als selbst entscheiden.

Sattva wird aber nicht immer in der bestimmten Bedeutung einer der drei Natureigenschaften genommen. Hr. L. hätte es indeſs am wenigsten tadeln sollen, wenn Sie es in dieser Stelle durch *essentia* übersetzen.

Als Natureigenschaft, den beiden andern entgegengesetzt, ist dies offenbar ein so richtiger Ausdruck dafür, daſs ein besserer Lateinischer nicht aufgefunden werden könnte. Im Deutschen möchte Wesenheit den Begriff noch genauer geben. Als Natureigenschaft nimmt doch aber hier Hr. L. offenbar das Wort. Denn was könnte ihn sonst bewegen *dvandva* von den beiden andern zu verstehen? Zu der Uebersetzung durch *vérité* würde ich am wenigsten rathen. Denn obgleich das Indische Wort auch Wahrheit und Trefflichkeit jeder Art unter sich begreift, so dürften die Stellen, wo man durch Wahrheit den Begriff adaequat erschöpfte, doch selten seyn. In der Gita ist mir keine einzige bekannt. Das Seyn ist nicht bloſs der Ursprung, sondern der Hauptbegriff des Worts, der, je nachdem man in immer prägnanterem Sinne, mehr reales, vom Negativem freies Seyn in dem Worte annimmt, mannigfaltig gesteigert wird. In diesen Steigerungen heiſst das Wort, wenn man das Participium und Abstractum zusammenfaſst: das schlichte Seyn, (wie so oft in *sad-asat*) ein seyendes Wesen, (Geschöpf, Ding, XIII, 26. XVIII, 40.) die Eigenthümlichkeit jedes Geschöpfes (sein bestimmtes Seyn:) dasselbe als real, von Schwäche und Unvollkommenheiten entblöſst, angesehen, (mithin Wahrheit und Trefflichkeit) dies bis zum höchsten, in der Menschheit möglichen Grade gesteigert, (eine der drei Natureigenschaften) endlich als das ur- und all-reale göttliche Seyn betrachtet. Als reale Kraft haben Sie es X, 36. sehr treffend durch *vigor* gege-

ben, als eigenthümliches Seyn durch *ingenium*. Bei *sattwa-sans'uddhi* (XVI. 1.) gestehe ich, habe ich lange gezweifelt, ob ich Ihre Uebersetzung *ingenii sui lustratio* billigen, und nicht unter dem Wort, wie es bei diesen zusammengesetzten Wörtern auch möglich ist, die Reinigung durch die Natureigenschaft des *sattva* verstehen sollte. Allein die Vergleichung von *sattvânurûpa* (XVII, 3.) hat mich von der Richtigkeit Ihrer Erklärung überzeugt.

Dem Begriff der Wahrheit entspricht *tattva*, die Diesheit (II, 16. V, 8. XVIII, 1.) von dem auch häufig ein Adverbium *tattvatah* gebildet wird. (IV, 9. VII, 3. XVIII, 55.) Sattvatah, als wahr, ist mir wenigstens unbekannt. Allein dem Gebrauch von *tat* und *tattva* in der Gita nach zu schliefsen, werden die Ausdrücke vorzugsweise auf die reine, den Dingen an sich zukommende Wahrheit, die nur durch von der Natur abgezogenes Denken erkennbar ist, angewandt. So scheint es auch Colebrooke (Transactions I. p. 114. no. 12.) zu nehmen. *Tat* ist auch das Ur-dies, Ur- und All-Wahrheit. (XVII. 23—25.)

Wie man sich von den drei Natureigenschaften befreien soll, wird XIV. sl. 19—25. ausführlich geschildert. Dies scheint zwar mit der Behauptung (XVIII, 40.) dafs kein Geschöpf irgend einer Art von diesen Eigenschaften frei sei, in Widerspruch zu stehen. Allein diese Stelle spricht wohl nur von der ursprünglichen Anlage der Wesen, nicht von dem, was sie durch Willenskraft zu erreichen vermögen. Dann aber verhält es sich noch hiermit grade wie mit der Vorschrift zu handeln, aber dennoch das Handeln wieder in ein Nichthandeln aufzulösen. Es geschieht, indem man sich über die Natur hinwegsetzt, das Handeln und die Eigenschaften in ihr, bestehen läfst, (XIV, 13.) aber sich durch Gleichmuth über sie erhebt.

Die Worte meiner Uebersetzung *liber a gemino affectu*, sind in obigem ganz nach meinem Sinne gefafst. Ich wufste mich nicht deutlicher zu machen, ohne in Paraphrase zu verfallen, was ich immer möglichst vermieden habe. Der Scholiast erklärt eben so. Es wird nicht unnütz seyn, alles, was er über diese in der That schwierige Stelle sagt, wörtlich herzusetzen.

त्वं तु निस्त्रैगुण्यो निष्कामो भव । तत्रोपायमाह । निर्द्वन्द्वः सुखदुःखशीतोष्णादियुगलानि द्वन्द्वानि तद्र-हितो भव तानि सहस्व इत्यर्थः । कथमित्यत्राह । नित्यसत्त्वस्थः संधैर्यमवलम्ब्येत्यर्थः ।

Der Zweifelsknoten, den Hr. v. H. mit der vollkommensten Bestimmtheit dargelegt hat, ängstigte auch mich schon bei der Uebersetzung. Krishnas ermahnt den Arjunas, sich von den drei Naturkräften los zu machen, zugleich aber sich der Wesenheit zu befleifsigen, welche doch eine von jenen ist. Diesem Widerspruch glaube ich dadurch auszuweichen, dafs der Dichter zwischen der Wesenheit, dem guten, ächten, realen, als blofser Naturanlage, und derjenigen, welche durch Freiheit des Willens erworben wird, wohl noch unterscheiden könne; wie unser grofser Dichter so vortrefflich gesagt hat: „Was die Pflanze willenlos ist, das sei du wollend!" Allerdings ist es die erste Stufe zu höherer Sittlichkeit zu gelangen, dafs das Gemüth sich weder von blinder Sinnlichkeit verfinstern, noch von Leidenschaft verwirren lasse. Aber der Dichter fodert weit mehr. Vielleicht habe ich nicht wohl gethan, dafs ich dem Commentator nicht bei der Auslegung des letzten Wortes gefolgt bin. Er nimmt, wenn ich ihn recht verstehe, *sattvam* in einem ganz andern Sinn. Ich mufs aber eine allgemeine Bemerkung voranschicken.

Keine bisher bekannte Sprache geht so weit in der Bildung zusammengesetzter Wörter als das Sanskrit. Die Grammatiker haben sie auf Classen gebracht, ich vermisse aber noch manches in ihrer Theorie. Meine Methode dabei ist folgende. Wenn ein

Wort aus vielen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, so zerlege ich es erst in zwei Haupttheile, und setze das Verhältnifs zwischen ihnen fest; dann gehe ich zur weiteren Zergliederung fort. Nun kann es zuweilen zweifelhaft seyn, wohin der Haupt-Scheidepunkt fallen soll. Man möchte behaupten, wo dies eintritt, da sey immer von der Befugnifs des Zusammensetzens ein übertriebener Gebrauch gemacht worden. Genug aber, es ist so. Bei dem Worte *nitya-sattva-stha*, (*perpetuo* oder *perpetuus; essentia; stans*) hatte ich, wie Hr. v. H., als Trennungspunkt angenommen, *nitya-sattvastha*; der Commentator hingegen scheint so zu trennen: *nityasattva-stha*, und also die beiden ersten Wörter zu einem untheilbaren Begriff zusammenzufassen. Denn er erklärt es durch *sandhairyam-avalambya*. Das letzte Wort entspricht dem *stha*: stütze dich auf —; Das erste folglich dem Gesammtbegriff. *San-dhairyam* fehlt bei Wilson: aber die Präposition kann schwerlich etwas wesentliches an dem Begriff verändern; und das einfache Wort bedeutet Festigkeit, Beharrlichkeit. *Sattvam* ist ein Abstractum, aus dem Participium des substantiven Verbums *sat*, seiend, gebildet. In der Form entspricht es demnach ganz dem Griechischen *οὐσία*, zum Theil auch im Gebrauch. Wie das letzte vielfältig in der Metaphysik vorkommt, aber auch in das gemeine Leben zurückkehrt (*οὐσία*, Vermögen, *ἐξουσία*, *συνουσία*, u. s. w.) gerade so jenes. *Sattva* heifst in der allgemeinsten Bedeutung das Seyn; mit dem Adjectiv *nitya* also, ein beständiges, nicht zufälligem Wechsel unterworfenes Seyn. Von den drei Auffoderungen des Krishnas, betrachtet der Commentator jede der beiden letzten als Stufe und Mittel, der vorhergehenden Genüge zu leisten. „Mache dich frei von den drei Naturkräften!" erklärt er: „Mache dich frei von Begierden!" Diefs erscheint auf den ersten Blick als oberflächlich, aber vielleicht hat der Commentator dennoch Recht. In den äufserlichen Dingen sind entweder die drei Eigenschaften gemischt, oder eine waltet vor. Selbst das Wesentliche, das Gute, das Beste, was die Natur darzubieten hat, soll keine Begierde mehr erregen. Wer dahin gelangt, ist unabhängig von den drei Naturkräften. Als Mittel hiezu, fährt Sridharaswamin fort, empfiehlt der Dichter den Gleich-

muth bei den entgegengesetzten Empfindungen, Lust und Schmerz u. s. w. Wie erwirbt man diesen? wird ferner gefragt. Durch Beharrlichkeit, durch einen festen Entschlufs. — Und wenn wir weiter fragten: wie wird dieser bewirkt? so würden wir ohne Zweifel an jene hohe Ueberzeugung zurückgewiesen werden, von der schon oben die Rede war, (sl. 4, a.) welche allein in unser Seyn und Handeln Einheit bringt: an die Ueberzeugung, dafs das höchste Gut einzig in der Gottheit zu finden sei.

13.

Bei *nir-yôgakshêma* (eben daselbst II, 45.) verstehe ich Ihre Uebersetzung, ob sie gleich mit der von Wilkins übereinstimmt, nicht recht; und noch weniger, wenn ich IX, 22. vergleiche. Ohne im mindesten etwas über diese Stellen entscheiden zu wollen, scheint es mir doch zu einer richtigen Erklärung führen zu können, dafs in der letzten *yôgakshêmam* den *gatâgatam* entgegengesetzt ist. Diejenigen, welche sich nach dem niedern Himmel sehnen, empfangen dieses, die an nichts als Krishnas denken, jenes.

Yôga-kshêma ist ein technischer Ausdruck des Gewerbes und bürgerlichen Rechtes, wovon es mir noch nicht hat gelingen wollen, mir einen ganz klaren Begriff zu verschaffen, weder in seiner eigentlichen Bedeutung, noch in der figürlichen Uebertragung auf höhere Gegenstände, wie es zweimal in dem Gedicht vorkommt. Vgl. Wilson s. h. v. und Manus Gesetzbuch Cap. VIII, sl. 230 nebst der Uebersetzung von Sir W. Jones. Wilson führt keine Autorität an, woraus zu schliefsen ist, dafs die vornehmsten Lexicographen das Wort übergangen haben. Wegen der enge begränzten Bedeutung trifft man es nur selten an. Es wird daher gut seyn, die Stellen zu sammeln, und die Erklärung der Commentatoren, wo es deren giebt, beizufügen. Der oft erwähnte Scholiast erläutert bei der obigen Stelle die beiden Bestandtheile des Wortes folgendermafsen:

अप्राप्तस्वीकारो योगः प्राप्तपालनं क्षेमः ।

und den, der noch nicht frei davon, noch nicht *nir-yoga-kshêmah* ist, beschreibt er als योगक्षेमव्यापृतचित्तः। dies besonders hat mich bewogen zu übersetzen; *expers sollicitudinum.*

14.

P. 247. II, 54. *Sermo* ist gewifs die einzige richtige Uebersetzung von *bhâshâ* auch an dieser Stelle. Der Commentar hat ganz Recht zu sagen, dafs Arjunas Frage nicht auf die Rede gerade, sondern auf das Merkmal des Weisen, dem er nachforscht, geht; aber dies Merkmal ist nach dem Text seine Rede, und ein Uebersetzer soll den Text, nicht einen Commentar liefern. Durch solche Uebersetzungen wie die von Wilkins von dieser Stelle, müssen, dünkt mich, noch gröfsere Unbestimmtheiten entstehen, als zu denen schon Wilsons aus Indischen Wörterbüchern zusammengetragenes Lexicon Anlafs giebt. Denn es ist gar nicht unwahrscheinlich, dafs die grofse Mannichfaltigkeit einiger Wörter zum Theil daher kommt, dafs die Lexicographen den durch den nächsten Sinn des Wortes (hier Sprache) angedeuteten entfernteren Sinn (hier Merkmal) dem Worte selbst als Synonymon untergeschoben haben. Bei *bhâshâ* ist diefs indessen nicht geschehen.

15.

P. 247—249. Ich habe mich weiter oben selbst für die Beibehaltung des gleichen Ausdrucks für das gleiche Wort erklärt. Hier aber fodert Hr. Langlois offenbar zu viel von einem Uebersetzer. Man mufs bei jeder Beurtheilung einer Uebersetzung zuerst davon ausgehen, dafs das Uebersetzen an sich eine unlösbare Aufgabe ist, da die verschiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weise gebildeter Begriffe sind. Nur von demjenigen, der dies richtig versteht, und davon durchdrungen ist, läfst sich eine

gute Uebersetzung erwarten. Jede Uebersetzung kann nur eine Annäherung, nicht bloſs an die Schönheit, sondern auch an den Sinn des Originals seyn. Für den, der die Sprache nicht weiſs, bleibt sie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, muſs sie mehr leisten: Er muſs nämlich bei einer guten Uebersetzung zu erkennen im Stande seyn, welches Wort im Texte steht. Dies leisten aber nur die besten Uebersetzungen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich diesen Vorzug gerade, neben so vielen andern, der Einfachheit, der Kürze, des Nachdrucks, der Leichtigkeit, der Zierlichkeit, der ächten Latinität endlich, an der Ihrigen, wenige Ausnahmen abgerechnet, und die mehr leichte Begriffe (wie das oben angeführte *dêhin*) als schwierigere treffen, preise. Wenn, wie mehrere philosophische Ausdrücke des Sanskrit, Wörter Bedeutungen haben, deren Vielseitigkeit sich nicht in Einem Wort in der Sprache, in die man übersetzt, wiederfindet, so bleibt nichts übrig, als jede Seite der Bedeutung mit einem Worte zu stempeln, und nun genau an jeder Stelle das richtige zu gebrauchen. So ist es z. B. mit *dharma*. Müſste nicht auch Hr. L. es bald durch *droit*, bald durch *devoir* übersetzen? Es wird auch gebraucht, wie II, 40, wo wir Neueren gar nicht den Begriff des Rechts brauchen würden. Sie haben an dieser Stelle *religionis* gebraucht, das, im wahrhaft Römischen Sinne genommen, jeden mit der Sprache Vertrauten an das gemeinte Wort erinnern muſs.

Eben so ist es mit *Yôga*. Hr. L. übersetzt es ganz richtig (p. 241.) in *sânkhya-yoga* durch *application*, würde es aber doch gewiſs nicht in dem Sinne so übersetzen, in welchem es den Weisen zum *Yôgî* macht.

16.

Da aber dieser Ausdruck das Hauptwort der Bh. G. ist, so sei es mir erlaubt, die verschiedenen Arten, wie Sie

es übersetzt haben, hier durchzugehen. Eine für alle Stellen passende Uebersetzung würden Sie für einen aus der tiefsten Geisteseigenthümlichkeit eines originalen Volkes entspringenden Begriff vergebens gesucht haben. Sie haben mehrere wählen müssen, und wenn sich gleich gegen mehrere Einwendungen machen lassen, wenn man sogar geradezu eingestehen muſs, daſs, wer das Indische bloſs aus Uebersetzungen kennt, niemals einen wahren Begriff des yôga bekommen kann, so möchte es doch schwer seyn, bessere Uebersetzungsarten vorzuschlagen, und unmöglich, jenem Mangel abzuhelfen. Irgend ein von sinnlicher Anschauung hergenommenes Wort wird nämlich in den Sprachen zu Bezeichnung eines geistigen Begriffes gebraucht. Dieser geistige Begriff wird nun philosophisch bearbeitet, zergliedert, angewandt. Alles, was der Begriff gewinnt, geht auf das Wort über, steht allerdings mit seiner ursprünglichen Bedeutung im Zusammenhange, aber dieser Zusammenhang beruht gröſstentheils darauf, daſs der angewandte und ursprüngliche Begriff immer zusammengedacht worden sind. An sich waren sie nur verträglich, aber der ursprüngliche nöthigte nicht den Geist, auf den angewandten zu kommen. Der Uebersetzer hat nunmehr bloſs die Wahl zwischen zwei Wegen, von denen er jedoch nur den einen mit Erfolg einschlagen kann. Er muſs in seiner Sprache das dem ursprünglichen Begriff entsprechende Wort aufsuchen, oder die den verschiedenen Anwendungen gemäſsen. Thut er das erstere, so bedarf er, um verstanden zu werden, eines Commentars. Denn da in seiner Sprache der ursprüngliche Begriff nicht in allen diesen Anwendungen gedacht worden ist, so können auch keinem diese Anwendungen von selbst dabei einfallen. Wird er hierdurch gegen seinen Willen zu dem anderen Wege hingetrieben, so erfährt er, zu groſsem Nachtheil der philosophischen Schärfe

oder Tiefe, zwei andere Uebelstände. Es geht einmal der gemeinschaftliche Zusammenhang der verschiedenen angewandten Begriffe in Einem ursprünglichen, und außerdem in jedem einzelnen die Nuance verloren, welche gerade aus diesem Ursprung entsteht. Wenn Sie *yóga*, und ich wiederhole es, auf gar nicht zu tadelnde Weise, durch *exercitatio*, *applicatio*, *destinatio*, *disciplina activa*, *devotio*, *mysterium*, *facultas mystica*, und denselben Begriff in *yukta* durch *intentus* übersetzen, so fehlt dem Leser bei allen diesen verschiedenen Ausdrücken der ursprüngliche allgemeine Begriff dieses Worts, durch welchen man erst die einzelnen Anwendungen, jede in ihrer Eigenthümlichkeit, wahrhaft fassen kann, dessen Entwickelung ich aber einer andern Gelegenheit vorbehalte. Der Leser erkennt ferner nicht die bestimmte Art der *facultas mystica*, von der hier die Rede ist, und noch weniger versteht er *devotio* in dem zu dem Indischen Ausdruck passenden Sinn. Denn es ist wunderbar, dafs Sie, Wilkins (p. 140) und Hr. Langlois gewissermafsen darin übereinkommen, dafs *devotio* und *dévotion* die passendsten allgemeinen Ausdrücke für *Yoga* sind, dafs ich auch selbst gestehen mufs, dafs Sie das für sich haben, dafs Sie dadurch die Endrichtung des Yoga auf die Gottheit zeigen, dafs aber demungeachtet gerade diese Ausdrücke, meinem Gefühl nach, zu wenig die Eigenthümlichkeit des Yoga bezeichnen. Denn nimmt man das Wort in dem Sinn, in welchem man französisch von einem *dévot* spricht, so fällt das den *Yogî* Auszeichnende durch nichts in das Auge. Zieht man den Römischen Begriff der Weihung vor, so weiht sich der *Yogî* allerdings der Gottheit, aber sein Begriff umfafst mehr, und die Weihung kann auf so verschiedne Art geschehen, dafs die hier gemeinte nicht ganz dadurch charakterisirt wird. Wo in der Bh. G. von jener Bestimmung der Weihung die Rede ist, bezeichnet

es ja der Dichter auch meistentheils noch auf besondere Weise. Daher läſst sich am wenigsten im Sinne von *yuj* in dem Medium das Verbum *devovere* brauchen. Sie haben es nur einmal, soviel ich bemerke, (X, 7.) gethan, und wohl nur aus dem Grunde, weil Sie Sich scheuten zu sagen: *is indefessa devotione devotionem exercet.* Wie wenig *devotio* selbst nur zu allen den Stellen paſst, wo der Hauptbegriff doch derselbe ist, sieht man aus der Redensart (VI, 19.) युंजतो योगमात्मनः । Ohne das letzte Wort giebt *exercere devotionem* wenigstens einen durch nichts anstoſsenden Sinn. Aber *excercere suam ipsius devotionem* kann meines Erachtens nichts mehr heiſsen, als das einfache *se devovere;* und so geht die Hauptnuance, daſs man, in ausschlieſslicher Richtung auf sein Inneres, sein Ich, seine Seele zur Ausübung jenes vertieften Nachdenkens anspannen soll, verloren. Wo *yoga* das letzte Element eines zusammengesetzten Wortes, und mithin dasjenige ist, von welchem das erste abhängt, haben Sie in *jnána-yóga*, und *karma-yóga* (III, 3.) es durch *destinatio* oder ein gleichbedeutendes Wort, in *buddhi-yóga* (II, 49.) *abhyása-yóga* (XII, 9.) *bhakti-yóga*, (XIV, 26.) *dhyána-yóga* (XVIII, 52.) durch *devotio* übersetzt. Es hat Sie dabei das sehr richtige Gefühl geleitet, daſs in den Stellen, wo die letzteren Ausdrücke gebraucht sind, zu dem allgemeinen Begriff von *yóga*, *applicatio*, der dem Wort eigenthümliche hinzutritt, was hingegen in den andern nicht der Fall ist, wie deutlich daraus hervorgeht, daſs *jnána-yóga* den den *yóginah* entgegengesetzten *sánkhyánáh* beigelegt wird. Der Tadel nicht beachteter Gleichförmigkeit wäre daher hier nicht an seiner Stelle. Doch bleibt allerdings *assiduitatis devotio* ein sehr dunkler Ausdruck. Es gehört aber auch diese Stelle XII, 9—12. zu den schwierigsten der Bh. G., und vorzüglich lassen mich die letzten Worte des ersten Ver-

ses des zehnten Slokas zweifelhaft. *Matkarma-paramah*, scheint mir durch *meis operibus intentus* nicht ganz richtig wiedergegeben. Könnte nicht bei der vielfachen Art der Verbindung, in welcher die Sanskrita-Sprache einfache Wörter zusammensetzt, unter *matkarma* das um Krishnas willen, in alleiniger Richtung auf ihn von Arjunas zu übende Handeln, verstanden seyn? Die angeführten Worte scheinen in der That durch die nächstfolgenden मदर्थं कर्माणि कुर्वन्, die offenbar diesen Sinn haben, erklärt zu werden. Derselbe Sinn scheint mir in *matkarmakr'it* (XI, 55.) zu liegen, wo Wilkins auch *whose works are done for me* hat, und wo Ihre Uebersetzung: *mea opera qui perficit*, dem Sterblichen etwas Unmögliches aufzuerlegen scheint. Die Stufenleiter, die (XII, 9—12.) zum Leichteren hinabsteigt, scheint so zu seyn, dafs gradweise *chittam sthiram*, *abhyasah*, *karma* (charakterisirt durch die Richtung auf die Gottheit) und *karma-phala-tyágah* empfohlen werden. In der unmittelbar folgenden Steigerung scheint gerade das letzte das höchste. Diesen Widerspruch mufs man aber wohl so lösen, dafs *s'réyas* vorzüglich das Heilbringende ist, die endliche Ruhe, *s'ánti*, ohne die Verzichtung auf die Früchte des Handelns gar nicht denkbar ist, und dafs die andern XII, 12. genannten Dinge zwar, vollkommen erreicht, höher sind, allein auch aufser dem *Yogi* auf andere Weise vorhanden, da die Verzichtung diesem ganz eigenthümlich angehört, und also in ihm, wenn man auch von ihr beginnen mufs, doch den höchsten Platz einnimmt. An einer andern Stelle (VIII. 8.) lassen Sie *abhyása* ganz in der Uebersetzung aus, was ich nicht billigen kann. Denn wie es mir scheint, enthalten sl. 8. und sl. 9. 10. Beschreibungen zwei verschiedener Zustände, von denen der eine den andern übertrifft. In dem ersteren übt der Weise nur ein

Nachdenken über die Gottheit, das zwar auf keinen andern Gegenstand geht, aber nicht stier (*sthira*) ist, sondern nur immer, wenn gleich unterbrochen in seiner Kraft, sie von neuem anstrengend, und dies liegt grade in dem ausgelassenen Wort; in dem andern Zustande herrscht die volle Kraft, und das volle Feuer (vgl. IV, 27.) der religiösen Vertiefung. Unter den Stellen, wo Yoga eine mystische Thatkraft anzeigt, kann ich (X, 7.) die Uebersetzung von *vibhûti* durch *majestas* nicht billigen. Es ist eben jene, die Art und die Schranken des Daseyns verändernde Gewalt, und *majestas* ist dafür ein viel zu unbestimmter Begriff. Sollte man nicht lieber haben: *qui hanc meam conditionis mutandae facultatem et vim mysticam novit, cet.* sagen können?

Hr. Langlois macht (Cah. 28. p. 250.) auf den allerdings sehr klaren und richtigen Unterschied eines *yôgin* und eines *yukta* aufmerksam. Er thut aber Ihrer Uebersetzung unrecht, wenn er sagt, dafs beide Wörter immer durch *devotus* gegeben seien. An Stellen, wo der Unterschied, welcher Ihnen gewifs nicht entgehen konnte, vorzüglich wichtig wird, übersetzen Sie das erstere *devotioni initiatus* (z. B. VI, 15.) und das letztere *intentus* (z. B. IX, 22.) oder umschreiben es auf andere Weise. Hier wäre jedoch völlige Gleichförmigkeit allerdings vorzuziehen gewesen, und wenigstens hätte der Unterschied da beobachtet werden sollen, wo beide Wörter, wie VI, 47. dicht neben einander stehen. Denn dort ist offenbar der Sinn der, dafs unter allen, der Vertiefung Ergebenen der dort Beschriebene der angespannteste ist. XVII, 17. ist *yuktaih*, vermuthlich aus Versehen, ganz unübersetzt geblieben.

Das Verhältnifs der Uebersetzungen zu ihren Originalen, die Schwierigkeiten und Schranken der Uebersetzungskunst, die Foderungen, welche demnach billiger Weise gemacht werden können,

sind in dem vorletzten Absatze auf das scharfsinnigste dargelegt. Ich unterschreibe alles allgemeine, nur das Lob meiner Uebersetzung der Bh. G. möchte mancher Einschränkung bedürfen.

Ich hatte frühzeitig in einem Lieblingsschriftsteller (*Hemsterhuis Oeuvres* T. I. p. 51.) gelesen:

Il est absolument impossible que le sublime de cet ordre et de cette espèce se puisse traduire. Pour copier bien une chose, il faut non seulement que je fasse ce qu'a fait le premier auteur de la chose, mais il faut encore que je me serve des mêmes outils et de la même matière que lui. Or, dans les arts où l'on se sert de signes et de paroles, l'expression d'une pensée agit sur la faculté reproductive de l'ame. Supposez maintenant l'esprit de l'auteur et du traducteur tourné de la même façon exactement, le dernier pourtant se sert d'outils et de matière totalement différens. Ajoutez à cela que la mesure, la volubilité du son, et le coulant d'une suite heureuse de consonnes et de voyelles, ont pris leur origine avec l'idée primitive, et font partie de son essence.

Indessen liefs ich mich dadurch nicht abschrecken, ich versuchte allerlei: am Dante, am Shakspeare, am Calderon, am Ariost, am Petrarca, am Camoens u. s. w., auch an einigen Dichtern des classischen Alterthums. Ich könnte nun sagen, ich habe durch so viele Mühe nur die Ueberzeugung gewonnen, das Uebersetzen sei eine zwar freiwillige, gleichwohl peinliche Knechtschaft, eine brodlose Kunst, ein undankbares Handwerk; undankbar, nicht nur weil die beste Uebersetzung niemals einem Original-Werke gleich geschätzt wird, sondern auch, weil der Uebersetzer, je mehr er an Einsicht zunimmt, um so mehr die unvermeidliche Unvollkommenheit seiner Arbeit fühlen mufs. Ich will aber lieber die andre Seite hervorheben. Der ächte Uebersetzer, könnte man rühmen, der nicht nur den Gehalt eines Meisterwerkes zu übertragen, sondern auch die edle Form, das eigenthümliche Gepräge zu bewahren weifs, ist ein Herold des Genius, der über die engen Schranken hinaus, welche die Absonderung der Sprachen setzte, dessen Ruhm verbreitet, dessen hohe Gaben vertheilt. Er ist ein Bote von Nation zu Nation, ein Vermittler gegenseitiger Achtung

und Bewunderung, wo sonst Gleichgültigkeit oder gar Abneigung Statt fand.

Ich muſs gestehen, daſs mir selten öffentliche Beurtheilungen meiner Versuche in dieser Art zu Theil geworden sind, woraus ich etwas hätte lernen können. Bei uns werfen sich Leute zu Kritikern dichterischer Werke auf, versteigen sich dabei wohl in metaphysische Schwindeleien, die nicht einmal die ersten Elemente der Metrik kennen, geschweige denn in Ausübung zu bringen wissen; wiewohl dieſs die erste technische Bedingung der Dichtkunst, und eine Sache ist, die sich lehren und lernen läſst. Solchen Beurtheilern hätte ich dann wohl erwiedern mögen: „Mein Freund, ich war früher aufgestanden als du; was du tadelnd bemerkst, wuſste ich längst: ich habe unter mehreren Mängeln oder Uebelständen den ausgewählt, der mir der leidlichste schien. Wenn du etwas besseres weiſst, und zwar etwas metrisch ausführbares, so gieb es an: wo nicht, so hättest du eben so gern zu Hause bleiben mögen."

Daſs bei Uebersetzungen der Tadel immer mit einem Vorschlage zur Abhülfe begleitet seyn sollte, ist, wie mich dünkt, eine ganz billige Foderung. Vielleicht würde ich aus meiner Erfahrung manches nützliche über die Kunst dichterischer Nachbildungen mittheilen können, aber nicht als Theorie. In allgemeinen Sätzen wüſste ich wenig ersprieſsliches auszusprechen, ich müſste meine Ansicht immer durch Beispiele deutlich machen. Doch weiſs ich nicht, ob es mir gelingen würde. Denn die mächtigen Eindrücke, welche die Poesie durch die Wahl der Worte, durch ihre Verknüpfung und Anordnung, durch Sylbenmaaſs und Wohllaut in Wechsel oder Wiederkehr hervorbringt, beruhen auf einem Gewebe so unendlich feiner Wahrnehmungen, daſs es schwer fällt, sie in Begriffe zu fassen. Alles, selbst der Begriff der Treue, bestimmt sich nach der Natur des Werkes, womit man es zu thun hat, und nach dem Verhältniſs der beiden Sprachen. In Absicht auf diese sowohl als auf Geschmack, gesellige und wissenschaftliche Bildung machen die Europäischen Völker, ungeachtet aller Verschiedenheiten eine groſse Familie aus. Dieſs gilt auch in gewissem Grade vom classischen Alterthum: wir haben dessen Gei-

steswerke geerbt, und auf dieser Grundlage weiter gebaut. Wenn wir uns aber nach Asien hinüberwagen, so sehen wir uns in eine ganz andre Sphäre versetzt. In Indien besonders steht sowohl die Entwickelung der Sprache als der Gang der Gedankenbildung unermeſslich weit von allem ab, was uns geläufig ist.

Die Uebersetzung eines philosophischen Gedichtes, und aus dem Sanskrit ins Lateinische, war für mich ein erster Versuch. Wiewohl die Auflösung in Prosa nothwendig war, so wollte ich doch nicht gern die Form ganz verloren gehen lassen: ich wünschte meinen Lesern von der überschwänglichen Majestät und Erhabenheit der Urschrift wenigstens eine Ahndung zu geben.

Die Foderung des Hrn. Langlois, für jeden Ausdruck des Originals überall ein und dasselbe Wort zu gebrauchen, mag man für die Uebersetzung eines Lehrbuches der Geometrie gelten lassen. An die Uebersetzung philosophischer Schriften darf sie nur in dem Grade gemacht werden, als sie sich an Gehalt und Methode geometrischen Lehrbüchern nähern. Sie wird auf die Werke des Plato weniger passen, als auf die des Aristoteles. Vollends eine dichterische Darstellung der innersten Anschauung des Geistes von sich selbst und dem Unendlichen und Ewigen kann nicht wie eine Sammlung algebrischer Zahlen behandelt werden.

Nun nehme man die Incommensurabilität der beiden Sprachen hinzu. Es bliebe nichts übrig, als entweder das Indische Wort selbst hinzustellen, wie Wilkins in vielen Fällen, wie die Persischen Uebersetzer der *Upanishad* gethan haben: eine Verfahrungsweise, die sehr bequem, aber ganz unersprieſslich ist; oder ein Lateinisches Wort zu dem Umfange mannigfaltiger Bedeutungen zu stempeln: dieſs wäre unerlaubte Willkühr.

Man nehme z. B. das Wort *dharma*. Es bedeutet in stätiger Reihenfolge: *lex*, *jus*, *justitia*, *officium*, *religio*, *pietas*, *sanctitas*; auch *mos* bedeutet es, auch eine bloſse Anordnung der Natur: z. B. die zur Fortpflanzung der Geschlechter getroffene, wird in den Schriften der Buddhisten bei der Ermahnung: *abstinete a rebus venereis*, häufig *maithuna-dharma* genannt. Diese Vielseitigkeit läſst sich aus dem Indischen System ganz gut begreifen, und rechtfertigen. Welches Lateinische Wort würde sich aber wohl

bequemen, nach dem Bedürfnisse der jedesmaligen Verbindung diese Stufenleiter auf- und abzusteigen?

Das Wort *yôga* ist ein wahrer Proteus: es gehört schlaue Gewalt dazu, es unter seinen geistigen Verwandlungen zu fesseln, damit es uns Rede stehe und seine Orakel verkündige. Ich habe nach allen Seiten herumgesonnen und nichts unversucht gelassen. Ich gerieth sogar auf den Gedanken, auf die Ableitung zurück zu gehen, und wo es den mystischen Sinn hat, etwa *conjugium* mit einem Beiworte dafür zu setzen. Doch erschien mir diefs als gar zu befremdlich und störend.

Für die Mittheilung besserer Ausdrücke werde ich sehr dankbar seyn. Ueberhaupt ist es mir nicht darum zu thun, meine Uebersetzung zu vertheidigen, sondern sie der Vollkommenheit näher zu bringen.

17.

Ich kehre zu Hrn. Langlois zurück. Mit grofsem Recht macht er auf die Wichtigkeit aufmerksam, die Bedeutung der Wörter für intellectuelle Begriffe genau festzustellen. Es wäre nur zu wünschen gewesen, dafs er sich ausführlicher und mit Beziehung auf Stellen hierüber erklärt hätte. So scheint mir einiges in seinen Behauptungen unvollständig, andres ungerechtfertigt zu bleiben.

Bei *âtman* wäre es doch nothwendig gewesen zu bemerken, dafs es, wenn es *souffle vital* übersetzt wird, nicht mit dem blofsen Athmen (wofür *prâṅa* dient, welches Sie auch durch *anima* XV. 14. übersetzen) verwechselt werden mufs. Auch ist der Begriff des Wortes mit *souffle vital, qui anime tout*, nicht erschöpft. Es ist das beseelende (weit mehr, als das belebende) Princip, geschaffen vor allen den Wesen sonst inwohnenden, (Manus. I, 15.) also die Seele, insofern sie Geist ist, nicht insofern sie den Körper bewohnt. Daher wird es vorzüglich vom reinen Geiste gebraucht. (Bh. G. II, 45. IV, 41.) Endlich ist eine Haupteigenthümlichkeit des Worts, die bei seiner Erklä-

rung nicht übergangen werden darf, dafs die Seele, (Manus VI, 73.) als das Selbst, das Ich des Menschen bezeichnet wird (Bh. G. II, 55. V. 26. VI, 6. 7. um nur einige sehr vorzügliche Stellen unter den unzähligen herauszuheben). Wie schön die Begriffe von selbst und Seele sich in dem Worte verbinden, sieht man aus der Stelle IV, 35. Wird es da, wie wir es in unsern Sprachen müssen, blofs durch selbst übersetzt, so sieht man nicht gleich die Folge ein, warum man, indem man alle Wesen in sich erblickt, sie auch gleich darauf in der Gottheit erblicken wird. Das Indische Wort führt aber zugleich unmittelbar auf die Seele und den reinen Geist, und mithin auf die Gottheit. Eine dieser hierin ähnliche Stelle ist VI, 32. wo *âtmaupamyêna* die Aehnlichkeit des Ichs, als Geistes, mit allem sonst vorhandenen Geist andeutet, was *sui ipsius similitudine ductus* nicht auf gleiche Weise zu thun vermag. Hieraus geht deutlich hervor, dafs *anima* eine sehr unzulängliche Uebersetzung des Wortes ist. Sie mufsten daher verschiedene brauchen. Unter den vielen Stellen, in denen es vorkommt, habe ich nur eine auch von Hrn. L. gemifsbilligte (Cahier 28. p. 242.) bemerkt, wo ich Ihrer Uebersetzung nicht beipflichten kann. (III, 30.) *Adhyâtma-chêtasa* ist wohl nicht: *qui cogitationem ad intimam conscientiam*, sondern: *ad id quod supra spiritum est, convertit.* So übersetzen Sie selbst in Stellen, (VII, 29. XV, 5.) die offenbar dasselbe, als diese, nur auf andre Weise sagen.

18.

Hrn. Langlois Frage: ob Sie *animus* für eine genügende Uebersetzung von *manas* halten? möchte ich wohl die entgegensetzen, welches andre Lateinische Wort Herr L. an dessen Stelle setzen möchte? Der von ihm richtig angegebene, und von Colebrooke (Transactions of the Asiatic

Society. I. p. 31, 99.) systematischer auseinander gesetzte metaphysische Begriff der Indier war den Römern und Griechen fremd, indeſs kommen ihm *θυμὸς* und *animus* am nächsten. *Manas* ist die gemeinsame, den äuſseren Organen der Sinnenauffassung und der Sinnenhandlung innerlich entsprechende sinnliche Kraft; sie handelt aber auch als wahre Seelenkraft, denn es wird ihr Erinnerung (III, 6.) zugeschrieben. Daher sind *partie animale*, *instinct charnel*, wohl zu starke Ausdrücke für den Begriff. Diese Kraft gehört zur Natur, (XV, 7.) nicht zu dem reinen Geiste. Sie geradezu *matérielle* zu nennen, wie Hr. L. thut, erfodert doch eine nähere Erklärung, wie man aus dem ihr Manus I, 14. gegebenen Beiwort, und Colebrooke p. 100 sieht. Ein sechster Sinn konnte *manas* nur im Nyaya-System seyn, welches (Colebrooke p. 99.) nur die Wahrnehmungsorgane annahm, und die Handlungsorgane abläugnete. Die Bh. G. folgt, so wie Manus Gesetzbuch, der Lehre von zehn Organen, deren eilftes *manas* ist. Dies geht schon aus III, 6. 7. ganz ausdrücklich aber aus XIII, 5. 6. hervor. Die Stelle XV, 7. ist nicht von einem sechsten Sinn, sondern sechs aufgezählten Stücken zu verstehen. Jedoch setzt auch die Bh. G. *manas* in dieselbe Classe mit jenen Organen. Denn X, 22. sagt Krishnas, daſs er unter ihnen *manas* sei. In der oben erwähnten Stelle XIII, 5. 6. macht der Ausdruck *sensuum perceptiones* die Uebersetzung undeutlich. Man kann darunter doch nur innere, in den Sinnen vorgehende Wahrnehmungen verstehen, und glaubt die in den zehn Organen schon erwähnten Sinne noch einmal zu finden. Es ist aber hier von den fünf Sinnenobjecten *indriya-gôcharâh* die Rede, die mit jenen Organen zum Irdischen, *Kshêtram*, gehören. Auch im Nyâya-System folgen sie unmittelbar auf die Organe. (Colebrooke p. 100.) Sonderbar ist es, daſs Wilson bei Angabe der Etymologie

von *góchara* das erste Element des Worts *an organ of sense* erklärt, dagegen bei *gauh* selbst, nicht diese Bedeutung, sondern nur die von Auge hat. Es ist ein bloßes Versehen, wenn Hr. Langlois Sie tadelt, daſs Sie *manógatam* (II, 55.) übersetzen: *quae mentem afficiunt. Mens* für *manas* zu brauchen, ist allerdings nicht zu billigen. Sie thun es, so viel ich bemerkt habe, nur zweimal: I, 39. und XVIII, 65. In der letzteren Stelle bei *manmaná* haben Sie vielleicht, da in Ihrer Uebersetzung nicht leicht ein Wort ohne Ursach steht, andeuten wollen, daſs nur die höhere Seelenkraft, nicht die sinnliche, so der Gottheit hingegeben seyn kann. Aber der Sinn ist doch hier, daſs gerade das Sinnenstörungen in den Menschen bringende Gemüth durch den Gedanken der Gottheit gefesselt seyn soll, und daher nur *animus* der passende Ausdruck, den Sie auch in einer Stelle, die man als eine Parallelstelle von dieser ansehen kann, (VII, 1.) wirklich gebraucht haben.

19.

Hrn. Langlois Tadel, daſs Sie einigemale *buddhi* durch *sententia*, (II, 39.) *opinio*, (III, 26.) übersetzen, vermag ich nicht beizustimmen. Das Wort bedeutet in seiner allgemeinsten Bedeutung die, Gedanken, Vorstellungen, im Gegensatz der Handlungen, hervorbringende Kraft. *Buddhindriyáni* in der von Hrn. Langlois angeführten Stelle des Manus (II, 91.) sind Vorstellungsorgane, die von uns ausschlieſslich so genannten S i n n e. Denn die Indier haben, so viel ich weiſs, keinen einzelnen besondern Ausdruck dafür, da *indriyán'i* auch die körperlichen Werkzeuge des Handelns in sich faſst. In engerem Sinne entspricht *buddhi* unserer V e r n u n f t, dem Ueberlegenden, Bestimmenden, die Sinne und Leidenschaften Beherrschenden im Menschen. Von beiden gestört, und in Gefahr der Verwirrung, *móha*,

gebracht, besiegt sie dieselben, und gelangt zu der Klarheit und geistigen Heiterkeit, welche das Indische *prasâda* bezeichnet. Allein weder unsere Vernunft, noch das von Hrn. Langlois angeführte Griechische *νόος* sind wahre Synonyme des Indischen Ausdrucks. Beide sind reine, nicht zur Natur gehörende Seelenkräfte. *Buddhi* hingegen gehört mit *manas* und den Organen in eine Klasse, wie Hr. Langlois sagt, zu den *élémens matériels*. So den Begriff festgestellt, bedeutet nun das Wort entweder die Kraft überhaupt, oder die Kraft in einem bestimmten Zustande. Ihr Zustand kann nur ein intellectueller, eine geistige Affection, eine Reihe von Gedanken oder Entschlüssen seyn; dies drückt, wenn er allgemeiner ist, *opinio*, wenn er einen ganz einzelnen Punkt betrifft, *sententia* aus. Gerade so ist es mit *νόος*, mit dem deutschen Sinn und dem Lateinischen *mens* selbst. Wie hätte wohl III, 26. anders als Sie gethan haben, übersetzt werden können? Indefs ist es allerdings wahr, dafs *opinio* (und noch weniger *sententia*) nicht dem wahren Sinne von *buddhi*, als Kraft in einem bestimmten Zustande entsprechen. Beide drücken etwas zu Einzelnes, nicht sich tief genug über die ganze Seele Verbreitendes und in sie Eindringendes aus, wie hierin bei uns Meinung, Ansicht (das Indische *dr'isht'i* XVI, 9., und *dars'ana* der technische Ausdruck für System) und Sinn verschieden sind. Wo in der Bh. G. das Wort so steht, bedeutet es, meinem Gefühl nach, nicht eine einzelne Meinung, einen einzelnen Entschlufs, sondern die Anbildung des ganzen Geistes an das System, von dem die Rede ist, den ganzen Ideengang, die ganze Willensrichtung. In diesem Verstande würde man im Deutschen III, 26. vielleicht besser Spaltung der Geister als der Meinungen übersetzen. Vorzüglich finde ich diesen Sinn in dem Gebrauche des Worts II, 39.

Bei der Vergleichung Ihrer Uebersetzung dieser Stelle बुद्ध्या युक्तो यया, *cui sententiae devotus*, und der von XVIII, 51. बुद्ध्या विशुद्धया युक्तः, *mente pura devotus*, blieb ich zweifelhaft, ob Sie nicht auch hier besser *qua mente devotus* übersetzt hätten. Denn es schien mir, dafs *yuj*, wenn es den einfachen Sinn des Verbindens mit einer Sache, des Aneignens derselben hätte, mit dem Dativ, und nur wo der mystisch-religiöse Sinn in Betrachtung käme, mit dem Instrumentalis construirt würde. Ein solcher Unterschied aber ist, wie ich mich später überzeugt habe, nicht vorhanden. In zwei Stellen des Manus, I, 26. 109. ist offenbar eben so, wie Bh. G. II, 38. blofs vom Verbinden, Zusammenspannen die Rede, und dennoch der Instrumentalis gebraucht. Für den Dativ wüfste ich jetzt nur die beiden Stellen der Bh. G. II, 38. 50. anzuführen. In beiden steht das Verbum in der vierten Classe, und so, dafs man es ebensowohl seiner Form nach, für ein Passivum nehmen kann. Denn bei den Verben der vierten Classe, die im Medium conjugirt werden, und im Passivum kein इ annehmen, oder sonst eine Veränderung erleiden, kenne ich zwischen dem Passivum und dem Verbum der vierten Classe durchaus keinen Unterschied. In den beiden eben angeführten Stellen scheint zwar die reflexive Bedeutung die passendere. Aber XVII, 26. möchte ich das mit dem Locativ construirte, zweimal nach einander vorkommende Verbum lieber passiv nehmen. Die gewöhnliche Construction von *yuj* (in der vierten Classe, als Causalform, und als part. praet. pass.) scheint immer die mit dem Instrumentalis. (Bh. G. II, 39. VI, 23. X, 7. XVIII, 51. Manus, I, 26. 108. II, 78, 80. u. a. m.) Es liegt vielleicht alsdann in dem Ausdruck der Nebenbegriff, dafs die Natur

des Dinges, mit dem die Verbindung geschieht, zu derselben wirksam beiträgt. Wo von der mystischen Anspannung die Rede ist, paſst dieser Casus vorzugsweise, weil er alsdann ohne alle Beziehung auf Verbindung die hervorbringende oder doch die bestimmende Kraft dieser Anspannung bezeichnet. Es findet sich aber auch der Locativus, (Bh. G. III, 1. VI, 12. XVII, 26. Manus, I, 28. 108. u. a. m.) der die Verbindung ihrem Ort nach andeutet, und mithin gleich natürlich ist. Daſs *yuj* auch mit dem Accusativus vorkommen muſs, liegt in der Natur der Sache, (XVIII, 59.) vorzüglich bei der Causalform. (III, 1. Manus I, 26.) Sonst scheint in dieser Verbindung besonders die siebente Classe des Verbums, zu der man auch das part. praes. act. rechnen muſs (da dies Participium dem Conjugationsunterschied folgt) gebraucht zu werden, sowohl im Activum (VI, 12. 15. 19. VII, 1.) als im Medium. (VI, 10. Manus I, 28.) Mit dem Accusativ ist dann, nach Umständen, der Instrumentalis (Manus, I, 26.) oder Locativus (III, 1. VI, 12. Manus I, 28.) verbunden.

20.

Ahankára erwähnt Hr. Langlois in dem vor mir liegenden Theil seiner Arbeit nicht. Obgleich aber die Stellen, die mich zu Bemerkungen darüber veranlassen, in späteren Gesängen vorkommen, kann ich den Ausdruck hier nicht übergehen, da er, dem Systeme der Indischen Philosophen nach, enge mit den beiden eben betrachteten verbunden ist. Denn die drei dadurch bezeichneten Seelenfähigkeiten gehören mit den zehn Organen zu einer Classe und in das Gebiet der Natur, *prakr'iti*, *kshétra*. Sie übersetzen das Wort zweimal (VII, 4. und XIII, 5.) durch *sui conscientia*, und obgleich ich weit entfernt bin, diese Uebersetzung zu tadeln, so sind doch *ahankára* und Selbstbe-

wustseyn durchaus nicht Begriffe, die sich ihn den Gränzen ihres Umfanges, als wahre Synonyme, decken, da der Indische, indem er weiter ist, eigentlich auch zu einem andern wird. Einmal bezeichnet *ahankára* gar nicht blofs eine Function des Vorstellens, Denkens, Wissens, sondern auch des Wollens, Beschliefsens, Handelns. Nach Colebrooke (l. c. p. 30.) bringt *ahankára* auf eine Weise, die man freilich näher erläutert wünschte, die Urelemente, und diese die gröberen irdischen hervor. Zweitens ist darunter eine Eigenschaft verstanden, von der man sich, um die höchste Ruhe, die Vereinigung mit der Gottheit zu erlangen, los machen mufs. Nun pafst dies zwar auch auf das Selbstbewufstseyn, da in diesem System in Erreichung der höchsten Vollendung der Mensch sein einzelnes Daseyn soll in dem allgemeinen Daseyn der Gottheit untergehen lassen. Doch ist in vielen Stellen der Bh. G. offenbar mehr, als Selbstbewufstseyn, und das Gefühl gemeint, welches das Ich geltend macht, Alles auf ihm beruhend glaubt, und das All dem Ich unterordnet. Das durch den Indischen Begriff Bezeichnete gehört zu den Naturkräften des Menschen. Krishnas nennt zwar (VII, 4.) den *ahankára* auch einen der acht Theile seiner Natur, und er wohnt daher auch der Gottheit bei, aber nur der unteren Natur derselben, nur weil in diesem System die Gottheit Alles durchdringen, und Alles in sich enthalten mufs. Sie schliefst selbst die ungezügelte Begierde der Thiere (VII, 11.) nicht aus, und die drei Eigenschaften der Natur stammen von ihr. (VII, 12.) Allein auch die Bh. G. rechnet den *ahankára* (XIII, 5.) zu dem vergänglich Irdischen, *kshétram*, dem ewig sterbenden, und wieder entstehenden, entgegengesetzt dem Unvergänglichen, *avyayam*. Hiermit stimmt auch Colebrooke's Darstellung (l. c. p. 31.) der Yogalehre überein. Nach derselben macht, wenn Sinn und Gemüth gewirkt haben, ehe

die Vernunft beschliefst, und das Werkzeug ausführt, *ahankára* die selbstische Anwendung. *Consciousness* sagt er, *makes the selfish application*. Ich gestehe aber, dafs mir der erste Ausdruck dieser Erklärung nicht recht mit dem übrigen Theil zusammen zu passen scheint. Aber Colebrooke bekennt auch selbst, (p. 30. nr. 3.) dafs *egotism* der richtigere ist. In der Bh. G. kommt das Wort in zwei Arten von Stellen vor: einer, wo auf die Unterdrückung dieser Eigenschaft gedrungen wird, (II, 17. III, 27. XIII, 8. XXIII, 17. 53. 58. 59.) und einer, wo ihm systematisch sein Platz in der Natur und mit ihr in der Gottheit angewiesen wird. (VII, 4. XIII, 5.) Sie übersetzen es, meiner Meinung nach, vollkommen befriedigend durch *sui studium*, wofür ich im Deutschen Selbstgefühl sagen würde; Selbstsucht wäre nicht entsprechend. Sie brauchen dies Wort aber nur wenigemale (z. B. XVI, 18.) sonst in der ersten Gattung von Stellen *fiducia*, wogegen nichts einzuwenden ist, in der zweiten *sui conscientia*, was einer genaueren Bestimmung bedarf. Wie dürftig die Wilsonsche Erklärung durch *pride* ist, geht aus dem Gesagten hervor. Wenn Sie II, 66. auch *bhávaná* durch *sui conscientia* übersetzen, so nehmen sie das Wort wohl in einem prägnanteren, als dem gewöhnlichen psychologischen Sinn, wonach jedem menschlichen Wesen Selbstbewufstseyn beiwohnt.

21.

Ueber den von Hrn. Langlois zwischen *chétas* und *médhá* festgesetzten Unterschied hätte ich ausführlichere Belehrung gewünscht, theils wie er eigentlich, da dies nicht von selbst klar ist, *rassembler* und *associer les idées* einander entgegengesetzt, theils wie sich dieser Unterschied durch Stellen rechtfertigen läfst. Der letzteren Kraft die Verknüpfung der Ideen zuzuschreiben, scheint ihn die Ablei-

tung von *médh*, begleiten, nach Wilson: verknüpfen, geleitet zu haben. So viel ich aus den mir bekannten Stellen schliefsen kann, bezeichnen die von *chit* gebildeten Substantive alle die Denkkraft, das Denken im Allgemeinen, dem Fühlen, Begehren, Wollen entgegengesetzt. So reifst in Arjunas Himmelsreise (II, 32.) der Sinnenreiz die Gedanken, die Vernunft, endlich das ganze fühlende und begehrende Gemüth hin. Die Steigerung ist hier so, dafs das vom Handeln entfernteste, schwächste zuerst, dafs demselben nächste, gewaltigste, zuletzt steht. Zu bemerken ist, dafs auch *chétaná* (XIII, 6.) dem Irdischen beigezählt wird. Sie übersetzen diese Wörter gewöhnlich durch *cogitatio*, (III, 30. IV, 21. VI, 12. XII, 9. XIII, 6.) allein bei der Allgemeinheit ihres Begriffs auch durch *mens*, (II, 7.) *mens sana*, (I, 39.) *intellectus*, (IV, 23. VII, 23. X, 22.) und in Adjectivform durch *animatus*. Ob *médhá* je eine bestimmte Seelenkraft, wie Hr. Langlois will, oder immer eine Eigenschaft, einen Vorzug des Geistes bezeichnet, ist mir sehr zweifelhaft. Mir scheint das letztere der Fall zu seyn, und ich kenne wenigstens keine Stelle des Gegentheils, sondern nur solche, wo es Klugheit, Einsicht, Ueberlegung, (X. 34. XVIII, 10. Arjunas Himmelsreise IV, 9.) bedeutet. Das Wort gleicht hierin dem Griechischer μῆτις, das ich nicht mit Hrn. Langlois von *mati* sondern von *médhá* ableiten möchte, dem und der Wurzel *médh* es aber in der Form μήδομαι und den Lateinischen *medeor* und *meditor* noch näher steht. *Mati* stammt von *man*, das, verwandt mit *mná* (in 3. s. pr. *manati*) einer andern Familie Lateinischer Wörter entspricht. Der Begriff der Wurzel *medh* dauert aber in *médhá* fort, da die Klugheit in einem Anpassen an bestehende Verhältnisse besteht.

In etymologischer Hinsicht kann ich nicht umhin, gegen diese Zusammenstellungen verschiedenes einzuwenden. Nach Hrn. Lan-

glois entspricht dem Indischen *matis* das Griechische μῆτις, Dorisch μᾶτις. Eine ziemliche Uebereinstimmung in der Bedeutung, eine ganz vollkommene in der Ableitungs- und Biegungsform giebt dieser Meynung vielen Schein. Aber die verschiedene Quantität der ersten Sylbe, und die Verschiedenheit der beiderseitigen Wurzeln entscheiden dagegen. Im Griechischen selbst muſs ich alle Verwandtschaft zwischen μῆτις und μήδομαι, μῆδος läugnen. Ich sehe, auch der gelehrte Schneider leitet in seinem Wörterbuche eben so ab. Allein eine solche Vertauschung des δ mit τ ist meines Erachtens ganz unmöglich; ja was noch mehr ist, das τ in μῆτις gehört gar nicht zur Wurzel, sondern zur Ableitungssylbe. Die Griechische Sprache bildet eine Menge verbale Substantive auf -σις; die Indische durch die Sylbe -*ti*, mit der beigefügten Endung des Nominativs -*tis*. Das Verhältniſs zum Zeitworte und die Declination, auch das Geschlecht, weiblich, ist beiderseits dasselbe. Wir finden von verschiedenen den beiden Sprachen gemeinsamen Wurzeln, die einander in der Form und Bedeutung ganz entsprechenden Ableitungen: *sthitis*, στάσις, *dr'ishtis*, δέρξις; *yuktis*, ζεῦξις; *tr'iptis*, τέρψις; *labdhis*, (in *upa-labdhis*) λῆψις, ὑπόληψις, u. s. w. Die Lateinische Sprache hat diese Ableitungs-Form nicht, sondern nur eine verlängerte auf -*tio*, oder eigentlich auf -*tion*, denn aus dem Genitiv müssen wir sie vollständig entnehmen. Noch mehr: im Lateinischen ist das Verhältniſs der so gebildeten verbalen Substantive zum Particip genau dasselbe wie im Sanskrit. Z. B. sthita, *status*; sthiti, *statio*; yukta, *iunctus*; yukti, *iunctio*. Es ist sehr glaublich, daſs im Griechischen die Ableitungssylbe vor Alters auch -τι (mit beigefügter Nominativ-Endung -τις) gelautet, und daſs hier wie in unzähligen Fällen das Sigma sich statt des Tau eingedrängt hat. Ausnahmsweise finden wir in der Dorischen Mundart noch die ältere Form aufbewahrt: z. B. beim Pindar, ὑποφᾶτις. Aus jener früheren Bildungsperiode ist nun meines Erachtens μᾶ-τις stehen geblieben: ich leite es demnach von μάομαι ab. Die Kürze des Wurzelvocals ist hiegegen kein Einwurf: sie erfolgt nach einem prosodischen Gesetz.

Die Zusammenstellung von μήδομαι mit dem Lateinischen

medeor kann ich wiederum wegen der verschiedenen Quantität nicht gelten lassen. Die Griechische Sprache hatte jedoch ein entsprechendes Verbum, wovon das Participium *μέδων* im Homer abgesondert vorkommt, und in so vielen Namens-Endungen fortlebt. Dafs *mederi*, wohl nicht immer blofs im Medium üblich, ursprünglich auch im Lateinischen regieren, verwalten, bedeutete, wird sich erweisen lassen.

Die Vergleichung von *mèdhà* mit *μῆδος* hat viel scheinbares, jedoch sind dabei ebenfalls einige Bedenken. Wo im Sanskrit eine *aspirata*, da pflegt sie in dem entsprechenden Wort auch im Griechischen zu stehen; (z. B. *madhu*, *μέθυ*) doch finden sich hievon allerdings Ausnahmen. Schwerlich steht aber dem Indischen Diphthongen è das Griechische *η* gegenüber, eher *αι*; denn *η* entsteht entweder aus der Verdoppelung des *ε*, oder es vertritt im Jonismus die Stelle eines langen *α*. Endlich ist Geschlecht und Declination verschieden. Doch findet sich auch im Sanskrit, in derselben Ableitungsform wie *μῆδος*, *mèdhas*, stat. absol. neutr.; nur kommt dieses nicht für sich allein vor, sondern blofs in der Zusammensetzung *dur-mèdhas*.

In Absicht auf Bestandtheile, Ableitungsform und Wurzel hat *μένος* mit dem Indischen *manas*, stat. abs. neutr., die genaueste Uebereinstimmung, dann *ε* und *ο* vertreten unaufhörlich das ursprüngliche kurze *a*. In *mens*, *ment-is* ist ein neuer Bildungs-Consonant hinzugekommen. Die Wurzel ist überall dieselbe: im Sanskrit *man*, im Griechischen und Lateinischen das veraltete *μένω*, *meno*, meistens nur im Präteritum *μέμονα*, *memini* üblich.

Es wurde getadelt, dafs ich *manas* einmal durch *mens* übersetzt habe; ich glaube, an jener Stelle mit Recht. Sonst aber könnte ich aus den epischen Gedichten viele Stellen anführen, wo es so übersetzt werden mufs. Uebrigens darf die Rücksicht auf Stammverwandtschaft bei Uebertragung der psychologischen Wörter gar nicht gelten: Alles kommt auf die Bestimmungen an, die der Sprachgebrauch ihnen gegeben hat. Diese Wörter sind überhaupt in den mir bekannten Sprachen ursprünglich von sehr schwankender und unbestimmter Bedeutung, die Gränzen fliefsen in einander, die Sphäre des einen greift in die des andern hinüber:

empfinden, wahrnehmen, denken, sich erinnern, wissen, begehren, wollen, streben, werden mannigfaltig mit einander vermischt und verwechselt. Doch hat der ungelehrte Instinct die Sprachentwickelung richtig geleitet; in jener scheinbaren Unvollkommenheit liegt eine philosophische Wahrheit: dafs man sich die Seele nicht wie einen Schrank vorstellen darf, worin man gänzlich abgesonderte Schiebladen einzeln nach einander herauszieht, sondern dafs alles aus Einer untheilbaren geistigen Kraft hervorgeht. Die Philosophen mögen sich daher noch so sehr bemühen, die verschiedenen Wirkungsarten des geistigen Wesens im Menschen zu classificiren, strenge zu sondern, jeder eine eigne Seelen- oder Geisteskraft unterzustellen, und diese mit einem eignen Namen zu stempeln: im lebendigen Gebrauch reifst die ursprüngliche psychologische Vieldeutigkeit mehr oder weniger wieder ein. Diefs ist der Fall selbst in einer für den Ausdruck der Anschauungen des menschlichen Geistes von sich selbst so hoch ausgebildeten Sprache, wie das Sanskrit wirklich ist. Man sehe nur im Amara-Kosha (Lib. I. Cap. I. Sect. 4. sl. 9. b. 10.) die Benennungen für die intellectuale Thätigkeit. Sie werden in drei Zeilen als völlige Synonyme in Einer Reihe aufgeführt: *manas* und *buddhi*, über deren Unterscheidung der Beurtheiler meiner Uebersetzung so viel scharfsinniges vorgetragen hat, dicht neben einander; zwischen den Wörtern für das eigentliche Denken sogar das Herz. Der Lexicograph hat hier allerdings mehr den allgemeinen Gebrauch als die wissenschaftliche Terminologie der Philosophen vor Augen gehabt, und ist deshalb nicht zu tadeln. Der Sprachgebrauch rechtfertigt ihn: z. B. *durmati, durbhuddhi, durmêdhas*, sind völlig gleichbedeutend; ich wüfste nicht den mindesten Unterschied ausfindig zu machen.

Aus obigem begreift es sich, dafs Wörter, deren Wurzel uns auf ein Wollen führt, ein Denken bezeichnen, und vielleicht auch umgekehrt. So ist es z. B. mit *νόος*. Bei den Griechischen Philosophen nimmt es im intellectualen Gebiet die oberste Stelle ein; beim Homer, der dem Ursprunge näher stand, ist es anders. *Νόος* hat nichts mit *ΓΝΩ-μι* gemein; es kommt her von *νεύω, νεύσω*, wie *ῥόος* von *ῥέω, ῥεύσω*. Bei dem letzten Verbum ist im Prä-

sens der in ein Digamma verwandelte Vocal ausgefallen, bei dem ersten als Diphthonge geblieben. Doch wie so häufig das Präsens uns nicht die reine Wurzel darstellt, sondern eine Vermehrung und Zubereitung derselben, so ist es auch hier: die wahren Wurzeln sind *PY*- und *NY*-, im Lateinischen RU-o und NU-o; und hier ergiebt sich die ursprüngliche Bedeutung aus *nūmen* für *nuimen*, *nūtus* für *nuitus*, *renuo*, *adnuo* u. s. w., welche Ausdrücke sämmtlich auf ein Wollen Bezug haben.

Die Namen der geistigen Kraft und ihrer Wirkungsarten sind meistens von sinnlichen Bildern, von äufserlichen Anschauungen, ja von Organen des menschlichen Körpers hergenommen. Daher die Erscheinung, dafs ein hier ganz körperlich gebliebenes Wort, dort in einer verwandten Sprache geistiges bezeichnet. Wind und Geist: *ἄνεμος*, *animus*; das ist bekannt. Neuer dürfte die Bemerkung seyn, dafs die im Griechischen und Lateinischen verlorene Wurzel dieser Wörter sich im Sanskrit und im Gothischen in der vermittelnden Bedeutung des Hauchens, Athmens vorfindet.

Rad. अन्, *an*. 3. p. praes. अनिति, *aniti*, spirat.
Conj. VII. ANA. praet. UZ — ΩN, exspiravit.
(Ulfil. Marc. Cap. XV, 37. 38.)

Vgl. Grimm D. Gramm. 2te Ausgabe. Th. 1. S. 841. Das Gothische Zeitwort kommt nur in der vergangenen Zeit mit dem Ablaute vor: es gehörte Hrn. Grimms Scharfsinn dazu, den wahren Wurzel-Vocal auszumitteln. Er ist hier, wie so oft, dem Sanskrit begegnet ohne es zu wissen. — Rauch oder Dampf und Gemüth:

Masc. Decl. I. Nom. धूमः dhûmas. = θυμός.

Wir gebrauchen hier mit allem Rechte das mathematische Zeichen der Gleichheit, da auch die Quantität des ersten Vocals dieselbe ist. Ich verdanke obige Zusammenstellung meinem gelehrten Mitarbeiter, Hrn. Lassen: *θυμὸς* und *fumus* hat schon Vossius mit einander verbunden.

Da wir sogar dasselbe Wort in derselben Sprache die Stufenleiter vom sinnlichen zum geistigen auf- und absteigen sehen, (vgl. S. 120) so darf es uns noch weniger wundern, wenn von

derselben Wurzel durch verschiedene Ableitungsformen Ausdrücke gebildet sind, worin bald das Sinnliche bald das Geistige vorwaltet. Ich gestehe es zu: das Homerische *μένος* und *manas* stehen dem sinnlichen Leben ganz nahe. Aber von derselben Wurzel ist im Lateinischen *Minerva*, ursprünglich *Menerva*, die Göttin der Weisheit, der Besonnenheit benannt; im Sanskrit *Manus*, der Stammvater und erste Gesetzgeber des Menschengeschlechtes: doch ohne Zweifel nach dem unterscheidenden Vorrechte des Menschen, der Vernunft? Daher dann *manushya*, wie bei uns noch Mann, Mensch.

Sollte nach Erwähnung alles obigen die Foderung völliger Gleichförmigkeit in Uebertragung der psychologischen Ausdrücke nicht allzustrenge gefunden werden? Mich dünkt vielmehr, die Beschaffenheit des ganzen Satzes mufs entscheiden.

22.

Wenn Hr. Langlois jnâna *la science des choses utiles* erklärt, so erscheint mir diese Umschreibung weder richtig noch erschöpfend. Er übersetzt dasselbe Wort freilich auch (Cahier 28. p. 244.) *la science du salut*, *la sagesse*, also wie hier prajnâ, allein schon aus diesem, sonst von ihm selbst getadelten Wechsel der Ausdrücke scheint eine Unbestimmtheit hervorzugehen, die eine festere Begränzung des Begriffes nothwendig macht. Ich halte weder *science* für das wahrhaft demselben entsprechende Wort, noch kann ich in den *choses utiles*, unter denen ich, ohne die zweite Uebertragung durch *science du salut*, praktische, irdische verstanden haben würde, sein eigentliches Gebiet finden. Ich würde jnâna durch *Erkenntnifs* übersetzen, wofür aber die Lateinische und Französische Sprache keine gleich gut zu brauchenden Ausdrücke besitzen; und welche Art Erkenntnifs hier gemeint ist, lehrt der fast allein diesem Begriff gewidmete vierte Gesang. Als Erkenntnifs im Allgemeinen steht der Begriff (III, 3.) dem Handeln gegenüber,

Erkenntnifs ist eine höhere, vorzüglichere Eigenschaft des Menschen. (IV, 33.) Sie zerstört sogar die Handlungen (IV, 12.) und befreit den Geist von ihren Banden. Alles Handeln aber ist in ihr enthalten, und wird durch sie beherrscht. (IV, 35. XVIII, 18.) Man wird über sie von denen unterrichtet, welche die reine Wahrheit, *tattva*, schauen, sie hat das Tiefste und Höchste zum Gegenstande, denn man erkennt durch sie, dafs alle Dinge in der Gottheit sind. Die von Krishnas als *jnánam* gestempelte Erkenntnifs (denn es giebt mehrere, XIV, 1.) ist die Erkenntnifs des Irdischen und des das Irdische Durchschauenden d. i. der Welt und der Weltseele (*kshétrajnam* und *Kshétri* sind gleichbedeutend XIII, 33.) und durch die Verbindung dieser beiden entsteht alles Bewegliche und Unbewegliche. (XIII, 26.) Die Erkenntnifs, von der hier die Rede ist, umfafst daher alles Seyn. Der Gläubige erlangt sie, sie führt absolute Gewifsheit mit sich, und zerschneidet den Zweifel. Wer sie besitzt, erreicht bald nachher die höchste Ruhe, (IV, 34. bis zu Ende) nämlich durch die Vertiefung des *Yoga*, dessen Feuer durch die Erkenntnifs (IV, 27.) angezündet wird. Denn der Vertiefte steht (VI, 46.) noch höher, als der mit Erkenntnifs Begabte. Auf ähnliche Weise wird auch in Manus Gesetzbuch (I, 86.) die Erkenntnifs nur in das zweite der vier Weltalter gesetzt, in das erste aber die Büfsung, *tapas*, welche nach der Bh. G. (VI, 46.) selbst dem *yóga* nachsteht. In beiden Gedichten weicht also die Erkenntnifs der Religion, oder ist vielmehr die Stufe dazu. Auch *dhyána* wird (XII, 12.) über sie gestellt, unter dem also wohl das reine Nachdenken verstanden wird, zu dem sich der Geist erst erhebt, wenn die Erkenntnifs und die Liebe zu ihr in ihm herrschend wird. Schon aus dem hier Gesagten erhellt, dafs hier nicht von kalter und trockner, noch weniger von discursiver Verstandeserkenntnifs die

Rede ist. Die durch *jnána* bezeichnete ist die begeisterte Ansicht der absoluten und reinen Wahrheit, die, indem sie den Geist belebt, alles mit ihr Unverträgliche zerstört. Es wird ihr daher ein Feuer zugeschrieben, welches die auf das Handeln gerichtete Sucht verzehrt, (IV, 19.) und alle Tugenden eines durch sie beherrschten Gemüths werden in die Schilderung ihrer Natur (XIII, 7—11.) aufgenommen. Verfolgt man ihren Ursprung im endlichen Menschen, so entsteht sie aus der edelsten Natureigenschaft, der Wesenheit, *sattva*, und gegenseitig erlangt diese ihre Reife, wie jene leuchtend in alle Thore des sterblichen Körpers einzieht. (XIV, 17. 11.) Mit dieser Wesenheit verbunden, sieht sie in allem mannigfaltigen und getheilten Seyn das Eine Unvergängliche. Die andern beiden Natureigenschaften ziehen sie herunter. In der Leidenschaft, oder wie man vielleicht besser übersetzte, dem Staube, (dem durch irdisches Treiben und irdische Begier aufgeregten und befleckten Gemüthszustande) erkennt sie im Einzelnen nur einzelnes Seyn, in der Finsternifs wähnt sie im Einzelnen das All zu erblicken. (XVIII, 20—22.)

23.

Ueber *vijána* werde ich mir erlauben, eine eigne Ansicht zu äufsern. Hrn. Langlois Erklärung ist an sich dunkel, und scheint mir weder durch die Bedeutung der Präposition, noch durch Stellen begründet. *Une science plus intime* ist ein sehr unbestimmter Ausdruck; *le sentiment intérieur* mufs, so weit Gefühl mit Erkenntnifs verträglich ist, schon in dem blofsen jnâna liegen, wenn ich diesen Ausdruck richtig verstehe. Ihre Uebersetzungen durch *cognitio, judicium, scientia particularis*, der *universalis* entgegengesetzt, scheinen mir auch nicht vollkommen genügend, obgleich die beiden letzten die Kraft der Präposition

richtig ausdrücken. Was die Erklärung dieses Ausdrucks so schwierig macht, ist, dafs er in allen Stellen, wo er in der Bh. G. vorkommt (III, 41. VI, 8. VII, 2. IX, 1. XVIII, 42.) immer blofs mit jnâna verbunden, aber in keiner weder ausdrücklich, noch durch den Zusammenhang erklärt wird. Das Einzige, was sich aus diesem Gebrauche abnehmen läfst, ist, dafs damit eine besondere, und wahrscheinlich noch genauere oder tiefere Erkenntnifs gemeint sei. Dies hat Hr. L. vermuthlich durch *science plus intime* sagen wollen. Ich glaube aber, dafs sich der Begriff genauer bestimmen läfst. Die Bedeutung der Präposition ist überhaupt Trennung, und daher auch Absonderung von oder aus einem Mannigfaltigen. Selbst wo sie verstärkt, bewirkt sie es dadurch. Z. B. *vis'ruta:* (Bopps Lehrgebäude. S. 80.) hie und dort, an jedem einzelnen vieler Orte gehört, sehr berühmt. Das Verbum *jnâ* mit *vi* verbunden, ist *herauserkennen*, *unterscheiden*, bald von dem wirklichen Unterscheiden mehrerer einander ähnlicher Gegenstände, bald von dem recht genauen Erkennen gebraucht, welches den Gegenstand von allen andern, mit denen er etwa verwechselt werden könnte, absondert. So erkennt (Arjunas Himmelsreise. V, 40.) Arjunas seine Stammmutter aus den übrigen Apsarasen heraus. So beklagen sich (Hidimbas Tod I, 6.) die Pandawa's, nicht mehr in der Dunkelheit die Gegenden erkennen, von einander unterscheiden zu können. So wird das Wort von einem noch schärferen, philosophischen Unterscheiden in Manus Gesetzbuch II, 212. gebraucht, und der zwanzigjährige Brahmanen-Schüler *gun'adôshau vijânan* genannt, Unterscheider von Tugend und Laster. So endlich steht es in beiden oben angegebenen Bedeutungen in unserm Gedichten selbst XIII, 18., als das Unterscheiden der drei Begriffe, von denen dort die Rede ist, und XI, 31. XIII, 15. als genaues und be-

stimmtes Herauserkennen. In diesen drei Stellen übersetzen Sie es sehr treffend durch *dignoscere, discernere*. Nun bestand ein sehr wesentlicher Theil der in der philosophischen Terminologie der Bh. G. durch *jnâna* bezeichneten Erkenntnifs im Unterscheiden der beiden Hauptprincipien des Daseyns, des Irdischen und des Unvergänglichen, das Irdische Durchschauenden. (XIII, 34. a.) Dies war auch die Lehre des ganzen Sânkhya-Systems, nach welchem (Colebrooke l. c. p. 27.) die wahre und vollkommene Erkenntnifs in der richtigen Unterscheidung der beiden Principien, der materiellen Welt und der immateriellen Seele, bestand. Die sich mit diesem Unterscheiden beschäftigende Erkenntnifs scheint mir die durch *vijnâna* bezeichnete zu seyn, und ich würde sie daher in ihrer Uebersetzung in allen Stellen durch *scientiâ dignoscendi* oder auf ähnliche Weise, als die Erkenntnifs des Unterscheidens, übersetzt wünschen. In diesem Sinne scheint mir auch in den Ueberschriften, auf die Hr. Langlois einen so hohen Werth setzt, der siebente Gesang *vijnâna-yôga* benannt worden zu seyn. Denn dieser Gesang handelt ganz ausschliefslich davon, wie man das höchste göttliche Wesen, obgleich es die ganze Natur durchdringt, und gleichsam in jeder Gestalt erscheint, doch in seiner, ihm allein eigenthümlichen Unvergänglichkeit erkennen, sich durch die Magie, in die es gleichsam gehüllt ist, nicht irre machen lassen, und seine sichtbare Natur nicht mit der höheren, unsichtbaren verwechseln soll. Dies geht aus jedem Verse, vorzüglich aber aus sl. 13 und 24 hervor.

Der höchste philosophische Begriff von *jnânam* kann meines Erachtens nicht klarer und bestimmter dargelegt werden, als in dem vorletzten Absatze geschehen ist; der Erörterung des Begriffes von *vijnânam* hingegen kann ich nur bis auf einen gewissen Punkt folgen. Ich habe *jnânam* in der Regel durch *scientia* über-

setzt, weil ich keinen bessern Ausdruck in der Lateinischen Sprache zu finden wuſste. Sie ist überhaupt nicht auf die Metaphysik angelegt, ausgenommen einige aus der alten priesterlichen Lehre herstammende Wörter von unschätzbarem Werth, die wir in der Philosophie und selbst in der christlichen Theologie nicht entbehren können. Nur ein paarmal habe ich *cognitio* gesetzt, zum Theil aus einer grammatischen Nöthigung, weil nämlich von dem Verbum *scire* nicht alle Bildungen so gebraucht werden können, wie von *cognoscere*, (cf. Bh. G. XVIII, 18.) Wo die beiden Wörter *jnânam* und *vi-jnânam* verbunden sind, habe ich für jenes *scientia universalis*, für dieses *scientia peculiaris* gesetzt. Hiefür habe ich einen guten Gewährsmann. Amara-Sinhas stellt in seinem Wörterbuche die beiden Begriffe mit seinem gewöhnlichen vielsagenden Laconismus einander folgendermaſsen entgegen:

मोक्षे धीर्ज्ञानमन्यत्र विज्ञानं शिल्पशास्त्रयोः ।

Es sei mir erlaubt, meiner Uebersetzung dieses Verses zwei Griechische Ausdrücke einzumischen, welche durch ihre Abstammung von einer beiden Sprachen gemeinsamen Wurzel, durch die Art der Ableitung und Zusammensetzung mit den zu erklärenden die gröſste Aehnlichkeit haben:

Ad finem bonorum spectans ratio dicitur γνῶσις; aliorsum διάγνωσις, quae in artibus disciplinisque versatur.

Die sehr befriedigende ausführlichere Erklärung von Wilson unter dem Artikel *vijnâna* ist vermuthlich aus einem Commentar des Amara-Kosha genommen.

Man sieht, das ganze Gebiet unsrer praktischen und theoretischen Erkenntniſs, (jenes durch *s'ilpa*, dieses durch *s'âstra* ausgedrückt) wird dem *vi-jnânam* zugewiesen; was bleibt denn nun für *jnânam* übrig? Die Erkenntniſs des Einen, des Ewigen, des Unwandelbaren, *τοῦ ὄντως ὄντος*. Jene wird durch Erfahrung und auf dem discursiven Wege erworben; diese ist nur durch innere Anschauung möglich. Diese Erkenntniſs, so lehren Indische Weise, zur lebendigen, das Gemüth beherrschenden Ueberzeugung geworden, führt zum höchsten Gute, wörtlich zur Erlösung, *môksha*, d. h. zur Befreiung von den Täuschungen der Sinnenwelt, und

von den Schranken des einzelnen Daseyns. Bei der Erkenntnifs des Mannichfaltigen, des Vielen, ist Unterscheidung die Hauptsache, welches durch die beigefügte Präposition in *vi-jnânam* ausgedrückt wird; dies fällt bei jener geistigen Anschauung weg, die eben nur auf das Eine in dem Vielen gerichtet ist.

Hr. Langlois erklärt an einer Stelle (T. V. p. 244.) jnâna durch *la science du salut, la sagesse*; an einer andern Stelle (T. IV. p. 249.) sagt er: jnâna *est la science des choses utiles*; vi-jnâna, *une science plus intime, le sentiment intérieur uni à la science.*"

Seine beiden Definitionen scheinen einander zu widersprechen: das Nützliche ist immer ein abhängiger Begriff, dessen Gültigkeit in der Hinweisung auf etwas höheres liegt. Diese Rangordnung der Begriffe: des Angenehmen, des Nützlichen, des Guten, *kâma*, *artha*, *dharma*, hätte Hr. Langlois, so zu sagen, auf allen Blättern der Indischen Schriften lernen können. Aber wir wollen es nicht so genau mit einem Kritiker nehmen, der, unbekannt mit der Geschichte der Philosophie, mit nichts anderm ausgerüstet, als mit einem leichten Anstrich der sensualistischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts, sich auf einmal in den Mittelpunkt der alten Weisheit des Orients versetzt sieht, und sich nun für berufen hält, die Lehre des begeisterten Dichters nicht nur darzulegen, sondern auch zu beurtheilen. Hr. Langlois hat einmal das Rechte getroffen, diefs möge auch das andre Mal der Fall seyn, und er möge, freilich seltsam genug, das Heil, das höchste Gut, durch *les choses utiles* ausgedrückt haben. Dann wird aber seine Definition von *vi-jnâna* eine ganz unmögliche: denn wie soll es eine *science plus intime* geben, als die, welche auf der innersten Anschauung des Geistes von seinem eignen Wesen beruht? Nach dem Ausspruche des Amara-Sinhas ist, gerade umgekehrt, vi-jnâna *la science des choses utiles*, weil dieses unterscheidende Wissen auf das Aeufserliche, auf Künste und Lehrbücher gerichtet ist.

Ich kann mich nicht überzeugen, dafs der Dichter, wie Herr von Humboldt annimmt, mit *vi-jnâna* eine noch genauere oder tiefere Erkenntnifs gemeint habe. Man betrachte nur die fünf einzigen Stellen wo das Wort vorkommt. Immer steht *jnâna* voran,

mit diesem wird jenes entweder unmittelbar gepaart, oder durch die vorangesetzte Partikel *sa*, durch das nachgesetzte Adjectiv *sahita* damit verbunden. Dies ist nun die gewöhnliche Wendung, wenn eine Hauptperson mit ihrem Gefolge, eine Hauptsache mit ihrem Zubehör genannt wird. Z. B.

râjâ sântahpura, der König mit seinem Hofstaat;

munih s'ishya-sahita, der Einsiedler von seinem Schüler begleitet;

râmah salakshmanah, Ramas mit seinem Bruder Lakshmanas; der, unzertrennlich von ihm, sich selbst ganz unterordnet;

sâmâtyah purôhitah, der oberste Hofpriester mit den übrigen Räthen, deren Ansehen geringer ist als das seinige;

und so in unzähligen Fällen. Der Dichter scheint mir demnach *vi-jnâna* fast nur als ein Corollarium von *jnâna* anzusehen. Wer die eine grofse Grundwahrheit gefafst hat, dem mufs auch das einzelne Wissen, die richtige Unterscheidung der Gegenstände, wie von selbst zufallen.

Wenn es heifst, *jnâna* und *vi-jnâna* gehören zum Berufe des Brahmanen, so versteht er, wie mich dünkt, unter dem ersten Wort die Theologie, unter dem zweiten ganz im Sinne des Amara-Kosha die weltlichen Wissenschaften, Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Astronomie, Grammatik, selbst die Theorie der Architektur und Sculptur wegen ihres Gebrauchs bei den Tempeln, u. s. w. Denn bei den Indiern, wie bei den Aegyptiern und Etruskern, wurden ja auch diese Wissenschaften vorzugsweise von dem Priesterstande angebaut.

Sollte der Schlufs von dem hohen Range, welchen der Begriff *vi-jnâna* in dem *Sânkhya*-System des Kapilas einnimmt, auf die gleiche Würde desselben in der Bh. G. gültig seyn? Für einen Anhänger des eben genannten Systems können wir den Dichter unmöglich halten. Freilich hiefs eine andere *Sânkhya*-Schule *Yôga*, und auf diesen Begriff, oder vielmehr auf diese Idee ist allerdings die Lehre unsers Dichters hauptsächlich gerichtet. Jedoch sehe ich nicht recht ein, wie er auf die richtige Unterscheidung der beiden Principien der Erkenntnifs, des sinnlichen und des geistigen, einen so grofsen Nachdruck legen sollte, da er

mir vielmehr das erste gänzlich aufzuheben scheint. Ueberhaupt dürfte es mifslich seyn, die Lehre der Bh. G. unter die Rubrik irgend eines der sechs anerkannten Systeme der Philosophie bringen zu wollen. Ich finde es am sichersten, den Dichter so viel möglich aus sich selbst zu deuten, oder Aufklärung in solchen Schriften zu suchen, die höchst wahrscheinlich vor der seinigen vorhanden waren, wie z. B. das Gesetzbuch des Manus. Die Metaphysik ist ohne Zweifel bei den Indiern uralt: die ersten Grundlehren ihrer Religion haben ja einen metaphysischen Anstrich. Schon ehe die Gesetze des Manus in ihrer gegenwärtigen Gestalt abgefafst waren, gab es philosophische Bücher, (*hêtu-s'âstrân'i*) und zwar von der negativen Art: denn der Gesetzgeber warnt vor den Freigeistern, welche im Vertrauen auf solche Schriften das heilige Gesetz und die Offenbarung der Veda's verwarfen. (Manus II, 11.) Bei dem Pferdeopfer im Ramayana werden in den Zwischenzeiten der heiligen Handlung von den Brahmanen metaphysische Wettkämpfe gehalten. (Ram. ed. Ser. Lib. I. Cap. XII. sl. 23, 25.) Ja in demselben Gedichte tritt ein Priester auf, der mit Abläugnung der Unsterblichkeit, (sei es im Ernst oder verstellter Weise, das gilt gleichviel) eine ganz egoistische Moral predigt. (Lib. II. Cap. 76.) Auch diese Lehre ist in den riesenhaften Dimensionen der Urwelt aufgefafst, so dafs sie Schauder und Entsetzen erregt. So früh finden wir diese negativsten Abirrungen der metaphysischen Speculation! Die Namen der sechs Hauptsysteme sind zuverlässig auch alt: doch denke ich, sie sind mit der Zeit fortgewandert, die Namen sind stehen geblieben, und die Sachen haben sich verändert. Drei dieser Namen: *mîmânsâ*, *nyâya* und *vais'êshika*, kommen in der Bh. G. gar nicht vor. *Vêdânta* einmal, *sânkhya* und *yôga* häufig: die Entgegensetzung dieser beiden letzten Begriffe ist dem Dichter bekannt, er will sie aber nicht gelten lassen. (V, 4. 5.)

Die Speculation ist ursprünglich und ihrem Wesen nach ein freier Aufschwung des Geistes. Sobald festgestellte Schulen entstehen, wo gelernt und nachgesprochen wird, was man nur dann besitzt, wenn man es selbst gefunden hat, so ist die originale Periode der Philosophie vorüber. Die Methoden mögen vervollkommt

werden, der Gehalt wird nicht bereichert. Es fragt sich nun, welcher von beiden Perioden die Bh. G. angehört? Für mich ist die Antwort nicht zweifelhaft.

Wenn mein verehrter Freund Colebrooke neben seiner meisterhaften, strenge wissenschaftlichen Darlegung der philosophischen Systeme uns auch Stücke aus den Originaltexten gegeben hätte, so würde sich aus dem Style wohl schon ein Urtheil über das relative Zeitalter der verschiedenen Schriften ergeben.

Ich habe nun noch einen einzigen Grund zu erwägen: den, welcher von dem Schlufstitel der siebenten Abtheilung, *vijnâna-yôga*, hergenommen ist. Ich hielt mich nicht für verpflichtet, diese Schlufstitel zu übersetzen, und erklärte dadurch schon stillschweigends meine Meinung. Da die Sache aber näher zur Sprache kommt, so trage ich kein Bedenken, es ausdrücklich zu thun. Ich spreche sie dem Dichter entschieden ab. Zwei Abtheilungen der Bh. G., die erste und die eilfte, enthalten Erzählung: hier sind die Titel so beschaffen, wie allgemein in den epischen Gedichten. Bei den übrigen sind sie aber nach einer gewissen Methode verfertigt: jedesmal finden wir ein zusammengesetztes Wort, dessen letzter Bestandtheil *yôga* ist. Wir werden doch wohl dieses Wort hier immer in demselben Sinne nehmen sollen? Und in welchem? Gewifs nicht mystischen Sinne der Vertiefung in den Zustand der Beschaulichkeit: diefs verbietet der erste Bestandtheil. Vielleicht esoterische Lehre; doch wird es auch unter dieser Voraussetzung schwer halten, überall einen leidlichen Sinn herauszubringen. Die Ueberschriften sind nicht nur nicht erschöpfend: dieser Foderung Genüge zu leisten, möchte schwer seyn, bei einem Gedicht, wo die Aehnlichkeit, welche Sokrates zwischen der Philosophie und dem Dithyrambus fand, so stark hervortritt; sie scheinen mir verschiedentlich auf den Inhalt gar nicht zu passen, nur durch einen einzelnen Vers veranlafst, und gleichsam vom Zaune gebrochen zu seyn. So ist és gleich mit der Ueberschrift der zweiten Abtheilung: *sânkhya-yôga*. Sie ist von sl. 39, a. hergenommen, wo der Dichter aber die beiden Begriffe einander entgegensetzt: „Ich habe dir die Vernunftgründe zum Handeln vorgehalten, nun vernimm auch die aus der religiösen Gesinnung." Wenn meine

obige Deutung gilt, so hieſse *sánkhya-yôga* die rationale Geheimlehre. Dann würde der Titel nur auf die erste Hälfte des Kapitels passen, und nicht einmal dieſs: denn die dort vorgetragenen Vernunftgründe sind ja aus der allgemeinen Denkart der Menschen hergenommen. Hat aber der Verfertiger des Titels den ersten Bestandtheil nicht in Abhängigkeit von dem letzten stellen, sondern die beiden entgegengesetzten Begriffe in gleichem Verhältnisse paaren wollen, so sollten sie billig im Dualis stehen.

Aehnliche Einwendungen hätte ich gegen mehrere dieser Titel vorzutragen, wofern nicht etwa die Beistimmung der Kenner die weitere Erörterung überflüſsig macht.

24.

P. 249. Bh. G. II, 43. a. Ce long mot composé *swarga pará djanma karma phala pradán*, ne me semble pas entendu d'une manière exacte dans ces mots: *sedem apud superos finem bonorum praedicantes*, et ensuite, *insignes natales tanquam operum praemium pollicentes.* Toute cette phrase même, à mon avis, présente un faux sens. Le poète critique les gens qui donnent (*pradán*), qui veulent faire regarder le fruit (*phala*) de l'action (*karma*) obtenu sur la terre (*djanma*) comme supérieur (*pará*) à la possession future du ciel (*swarga*), *coelo superiorem* (mot à mot *coelum supra*) *terrestrem actionis fructum habentes.* On pourrait encore l'expliquer par cette idée: *habentes potiorem coelo alterum in terris ortum* (*djanma*), *actionis suae fructum.* M. Schlégel croit devoir rendre *djanma* par *insignes natales.* Il me semble qu'il dénature la signification du mot, qui opposé au mot ciel, doit se rendre par naissance terrestre. C'est en terme ascétique ce monde comparé à l'autre vie. Voyez au sl. 51. *djanmabandha*, les liens de la naissance: cela ne veut pas dire les chaînes que nous impose une haute naissance, ce sont les liens

terrestres. M. Schlégel rend ce mot par *generationum vincula*, c'est à dire l'obligation de renaître sur la terre une seconde fois. Cette explication est bonne, quoiqu'un peu obscure, et, en appuyant le sens que j'attribue à *djanma*, elle exclut celui que M. Schlégel lui donne dans un autre endroit.

Hr. Langlois macht aus den letzten zwölf Sylben dieses Verses, die Sie in zwei Wörter theilen, ein einziges, und nimmt also das an *svarga* gehängte *pard* für das indeclinable Wort, und nicht wie Sie, mit ausgelassenem *Visarga* für den nom. plur. von *parah*. Hr. Langlois scheint ferner nach den Worten p. 250: *le poète critique les gens qui donnent* pradân für den accus. plur. zu nehmen, obgleich ich ihm dies nicht Schuld geben möchte, da es der Construction der ganzen Stelle entgegen ist, und er auch alsdann Ihnen hätte den Vorwurf machen müssen, daſs Sie, sehr bekannten grammatischen Regeln entgegen, das *Anusvâra* statt des न् gesetzt hätten. Ich gestehe, daſs ich Ihre Erklärung dieser Stelle für die allein richtige halte. Zuerst verliert bei Hr. Langlois Lesung der Vers seine Cäsur, und obgleich Verse vorkommen, welche keine Einschnitte nach der achten Sylbe haben, (wie z. B. VI, 23. a.) so sind dies doch sehr seltne Ausnahmen. Zweitens ist mir in den Verbindungen declinabler und indeclinabler Wörter die Gattung unbekannt, die, wie es hier der Fall seyn würde, die letzteren den ersteren nachsetzt. Drittens kann ich, obgleich *janma* allerdings die irdische Geburt ist, dem zwischen diesem Wort und *svargah* angenommenen Gegensatz, für den sonst (XVII, 28.) *iha* und *prétya* gebraucht wird, nicht beistimmen; und endlich halte ich den von Hrn. Langlois herausgebrachten Sinn nicht für den, dem philosophischen Zusammenhange der Stelle entsprechenden. *Svarga* und *janma* scheinen mir hier so wenig einen Gegensatz zu

bilden, dafs sie vielmehr sich auf einander beziehen, und beide zu der gleichen Ansicht gehören, die einer ganz andern entgegengesetzt wird. Wenn ich die Stelle richtig verstehe, so wird in derselben zweierlei getadelt, einmal dafs man die Früchte der Handlungen als Bewegungsgründe gebraucht, dann, dafs man sich ein zu niedriges, immer auf Genufs berechnetes, also im Irdischen befangen bleibendes Ziel steckt. Das wahre Ziel des vollendeten Weisen ist in diesem System nicht *svargah*, sondern *mókshah*, *s'ántih*, *brahmanirván'am.* Unter *svargah* wird hier und in andern Stellen die Wohnung der Himmlischen, das Leben mit ihnen verstanden, und dafs dieses nicht sinnlichen Genüssen fremd ist, beweist Arjunas Himmelsreise zur Genüge. So nimmt es auch Wilkins, indem er *a transient enjoyment of heaven* übersetzt. Diese Umschreibung ist den Indischen Begriffen vollkommen angemessen. Der wahre Gegensatz hier, wie in der ganzen Bh. G., ist zwischen dem Trachten nach der Befreiung von aller Wiedergeburt, nach dem Uebergang in die unvergängliche Gottheit, und der Begierde nach verbessertem Zustande durch erneuerte Geburt. In den Zwischenzeiten dieser Geburten führten die Edlen jenseits ein den Griechischen Vorstellungen von den Inseln der Seligen ähnliches Leben, und dafs man nach dem Genufs der Himmelsfreuden in die sterbliche Welt zurückkam, wird IX, 20. 21. ausdrücklich gesagt. Auf diese Weise gehören *svargah* und *janma* zusammen, und zu demselben Geschick. Als eine Parallelstelle von der, die wir hier vor uns haben, kann man VI, 37—42. ansehen, und der in dieser herrschenden Vorstellungsart entsprechen auch die *insignes natales* Ihrer Uebersetzung, an der sich vielleicht nur das tadeln läfst, dafs sie hier umschreibt, statt sich zu begnügen, blofs den Indischen Ausdruck *janma* wiederzugeben, bei dem jeder, mit dem phi-

losophischen System des Ganzen vertraute Leser sich das Richtige gedacht haben würde.

Hr. Langlois hat sich hier im Misverstehen, wo möglich, selbst übertroffen. Die Berichtigung ist vollkommen; ich habe nur das einzige daran auszusetzen, dafs mein verehrter Beurtheiler bei so gründlicher Einsicht nicht entscheidender spricht, und dafs er Misdeutungen, die man ein für allemal in den Grund bohren mufs, allzu glimpflich ablehnt. Es sei mir daher erlaubt, noch einiges nachzutragen.

Hr. Langlois nimmt:

स्वर्गपराजन्मकर्मफलप्रदां ।

für ein einziges Wort. Solche lange Zusammensetzungen gibt es im Sanskrit allerdings, aber diese ist eine ganz unmögliche. *Parà* soll die Präposition seyn; und auf *svarga* zurückbezogen werden. Nur ein Paar Präpositionen, *anu*, *prati*, stehen abgesondert nach dem Substantiv, das sie regieren. Aber in der Zusammensetzung stehen sie immer voran. Eine Präposition kann freilich in die Mitte eines zusammengesetzten Wortes treten, wenn ein neuer Bestandtheil vorn angefügt wird. Demnach müfste *parà*, wenn es die Präposition seyn sollte, mit *janma* verbunden werden, was keinen Sinn gibt. Auch wäre hiegegen die Cäsur ein unüberwindliches Hindernifs. Die Indischen Dichter bilden zwar so lange Aggregative, dafs sie wohl über den Abschnitt des Verses hinausgehen müssen: allein die Cäsur fällt doch immer nach dem Schlusse eines Hauptgliedes; eine Präposition hingegen wird als unzertrennlich von dem folgenden Worte betrachtet, wozu sie gehört.

Aus der von Hrn. Langlois gegebenen Uebersetzung, und aus seiner Schreibung *pradàn* statt *pradàm* geht nur allzu klar hervor, dafs er darin nicht den zu *vàcham* gehörigen acc. sing. fem. erkannt, sondern es für den acc. plur. masc. genommen hat, wiewohl der Fehler ans unglaubliche gränzt, da nichts in dem ganzen Satze vorkommt, wovon dieser Accusativ regiert werden könnte.

So viel von dem Grammatischen; das Theologische ist nicht besser ausgefallen. Zukünftige Belohnungen und Strafen, *svarga*

und *nâraka*, Himmel und Hölle, sind eine Hauptlehre der Brahmanischen Religion. Doch unterscheiden sich diese Begriffe wesentlich von denen der christlichen Dogmatik. Denn diese Zustände der Seelen nach dem Tode werden nicht als für die Ewigkeit unabänderlich entschieden betrachtet, sondern sie haben nur eine zeitliche Dauer. Da aber diese als unermeſslich gegen die Kürze des irdischen Lebens angenommen wird, so können die hyperbolischen Ausdrücke der Dichter nicht nur, selbst der heiligen Bücher, von ewiger Seligkeit und ewiger Verdammniſs misverstanden werden. Der Commentator führt eine solche Stelle aus den Veda's an.

Genau betrachtet ist also die Unterwelt der Brahmanen eigentlich ein Purgatorium, wo die Seelen durch mancherlei Qualen gereinigt werden. Hierauf kehren sie wieder auf die Erde zurück, müssen aber, in die untersten Stufen, in die unedelsten Gestalten des organischen Lebens gebannt, gleichsam von unten auf dienen. Auch die Freuden des Paradieses nehmen ein Ende, wenn das Verdienst der verrichteten guten Werke erschöpft ist, vielleicht erst nach vielen tausend Jahren; dann erfolgt wieder eine neue Geburt, aber unter begünstigenden Umständen: in menschlicher Gestalt, in einer frommen und sonst ausgezeichneten Familie, wo Erziehung und Beispiel die schon aus einem früheren Leben mitgebrachten Gewöhnungen zur Frömmigkeit verstärken, und dadurch von neuem die Aussicht auf einen solchen Kreislauf himmlischer und irdischer Segnungen öffnen. Diese Lehre von der Seelenwanderung, in Verbindung mit jenseitigen Strafen und Belohnungen, hat viele Aehnlichkeit mit der Pythagorischen, wovon wir in einer berühmten Stelle des Pindar die flüchtigen Umrisse, jedoch nicht ohne eine gewisse lyrische Verschwommenheit, abgezeichnet sehen. Ein wahrhaft ewiges Heil kann nur durch völlige Besiegung der Sinnlichkeit und Selbstliebe erworben werden, durch Erkenntniſs der höchsten Wahrheit, durch Beschaulichkeit, durch anhaltende Betrachtung der Vollkommenheiten des alles durchdringenden göttlichen Wesens, durch Verzichtleistung auf jede andre Belohnung als die, der Gottheit zu gefallen, sich ihr anzunähern, sich inniger mit ihr zu verbinden. Dieses führt zur Befreiung,

môksha, zur Erlöschung in der Gottheit, *brahmanirvân'a*, wo das Selbst verschwindet, das einzelne Daseyn als solches aufhört, und nur noch wie ein Tropfe in dem Ocean der göttlichen Weisheits- und Liebesfülle fortdauert.

Dies ist die Lehre unsers Dichters. Es gab nun weltlich gesinnte Priester, die hievon nichts wissen wollten, sondern jenen oben geschilderten Kreislauf als das Höchste priesen, und auf Aussprüche der Veda's sich stützend, den Genufs der Seligkeit für blofs äufserliche Religions-Uebungen verhiefsen. Gegen diese erklärt sich der Dichter sehr nachdrücklich. Aber es ist ganz undenkbar, dafs irgend ein Brahmanischer Theolog so verkehrt gewesen seyn sollte, zu lehren, eine ausgezeichnete Wiedergeburt im irdischen Leben sei der himmlischen Seligkeit vorzuziehen. Er würde damit auch wenig Eindruck auf die Einbildungskraft seiner Schüler gemacht haben: denn die Freuden des Paradieses werden ja in den für heilig geachteten Gedichten nur allzusinnlich, aber mit überschwänglichem Glanze umgeben geschildert. Unser Dichter sagt auch hievon nichts.

Da die fragliche Stelle eine der wichtigsten und zugleich der schwierigsten in der ganzen Bh. G. ist, so wird es nicht ohne Nutzen seyn, hier die Worte des Originals, meine Uebersetzung und die Anmerkung des Commentators zusammen zu stellen; hiedurch wird zugleich Hr. Langlois auf das urkundlichste widerlegt seyn.

यामिमां पुष्पितां वाचं प्रवदन्त्यविपश्चितः ।
वेदवादरताः पार्थ नान्यदस्तीति वादिनः ॥
कामात्मानः स्वर्गपरा जन्मकर्मफलप्रदां ।
क्रियाविशेषबहुलां भोगैश्वर्यगतिं प्रति ॥
भोगैश्वर्यप्रसक्तानां तयापहृतचेतसां ।
व्यवसायात्मिका बुद्धिः समाधौ न विधीयते ॥

Quam floridam istam orationem proferunt insipientes, librorum sacrorum dictis gaudentes, nec ultra quidquam dari affirmantes, cupi-

ditatibus obnoxii, sedem apud Superos finem bonorum praedicantes; orationem, inquam, insignes natales tanquam operum praemium pollicentem, rituum varietate abundantem, quibus aliquis opem ac dominationem nanciscatur: qui hac a recto proposito abrepti, circa opes ac dominationem ambitiosi sunt, horum mens non componitur contemplatione ad perseverantiam.

यामिति । पुष्पितां विफलतावदापातरमणीयां प्रकृष्टां परमार्थफलपरामिव वदन्ति वाचं स्वर्गादिफलश्रुतिं तेषां तया वाचापहृतचेतसां व्यवसायात्मिका बुद्धिर्न विधीयते । इति तृतीयेनान्वयः । किमिति तथा वदन्ति । यतो ऽविपश्चितः मूढाः । तत्र हेतुः । वेदे ये वादा अर्थवादाः । अक्षय्यं .. चातुर्मास्ययाजिनः सुकृतं भवति । ...... इत्याद्यास्तेष्वेव रताः प्रीता अत एव परमन्यदीश्वरतत्त्वं प्राप्यं नास्तीति वदनशीलाः । (42.) अत एव कामात्मान इति । कामात्मनः कामाकुलचित्ताः स्वर्ग एव परः पुरुषार्थो येषां ते जन्म च तत्र कर्माणि च तत्फलानि च प्रददतीति । तथा तां भोगैश्वर्ययोर्गतिं प्राप्तिं प्रति साधनभूता ये क्रियाविशेषाः ते बहुला यस्यां तां प्रवदन्तीत्यनुषङ्गः । (43.) ततश्च भोगैश्वर्यप्रसक्तानामिति । भोगैश्वर्ययोः प्रसक्तानामभिनिविष्टाणां तया पुष्पितया वाचा अपहृतमाकृष्टं चेतो येषां समाधिश्चित्तैकाग्र्यं परमेश्वरैकाग्र्याभिमुखत्वं तस्मिन् निश्चयात्मिका बुद्धिर्न विधीयते कर्मकर्तरि प्रयोगः नोत्पद्यत इत्यर्थः ।

Die Schüler können sich aus dieser Probe überzeugen, dafs es keine leichte Arbeit ist, die Commentare zu verstehen. In Calcutta sind deren schon mehrere gedruckt worden, hauptsächlich auf Colebrooke's Betrieb, der immer auf das streng Wissenschaftliche zu gehen pflegt; in Europa noch kein einziger. Der blofse Abdruck scheint mir aber nicht genügend: es wird nöthig seyn, um durch Beispiele die Methode deutlich zu machen, einen oder den andren Commentar auf Europäische Weise zu commentiren. Die Commentatoren pflegen die Worte des Textes einzeln zu wiederholen, dazwischen aber ihre Definitionen einzustreuen. Wo man Devanagari-Lettern von verschiedenem Caliber hat, wird es ein Mittel der Deutlichkeit seyn, die Worte des Textes durch gröfsere Schrift auszuzeichnen. Ohne mich auf die syntaktische Zergliederung einzulassen, hebe ich nur hervor, was zur Erklärung des Sinnes dient. In der Citation aus den Veda's habe ich einige Worte ausgelassen, weil ich darin Fehler entweder in meiner Abschrift oder in der Handschrift selbst vermuthe. Was stehen geblieben, ist hinreichend, und vollkommen klar.

Der Commentator erklärt zuerst die verwickelte Wortfügung, die sich durch drei Distichen hindurchschlingt. — Jene geblümte Rede. „So wird sie genannt, weil sie unfruchtbar, und wie die Blüthe nur bis zum Abfallen ergötzlich ist." — Diese Rede, die ganze Lehre der weltlich gesinnten Brahmanen, bezeichnet der Commentator durch eine sehr elliptisch gebildete Zusammensetzung als „eine Himmel-und-dergleichen-Belohnungs-Theologie." Es wird ein Beispiel von solchen Sprüchen der Veda's gegeben, dergleichen diese Theologen immer im Munde führen: „Das Verdienst dessen, der ein viermonatliches Fasten darbringt, ist unerschöpflich." — Sie sagen, es giebt nichts anders. „Sie pflegen zu behaupten, darüber hinaus (über den Wohnsitz im Paradiese) sei kein andrer Antheil an dem göttlichen zu erlangen." — „*Svargaparâh* sind diejenigen, für welche das Paradies das höchste Ziel des Menschen ist. Sie verheifsen eine neue Geburt, und in dem darauf folgenden Leben gute Werke, und deren Belohnungen." — Hier ist die Erklärung etwas verschieden von der meinigen. Der Scholiast nimmt in dem zusammengesetzten

Worte *janma-karma-phala-pradâm* jeden der drei vorangehenden Bestandtheile besonders, da ich die beiden letzten zusammengenommen habe: ich bezog sie auf das Vergangene, er bezieht sie auf die Zukunft. Im Wesentlichen kommt es aber auf eins hinaus. Unter *janma* werden in jedem Falle *natales insignes* verstanden: eine Geburt, ausgezeichnet durch erbliche Reichthümer und Macht, und durch die herkömmliche Frömmigkeit der Familie, worin der aus dem Paradiese zurükkehrende gebohren wird. Jenes gewährt die Mittel, dieses giebt die Veranlassung zu neuen verdienstlichen Werken. So sollte nach der Lehre dieser Theologen, als Lohn für blofs äufserliche Leistungen, der Kreislauf paradiesischer Genüsse und irdischer Segnungen sich immerfort erneuern; und sie schmeichelten damit gewifs der Denkart vieler Menschen, die nach einer geistigen Unsterblichkeit gar nicht fragen, wohl aber wünschen, auf irdische Weise immer fortzuleben.

25.

Cahier. 28. p. 242. zu III. 3. Die Erklärung, die Hr. Langlois dem *purá* an dieser Stelle geben will, nimmt nicht allein ihrer Schönheit und Feierlichkeit sehr viel, sondern scheint mir auch offenbar unrichtig. Dafs der in Ihrer Uebersetzung angedeutete Sinn der richtige ist, beweist der Eingang des folgenden Gesanges. Was dort *purátanah* (IV, 3.) ist, drückt hier *purá próktah* aus.

26.

III, 15. Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so ist allerdings *ortum* die richtige Uebersetzung und *constans* würde die Hauptnüance des Begriffs unausgedrückt lassen. Nur hätten Sie, meiner Meinung nach, *samudbhavam* in sl. 14. 6 und 15. a. durch dasselbe lateinische Wort übersetzen müssen. Indefs hat Hr. Langlois ganz Recht, dafs die Präposition *sam* nicht ohne Grund mit *ut* verbunden ist. Beide zusammen drücken die Vorstellung aus, welche in der Indischen Philosophie für das Entstehen einer Sache

aus der andern herrschend war. Wir lernen nemlich aus Colebrookes Darstellung des Sankhya-Systems (p. 38.) dafs die Wirkung nicht, als durch die Ursache aus dem Nichts erzeugt, sondern als, schon vor der Hervorbringung, in ihr vorhanden angesehen wurde, nicht als ein Product, sondern als ein Educt, und dies bezeichnen die beiden mit einander verbundenen Präpositionen auf das genaueste. Dieser Sinn pafst aber auch in den allgemeinen Zusammenhang dieser Stelle. Denn das Einfache, aus welchem das Göttliche Princip (*Brahma*) entstanden seyn soll, ist der allgemeine Stoff, der näher specificirt, zum Brahma wird. Das Brahma ist demnach gleich ewig, es könnte aber nicht da seyn, wenn das Einfache nicht als sein Urstoff gedacht würde. Eben so ist Opfer eine Species des allgemeinen Princips oder Stoffs des Handelns, und wenn man sich aller Handlungen enthielte, würde es auch keine Opfer geben.

27.

Zu III, 34. Wenn Hr. Langlois hier die Verdoppelung des ersten Wortes unbeachtet und die Uebersetzung unvollständig nennt, so hat er wohl nur übersehen, dafs Sie *sensui cuilibet* übersetzen, und dadurch die Verdoppelung, die Lateinisch gar keinen Sinn gegeben haben würde, vollständig ausdrücken.

28.

Zu III, 35. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. Langlois durch Stellen bewiesen hätte, dafs *gun'a*, das gewöhnlich vorzügliche Eigenschaft, Talent, Tugend bedeutet, auch für Ruhm, Ehre genommen wird, und dafs *anushthita* nicht genau vollendet heifsen kann, obgleich der Begriff von *anu*, nach, gemäfs, also einer Vorschrift, Regel entsprechend, vollkommen dieser Bedeutung zusagt.

29.

P. 244. 245. Ich möchte den Satz, dafs der Weise mitten im Handeln eigentlich nicht handelt, (IV, 20.) nicht blofs eine sophistische Behauptung nennen. Es liegt wenigstens, meines Erachtens, in dem allerdings grell gewählten Ausdruck ein tiefer philosophischer Sinn. Das Handeln wird in dieser Lehre immer der Erkenntnifs entgegengesetzt. An sich also, und von ihr entblöfst, bindet es die Seele, denn sie sucht durch das Handeln Genufs, worin die *karmaphaldsanga* liegt, und der Genufs führt wieder zum Handeln; durch beides also bleibt sie im Irdischen und Sinnlichen befangen. Wenn aber der Weise so handelt, dafs er dabei alle Rücksicht auf die Folgen der Handlungen aufgiebt, so zerstört er den dem Handeln, im Gegensatz mit der Erkenntnifs, eigenthümlichen Charakter, das eigentliche Wesen desselben, und dies nun drückt der Dichter, vermöge einer wahrlich nicht zu gewagten Hyperbel, durch die Vernichtung des Handelns selbst aus. In dem Verzichten auf die Früchte der Handlungen liegt das, was wir auch noch heute für die reinste Sittenlehre erkennen, das Handeln aus blofser Pflichtmäfsigkeit, das Ueben der Tugend um ihrer selbst willen. Obgleich aber der Indische Begriff auf der einen Seite hiermit zusammenfällt, so enthält er freilich auf der andern eine, blofs dieser Lehre eigenthümliche Modification dadurch, dafs dem Handeln (was im Grunde alle Wirkung der Materie im Menschen ist) eine viel gröfsere Ausdehnung gegeben wird, als die Sittlichkeit der Handlungen umfafst, so wie durch den Begriff von der Selbstständigkeit der Materie, und dem unaufhaltbaren Geschick, das alle Wesen in ewig wechselndes Untergehen und Wiederentstehen fortreifst. Dadurch wird jenes Verzichten auf die Erfolge der Handlungen weit mehr

zu einer stumpfen Gleichgültigkeit, als zu einem Bemühen, die Idee in der Materie, das Gesetz in den Handlungen geltend zu machen.

30.

Noch weniger gerecht scheint mir Hr. Langlois gegen den Inhalt des Endes des Gesanges. Die verschiedenen Arten der Opfer werden mehr aufgezählt als gerechtfertigt, und wenigstens hätte nicht unerwähnt bleiben müssen, dafs der Dichter sich selbst für das Opfer der Erkenntnifs, worunter man wohl nur die Verehrung der Gottheit durch Erkenntnifs verstehen kann, erklärt, dafs er zu dieser übergeht, und sie (sl. 34.) zu suchen anmahnt. Den Zweifel mit der Erkenntnifs zerschneiden (sl. 42.) ist, auch abgesehen von allem religiösen Glauben, ein kraftvoller und schöner poetischer Ausdruck für die Erkenntnifs, welche die Zuversicht der Wahrheit in sich trägt, und der jeder nachstreben mufs, der nicht unaufhörlich zwischen Zweifeln hin- und herschwanken will.

31.

Pag. 245. zu IV, 13. Ich bin Hrn. Langlois Meinung, dafs in *akartâram* nicht der Sinn von *auctore carentem* liegt, sondern der einfache von *non facientem*. Dafs aber mit dem Worte, wie Hr. Langlois behauptet, gesagt seyn sollte, dafs Krishnas wohl der Urheber des *gun'a* nicht aber des *karma* der Casten sei, scheint mir der Construction und der Sprache entgegen. *Tasya* geht sowohl auf *akârtaram* als auf *kartâram*, und bezieht sich auf *châturvarn'yam*, in welchem *gun'a* und *karma* dergestalt zugleich liegen, dafs nicht eins allein davon herausgenommen werden kann. Auch haben beide einander entgegengesetzte Wörter offenbar, den durch das privative *a* bezeichneten

Gegensatz ausgenommen, dieselbe Bedeutung. Mir scheint Krishnas nicht mehr zu sagen, als dafs er, obgleich er im Schaffen der vier Casten gehandelt hat, doch eigentlich (nämlich in dem IV, 20. und sonst ausgedrückten Sinn) nicht gehandelt hat. Hr. Langlois bezieht sich auf V, 14. Allein bei Vergleichung dieser beiden Stellen mufs man, wie mich dünkt, auf den Unterschied zwischen *karma* und *karmán'i* achten. *Karma* ist gleichsam der Stoff des Handelns in der Welt, das Handeln überhaupt, der Erkenntnifs entgegengesetzt, das unaustilgbar im Menschen da liegt. Die Beschaffenheit dieses Handelns in den vier Casten hat Krishnas, oder die Gottheit offenbar mitgeschaffen. Aber die einzelnen Handlungen, die Art, wie einer sich zum Urheber einer Handlung macht, *kartr'itvam*, daran ist die Gottheit unschuldig, sie gehen aus jedes einzelnen Charakter hervor. *Karma* ist gleichgültig, und kann das uneigennützige Handeln des Weisen, oder das selbstsüchtige seyn. Aber die einzelne Handlung verbindet sich, wie sie entsteht, mit Begierde nach ihren Früchten, oder mit dem, jeden Erfolg geringschätzenden Gleichmuth.

32.

Zu IV, 17. *Vikarma* kommt, so viel ich bemerkt habe, aufser dieser Stelle in der Bh. G. nicht vor. Ich halte aber *secessio ab opere* für die vollkommen richtige Uebersetzung dieses Ausdrucks, und Hr. Langlois unterscheidet wohl nicht genau genug, wenn er dies mit *otium*, *akarma* für dasselbe hält. Was Colebrooke (p. 108. nr. 9.) von *conjunction* und *disjunction* (vermuthlich *sanyóga* und *viyóga*) bemerkt, dafs nämlich der letztere beider Ausdrücke nicht blofs die Verneinung des ersteren ist, trifft gewifs auch hier ein. *Akarma* ist das Nicht-Handeln überhaupt, aus irgend einem Grunde, und ohne Rücksicht darauf, ob

je vorher gehandelt worden ist; *vikarma* das absichtliche Aufgeben des Handelns, das Uebergehen von *karma* zum *akarma*. Hierin liegt ein sehr wesentlicher Unterschied, und gar keine bloſse Spitzfindigkeit.

33.

P. 248. zu V, 16. Wenn man nicht, wie Hr. Langlois jedoch fast anzunehmen scheint, dem Scholiasten schlechterdings in jeder Erklärung folgen muſs, so würde ich mit Ihnen *átmanah* für den Ablativ halten, und *yéshám* auf dies Wort, und nicht auf *jnánam* beziehen. Hr. Langlois scheint gar nicht darauf zu achten, daſs ausdrücklich *tad-ajnánam* dasteht. Dadurch wird die Unwissenheit, oder vielmehr der Mangel an Erkenntniſs, von dem hier die Rede ist, auf den vorhergehenden Slokas bezogen, und dieser spricht augenscheinlich von dem Mangel der Erkenntniſs überhaupt, welcher der Ursprung lasterhafter Handlungen ist. Dagegen, daſs Hr. Langlois *átmanah* durch *summi spiritus* übersetzt, läſst sich noch erinnern, daſs, um diesen Begriff auszudrücken, immer *paramátman* gebraucht wird, was auch im sechsten Gesange, auf den er sich bezieht, (sl. 7.) ausdrücklich steht, und daſs er eine Stelle hätte anführen sollen, wo *átman* allein in derselben Bedeutung genommen wird. Als eine solche könnte die in Manus Gesetzbuch angesehen werden, wo es (XII, 119.) heiſst.

आत्मैव देवताः सर्वाः सर्वमात्मन्यवस्थितं ।
आत्मा हि जनयत्येषां कर्मयोगं शरीरिणां ॥

Hier erklärt der Scholiast *átmá* richtig durch *paramátmá*. Denn wenn der Brahmane alles in sich selbst, in seiner Seele sehen soll, wie Sl. 118 gesagt wird, so kann dieſs nur dadurch geschehen, daſs der höchste Geist Alles

beseelt, und daher alles Beseelte in sich fafst, die Allseele ist, was der Scholiast durch *sarvátmatvam paramátmanah* ausdrückt. Es ist aber hier offenbar der allgemeine Ausdruck für den besondern gebraucht, damit der Sl. 119 zum vorhergehenden passen soll, und weil auch wirklich der philosophische Grund der Behauptung in der Einerleiheit alles Geistigen liegt. Es läfst sich daher nach meinem Ermessen aus der Verwechselung beider Ausdrücke an dieser Stelle nichts auf andre schliefsen, wo solche besondere Gründe nicht vorhanden sind. Bopp, den ich über diese Stelle zu Rathe gezogen habe, zweifelt, dafs *átmanah* mit *nás'inam* verbunden, der Ablativ seyn könne, da dieser Casus immer nur da gebraucht werde, wo man, wie bei Bewegung, Hervorbringung, Vergleichung, den Begriff der Entfernung anwenden könne, was bei Zerstörung nur gezwungener Weise möglich sei. Er wünschte wenigstens eine Stelle zu kennen, die in dieser Construction der gegenwärtigen ähnlich sei. Er verbindet also bis dahin das Wort, als Genitiv, mit *yéshám tad-ajnánam* deren eben erwähnte Unwissenheit der Seele oder des Geistes durch Wissen zerstört, oder vernichtet ist.

34.

P. 251. zu VI, 23. Auch hier scheint mir der Sinn dem philosophischen Zusammenhange allein angemessen, wenn man mit Ihnen den Apostroph wegläfst. Freilich aber mufs man die Bedeutung von *nirvin'n'a-chétasá* richtig auffassen. Dies Wort scheint mir denjenigen anzudeuten, dessen Geist nicht von Wissen und Sorgen gestört und beladen ist, welcher den *nirvéda* besitzt, der II, 52. als Ziel vorgestellt wird, und den an einer Stelle Hr. Langlois selbst eben so erklärt.

Die weitere Fortsetzung der Auszüge des Hrn. Langlois ist mir bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen. Nicht vergessen darf man bei seiner Arbeit, dafs er, als er dieselbe niederschrieb, die meisterhaften Colebrookschen Abhandlungen nicht benutzen konnte, die ein so grofses Licht auch über die Bhagavad Gita (obgleich er sonderbarer Weise derselben mit keinem einzigen Worte gedenkt;) verbreiten, und vor deren Lesung mir wenigstens der philosophische Inhalt dieses wundervollen Gedichts in mehreren Theilen dunkel geblieben war.

Ueber

Jacobi's Woldemar.

Wenn ein philosophisches System nach seiner inneren Consequenz und Uebereinstimmung mit der selbsterkannten Wahrheit objectiv beurtheilt ist; kann es nunmehr auch subjectiv mit dem Geiste und dem Charakter seines Urhebers verglichen, und untersucht werden, mit welchem Grade der Nothwendigkeit es aus seiner Individualität entspringt, und welche Eigenthümlichkeit diese in dieser Rücksicht an sich trägt. Je wichtiger das einzige Ziel alles Philosophirens, die Erkenntniſs auſsersinnlicher Wahrheiten und die strenge Prüfung der Festigkeit dieser Erkenntniſs ist; desto interessanter muſs die Beschäftigung seyn, dem Gange, auf welchem mehrere Köpfe dahin zu gelangen strebten, mit Aufmerksamkeit nachzuforschen. So wie aber dieſs Interesse weniger von dem objectiven Werthe der Systeme an sich, als von der originellen Individualität ihrer Urheber abhängt; eben so wird auch diese Beschäftigung selbst nicht sowohl unmittelbar der Philosophie, als Wissenschaft, als vielmehr dem Philosophen ersprieſslich seyn, der sie vornimmt. Zwar kann das Ideal einer wahren Philosophie — wenn diese nemlich die vollständige Abmessung aller menschlichen Vermögen zum Grunde legen muſs, um dar-

nach die Möglichkeit objectiver Erkenntnifs zu bestimmen, und die allgemeinen Gesetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken — gewifs nur aus dem vereinten Streben aller menschlichen Kräfte hervorgehn. Allein auch bey Systemen, denen man schlechterdings Wahrheit und Allgemeingültigkeit abzusprechen genöthigt wäre, könnte der enge Zusammenhang mit der Kraft, die sie schuf, die Aufmerksamkeit anhaltend fesseln. Erschiene daher auch je der Zeitpunkt, in welchem alle denkende Köpfe sich über Eine Philosophie vereinigt hätten; so würde dennoch das Studium der bisherigen Systeme schon in dieser Hinsicht immer nothwendig bleiben. Am meisten aber würde diefs der Fall bei den Systemen solcher Männer seyn, die ihr ganzes höheres Daseyn in ihre philosophische Ueberzeugung am innigsten verwebt haben; wie denn hierin, um ein Beispiel anzuführen, vielleicht niemand die Griechen übertroffen hat, deren Systeme fast durchaus die Frucht ihrer gesammten Kräfte in der gröfsesten Harmonie ihres Strebens ist, und die niemand als Philosophen vollständig würdigen wird, der sie nicht als Menschen aufzufassen Sinn genug hat. Hieraus ergibt sich also eine zwiefache und so verschiedene Behandlung der philosophischen Geschichte, dafs sie schwerlich von weniger, als zwey ganz verschieden gebildeten Köpfen mit Hoffnung des Erfolgs versucht werden darf. Denn wenn der eine das hier angenommene einzig wahre System unausgesetzt vor Augen haben mufs; so müssen dem andern mehr die verschiednen möglichen Richtungen des philosophischen Geistes gegenwärtig seyn. Wenn der eine mit unerbittlicher Strenge alles zurückweisen mufs, was sich von seiner einzigen Norm entfernt; so mufs der andere mit einer liberaleren Vielseitigkeit sich gänzlich seinen eignen Meinungen entreifsen, und die fremde Vorstellungsart schlechterdings nur als eine eigne, ganz und

gar aber nicht — sey es auch noch so sehr gegen seine eigne Ueberzeugung — als eine unrichtige betrachten. Gibt es nun eine Philosophie, die auf Dingen beruht, über die sich nicht durch Beweis und Gegenbeweis streiten läßt, sondern die nur ein übereinstimmendes oder widersprechendes Gefühl bejahen oder verneinen kann; so wird bey dieser der subjective Zusammenhang mit der Individualität ihres Urhebers auch für ihren Inhalt selbst wichtig seyn. In gewisser Hinsicht aber muſs dieser Fall bey jeder denkbaren Philosophie eintreten. Denn jede muſs zuletzt auf ein unmittelbares Bewuſstseyn, als auf eine Thatsache, fuſsen. Indeſs kann es auch philosophische Systeme geben, welche mehrere solcher Thatsachen zum Grunde legen. Von dieser Art ist nun ganz und gar diejenige, welche der Herausgeber der Briefsammlung *Eduard Allwills* als die seinige schildert. „Was er erforscht hatte," sagt er in der Vorrede zu diesem Buche S. XV. von sich selbst, „suchte er sich selbst so einzuprägen, daſs es ihm bliebe. Alle seine wichtigsten Ueberzeugungen beruhten auf unmittelbarer Anschauung; seine Beweise und Widerlegungen auf zum Theil (wie ihn däuchte) nicht genug bemerkten, zum Theil noch nicht genug verglichenen Thatsachen." Bei einer solchen Theorie giebt es — und dieſs allein raubt derselben gewiſs noch nicht die Möglichkeit der Allgemeingültigkeit — keine andere Art der Ueberzeugung, als daſs ich den andern in eben die Lage versetze, in der ich selbst einer solchen Anschauung theilhaftig, mir einer solchen Thatsache bewuſst wurde. Die Flamme, die hier leuchten soll, vermag nur die Flamme, die schon brennt, zu entzünden. Sehr richtig fährt daher der Verf. jener Stelle von sich weiter fort: „Er muſste also, wenn er seine Ueberzeugungen andern mittheilen wollte, *darstellend* zu Werke gehn." Dieſs nun zu thun, hat der

Vf. in jenem Werk, wie in diesem versucht, in welchem er (Th. 1. Vorb. S. XV.) ausdrücklich auf die hier angeführte Stelle der früher erschienenen Schrift Anweisung gibt. Man mufs daher diese längere Abschweifung der Unmöglichkeit verzeihen, auf eine andere Weise den Zweck des angezeigten Werks vollständig darzulegen, und zu der Eigenthümlichkeit desselben gehörig vorzubereiten. In wiefern nun jede unmittelbare Anschauung alle Erklärung ausschliefst, die niemals andre als mittelbare Einsicht gewährt, und in wiefern das, worauf diese Anschauungen und Thatsachen beruhen — wenn das, was sich darauf gründet, auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen soll — nicht Einem einzelnen, sondern der Menschheit angehören mufs — insofern bestimmt der Verfasser die Absicht seiner Schrift noch näher dahin: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen." Gewifs nicht blofs ein erhabener Zweck, sondern auch ein schwieriges Unternehmen! Wem es gelingen soll, der mufs selbst eine hohe Menschheit in sich tragen, mufs oft und streng sich selbst geprüft, und mit ruhiger Beurtheilung das Zufällige seines Wesens von dem Nothwendigen geschieden haben, wodurch er unmittelbar mit der Menschheit in ihrer reinen idealischen Gestalt verwandt ist. Nur solch ein Mann kann den Eindruck hervorzaubern, mit dem der gleichgestimmte Leser so viele Stellen des Woldemar verlassen wird; und wenn andre literärische Produkte nur einzelne Talente des Schriftstellers beweisen, so stellen solche, als das gegenwärtige, das ganze Daseyn des Menschen dar. Doppelt erhöht wird dieser Reiz aber dadurch, dafs in der vorliegenden Schrift nur von *praktischer* Philosophie die Rede ist; dafs jede Zeile das reinste, ächteste, sittliche Gefühl, mit dem zartesten und beweglichsten Schönheitssinn auf das innigste verbunden, athmet; und dafs man

weniger über Menschen räsonniren hört, als Personen, deren jede wenigstens in Einer Hinsicht ein Repräsentant der Menschheit heifsen kann, in interessanten Situationen selbst thätig erblickt.

Ein paar seltene Charactere, aus dem stärksten und zugleich feinsten Stoffe gebildet, den die Menschheit ertragen, und in die edelste Form gegossen, die sie annehmen kann, in einfachen, aber den Geist wie das Herz gleich stark anziehenden Lagen in Handlung gesetzt, dienen dem Vf. zum Vehikel, an ihnen den Begriff der ächten Tugend, und Moralität in ihrer Reinheit darzustellen. Mit aufserordentlich günstigen Anlagen zu Erreichung einer hohen sittlichen Schönheit, und mit natürlicher Stimmung zur Erfüllung jeder Pflicht des Wohlwollens, der Selbstverläugnung und des Edelmuths geboren, hat sich Woldemar gewöhnt, seine Moralität nicht blofs aus sich selbst, aus der Kraft seiner praktischen Vernunft, sondern auch aus der Mitte der Triebe hervorgehen zu sehen, mit deren Widerstand sie sonst am heftigsten zu kämpfen hat. Zu dieser glücklichen Organisation gesellt sich bey ihm die, auf Vernunftgründe gestützte, Ueberzeugung, dafs etwas so Hohes und Göttliches, als die Tugend, auch nothwendig aus unvermittelter Selbstthätigkeit entspringen mufs, und weder von äufseren Formen und Vorschriften abhängig gemacht, noch durch Construction von Begriffen zu Erreichung bestimmter Zwecke gleichsam künstlich aufgebaut werden kann. Glühende Wärme des Gefühls, lebhafte Einbildungskraft, und vorzüglich eine innige Harmonie seines ganzen Wesens, besonders eine enge Verbindung seiner denkenden und empfindenden Kräfte fesseln ihn überall unauflöslich an angeschaute Realität, an freye Selbstthätigkeit, und entfernen ihn überall von blofs begriffener Idealität, von auch nur scheinbarem Zwange. So bewirken alle diese Gründe

vereint, dafs er, bei den richtigsten theoretischen Ueberzeugungen von dem Wesen der Tugend und Sittlichkeit, in der Ausübung mehr Pflichten erfüllt, die er liebt, als sich Gesetzen unterwirft, die er achtet, dafs Gehorsam ihm überhaupt fremder ist, als es Menschen geziemt, und dafs er die Vorschriften der Tugend nur in den Handlungen des Tugendhaften aufsucht, der, nach seinem Ausdruck, eben so der Sittlichkeit durch die That die Regel vorschreibt, als das Genie der Kunst. Kein Wunder also, dafs er nicht selten seinem sittlichen Gefühl, auch ohne die nothwendige jedesmalige genaue Prüfung, zuviel einzuräumen, und den Eingebungen seines Herzens in zu stolzem Vertrauen zu unbedingte Folge zu leisten, Gefahr läuft. Mit diesem Charakter tritt Woldemar in den Kreis einer Familie, von der sein Bruder, Biderthal, ein Mitglied ist, und die sich nicht minder durch Bande der Liebe, als der Verwandtschaft an einander gekettet sieht. Kleine Veranlassungen aus den gewöhnlichen Begebenheiten des täglichen Lebens lassen Gespräche über das, was schicklich und anständig, und wenn sich die Unterredung von der minder bedeutenden Veranlassung zu allgemeineren Grundsätzen erhebt, über das, was sittlich und tugendhaft ist, über die Unterschiede in der Moralität des jetzigen Jahrhunderts und des Alterthums u. s. f. entstehen, in welchen — aufser dem wichtigen philosophischen Gehalt — sich der Charakter Woldemars und der übrigen auftretenden Personen wie von selbst vor dem Leser entwickelt. Unter allen, die Woldemar umgeben, zieht Henriette, seines Bruders noch unverheirathete Schwägerin, seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Sie stimmt seine vorherigen Begriffe über das andere Geschlecht gänzlich um. Neben der ganzen und vollen Weiblichkeit findet er in ihr ein gewisses Etwas, das er mit seiner allgemeinen Ansicht über

ihr Geschlecht nicht zu vereinigen weifs, etwas Höheres und Gröfseres; und nach und nach schlingen sich ihre Herzen bis zur innigsten Verbindung an einander. In Woldemar hing diese Freundschaft mit seinen wichtigsten und höchsten Ideen, mit seinem eigensten Wesen zusammen. Mitten in dem Wechsel von Empfindungen und Trieben, neben dem Entstehen und Untergehen mannichfaltiger Neigungen, fühlte er auch etwas Festes und Unvergängliches in sich. In den Momenten, wo sein Inneres am harmonischsten gestimmt war, wuchs auch diefs Gefühl am lebhaftesten empor; und nur auf diesem Unvergänglichen, Uebermenschlichen gleichsam konnte die ächte Tugend, die Verwandtschaft des Sterblichen mit dem Göttlichen, beruhen. Dennoch war daneben die Veränderlichkeit der menschlichen Natur so sichtbar, selbst das Gefühl jenes höheren Etwas wurde nicht selten dadurch verdunkelt, sein Daseyn sogar war so unbegreiflich; es mufste das dringendste Bedürfnifs für ihn werden, sich unumstöfsliche Gewifsheit desselben zuzusichern. Woldemar, den diefs alles noch stärker und lebhafter, als gewöhnlich, bewegte, rang nach dieser Gewifsheit auf seine Weise. Gefühl, Anschauung, bestätigte Wirklichkeit gingen ihm über alles. In einem andern Wesen mufste er finden, was er in sich selbst ahndete. So mufste er lernen, „dafs seine Weisheit kein Gedicht sey." Lange hatte er diefs mit sich herumgetragen, von glücklichem Finden geträumt. Endlich deutete Henriette den Traum, und wie nun seine Freundschaft nur aus dem höchsten Gefühl der reinsten Tugend entsprang, so lehnte sich seine Tugend selbst wieder an die Freundschaft, als an eine schwesterliche Stütze. Nicht zwar als hätte es ihr an eigner Stärke gemangelt, aber weil vereinzelt gleichsam ihre Wesenheit entwich, und die unumstöfsliche Gewifsheit ihres wirklichen Daseyns verschwand.

Mit starken, aber gewiſs unendlich feinen Fäden war in diese Empfindung der Freundschaft der Eindruck verwebt, dessen Weiblichkeit und vorzüglich schöne Weiblichkeit auf den reizbar und reingestimmten Mann niemals verfehlen kann. Mit einem Manne hätte Woldemars Freundschaft andre Modificationen angenommen, überhaupt vermochte nur eine weibliche Seele jenen Traum ihm zu deuten, und es bedarf mancher Mittelerläuterungen, wenn sein eignes Geständniſs „daſs jeder weibliche Reiz an Henrietten ihm sichtbarer, als allen andern gewesen, daſs, wie Henriette, noch kein Mädchen ihm gefallen" mit seiner Versicherung, „daſs seine Empfindung zu ihr nichts mit ihrem Geschlechte zu thun gehabt," nicht in Widerspruch stehen soll. Mit Bedauern sieht der Leser, der die Ahndungen seines Tactes um so lieber bestätigt oder widerlegt fände, als schon die Feinheit des Gegenstandes seine Aufmerksamkeit anzieht, daſs die Geschichte die feineren Nüancen des Verhältnisses unbestimmt läſst; nur mit Mühe entdeckt der Kundige hie und da leise Winke. Aber was Woldemar suchte, und wie er es suchte, konnte er nur in einer weiblichen Seele finden. Durch die Natur seines Wesens nothwendig geleitet, und durch seine äuſsere Lage begünstigt, gehört das andere Geschlecht gröſstentheils dem innern Leben und Weben in eignen Ideen und Empfindungen an. Sich darauf in hoher Einfachheit beschränkend, ist das weibliche Geschlecht zwar vielleicht ein minder reiches und starkes, aber gewiſs ein reineres Bild desselben, als jedes andre, und daher am meisten fähig, das zu gewähren, was Woldemar schmerzlich entbehrte. Jener Trieb aber, nach dessen Gewiſsheit er so ängstlich strebte, und der doch kein andrer ist, als den die Philosophie sonst den uneigennützigen, die Aeuſserung der praktischen Vernunft, zu nennen pflegt, ist als bloſser Trieb im Weibe schon um

eben so viel reger und ununterbrochener lebhaft, als diefs alle Neigungen und Gefühle überhaupt in ihm sind. Allein auch in seiner höheren Natur ist er deutlicher sichtbar. Unter allen Geschöpfen, die sich nach eignem Willen bestimmen, sind die Weiber der steten immer wiederkehrenden Ordnung der Natur gleichsam am nächsten geblieben. Dadurch und durch die Mitwirkung ihres feineren Schönheitssinnes sind alle ihre, auch eigennützigen Triebe, reiner und harmonischer gestimmt, und schon ihre sanfte Schwäche verhütet ein zu häufiges Einmischen der heftigen, wechselnden Begierde. Endlich scheinen sie unmittelbar aus der Hand der Natur zu kommen. Weniger, wie bey dem Manne, von eigenmächtigen Handlungen des bey diesem stärkeren und thätigeren Willens durchkreuzt, ist der Inbegriff ihres Wesens ein mehr durch die Natur und die Lage der Umstände gegebenes Ganze. Was man in demselben antrifft, ist sichrer aus ihrer inneren Beschaffenheit hervorgegangenes Werk der Natur, als eigne Schöpfung. Wer aber vertraut nicht lieber dem Zeugnifs des Unvergänglichen, als der Stimme des immer wechselnden Menschen? So mufste Woldemar sowohl durch die Eigenthümlichkeit seines Charakters als durch das, was er vermifste, fester an ein weibliches Geschöpf gefesselt werden; und so überrascht in der That die Wahrheit jenes Geständnisses, das er selbst von der Wirkung der weiblichen Reize Henriettens ablegt. Vielleicht hätte der Leser diefs Verhältnifs schärfer durchdrungen, wenn diese Nüancen desselben in ein helleres Licht gesetzt worden wären. Jetzt mufs es ihm schwer werden, sich, vorzüglich von Henrietten, ein wahres und richtiges Bild zu entwerfen, da er, wenigstens wenn er sich in Woldemars Seele versetzt, nicht genug veranlafst wird, sie sich ganz so weiblich zu denken, als sie in der That ist. Oder soll er vielleicht mit

Fleifs ungewifs bleiben? soll er auf der andern Seite alles auf einen Selbstbetrug in Woldemar schieben? soll er, um der Entwicklung der Geschichte ungeduldiger entgegen zu sehen, unter der Freundschaft eigentliche Liebe vermuthen? Allein gewifs wäre diese Vermuthung irrig, und Woldemars Zuneigung zu Henrietten würde im höchsten Verstande rein genannt werden können, wenn Liebe ein Flecken heifsen dürfte. Nicht blofs weil das, was ihn zuerst an Henrietten fesselte, rein moralisch war, mufs von selbst jede sinnliche Begierde schweigen. Da das, wonach er sehnsuchtsvoll ringt, gerade das absolute Gegentheil alles Vergänglichen, Wechselnden, Körperlichen ist; mufs ihn die leiseste Beymischung einer sinnlichen Empfindung empören. Wenn er Gewifsheit des nur dunkel Geahndeten erhalten will, darf er es nicht wieder in leicht täuschender Verbindung mit fremdartigem Stoffe erblicken, mufs er von diesem es sorgfältig abscheiden, und geläutert seinem innern Auge darstellen. Für den, der am Unvergänglichen hängt, verliert das Vergängliche seinen Reiz. In Woldemar haben sich nicht die denkenden und empfindenden Kräfte, beide für sich, gebildet und gepflegt, erst in ihrer Reife vereinigt; sie sind gleichsam von Kindheit an mit einander aufgewachsen, und eigentlich haben die ersteren die letzteren erzogen. Denn die Einheit erstrebende Vernunft — die sich immer leichter mit der Phantasie, von der sie ihren Ideen Symbole leiht, verbindet — ist stärker in ihm, als der zergliedernde Verstand. Daher sein Ringen nach allem Unvermittelten, Reinen, nach dem absoluten Daseyn. Von diesem allem aber existirt in der Wirklichkeit nichts. Alles ist da vermittelt, gezeugt, vermischt, nur bedingungsweis existirend. So entsteht in Charakteren dieser Gattung Abneigung gegen die empirische Wirklichkeit, und in Rücksicht auf die Empfindungsweise

Abneigung gegen die Sinnlichkeit. Das Gefühl drängt sich mit vermehrter Stärke zu den rein geistigen Empfindungen zurück; die Einbildungskraft wächst zu ungewöhnlichen Graden; man erblickt das sonderbare Phänomen, daſs die übergroſse Stärke der Empfindungen gegen die ursprünglichste aller, die äuſsere, abstumpft. Ueberall wird man ungewöhnliche Glut der Phantasie mit Kälte der Sinne gepaart finden. Am wenigsten aber hätte Henriette in Woldemar Liebe zu entzünden vermocht. Wenn die Freundschaft nur Mannichfaltigkeit verlangt zu gemeinschaftlicher Verstärkung; so fodert die Liebe Ungleichartigkeit zu gegenseitiger Ergänzung. Woldemar aber und Henriette, wie Woldemar sie ansah, waren gleich. Nach der Art, wie sie auf ihn wirkte, nach dem, was er in ihr fand, fiel vor seinen Augen der Unterschied des Geschlechts — so mächtig derselbe auch mitgewirkt hatte, um es nur möglich zu machen, daſs er dieſs fand — hinweg; und er beurtheilt sich vollkommen richtig, wenn er sagt, „daſs ihm eine Verbindung mit ihr eben so unmöglich sei, als der Gedanke, eine Person seines eigenen Geschlechts zu heirathen."

Mit tiefer philosophischer Einsicht und feiner poetischer Kunst hat der Vf. durch die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten Woldemars und die Darstellung seines Verhältnisses mit Henrietten das sonderbar scheinende Widerstreben, ihr seine Hand zu geben, nach und nach sorgfältig vorbereitet. Der Leser begreift nicht bloſs Woldemars Gemüthsstimmung; er fühlt es gleichsam mit ihm, wie unmöglich es ihm seyn muſste, da, wo er, nach Platos schönem Bilde, Flügel suchte, sich in höhere Sphären zu schwingen, sich durch die alltäglichen Verhältnisse einer Ehe an die Erde fesseln zu lassen. Dennoch hätte man wohl jenes sonderbare Gewebe scheinbar widerstreitender Empfindungen reiner durchschaut, wenn es in dem Plane des Vfs.

gelegen hätte, den Vorschlag der Verbindung auf eine andere Weise herbeizuführen, als durch die, in der That beynahe zudringliche Sorgfalt der Freunde Woldemars. Zu leicht wird man veranlafst, einen Theil der Abneigung auch dieser beyzumessen. Etwas so Zartes, als das stille Bündnifs zweyer Herzen, scheut jede, auch die leiseste, Berührung. Nur aus sich will es hervorgehen; nur in unentweihter Einsamkeit will es sich entwickeln, und die Hand, die sich ihm naht, kann es vernichten, ehe sie es berührt. Henriette wird also nicht Woldemars Gattin; allein sie selbst verbindet ihn mit ihrer vertrauten Freundin Allwina. Entzückend schön ist das fortdauernd trauliche Zusammenleben dieser drey Menschen geschildert. Wo wir, den einfachen Wegen der Natur folgend, mit allen ungetheilten Kräften geniefsen, da gewinnt der Genufs einen innern Gehalt, der, von aufsen gegeben, nur bearbeitet, nicht erst neugeschaffen zu werden braucht. Mit der Anstrengung ist daher Erholung gepaart, und die eine führt die andre wechselsweis herbey. Dies empfand jetzt Woldemar. Er hatte bis dahin mehr in Ideen und selbstgeschaffenen Gefühlen gelebt; ohne jenen himmlischen Sphären fremder zu werden — sein Verhältnifs zu Henrietten blieb ja das nemliche — kehrte er in Allwinens Armen, im Schoofse des glücklichsten häuslichen Lebens, mehr zu der menschlichen Erde zurück, und „eine gewisse Befreundung mit Dingen dieser Erde" — heifst es einmal (Th. 2. S. 68.) bey einer andern Gelegenheit sehr gut — ist „süfser, als die Weisen denken." Aber noch war er nicht zu dauernder Ruhe bestimmt. Es fehlte seinem Charakter an dem Einzigen, worauf sie sicher gegründet werden kann, an strenger Zucht, an ernster Selbstbeherrschung. Er hätte sie nur durch ein Geschenk des Zufalls genossen. Sehr gut bereiten die ängstlichen Besorgnisse Biderthals, der seines Bruders Be-

tragen für eine Entfernung von dem Gange der Natur ansieht, den man nie ungestraft verläfst, den nahen Sturm vor. Bald darauf erscheint er selbst. Henriettens Vater hatte eine tiefe Abneigung gegen Woldemar gefafst. Mit einem, allein durch Gewohnheit und äufsern Lagen gebildeten Charakter bemerkte er Woldemars Abweichungen von der gewöhnlichen Bahn, ohne sie zu begreifen; sah in ihnen blofs einen gänzlichen verkehrten Sinn, und sprach ihm geradezu allen Glauben an Gott und an Menschen ab. Die Besorgnifs, Henriette möchte ihm ihre Hand geben, quälte ihn anhaltend, und als er an einer Krankheit tödtlich daniederlag, verlangte er von ihr das feyerliche Gelübde, sich nie mit ihm zu verbinden. Nichts, selbst nicht die Versicherung, dafs Woldemar schon mit Allwina verlobt sey, vermochte ihm seine Unruhe zu benehmen: Henrietten empörte der Gedanke, gegen ihren Freund gleichsam in ein Bündnifs zu treten, und ihm feyerlich zu entsagen. Aber der Anblick des sterbenden Vaters, und die Ermattung selbst ihrer körperlichen Kräfte in dem fürchterlichen Kampf zwangen ihren Lippen das Gelübde ab. Der nunmehr beruhigte Vater verschied bald darauf. Woldemarn blieb der Vorfall verschwiegen. Erst einige Zeit nachher entdeckte er ihn durch einen Zufall. Er bewegte ihn heftig, nnd, wiederholter Kämpfe ungeachtet, konnte er die Folgen dieser Bewegung nicht ganz in sich unterdrücken. Ungefähr um dieselbe Zeit war Henriette durch nachtheilige Stadtgerüchte über ihr Verhältnifs mit Woldemar verstimmt worden. Diefs zufällige Zusammentreffen zwei verschiedener Eindrücke brachte in ihrem gegenseitigen Betragen zwar keine Kälte, aber etwas Fremdes, Ungewohntes hervor, das in jedem in dem Grade mehr zunahm, als er es in dem andern bemerkte. Henriette wagte endlich eine Erklärung. Sie bat ihn, dafs sie in ihrem

äufseren Betragen einige Schritte rückwärts thun möchten. Woldemar, in dem sich diese Bitte mit dem abgelegten Gelübde verband, wurde durch die vereinte Wirkung von beydem auf das gewaltsamste erschüttert. Henriette, schien es ihm, sey auf seine Unkosten allzunachgiebig gegen andre. „Was mufs ihr der seyn, den sie so leicht aufopfert?" Mit Meisterhand ist nun der Fortschritt gezeichnet, den dieser furchtbare Zweifel an dem, was ihm das Heiligste und Liebste war, in Woldemars Seele machte; wie er auf Henrietten zurückwirkte; wie die Momente, wo einer oder der andre den Knoten zu lösen oder zu zerschneiden entschlossen war, unbenutzt vorübergingen; wie die Art, wie jeder dem andern erschien, mit jedem Tage das Mifsverständnifs vermehrte, die Entwicklung verzögerte. Auf das heiterste und glücklichste Leben folgte eine schreckliche, quaalenvolle Zeit. Glücklicher Weise erfährt endlich Henriette, dafs Woldemar um das Geheimnifs des Gelübdes weifs. Jetzt ist ihr auf einmal Woldemars Umänderung klar. Nach einem Gespräche über Woldemars Charakter, über welchen der Leser hier die letzten Aufschlüsse erhält, über Tugend und Moralität überhaupt, (einem Gespräche, das den schönsten Theil dieser merkwürdigen Schrift ausmacht) eilt Henriette zu Woldemar, beginnt ihm ihr *Bekenntnifs* abzulegen, *Verzeihung* bei ihm zu suchen. Bei diesen Worten fühlt sich Woldemar getroffen. Es fällt, wie ein Schleyer, von seinen Augen; er wird seiner Verirrung gewahr. Was sie von ihm erfleht, fühlt er, mufs er von ihr erhalten. Das stolze Selbstvertrauen, durch das er gefallen war, schwindet; wie er ungerecht gegen Henrietten gewesen, läuft er jetzt Gefahr, es gegen sich zu werden. Aber auch hier kehrt er bald wieder um. Die vorige Traulichkeit, der alte Friede kommen zurück, und Woldemar schliefst mit dem Ausspruch: „Wer sich auf sein Herz verläfst, ist

ein Thor — Richtet nicht!" dem Henriette Fenelons Worte zur Seite stellt: „Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles; aber sie gibt alles."

Woldemar hatte sich gewöhnt, sich mit einer gewissen Sicherheit seinem moralischen Gefühl zu überlassen, ohne Ausnahme den Regungen seines Herzens zu folgen. Auch konnte er diefs in den meisten Fällen ohne Gefahr. Es ist sogar unläugbar ein höherer Grad der Tugend, wenn die Ausübung der Pflicht selbst zur Gewohnheit wird, wenn sie in das Wesen der sonst entgegenstrebenden Neigungen übergeht, und nicht jede pflichtmäfsige Handlung erst eines neuen Kampfes bedarf. Wie edel auch das Ringen des Pflichtgefühls gegen die Neigung seyn mag; so ist es doch immer ein Zustand des Krieges, und wer segnet nicht mehr die wohlthätige Hand des Friedens? Aber der Friede mufs nicht durch Nachgiebigkeit erkauft seyn; er mufs sein Entstehen der Niederlage des Feindes, seine Dauer dem Bewufstseyn der fortdauernden Stärke danken. Der wahrhaft tugendhafte Mann ist tugendhaft, weil seine Gesinnung es ist, weil diese sich einmal durch alle seine Empfindungen und Neigungen ergossen hat. Aber er hört darum nicht auf, wachsam zu seyn, er entnervt nicht seine Stärke. Sobald der Fall der Gefahr eintritt, weifs er die Stimme der Sinnlichkeit zu verachten, allein dem dürren Buchstaben des Gesetzes zu gehorchen. Und gegen diese Gefahr sichert keine, noch so glückliche Organisation, keine, noch so feine, geistige Ausbildung. Diefs zeigt Woldemars Beispiel auf eine sehr treffende Weise. Seitdem er das Geheimnifs von Henriettens Gelübde erfuhr, fühlte sich sein Stolz beleidigt, seine Selbstsucht gekränkt. Ihm allein sollte sie angehören, für ihn sollte sie alles andre vergessen; nun trat sie am Sterbebette ihres Vaters gleichsam einem Bündnifs gegen ihn bey, nun konnte sie ihm etwas verheimlichen,

nun wollte sie ewas, das ihn betraf, fremden Rücksichten aufopfern. Indeſs war seine Freundschaft zu ihr wirklich groſs und selten. An ihr zweifeln hieſs ihm an dem Daseyn der Tugend, an seinem besten Selbst, an dem allein Göttlichen im Menschen zweifeln. Daran knüpften sich die minder edlen Regungen seiner Neigung. Der Abfall von ihm verwandelte sich in einen Abfall von dem besten Theile der Menschheit. Nur unter dieser täuschenden Gestalt, nur indem er die Hülle der Tugend selbst anzog, vermochte der eigennützige Trieb einen Woldemar zu verführen; allein unter dieser muſste es ihm auch gerade bei einem, nicht an Zucht und Gehorsam gewöhnten, Woldemar gelingen. Daſs er aus Stolz fiel, beweist sein augenblickliches Zurückkehren, indem Henriette die Worte: „Bekenntniſs, Verzeihung," ausſprach. Dieſs ist ein tief aus der menschlichen Seele genommener Zug. Der ungerechte Stolz einer nicht unedlen Seele sinkt, wenn er sich überbefriedigt sieht, plötzlich zur Demuth zurück. Sehr richtig warnt daher Woldemar vor allzusichrem Selbstvertrauen. Schön und weiblich setzt Henriette Fenelons Worte hinzu. Wer der Liebe vertraut, wird weniger straucheln. Der Liebe geht die Demuth schwesterlich zur Seite, und jede Abweichung von dem Wege der Pflicht entspringt mehr oder minder aus Selbstsucht, also aus einer Art des Stolzes. Allein sollte auch das Vertrauen auf Liebe überall eine sichere Schutzwehr seyn? Sie war es in dem Fall, in dem sich Woldemar zu Henrietten befand, und dieſs kann dem Vf. hier genügen. Sonst würde auch er sie gewiſs nicht allgemein dafür anerkennen. Wie edel auch ein Trieb seyn mag, so ist er immer etwas sinnlich Bedingtes, und nicht fähig, weder sichre — denn im Gebiete der Sinnlichkeit sind tausendfältige, auch dem Wachsamsten nicht immer bemerkbare, Täuschungen möglich; — noch weniger

aber reine Moralität zu begründen. Allerdings ist der uneigennützige Trieb im Menschen ein göttlicher Trieb. Allein er ist göttlich, insofern die Kraft gleichsam übermenschlich ist, das Interesse des Individuums der Allgemeinheit des Gesetzes unterzuordnen. Trieb ist er nur insofern, als das Göttliche eines Körpers bedarf, um im Menschen zu wohnen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen man gewöhnlich zu kämpfen hat, um einen, in ästhetisches Gewand gekleideten philosophischen Inhalt rein abzuscheiden, fallen bey der gegenwärtigen Schrift so gut als ganz hinweg. Was dem Vf. von philosophischen Ideen am Herzen gelegen hat, ist mit so starken Zügen gezeichnet, drückt sich selbst in den geschilderten Charakteren so unverkennbar aus, und geht schon aus dem Geiste, der das Ganze so lebendig durchwaltet, so freywillig hervor, dafs der Leser keinen Augenblick zweifelhaft bleiben kann. Wäre diefs aber noch möglich, so dürfte er sich nur an die, von dem Vf. in seinen frühern Schriften geäufserten, Ueberzeugungen wieder zurückerinnern. Denn — um diefs beyläufig zu bemerken — nur in den Schriften weniger Männer wird man eine solche bewundernswürdige Einheit antreffen, als ein tiefes und anhaltendes Studium in den Schriften des Vf. nirgends vermissen kann. „Nach meinem Urtheil," — heifst es einmal in den Briefen über die Lehre des Spinoza (2. Aufl. S. 42) — „ist das gröfseste Verdienst, des Forschers *Daseyn* zu enthüllen und zu offenbaren. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären läfst: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache." Dieser Ueberzeugung, die den philosophischen Charakter des Vf. auf das treffendste schildert, getreu, geht er in dem System der praktischen Philosophie, das in Woldemar seinem ganzen Wesen nach

dargelegt ist, (Th. I. S. 130) von einem „menschlichen Instinct" aus, auf dem alle Tugend zuletzt beruht, „der den Menschen zwingt, sich aus den Tiefen seines Wesens dieselbe hervorzuschaffen." Dieser Instinct der menschlichen, oder überhaupt jeder sinnlich vernünftigen Natur, ist ihm (vergl. Ed. Allwills Briefsamml. Vorr. S. XVI. Anm.) diejenige Energie, welche die Art und Weise ihrer Selbstthätigkeit, durch deren Kraft man sich jede ihrer Handlungen als alleinthätig angefangen und fortgesetzt denken muſs, ursprünglich (ohne Hinsicht auf noch nicht erfahrne Lust oder Unlust) bestimmt. In sofern diese Naturen bloſs in ihrer *vernünftigen Eigenschaft* betrachtet werden, hat derselbe die Erhaltung und Erhöhung des persönlichen Daseyns, des Selbstbewuſstseyns, der Einheit des reflectirten Bewuſstseyns mittelst continuirlich durchgängiger Verknüpfung: — *Zusammenhang* zum Gegenstande; und insofern man in der höchsten Abstraction die vernünftige Eigenschaft *rein* absondert, geht der Instinct einer solchen *bloſsen* Vernunft allein auf *Personalität* mit Ausschlieſsung der *Person* und des *Daseyns*, weil beyde, hier nothwendig wegfallende Individualität verlangen. Die reine Wirksamkeit dieses letzten Instincts könnte *reiner* Wille, das *Herz der bloſsen Vernunft* heiſsen, und wenn man ihr, als einer Indication, philosophisch nachginge, würde sich aus ihr unter andern auch die Erscheinung eines unstreitig vorhandnen kategorischen Imperativs der Sittlichkeit vollkommen begreiflich finden lassen. Dieser Instinct umfaſst also die doppelte Natur des Menschen. Er geht auf Erhaltung des Daseyns, wie jeder Trieb überhaupt; allein als auch der vernünftigen Natur angehörend, nur auf Erhaltung des dem Menschen eigenthümlichen Daseyns. Die eigenthümliche Natur des Menschen aber ist Vernunft und Freiheit. Vermöge dieses Instincts ist sich der Mensch

daher einer Kraft bewufst, mit welcher er, allen Antrieben der Sinne entgegen, allein der Vernunft zu folgen vermag; ja er fühlt sich sogar, diefs zu thun, durch einen unaustilgbaren Trieb gedrungen. Wie dieser Trieb entsteht, wie er wirkt, begreift er nicht; versucht er auch, wenn er weise ist, nicht zu erklären. Denn erklären läfst sich nur das Abhängige, Vermittelte; dieser Trieb aber ist das Letzte, Unvermittelte. Allein seines Daseyns und seiner höheren Natur ist er sich mit einer über allen Zweifel erhabenen Gewifsheit bewufst; er fühlt, dafs er selbst nur durch ihn mit allem Göttlichen verwandt; dafs er „der Odem Gottes ist in dem Gebilde von Erde." Was dieser Trieb in seiner Reinheit schafft, ist Tugend; und weil Uebung der Tugend nichts anders, als Wirksamkeit des Menschen in seinem eigenthümlichsten Daseyn ist, so ist mit der Tugend zugleich unmittelbar Glückseligkeit verbunden. Denn dasselbe Bewufstseyn, durch das wir den Ursprung der Tugend aus dem bessern Theil unsers Wesens gewahr werden, lehrt uns auch, „dafs die höchste Glückseligkeit nicht eine gewisse Art des äufserlichen Zustandes, sondern eine Beschaffenheit des Gemüthes, eine Eigenschaft der Person ist." (Th. I. S. 124.) Und so ist es die Tugend, welche „dem Menschen zugleich die Geheimnisse seiner Natur und seiner Glückseligkeit heller offenbart." (Th. I. S. 130.) Auf diesem Fundament ruht das System der praktischen Philosophie des Vf. Wie ungewöhnlich nun auch mancher Ausdruck, wie fremd die ganze Darstellungsart Lesern scheinen mag, welche sich einmal streng an die bisherigen Systeme halten; so werden sie derselben nicht absprechen können, dafs die höchste Reinheit der Moralität darin unentweiht geblieben ist. Denn das Einzige, worauf alles endlich zurückgeführt wird, ist die Kraft der praktischen Vernunft, die uneingeschränkte Freyheit des Willens.

Alle materialen Grundsätze sind gänzlich entfernt; und derjenige, der zwar nirgends förmlich ausgedrückt ist, den aber die ganze Ideenreihe deutlich anzeigt, ist lediglich formal, und allein in der Form der menschlichen Vernunft enthalten, auf welcher des Menschen persönliches Daseyn beruht, dessen Erhaltung und Erhöhung jener Instinct zum Gegenstande hat. Allein die Moral ist, dieser Vorstellungsart zufolge, auch wieder nicht blofs eine aus Formeln und Vernunftsätzen bestehende Theorie, der es, wie consequent sie auch an sich seyn möchte, noch immer an äufsrer Wahrheit, an praktischer Nothwendigkeit mangeln könnte; sie ist durch die festesten, und in der Natur selbst sichtbarsten Bande mit der Wirklichkeit verknüpft, und geht aus dem innersten Wesen des Menschen hervor. Wenn er Mensch heifsen, nicht die Stimme seines eignen Gefühls übertäuben will, mufs er ihr Gehorsam leisten. Jener Trieb ist unläugbar im Menschen vorhanden, und insofern Instinct diejenige bewegende Kraft ist, welche ursprünglich mit der Eigenthümlichkeit eines Wesens gegeben ist, kann er auch mit Recht Instinct genannt werden. Genau untersucht wird hier sogar nichts anders zum Grunde gelegt, als eben das, wovon auch das *rechtverstandene* Moralsystem der kritischen Philosophie ausgeht — sittliches Gefühl, Gewissen, Freyheit. Allein es ist hier auf einem durchaus andern, völlig eignen, Wege gefunden, und wird auf einem andern herbeygeführt. Daher stellt es auch gerade seinen Ursprung in ein vorzüglich helles Licht, zeigt noch klärer die Verbindung zwischen dem Moralgesetz und der wirklichen Natur des Menschen, enthält gleichsam noch mehr die Thatsachen der Freyheit und des sittlichen Gefühls, und gibt dadurch selbst zur Aufbauung der endlichen, von allen Seiten genügenden Philosophie die trefflichsten Winke. Einen solchen Wink glauben wir z. B.

darin zu entdecken, daſs dem Instinct, der allem zum Grunde liegt, durchgängiger Zusammenhang zum Gegenstande gegeben, und also im Menschen ein Grundtrieb nach innerer und äuſserer Uebereinstimmung festgestellt wird, aus dem sich — wenn es hier der Ort wäre, solchen Entwicklungen vorzugreifen — auch, unter andern wichtigen Folgen für die theoretische und praktische Philosophie, der nothwendige Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Tugend streng beweisen lassen würde. Allein die Einsicht dieses Zusammenhanges bleibt immer ein tiefer Blick in die innerste Natur des Menschen. Den alten Philosophen, vorzüglich dem Aristoteles, entging er nicht. Ihnen war der Mensch zu sehr ein Ganzes; ihre Philosophie ging zu sehr von den dunkeln, aber richtigen, Ahndungen des Wahrheitssinnes aus. Sie verfielen aber zum Theil in ein entgegengesetztes Extrem, und läugneten alle Abhängigkeit von der Hand des Geschicks. Die neuere Philosophie hat zu sehr durch fremde Hand verknüpft, was, seiner Natur nach, schon verschwistert ist. Es bleibt einer künftigen vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des sittlichen Gefühls, und seiner Wirksamkeit in dem ganzen Wesen des Menschen, das streng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gutgestimmten Menschen von selbst so laut spricht. Daſs aber jenem Triebe, jenem ursprünglichen Instincte nicht etwa unbestimmte Begriffe, oder dunkle Gefühle zum Grunde liegen, beweisen unter mehreren merkwürdigen Stellen dieser Schrift vorzüglich die Worte Woldemars (Th. I. S. 135.) in dem Gespräche mit Biderthal. Nachdem er gezeigt hat, wie der Begriff wichtiger und höher ist, als die Empfindung, und wie das ganze menschliche Bestreben dahin geht, unsere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, kommt er auf die Frage, worin die Vortrefflichkeit des Menschen bestehe?

„Die Gaben," antwortet er sich selbst, sind mancherley; aber jeder ist vortrefflich in seinem Maafs, dessen Vernunft seine Empfindungen, Begierden und Leidenschaften überschaut und beherrscht. Ich sage *beherrscht!* denn Empfindungen, Begierden und Leidenschaften müssen da seyn, wenn menschliche Vernunft da seyn soll. Aus stumpfen Sinnen werden nie helle Begriffe hervorgehen; und wo Schwäche der Triebe und Begierden ist, da kann weder Tugend noch Weisheit eine Stelle finden. Kein Volk; keine Obrigkeit! Keine Obrigkeit; keine Gemeine! Je zahlreicher aber und je rüstiger die Menge, desto gröfser das Fürstenthum! Und gleich einem Fürstenthum ist die Vernunft, wovon ich rede. Ihr gehört jenes herrschende Gefühl, jene herrschende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Gefühlen ihre Stelle angewiesen wird, und ein *höchster unveränderlicher Wille* in die Seele kommt; von ihr kommt jener auf unüberwindliche Liebe gegründeter unüberwindlicher Glaube, und, mit diesem Glauben, jener heilige Gehorsam, welcher besser ist, denn Opfer." Das in dieser letzten Stelle über *Liebe* und *Glauben* Gesagte betrifft die Verbindung der Moral mit der Religion, und erhält seine vollkommene Aufklärung aus den Briefen über die Lehre des Spinoza. Vorr. S. XLI — XLIV. §. XXXIX — XLVI. Was also wohl das Resultat des Vf. überhaupt seyn dürfte, dafs sie nemlich *Wahrheit* und *Daseyn*, um seinem eignen Ausdruck zu folgen, scharf aufzufinden, und klar zu enthüllen, die Thatsachen, von welchen ausgegangen werden mufs, darzustellen, und den Weg des ferneren Ganges im Ganzen zu zeigen, mehr als vielleicht irgend eine andre, mit oft bewundernswürdigem Glücke bemüht ist; das ist gewifs in noch höherem Grade das Resultat des in dem Woldemar entworfenen Moralsystems. Allein wie bey seinen übrigen philosophischen Aeufserun-

gen, so möchte man auch hier manchmal wünschen, daſs es ihm gefallen haben möchte, die Begriffe noch genauer zu analysiren, die Sätze in strengerer Folge aus einander herzuleiten, ja selbst hie und da dem Ausdruck eine gröſsere Bestimmtheit zu geben, um noch mehr jedem möglichen Miſsverständniſs zuvorzukommen. Ueberall würde der Vortrag dadurch mehr Faſslichkeit und gröſsere philosophische Strenge erhalten; wo aber das System noch einer Prüfung bedarf, da würde eine solche Methode zugleich den Vortheil, auch diese zu erleichtern, gewähren. Allein freylich könnte dieſs Unternehmen, wie schon der Vf. selbst einmal (Briefe üb. d. Lehre des Spinoza. Vorr. S. XXIV.) bemerkt, vollkommen nur in einem eignen sehr kritischen Werke geschehen, in welchem er sein Gedankensystem von Grund aus, und im Zusammenhange mit allen seinen Folgen darlegte; und wenn der Leser sich ihm schon zum lebhaftesten Danke für das, was er empfängt, verpflichtet fühlt, ist er freylich nicht berechtigt, auch noch auf eine neue Gabe Anspruch zu machen.

So reich aber die gegenwärtige Schrift auch an philosophischem Gehalt ist; so ist sie doch auf der andern Seite zugleich ein freyes dichterisches Product, und verdient vorzüglich als Kunstwerk, daſs die prüfende Aufmerksamkeit dabei verweile. Auch alle philosophische Absicht entfernt, ist das Ganze ein schönes, anziehendes Gemälde interessanter Situationen; die Reihe der Begebenheiten geht, nur durch sich selbst bestimmt, mit ungezwungener Leichtigkeit fort, und das Raisonnement scheint wie von selbst und ohne Absicht hineinverwebt. Die Geschichte, welche dem Ganzen zum Vehikel dient, ist nicht reich an Erfindung, noch ihr Faden verwickelt — ein einfaches Familienleben in Verhältnissen, die fast durchaus mehr durch die Empfindungsweise der handelnden Personen, als durch

äußere Vorfälle bestimmt werden. Allein gerade dieß foderte auch sowohl die philosophische, als poetische Absicht des Vf. Je weniger Abweichungen die Dazwischenkunft äußrer Begebenheiten veranlaßte, desto reiner konnten sich die Charaktere aus ihrer Individualität entwickeln, und diese vollkommen zu schildern, war unstreitig sein Hauptzweck. Und in der That verräth auch die Art ihrer Zeichnung, ihrer Haltung, ihrer Auflösung, da wo die Verwicklung manchmal auf den höchsten Grad steigt, eine seltne Feinheit der Beobachtung und eine gleich ungewöhnliche Gabe der Darstellung. Es gehörte ein eigner großer Gehalt dazu, die einzelnen Züge zu Menschen, wie sie hier geschildert sind, zusammenzutragen, und reife psychologische Einsicht, sie, der Natur entsprechend, in Ein Bild zu vereinigen. Denn die hier gezeichneten Charaktere sind nicht bloß wegen ihrer wirklichen Vortreflichkeit selten, sondern besitzen auch einen Grad der Originalität, der ihnen vor manchem, auch nicht ungeweihtem, Auge etwas Fremdes, wenn nicht gerade etwas Unnatürliches, geben kann. Zwar existiren gewiß, zum Glück und zur Ehre der Menschheit, Individuen von gleich eindringendem Geiste, gleich großer Wärme des Gefühls, gleich zartem Schönheitssinn, Menschen, denen also eben so wenig weder das Mühen nach äußeren Endzwecken, noch die bloße Thätigkeit der intellectuellen Kräfte genügt, die sich eben so ein eignes und gerade das liebste Geschäft daraus machen, gleichsam in der Mitte ihrer Empfindungen zu leben. Allein selten, und auch dies hat die Natur mit Weisheit geordnet, werden sie von den äußeren Gegenständen so wenig gestört, und seltner noch von ihren Verhältnissen selbst so dringend veranlaßt, sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, so in ihren Gefühlen zu verlieren, so anhaltend über ihnen zu verweilen, sie endlich so dauernd und so mächtig herrschend in

sich werden zu lassen, als man hier, vorzüglich in einigen Epochen, an Woldemar und an seinen Freunden bemerkt. Was in der Natur einzeln, in verschiedenen Lagen, in längeren Zeiten zerstreuet ist, das ist hier sehr natürlich näher zusammengerückt, und macht nur dadurch einen verschiednen, weniger gewohnten Eindruck. Es würde daher kaum wunderbar scheinen dürfen, wenn einige Situationen, z. B. Woldemars Abneigung, sich mit Henrietten zu verheirathen, und besonders die Art, wie beide sich, auf die Veranlassung eines Mifsverständnisses, gegenseitig quälen, wo Eine einfache Erklärung sie verglichen haben würde, einigen Lesern, vorzüglich beim ersten Anblick, nicht ganz natürlich scheinen sollten. Nicht zwar als könnten dergleichen im wirklichen Leben nicht vorkommen, da jeder Leser sich vielleicht nicht unähnlicher erinnern wird; nicht auch als entsprängen sie nicht aus den Charakteren, wie sie einmal geschildert sind, oder als wären die Umstände nicht gehörig auseinander gesetzt, die sie nicht blofs möglich, sondern sogar nothwendig machten; sondern blofs weil es ein mächtiger Unterschied ist, etwas in der wirklichen Natur und in der nachahmenden Schilderung zu erblicken. Es ist damit gerade ebenso, wie mit der Erscheinung, dafs es Dinge gibt, die beides zu komisch und zu tragisch sind, um z. B. auf dem Theater Glauben zu finden, und die dennoch im Leben wirklich und sogar nicht selten vorkommen. Wie nemlich die Natur immer die Gewifsheit der Wirklichkeit unmittelbar mit sich führt, so ist die Nachahmung zu leicht von einem gewissen Mifstrauen gegen ihre Treue begleitet. Von diesem veranlafst geht man leicht dem Wege nach, auf dem sie eine Situation herbeiführt, um ihre Möglichkeit zu beurtheilen; und wie streng und genau dieser gezeichnet seyn mag, so zerstreut (noch ungerechnet, dafs es oft geheime, kaum bemerkbare,

Ursachen gibt, welche aller Darstellung entschlüpfen,) schon diese Vergleichung die Beobachtung, und verändert den Eindruck. Vorzüglich bei der Schilderung von Charakteren mag es also, auch innerhalb der empirischen Wahrheit, noch eine gewisse Grenze der poetischen Wahrscheinlichkeit geben; vorzüglich da mag nur eine gewisse Abweichung von der gewöhnlichen Menschennatur, die dem Gefühl eines jeden zum Maaſsstabe des Natürlichen dient, erlaubt seyn. So gefährlich aber auch die Klippe war, die dem Vf., welcher, seiner Absicht gemäſs, einmal keine andre moralische Gestalten, als gerade die geschilderten, wählen konnte, hier drohte; so glücklich hat er sie zu überwinden verstanden und auch die Zweifel, von welchen wir eben sprachen, werden gewiſs bei tieferem Studium der gezeichneten Charaktere verschwinden. Vertraut mit dem Wesen der poetischen Kunst, weiſs er, auch was völlig subjektiv scheint, noch an die nothwendigen Bedingungen der menschlichen Natur anzuknüpfen; mit kluger Vorsicht läſst er jede neue Wendung des Charakters so vollständig vorbereiten, und so lange verweilen, und mit meisterhaftem Talent versucht er durch eine schöne, an mehr als Einer Stelle hinreiſsende, Sprache den Leser so in sein Interesse zu verweben, daſs sein Gefühl in die gleiche Stimmung übergeht. Nun ist ihm jeder folgende Schritt klar, nun theilt er ihn selbst. Immer aber bleibt in Charakteren, wie Woldemar und Henriette, wie sie durch Woldemar umgebildet ist, gleichsam eine gewisse Schwierigkeit zurück. Wie schön und edel sie sind, wie tief sie ergreifen und erschüttern; so spannen sie doch das Interesse auf eine beunruhigende Weise. Es schmerzt, wenn man sieht, daſs sie in der glücklichsten äuſseren Lage, mit den besten Kräften, die das Geschick seinen Günstlingen zu schenken vermag, ihre Zufriedenheit und Thätigkeit

durch Leiden unterbrechen, die man in die Versuchung kommen möchte, selbstgeschaffen zu nennen. Sanft und schön ruht daher der Blick auf einigen andern Gestalten aus, die mit weiser Oekonomie an ihre Seite gestellt sind. Welcher Leser erinnert sich nicht hierbey an Allwina, an das liebenswürdige Geschöpf, das in der höchsten Anspruchlosigkeit, sich selbst unbewufst, einen Schatz von Tiefe und Gröfse des Charakters bewahrt, das schwere Verhältnifs zwischen Woldemar und Henrietten allein durch Unbefangenheit des Sinnes fafst, und durch hingebende Liebe in schönen Einklang auflöst? Auch Henriettens beyde verheirathete Schwestern haben in dieser Rücksicht keinen unbeträchtlichen Antheil an der Wirkung des Ganzen; und selbst der alte Hornich, wie er nur durch äufsre Verhältnisse gebildet ist, und nur im äufsern lebt, trägt durch seine contrastirende Gestalt wesentlich dazu bey, der Gruppe Mannichfaltigkeit zu geben, die von einer andern Seite her Einheit erhält. Denn Woldemar ist es, seine Art zu seyn, die sich nach und nach allen übrigen mehr oder minder mittheilt, an welche sich alles andre anschliefst. Dafs sein Charakter sich entwickelte, dafs er zu dem Grade der Ruhe und Festigkeit käme, der ihm so sehr mangelte, und nach dem er sich so innig sehnte, ist das letzte Ziel dieses schönen, mannichfaltig verflochtenen Ganzen. Diesem Ziele arbeitet alles in grofser Einheit entgegen. So wie Woldemar auftritt, erregt sein Charakter bei dem Leser, wie bei seinen Freunden, Besorgnisse. Wie er da ist, fühlt man lebhaft, ist er noch nicht zur Stätigkeit und Ruhe gediehen; er mufs noch viele Prüfungen bestehen, neue Umwandlungen erleiden. In der Folge steigt die Verwicklung, und noch gerade den nächsten Augenblick vor der Auflösung hat sie den höchsten Gipfel erreicht, so dafs man sich durch diese doppelt überrascht sieht. Dennoch ist es ge-

rade diese Auflösung, mit welcher mancher Leser minder zufrieden seyn dürfte. Wie man sich Woldemar bis dahin zu denken gewohnt gewesen ist, mit der Gröſse und Festigkeit, mit dieser eigentlichen Stärke des Charakters, hätte man ihn, wenn er je fallen konnte, lieber sich durch eigne Kraft wieder aufrichten sehen, als an der Hand eines Dritten, sey es auch die Hand der Geliebten. Es ist schwer zu beurtheilen, ob in dem Plane des Vf. ein solcher Ausgang möglich war. Allein in dem Charakter selbst, so wie er entwickelt ist, scheint keine Unmöglichkeit zu liegen. Wenn er auf dem Wege fortging, auf dem er war, wenn er, endlich an aller Menschenwürde und Menschenkraft verzweifelnd, sich einem völligen Unglauben, einer alles verachtenden Härte überlieſs; so muſsten gerade durch dieses Uebergewicht der entgegengesetzten Gefühle jene sanfteren und natürlicheren nach eben dem Gesetz von selbst wieder lebhaft werden, nach welchem jede Kraft gerade dann am regsamsten wird, wenn ihr der gänzliche Untergang droht. Je schrecklicher die Einöde war, in welche Woldemars Seele sich umgeschaffen fühlte, desto mächtiger muſste die leiseste Regung dieser Empfindungen wirken; der Rückweg war nun schneller als die Verirrung; und Woldemar kehrte so durch sich selbst zum Glauben an Tugend und Menschheit, und mit ihm zum Glauben an Henrietten zurück. Aber er dankte seine Rettung nicht minder dem Gefühle der Liebe; Vertrauen auf Liebe trat nicht minder an die Stelle des stolzeren Selbstvertrauens; der Sieg der Liebe war vielmehr um so gröſser, wenn sie nicht Henriettens Wort, wenn sie nur ihr Andenken, nur was Henriette in Woldemars Seele gestiftet hatte, zu Hülfe zu rufen brauchte. Die einzelnen Rollen sind mit groſser Zweckmäſsigkeit unter die auftretenden Personen vertheilt, und die Charaktere mit vieler Kunst gezeichnet und durch-

geführt. Der wichtigste ist Woldemar selbst. Von diesem ist oben schon in dem Versuche geredet worden, den wir oben gemacht haben, einen Abriſs der ganzen Schrift zu liefern, und zwar einen Abriſs, der gerade ihre Eigenthümlichkeiten, und nur diese darstellte, und gerade demjenigen Leser vielleicht am meisten willkommen wäre, der das Werk selbst schon gelesen hätte. Henriette ist zu genau mit Woldemar verbunden, als daſs dadurch nicht zugleich auch die Schilderung ihres Charakters hinlänglich geprüft wäre. Indeſs ist dieser fast unter allen der schwierigste und auch vor allen mit feiner Kunst behandelt. In den Lagen, in welche sie durch Woldemar versetzt wird, kann es nicht fehlen, daſs man nicht hie und da einen Augenblick die ganze, volle Weiblichkeit in ihr vermissen sollte. Wir erinnern hier an ihre eigne Weigerung, sich mit Woldemar zu verbinden, an die Gespräche, die länger, raisonnirender, belehrender sind, als wir sie von der Anspruchlosigkeit der Frauen erwarten. Allein bey genauerer Untersuchung entdeckt sich, daſs gerade, was hier minder weiblich erscheint, sich durch die höchste Weiblichkeit auflöst. Nur um ihren Freund ihrer Freundin zu schenken, thut sie selbst Verzicht auf ihn; nur aus der höchsten Liebe zu ihm, einer Liebe, die beide Wesen in ihrem ganzen Daseyn zusammenschmelzt, folgt sie ihm in dem nun einmal eigenthümlichen Ideengange; nur an dem letzten Gespräch, in dem es Woldemars Rettung gilt, nimmt sie einen lebhaften und mehr thätigen Antheil. Von Allwina ist schon im Vorigen gesprochen. Auch die übrigen Personen sind mit Bestimmtheit und Sorgfalt gezeichnet, und aller Gleichheit ungeachtet, welche Freundschaft und gemeinschaftliches Leben ihnen gegeben hat, unterscheidet sich der redliche, aber so leicht ängstlich besorgte Biderthal sehr merklich von dem kühneren, mehr raisonnirenden Dorenburg. In der

Schilderung des alten Hornich liegt eine eigne Natur und Wahrheit, und es gehörte viel Kunst der Behandlung dazu, einen Charakter, der so manche wirkliche Härten hat, dennoch bis auf einen gewissen Grad liebenswürdig erscheinen zu lassen. — So wenig sich auch die Sprache des Vf. in ihrer Eigenthümlichkeit mit wenigen Worten charakterisiren läfst, so ist sie dennoch zu eindringend und schön, um sie ganz zu übergehen. Vorzüglich glücklich ist er in dem, was gerade andern so selten gelingt, in Schilderungen hoher und zarter Seelenstimmungen, wovon wir unter so vielen nur folgende wenige Th. 1. S. 39. 40. S. 186—190. Th. 2. S. 17—19. S. 46. 47 ff. zu Beweisen anführen wollen.

Gleichsam als bald längere, bald kürzere Episoden sind in diese Schrift theils eine Menge treflicher psychologischer Bemerkungen, theils interessante Raisonnements über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie des Lebens verwebt. Vorzüglich unter den letzteren zeichnen sich Th. 1. S. 7 und 40. über Freundschaft und Liebe; S. 51 — 63 über die Wahl der Gesellschaft; S. 80 — 103 über das Uebermaafs in Pracht und Einfachheit; Th. 2. S. 37 — 46 über das weibliche Geschlecht, und mehrere andre aus. In dem letzten ausführlichen Gespräch über Tugend und Moralität gibt der Vf. zugleich einen kernigten Auszug aus der Moral des Aristoteles, der das Gedankensystem des Stagiriten in bündiger Kürze und mit philosophischer Präcision darstellt, und den wir ebensowenig als die vortrefliche Uebersetzung eines schönen Stücks aus dem Plutarch (Th. 2. S. 178—206) unerwähnt lassen können.

Dafs endlich die gegenwärtige Schrift eine Vollendung einiger schon vor mehreren Jahren erschienenen Fragmente ist, wird für den gröfsten Theil der Leser nicht erst einer Erwähnung bedürfen.

Ueber
die männliche und weibliche Form.

Die Einheit der Gattung abgerechnet, welche sich in der männlichen und weiblichen Bildung gemeinschaftlich ausdrückt, stehen selbst die Geschlechtsverschiedenheiten beider in einer so vollkommenen Uebereinstimmung mit einander, daſs sie dadurch zu einem Ganzen zusammenschmelzen. Man abstrahire nun entweder von dem Geschlechtscharakter oder man vereinige denselben, so erhält man in beiden Fällen ein Bild des Menschen in seiner allgemeinen Natur. Die Züge beider Gestalten beziehen sich daher wechselweis auf einander; der Ausdruck der Kraft in der einen wird durch den Ausdruck von Schwäche in der andern gemildert, und die weibliche Zartheit richtet sich an der männlichen Festigkeit auf. So wendet sich das Auge von jeder einzelnen unbefriedigt zur andern, und jede wird nur durch die andere ergänzt. Und eben so wie das Ideal der menschlichen Vollkommenheit, so ist auch das Ideal der menschlichen Schönheit unter beiden auf solche Art vertheilt, daſs wir von den zwei verschiedenen Principien, deren Vereinigung die Schönheit ausmacht, in jedem Geschlecht ein anderes überwiegen sehen. Unverkennbar wird bei der Schönheit des Mannes mehr der Ver-

stand durch die Oberherrschaft der Form (*formositas*) und durch die kunstmäfsige Bestimmtheit der Züge, bei der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freie Fülle des Stoffes und durch die liebliche Anmuth der Züge (*venustas*) befriedigt; obgleich keine von beiden auf den Nahmen der Schönheit Anspruch machen könnte, wenn sie nicht beide Eigenschaften in sich vereinigte. Aber die höchste und vollendete Schönheit erfordert nicht blofs Vereinigung, sondern das genaueste Gleichgewicht der Form und des Stoffes, der Kunstmäfsigkeit und der Freiheit, der geistigen und sinnlichen Einheit, und dieses erhält man nur, wenn man das Charakteristische beider Geschlechter in Gedanken zusammenschmelzt, und aus dem innigsten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menschlichkeit bildet.

Aber eine solche reine Männlichkeit und Weiblichkeit auch nur aufzufinden, ist unendlich schwer, und in der Erfahrung schlechterdings unmöglich. In der Erfahrung kommt immer der eigenthümliche Charakter des Individuums dazwischen, der den allgemeinen Geschlechtscharakter in demselben theils durch Einmischung fremder Züge entstellt, theils durch Mittheilung seiner eigenen zufälligen Schranken ihn hindert, seine höchste Vollendung zu erreichen. Jenes Fremdartige mufs also durch den Verstand davon abgesondert, diese Schranken des Individuums müssen entfernt werden, wenn der reine Geschlechtscharakter zur Darstellung kommen soll. Der Verstand aber kann nur dürftige Abstractionen liefern, und hier ist es uns gerade um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.

Aus dieser Verlegenheit nun werden wir durch die

productive Einbildungskraft gerissen, welche aus dem Gebiet der Erfahrung in ein idealisches übergeht, allen zufälligen Ueberflufs und alle zufällige Schranken von ihrem Gegenstand absondert, und das Unendliche der Vernunft in eben so bestimmte Formen einkleidet, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum, zeigt. Mit diesem wunderbaren Vermögen vorzugsweise von der Natur ausgestattet, bevölkerte der Grieche seinen Olymp mit idealischen Gestalten. Wenn er nun reine Eigenthümlichkeit und Schönheit suchte, wandte er sich zum Kreise der Götter, und fand da, was er auf der Erde vermifste. Niemand in den folgenden Jahrhunderten hat dies Volk in der Kunst übertroffen, den verborgensten Charakter eines Wesens in seiner noch unentfalteten Knospe zu pflücken, und in dieser Zartheit mit einer bestimmten Gestalt zu umgeben. Nur dem Griechischen Künstler gelang es, das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen, und bei ihm werden wir auch den befriedigendsten Aufschlufs über den vorliegenden Gegenstand schöpfen.

In dem Kreise der Göttinnen begegnet uns das Ideal der Weiblichkeit zuerst in Dionens Tochter. Der kleine und zarte Gliederbau, welcher jeden schmeichelnden Liebreiz vereint, der üppige Wuchs, das schmachtend feuchte Auge, der sehnsuchtsvoll geöfnete Mund, die holde Sittsamkeit, welche mehr jungfräuliche Schüchternheit als entfernende Strenge verräth, und die himmlische Anmuth, die, gleich einem Hauche, über ihre ganze Gestalt ausgegossen ist, kündigen ein Geschlecht an, das auf seine Schwäche selbst seine Macht gründet. Was sich ihrem Kreise naht, athmet Liebe und Genufs, und ihr Blick selbst ladet freundlich dazu ein. Es war eine grofse und weitumfassende Idee, welche die Venus des Griechen darstellte: die alles hervorbringende, und alles Lebendige durchströmende Kraft.

Zu dieser Idee konnten sie kein glücklicheres Sinnbild wählen als die aufblühende Idealgestalt des Weibes, des schönsten aller hervorbringenden Wesen, und keinen glücklichern Moment als denjenigen, wo das erste, noch unbestimmte, Verlangen den Busen schwellt.

In diesem ersten Jugendalter erscheint die Weiblichkeit reiner, und läfst sich eben deswegen, weil sie sich der übrigen Natur noch nicht ganz angeeignet hat, mehr vereinzelt wahrnehmen; sie ist weniger Charakter als Stimmung des Moments und der Neigung. In der seelenvollsten Miene, in dem lebendigsten Ausdruck des moralischen und sogar des intellectuellen Charakters kann zwar die weibliche Eigenthümlichkeit sichtbar seyn; aber am treuesten offenbart sie sich in der physischen Gestalt und dem sinnlichen Ausdruck, und gerade diefs, zum Ideale erhoben, strahlt aus der Göttinn der Schönheit hervor. Was unser dunkles Gefühl von weiblicher Bildung erwartet, finden wir darum in ihr am leichtesten wieder, und wenn wir den Eindruck prüfen, den ihr Anblick in uns erregt, so fühlen wir uns von einer üppigen Fülle des Reizes durchdrungen, die von wundervoller Schönheit des Baues gehalten, und von feiner Grazie gemäfsigt wird. Darum erscheint sie uns menschlicher, und obgleich sie auf keine Weise die Gottheit verläugnet, so nahen wir ihr dennoch mit vertrauender Hofnung.

Was aus der Göttinn der Liebe laut und unverkennbar spricht, das ruht in Dianens Gestalt noch schlummernd und unentfaltet. Mit jedem Reiz ihres Geschlechts geschmückt, verschmäht sie die süfsen Freuden der Liebe, und ergötzt sich nur an männlichen Beschäftigungen. Mitten unter einer Schaar gleichgesinnter Gespielinnen, verfolgt sie in den Tiefen der Wälder das Wild mit grausamen Bogen, und bestraft mit Strenge den Frevler, der sich

ihr mit unkeuschen Augen naht. Durch diese jungfräuliche Sitte ist sie mit Minerven verwandt; aber der Charakter beider Göttinnen ist dennoch wesentlich unterschieden. In Jupiters furchtbarer Tochter hat der Ernst der Weisheit jede weibliche Schwäche vertilgt; das zeigt der ruhige, nachdenkend niedergeschlagene Blick. Dianens Auge hängt mit lebhafter Begierde an dem Gegenstand ihres Strebens; sie hat nur Neigung mit Neigung vertauscht. Die Weiblichkeit ist ihr nicht fremd, vielmehr zeigt sie nirgends männliche Kraft; in fröhlicher Unbefangenheit ist sie sich ihrer nur selbst nicht bewufst. Ueberhaupt ist sie kein Ideal einer Gattung, vielmehr einer individuellen Stimmung, oder bestimmter, einer gewissen Stufe des Alters. Die zarte Sehnsucht, welche ein Geschlecht an das andere knüpft, braucht zu ihrer Entwicklung den ruhigen Einflufs eines in sich gekehrten Sinnes. Aber die ersten Aufwallungen des jugendlichen Gefühls schweifen, wie Dianens Blick, in die Ferne. Daher ist das früheste jungfräuliche Alter nicht selten von einer gewissen Gefühllosigkeit, ja sogar, da ein grofser Theil der weiblichen Milde von der Entwicklung jener Empfindungen abhängt, von einer gewissen Härte begleitet. Nur schlüpfen einige Charaktere so schnell über diese Periode hinweg, dafs sie kaum noch bemerkbar ist, indefs sie sich in andern länger erhält. Dieser Zustand bringt die eigenthümliche Bildung hervor, welche Latonens Tochter aus der Hand des Künstlers empfieng. Der weibliche Reiz strömt nicht in schmelzender Schönheit von ihr aus, sondern ist noch verschlossen in sich, und sich selbst verborgen. Der Bau der Glieder hat mehr Festigkeit und schlanke Behendigkeit, und der ganze Ausdruck sagt, dafs die Seele nicht in sich zurücksinkt, sondern aufwärts nach fremden Gegenständen strebt. Dabey aber stellt sich der Hauptcharakter der göttlichen Weib-

lichkeit, Anmuth von Würde getragen, in so hohem Grade dar, dafs er nur desto mächtiger erscheint, je mehr er zurücktritt. Dianens Strenge hat auch schon die Phantasie der Dichter gemildert. Wenn die nächtliche Einsamkeit und das Schweigen der tosenden Jagd die Göttinn mehr in sich selbst zurückführen, wird sie von Endymions Reizen gerührt, indefs man die ernste Pallas keiner Schwachheit zu zeihen vermag.

Wenn man Cytherens Anmuth mit der Würde der Juno vergleicht, so sieht man die Weiblichkeit in eine neue und erweiterte Sphäre versetzt. In der ersteren ist sie rege und thätig; bei der letzteren ergiefst sie sich ruhig durch das ganze Wesen, und erscheint weder allein, noch in einem einzelnen Moment der Neigung oder des Affects, sondern ist, aufs innigste in die göttliche Persönlichkeit verwebt, zum Charakter geworden. Zwar mufs es dem Leser der Dichter schwer werden, die Züge in derjenigen Gottheit zu finden, die mit Rache athmender Eifersucht ihre Feinde verfolgt, und an den Trümmern des rauchenden Iliums sich weidet. Aber man mufs den allgemeinen Charakter der Götter von den Fabeln unterscheiden, womit die spielende Phantasie eines sinnlichen Volks denselben verunstaltet hat. Denn so wenig Jupiters Lüsternheit dem Vater der Götter wesentlich ist, so wenig ist es Juno's Eifersucht und Rachgier der Königin des Himmels. Doch selbst in den Fabeln der Dichter verläugnet die Göttinn weder den Charakter der Erhabenheit noch der Milde, und nur auf Augenblicke kann ihn die Macht der Affekte verdunkeln. Allein in die höchste weibliche Anmuth und Würde gekleidet, erscheint sie aus der Hand des bildenden Künstlers, der seiner Phantasie aus leicht begreiflichen Gründen weniger Willkührlichkeit als der Dichter verstattete. Zwar zieht auch hier ehrwürdige Hoheit

einen heiligen Kreis um die Göttinn. Aber ist es dem stillen Verehrer gelungen, sich ihr mit geweihtem Herzen zu nahen; so umstrahlt ihn nun auf einmal ihre holdselige Schönheit. Die Ungleichheit, mit welcher der bildende Künstler und der Dichter dieselbe Gottheit behandelten, beruht offenbar auf der ungleichen Entwicklung der Begriffe von der moralischen und physischen Bildung des Geschlechts; denn nothwendig mufste der Künstler, der sich auf den Ausdruck der letztern einschränkte, es dem Dichter eben so weit zuvorthun, als das Ideal der äufsern Gestalt mehr geläutert und ausgebildet war. Das Bild hingegen, welches der Dichter von der Göttinn entwarf, richtete sich nach den eingeschränkten Begriffen, die man sich von der moralischen Bestimmung des Geschlechts bilden mochte; sein Muster war die züchtige Gattin, die Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, aber zugleich auch die eifrige Beschützerin ihrer Rechte, und diese idealisirte er in der Königin der Götter.

Haben wir indefs unsre Phantasie von diesen Nebenbegriffen gereinigt, so stellt sich uns in dieser Gottheit das Bild wahrer Weiblichkeit nur auf einer erhabenen Stufe dar. In keinem einzelnen Zuge drängt sie sich vor, sondern wirft um die ganze Gestalt einen zarten Schleier, durch welchen die Gottheit frei und ungehindert durchblickt. Sie zeigt sich daher auch nicht in der Beschränkung, welche ein bestimmter einzelner Zustand allemal mit sich führt; sondern umschliefst vielmehr jede noch unentwickelte Anlage, und giebt dem Verstande und der Phantasie ein unbegränztes Feld zu verfolgen. Denn nicht, wie die Göttinn der Liebe, durch einladende Sehnsucht, noch, wie Latonens Tochter, durch jugendliche Unbefangenheit verräth Juno das Weib, sondern durch eine ruhige, über das ganze Wesen verbreitete Fülle. Auch der Schatten

der Begierde verschwindet, und innre Selbstgenügsamkeit hebt sie aus dem Kreise irdischer Beschränktheit hinweg. Ihre hehre Gestalt, ihr weites rundgewölbtes Auge, und der Ausdruck der Hoheit in ihrem Munde geben ihr eine Würde, welche jede Spur der Bedürftigkeit vertilgt. Indem sie aber hierin die Weiblichkeit gleichsam verläugnet, dankt sie derselben ihre ganze übrige Schönheit. Weiblich ist die Fülle ihres Wesens, eine weibliche, langsam ausströmende Kraft ihre wohlthätige Macht, und zugleich ist beides mit lieblicher Anmuth und allen Reizen der Jugend geschmückt. Denn wie sich jede Gottheit des Vorrechts erfreut, alles Menschliche zu genießen und zu leiden, ohne über den Augenblick der Gegenwart hinaus, den Sterblichen gleich, beschränkende Folgen zu erfahren, so kehrt auch Juno ewig als jungfräuliche Braut in Zeus Umarmung zurück.

Dennoch erscheint die Weiblichkeit nicht in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in ihr, nicht wie sie, noch unverändert durch die Persönlichkeit, aus der Hand der Natur kommt. Vielmehr mit der Gottheit vereint, wird sie von dieser empor getragen. Kühner erhebt sich daher die Gestalt der Göttinn, freier wölbt sich das Auge, stolzer gebietet der Mund, und frei von den Schranken des Geschlechts, ist sie allein mit den Vorzügen desselben begabt. Der Ausdruck der göttlichen und weiblichen Natur verliert sich sanft in einander, und jeder wird durch den andern gegenseitig erhöht oder gemäßigt. Die üppige Fülle der Weiblichkeit, der es leicht an Haltung gebricht, wird in einen sich selbst beherrschenden Reichthum verwandelt, und die weibliche Kraft, die von äußrer Nothwendigkeit abhängt, erscheint mehr durch eine innre gebunden. Wo hingegen die furchtbare Größe der Gottheit Schrecken erregen könnte, da verbannt ihn die Sanftmuth des Weibes.

Durch sie erscheint der feste Rathschlufs, den die Götterstirn verkündet, nicht von der Willkühr der Laune abhängig, sondern an die hohe Ordnung der Dinge geknüpft, und der feierliche Ernst, welcher die Göttinn umgiebt, verliert jeden Anschein der Härte, da er aus weiblicher Zucht und Sittsamkeit hervorgeht.

Hier also tritt die Weiblichkeit in einer neuen Gestalt auf. Es ist nicht das eigene Ideal derselben, welches wir sehen, nicht eine Gestalt, welche ihre Vorzüge, wie ihre nothwendigen Schranken, zu zeigen bestimmt wäre; es ist das Ideal einer geistigen Natur überhaupt, welche, um einen Körper anzunehmen, sich nothwendig zu einem Geschlechte bekennen mufste, und nun das weibliche wählte. Denn unabhängig von der Form der Geschlechter, mufs es noch eine andere mittlere geben, die ein reiner Abdruck der Menschlichkeit, oder, wenn wir uns diese idealisch erhöht denken, der Göttlichkeit im Sinne der Alten ist, und zu welcher jedes einzelne Geschlecht emporstreben sollte. Die Schwierigkeit ist nur, bei diesem Uebertritt in ein fremdes Gebiet, doch gleichsam das eigne nicht zu verlassen; sondern es vielmehr idealisch zu erweitern. Gerade die Forderung aber ist hier erfüllt, da die Göttlichkeit den Charakter der Weiblichkeit als Naturcharakter vertilgt, und als Willenscharakter dargestellt, ihm eine unendliche Fläche eingeräumt, und indem sie seine Schranken entfernte, seinen Vorzügen selbst einen neuen Glanz mitgetheilt hat. Jeder Zug der erhabenen Bildung ist weiblich; unverkennbar aber spricht zugleich aus jedem die Gottheit; und so gewinnt bey Weibern und Göttinnen die Menschlichkeit und Göttlichkeit immer in eben dem Grade, in welchem die Weiblichkeit ihr ganzes Wesen lebendiger beseelt.

Wenn man sich ruhig den Eindrücken überläfst, welche in diesen Idealen, wie in der Wirklichkeit selbst, die weib-

liche Schönheit in dem Gemüthe hervorbringt, und sie auf einen bestimmten und allgemeinen Begriff zurückzuführen versucht; so sind es Lieblichkeit und Anmuth, welche den Sinnen von allen Seiten entgegenkommen. Ein zarter Gliederbau von verhältnifsmäfsiger Gröfse und mit schön wallenden Linien umschlossen, in allen Theilen Fülle und Weichheit, eine sanfte und doch lebhafte Farbenmischung, eine feine und glatte Haut, lange und anmuthig fliefsende Locken. Diese und ähnliche Züge sind es, welche in der Phantasie des Betrachters zurück bleiben, und sich in keiner wahrhaft weiblichen Bildung verläugnen, wenn sie gleich in mannigfaltig verschiedenen Gestalten erscheinen. Das charakteristische Merkmal der weiblichen Bildung ist daher die ununterbrochene Stätigkeit der Umrisse, mit welcher ein Theil aus dem andern gleichsam auszufliefsen scheint. Sie verwandelt die aus der Gestalt hervorleuchtende Kraft in reizende Fülle, und verbindet alle einzelne Züge in ungezwungener Leichtigkeit zu einem harmonischen Ganzen.

Dieser materielle Reiz, welcher allein den Sinnen schmeichelt, mufs, um zur Anmuth zu werden, eine Form annehmen, durch welche er der höheren Forderung des Geistes Genüge leistet. Ohne sie geht er nicht in das Gebiet der Schönheit über, und sie ist es allein, die ihm zur Grazie erhebt. Zwar wird die Kunstmäfsigkeit in der Bildung des weiblichen Körpers durch die gröfsere Weichheit und den sanfteren Flufs der Umrisse versteckt; aber sie darf nicht verschwinden, und in einem wahrhaft schönen weiblichen Bau mufs die technische Vollkommenheit ebenso durchschimmern, als sie in einigen übriggebliebenen Kunstwerken des Alterthums dem Auge in der That sichtbar ist, wenigstens wenn dasselbe die Leitung des Gefühlsinns zu Hülfe ruft. Wie aus der sinnlichen Harmonie des

Baues die reine Kunstmäfsigkeit hervorblicken mufs, so wird, wenn die Gestalt vollendet heifsen soll, von beiden noch ein Ausdruck der sittlichen Harmonie des Charakters gefordert. Würde und Selbstständigkeit strahlen alsdann aus dem Wuchs und den Gesichtszügen hervor. Ohne ein übermüthiges Streben nach Herrschaft zu verrathen, begnügt sich die aufgerichtete Gestalt, der Fesseln entledigt zu sein, die sonst alles Lebendige binden. In eigner Kraft erhebt sie sich, und unterwirft sich willig den Gesetzen einer Ordnung, die sich mit ihrer Freiheit vertragen. Also weit entfernt, dafs der Ausdruck des Geistes an der weiblichen Bildung vermifst werden sollte, so ordnet sich derselbe vielmehr nur jener gefälligen Grazie freiwillig unter.

An diesem Charakter einer gröfseren Anmuthigkeit, als man sie von der blofs menschlichen Bildung erwartet, ist die Weiblichkeit überall ohne Mühe erkennbar. Gleich sichtbar mufs nun zwar in der hohen männlichen Schönheit die Männlichkeit sein; nur zeigt sich hier der sehr merkwürdige Unterschied, dafs die letztere nicht sowohl, wenn sie da ist, leicht bemerkt, als, wo sie fehlt, vermifst wird. Der eigentliche Geschlechtsausdruck ist in der männlichen Gestalt weniger hervorstechend, und kaum dürfte es möglich sein, das Ideal reiner Männlichkeit eben so, wie in der Venus das Ideal reiner Weiblichkeit, zu vereinzeln. Schon bei dem ersten Anblick beider Gestalten wird man gewahr, dafs der Geschlechtsbau bei der männlichen bei weitem weniger mit dem ganzen übrigen Körper verbunden ist. Bei der weiblichen hat die Natur mit unverkennbarer Sorgfalt alle Theile, die das Geschlecht bezeichnen, oder nicht bezeichnen, in Eine Form gegossen, und die Schönheit sogar davon abhängig gemacht. Bei jener hat sie sich hierin eine gröfsere Sorglosigkeit erlaubt; sie verstattet ihr mehr Unabhängigkeit von dem,

was nur dem Geschlecht angehört, und ist zufrieden, dieses, unbekümmert um die Harmonie mit dem Ganzen, nur angedeutet zu haben. Vielleicht aber verwebte sie auch den männlichen Charakter nur feiner in das übrige Wesen des Mannes, und zeichnete ihn durch den Ausdruck grösserer Kraft, mehr reger und schneller Anstrengung und geringerer Masse. Diese besondere Eigenthümlichkeit aber läfst sich nicht gerade auf die Rechnung seines Geschlechts setzen. Denn da sie von keiner Seite dem Charakter der reinen Menschheit widerspricht, so kann sie der rein menschlichen, so wie die entgegengesetzte der weiblichen Form eigenthümlich sein; und die gröfsere Unabhängigkeit von dem Geschlechtsunterschied gehört daher unmittelbar mit zu dem Begriff der männlichen Bildung.

Je mehr Kraft und Freiheit auch die Gestalt des Mannes verräth, desto männlicher erklärt ihn selbst das alltägliche Urtheil. Noch mehr, als in der weiblichen Schönheit, mufs die Kraft die Masse überwunden haben, und wir verzeihen es eher, wenn sich jene, selbst mit Verletzung der blofsen Anmuth, zu sichtbar hervordrängt, als wenn sie im Gegentheil dieser unterliegt. Daher wird die männliche Schönheit immer in dem Grade erhöht, in welchem die Kraft gestärkt wird, und sinkt immer um so viel herab, als man dem Genufs Uebergewicht über die Thätigkeit verstattet. Selbst die Art, wie man das Wachsthum der Kraft befördert, ist nicht gleichgültig, und immer wird sie da weniger männlich erscheinen, wo man sie mehr mit Fülle nährt, als durch Anstrengung übt. So dachten sich die Alten den Bacchus. Reiche Fülle bezeichnet ihn; in fröhlichem Taumel durchzog er die Erde und bezwang entfernte und mächtige Völker mehr durch die üppige Macht seiner Natur, als durch die Anstrengung seines Willens. Seine Bildung ist noch zarter und jugendlicher, als die der

übrigen Götter, seine Hüften sind weiblicher ausgeschweift, und der ganze Bau seiner Glieder ist voller und runder. Indefs er, mit der thätigen Kraft des Mannes gerüstet, gerade die Eigenthümlichkeiten des Geschlechts in seinem Charakter ausdrückt, nähert er sich dennoch der Gränze der Weiblichkeit. Wie Venus bezeichnet er eine Naturkraft, und ist überhaupt, eben so wie diese, näher als die höheren Gottheiten, mit der Natur verwandt. Aber gerade wie sie das treueste Bild reiner Weiblichkeit ist, so stellt er eine Abweichung von der Mannheit dar; und überhaupt wird der Mann jederzeit in demselben Grade mehr von seinem Geschlechte ausarten, als er sich von demselben beherrschen läfst. Obgleich diefs im Ganzen auch bei den Weibern der Fall ist, und in der Heftigkeit des Affects die lieblichsten Züge der Weiblichkeit erlöschen, so ist doch hier die Gränze weiter gesteckt, und es ist den Weibern in einem hohen Grade ihrem Geschlecht nachzugeben verstattet, indefs der Mann das seinige fast überall der Menschheit zum Opfer bringen mufs. Aber gerade diefs bestätigt aufs neue die grofse Freiheit seiner Gestalt von den Schranken des Geschlechts. Denn ohne an seine ursprüngliche Naturbestimmung zu erinnern, kann er die höchste Männlichkeit verrathen; da hingegen dem genauen Beobachter der weiblichen Schönheit jene allemal sichtbar sein wird, wie fein auch übrigens die Weiblichkeit über das ganze Wesen mag verbreitet sein. Schon von selbst stimmt der männliche Körperbau fast durchaus mit den Erwartungen überein, die man sich von dem menschlichen Körper überhaupt bildet, und nicht die Partheilichkeit der Männer allein erhebt ihn gleichsam zur Regel, von welcher die Verschiedenheiten des weiblichen mehr eine Abweichung vorstellen. Auch der partheiloseste Betrachter mufs gestehen, dafs der letztere mehr den bestimmten, der männliche

dagegen den allgemeinen Naturzweck alles Lebendigen ausdrückt, die Masse durch Form zu besiegen.

Aber auch an der männlichen Bildung bleiben noch immer Spuren genug von der Geschlechtseigenthümlichkeit übrig, welche da, wo die höchste Schönheit hervorgehen soll, in der reinen Menschlichkeit sich verlieren müssen. Wenn der Körper des Weibes eine sanfte Fläche, von wellenförmigen Linien begränzt, darbietet, so erhebt die dem Manne eigenthümliche Kraft und Heftigkeit auf dem seinigen hervorragende Sehnen, und sein stärkerer Bau, weniger mit milderndem Fleische bekleidet, deutet alle Umrisse sichtbarer an. Alle Ecken springen schneller und minder vorbereitet hervor, der ganze Körper ist in bestimmtere Abschnitte abgetheilt, und gleicht einer Zeichnung, die eine kühne Hand mit strenger Richtigkeit, aber wenig bekümmert um Grazie, entwirft. Was hier in seinen Extremen geschildert ist, läſst freilich, auch mit genauer Beobachtung der natürlichen Wahrheit, eine groſse Veredlung zu. Aber, selbst bei der höchsten, wird eine Bestimmtheit übrig bleiben, welche sich der Gränze der Härte nähert. Solch ein Ideal ist, nach dem Urtheil der Kunstkenner, der Farnesische Hercules. Nach langer Arbeit ruht er aus, gestützt auf das Werkzeug seiner Kraft. Riesen und Ungeheuer hat er bezwungen, aber nicht mit der leichten Macht der Götter, die mit dem Gebot ihres Mundes und dem Wink ihrer Hand ihre Gegner vernichten; mit der Anstrengung eines Sterblichen hat er gerungen, mit mühevollem Schweiſs den Sieg erkämpft. Zu derselben Gattung gehören auch die Fechterkörper. Arbeit und Kraftübung leuchten aus ihnen hervor, und der Ausdruck des empfangenden Genusses ist überall, selbst da entfernt, wo derselbe die männliche Kraft belohnt. Festigkeit, Bestimmtheit und eine Schärfe der Umrisse, die leicht in Härte auszuarten

Gefahr läuft, machen also ein zweites wesentliches Merkmal der Bildung des Mannes aus. Wo nicht schon die Hand der Natur oder die moralische Kultur diese Züge wohlthätig gemildert hat, da rauben sie der männlichen Schönheit wieder etwas von der Freiheit, die sie durch ihre gröfsere Unabhängigkeit von dem Geschlecht gewann.

In der Natur des Göttlichen strebt alles der Reinheit und Vollkommenheit des Gattungsbegriffs entgegen. Auch der Charakter der Geschlechter fängt an in demselben zu erlöschen, und in der jugendlichen Gestalt der Götter verliert sich die scharfe Zeichnung des männlichen Körpers in einer milden Grazie, welche die Härte hinwegnimmt, ohne die Bestimmtheit zu vertilgen. Wenn Hercules sich zum Olymp empor geschwungen hat, und in Hebes Umarmung des mühevollen Erdelebens vergifst, so umwallt auch seine körperliche Bildung eine mehr geläuterte Schönheit, und mit jugendlicher Leichtigkeit bewegen sich die entfesselten Glieder. Sich diesem Ideale zu nähern, kann auch der Mensch versuchen, und die Verbindung der menschlichen Schönheit mit der männlichen hilft erst die letztere vollenden. Grofsentheils vermag die Seele von innen heraus diesen Vorzug hervorzuschaffen; aber noch mehr ist er, insofern er nicht den Ausdruck des moralischen Charakters verstärken, sondern die eigentliche Schönheit erhöhen soll, eine Gabe der Natur. Vorzüglich ist diefs in der Jugend der Fall, die, wenn die Bildung der Kindheit gewissermafsen weiblicher ist, auf der schmalen Gränze zwischen beiden Geschlechtern steht. Alsdann erscheint die eigenthümliche Schönheit des Mannes in ihrem herrlichsten Glanze. Jede einengende Schranke ist entfernt, und alles vereint sich zu dem lebendigsten Ausdruck einer mit Stärke gerüsteten Energie, die durch Anmuth gemäfsigt ist. Ein solches Ideal ächter Männlichkeit erblicken

wir im Vaticanischen Apoll. Die höchste männliche Kraft und Bestimmtheit ist in ihm in die schönste Götterjugend gekleidet; alle Züge der Bildung sind sanft und oft nur noch dem Gefühle bemerkbar gezeichnet; und wenn uns der Bogen in seiner Hand und der Köcher auf der Schulter in Schrecken setzen, so durchdringt uns die stille Erhabenheit des Gottes mit ruhiger Ehrfurcht.

Wäre unser Sinn genug an Schönheit gewöhnt, um überall auch Schönheit zu fordern, so würden wir die Härte, welche die Gestalt des Mannes so oft begleitet, minder übersehn, und durch sie mehr an das Geschlecht, als an die Gattung erinnert werden. Indeſs liegt es doch nicht sowohl an einem Mangel aesthetischer Reizbarkeit in uns, als vielmehr an dem ganzen Geist seiner Bildung, wenn wir bei ihm mehr auf Bestimmtheit, als auf Schönheit der Formen achten. Diese Bestimmtheit ist ein eben so charakteristisches Merkmal seiner Bildung, als es Reiz und Anmuth bei der weiblichen ist; daher man ihm eben so wenig Unbestimmtheit und Leere als dem Weibe Mangel an Grazie verzeiht. Dieſs bringt den hohen Ausdruck selbstthätiger Kraft in ihm hervor, und verbindet alle einzelnen Theile mehr zu der Einheit des Begriffs eines lebendigen und selbstständigen Wesens, als zu der sinnlichen Einheit der Form, auf der wir so gern in dem weiblichen Körper verweilen.

Nach diesen Merkmalen sollte man indeſs in der Gestalt des Mannes nur Vollkommenheit ahnen, und an Schönheit verzweifeln, wenn sich mit jener strengen Richtigkeit des Baues nicht zugleich reizende Anmuth verbinden könnte. Dieſs aber ist bey der männlichen Schönheit in der That der Fall; die abstracte Einheit des Begriffs, welche dem Verstand Genüge leistet, befriedigt durch die lebendige Einheit der Ausführung das Gefühl, und mit der höchsten

Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit der Umrisse ist der leiseste Uebergang einer Form in die andere verträglich. Hat unter uns Mangel an gymnastischen Uebungen, harte Arbeit, welche die Bildung entstellt, mindere Freiheit von Sorge und von mechanischer Beschäftigung, und die ganze der Schönheit ungünstige Neigung des Zeitalters es schwieriger gemacht, diefs an dem lebenden männlichen Körper zu bestätigen; so dürfen wir uns nur an die Kunstwerke des Alterthums wenden. Auch der Schatten der Härte ist dort verbannt, und die Umrisse der männlichen Gestalt fliefsen gleich sanft, nur mit mehr Sparsamkeit des Stoffs, als in der weiblichen, ineinander. Vorzüglich sichtbar ist diefs in dem höchsten Ideale des Mannes, wo der physischen Eigenthümlichkeit zugleich die intellectuelle und moralische zur Seite steht. Reiz und Anmuth gatten sich also nicht weniger mit der männlichen als mit der weiblichen Form, nur dafs sie der letzteren das Gesetz selbst zu geben, bei der ersteren mehr das Gesetz des Verstandes auszuführen scheinen.

Bei dieser Schilderung der Gestalt beider Geschlechter ist es unmöglich, nicht zugleich auch an ihre innere Eigenthümlichkeiten erinnert zu werden. Wie sehr der Betrachter vermeiden möchte, eine Vergleichung mit denselben anzustellen, um nicht dadurch die Lauterkeit der Beobachtung zu stören, so mufs sich die Aehnlichkeit, selbst wider seinen Willen, ihm aufdringen. Denn überhaupt ist keine Gestalt eines organischen Wesens rein, nur von sich selbst abhängig, sondern jede wird durch den Begriff desselben und die ihm inwohnende Kraft bestimmt. In der unorganischen Natur ist alle Gestalt blofse Masse, wenn nicht willkührlich, doch wenigstens nicht nach innren Gesetzen, sondern durch äufsre Einwirkungen an einander gehäuft. Von Kraft ist keine Spur, als von derjenigen, durch

welche die Masse mächtig ist; und daher sind Formen dieser Art keiner andern Bedeutung fähig, als welche die Phantasie ihnen willkührlich nach unbestimmten Aehnlichkeiten beilegen will. Ganz anders ist es schon in dem Reiche, welches zunächst an dieses gränzt. Die Pflanze strebt mit eignem Leben empor, und streckt vielfach getheilte Wurzeln und Zweige aus, um fremden Stoff aufzunehmen und eignen abzusondern. Hier ist nicht mehr, wie dort, wo eine rohe ungeschiedene Masse auf einem sichren Grunde ruhte, die Gestalt bloſs nach mechanischen Gesetzen begreiflich; es offenbart sich in ihr eine innre formende Kraft. Dieser strebt indeſs die Materie entgegen, und daher stellt jeder organische Körper das Bild eines Kampfes dar, in welchem bald der eine, bald der andere Theil die Oberhand behält. Wenn die Materie aufhört Widerstand zu leisten, so begünstigt sie die Kraft, indem sie derselben, gerade wie in dem innren Wesen die Empfänglichkeit der Selbstthätigkeit, einen körperlichen Stoff leiht, und sie durch Leichtigkeit mildert. Die Beschaffenheit und das Verhältniſs dieser beiden Elemente, der Umfang der Kraft, und die Art, wie die Materie sie verkörpert, bestimmen eine Stufenfolge mehr oder weniger edler Bildungen, nach welcher sich jeder Naturgestalt ihr Rang anweisen lieſse. Bei diesem Geschäft müſste man sich aber hüten, über die äuſsre Bildung hinaus zu gehn. Unmittelbar die Gestalt muſs die Kraft ankündigen, auf die es hier ankommt, und thut dieſs auch in der That. Wo die ganze Masse, in mehrere einzelne Glieder vertheilt, Leichtigkeit und Beweglichkeit gewinnt, wo in dieser Vertheilung, wie in den Umrissen überhaupt, Ebenmaaſs und Regel herrscht, da ist eine bildende Kraft sichtbar, welche diese, aus den Gesetzen der bloſsen Materie unerklärbare Erscheinungen hervorbringt, und der Thätigkeit sowohl ihren Umfang als ihre Gränzen be-

stimmt. Das erstere ist vorzüglich in der menschlichen Gestalt offenbar, die nicht blofs, wie jede organische Bildung, eine bildende Kraft und einen bildsamen Stoff überhaupt zeigt, sondern auch eine unbeschränkte, schlechterdings zu keiner einzelnen Verrichtung ausschliefslich bestimmte Kraft, und einen Stoff, der anstatt derselben zu widerstreben, ihr vielmehr entgegen zu kommen scheint.

Durch die ganze übrige thierische Schöpfung sehen wir, dafs jedem Wesen eine bestimmte Anzahl von Wegen zu verfolgen angewiesen, alle übrigen hingegen versagt sind. Nicht genug aber, dafs es die letzteren nicht wirklich einzuschlagen vermag, so ist es nicht einmal im Stande, diefs zu begehren, und seine Neigung ist, wie sein Vermögen gefesselt. Dagegen ist der Thätigkeit des Menschen schlechterdings keine einzelne Richtung ausschliefslich vorgeschrieben; was seiner Natur unmittelbar versagt scheint, dazu kann er die innern Schwierigkeiten durch Uebung, die äufsern durch allerlei Hülfsmittel entfernen, und das gänzlich Unmögliche selbst kann er wenigstens verlangend versuchen. Diese Eigenthümlichkeit nun verräth auch unmittelbar seine Gestalt, und das unterscheidende physiognomische Merkmal derselben ist eine solche Beschaffenheit der Bildung, mit welcher selbst der Gedanke des Zwangs unverträglich, und die nur durch Freiheit erklärbar ist *). Zwar offenbart sich dieses nicht in irgend einem einzelnen Zuge, sondern in dem ganzen Habitus des Körperbaues und in der freien Zusammenstimmung aller Theile, daher es auch

*) Auf ähnliche Weise, als hier, wenn gleich nur in den ersten Grundzügen, beim Menschen geschehn ist, liefse sich eine Physiognomik aller Thiergattungen entwerfen, bei der nur vorzüglich die beiden Klippen zu vermeiden wären, weder der Willkühr einer spielenden Einbildungskraft, noch dem mit den innren Eigenschaften des Geschöpfs vertrauten Verstande ein einseitiges Uebergewicht einzuräumen; folglich 1. nicht blofsen Grillen zu folgen, sondern überall, an der Hand

nur gesehn und empfunden, und nicht mit Worten beschrieben werden kann. Wenn aber gleich der Mensch durch diese ihm eigenthümliche Freiheit über die Schranken der Endlichkeit hinweggerückt scheint, so tritt er darum noch nicht aus den Gränzen der Natur, sondern diese sind in dem menschlichen Bau nur weiter gerückt. Denn indem die Materie die freie Thätigkeit des Geistes durch ihre Schwerfälligkeit und Trägheit beschränkt, so mildert sie auch durch ihre ruhige Stätigkeit die ungestüme Gewalt, mit welcher die Willkühr sich äufsert; und indem der Geist durch seine strenge Gesetzmäfsigkeit der Materie Zwang anthut, so beschränkt er zugleich ihren Ueberflufs, der unaufhörlich bestrebt ist, die Form zu vernichten.

Da der Mensch als ein gemischtes Wesen Freiheit mit Naturnothwendigkeit verknüpft, so erreicht er nur durch das vollkommenste Gleichgewicht beider das Ideal reiner Menschheit. Zwar müfste, wenn die moralische Würde behauptet werden sollte, der Wille herrschen, aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur, und eben diefs müfste auch die äufsere Bildung verkündigen. Hier aber sieht sich die Einbildungskraft von der Wirklichkeit verlassen, welche ihr nirgends die Gestalt eines solchen reinen, über alle Geschlechtseigenthümlichkeit erhabenen Wesens zeigt, und es wird ihr sogar schwer, auch nur ein Bild davon zu entwerfen. Denn indem sie den Charakter des einen Geschlechts zu

---

der Naturgeschichte, von dem eigentlichen Körperbau, insofern er auf die Gestalt Einflufs hat, auszugehen; 2. dem Begriff der innren Vollkommenheit des Geschöpfs, wie schon oben erinnert ist, auf diese physiognomische Beurtheilung seiner Gestalt keinen Einflufs zu verstatten, und es sich anfangs wenigstens nicht stören zu lassen, wenn auch vollkommnere Thiere in Absicht ihrer Gestalt einen niedrigeren Platz erhielten, oder umgekehrt. Von dem Thierreich dürfte man hernach den Uebergang zu den Pflanzen um vieles erleichtert finden.

verwischen bemüht ist, läuft sie Gefahr, den des andern an die Stelle zu setzen, oder, wenn sie dies vermeiden will, die übrigbleibenden Merkmale bis zur Unbestimmtheit zu schwächen. Indefs ist es dennoch unläugbar, dafs zuweilen selbst in der Wirklichkeit, wenn gleich nur einzelne Züge einer Gestalt durchschimmern, die, als rein menschlich, zwischen der männlichen und weiblichen mitten inne steht, und weil jeder ein dunkles Bild davon in seiner Seele trägt, von niemand verkannt wird. Hie und da findet man etwas Ueberweibliches, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das doch niemand darum unweiblich oder männlich nennen möchte; und eben so stöfst man bei Männern auf Züge, die man nicht auf die Rechnung des Geschlechts zu setzen vermag. Von dieser Art ist z. B. eine gewisse ruhige Gröfse, welche nicht durch Natur, sondern durch Willensstärke entsteht, und die in einer weiblichen Gestalt niemals unweiblich erscheinen wird, aber in einer männlichen auch nicht sowohl männlich, als menschlich heifsen mufs. Sammelt man diefs und ähnliche Merkmale (die man vielleicht so am richtigsten aufsuchte, dafs man sich fragte, was wohl von einer männlichen Bildung, mit Beibehaltung der vollen Weiblichkeit, auf eine weibliche übergetragen werden könnte?) in Ein Bild zusammen; so würde sich eine kunstmäfsige Bestimmtheit der Züge zeigen, die aber von Härte und Gewaltthätigkeit gleich weit entfernt wäre, und mit dieser würde sich eine Anmuth gatten, die ohne sie verdrängen zu wollen, eben so wenig von ihr verdrängt werden dürfte. Indem aber die eine der andern wiche, würde alsdann jede sich schwächen; über dem Bemühen, beide ganz aufzufassen, würde der Betrachter keine in ihrer Reinheit erblicken, und Vermischung würde an die Stelle der Verknüpfung treten.

Von diesen beiden charakteristischen Merkmalen der

menschlichen Gestalt, deren eigenthümliche Verschiedenheit in der Einheit des Ideals verschwindet, herrscht in jedem Geschlecht eins vorzugsweise, indefs das andere nur nicht vermifst wird. Dadurch beziehen sich beide, wie Hälften eines unsichtbaren Ganzen auf einander, und nöthigen durch ihren gegenseitigen Mangel das Gemüth, sie im Ideal zu ergänzen. In der Gestalt des Mannes offenbart sich durchaus eine strengere, in der Gestalt des Weibes eine liberalere Herrschaft des Geistes; dort spricht der Wille lauter, hier die Natur. So wie gröfsere Kraft und geringere Abhängigkeit von einzelnen bestimmten Naturzwecken jenen fähiger machen, jede Lage zu ertragen und selbst hervorzubringen, so verräth diefs auch sein höherer Wuchs, seine mehr hervortretende Brust, seine stärkere Knochenmasse, und das minder verdeckte Spiel seiner Muskeln. Kleiner, mit gröfserer Fülle begabt und mit stätigeren Umrissen geniefst das weibliche Geschlecht einer gleich grofsen Beweglichkeit, die aber, von geringerer Kraft begleitet, mehr als Geschmeidigkeit erscheint. In dem Manne hat der Wille den vollkommensten Sieg errungen, und den Stoff, fast bis zur gänzlichen Vertilgung seines Naturcharakters, ausgearbeitet. In dem Weibe hat der Stoff seine Eigenthümlichkeit mehr zu behaupten gewufst, und indem er sich unterwirft, flieht er den Ausdruck seines Unterliegens. Da nun auf diese Art jedes der beiden Geschlechter zwar die ganze Menschheit in allen ihren Eigenthümlichkeiten, aber nach einer mehr einseitigen Richtung zeigt; so mufs nothwendig immer das eine zu dem andern leiten. Gerade dadurch dafs Eine Seite überwiegend ist, entsteht unvermeidlich das Verlangen, auch einmal die andere herrschen zu sehen, und so, wenn nicht in der Wirklichkeit, doch wenigstens in der Phantasie, das gestörte Gleichgewicht wiederum herzustellen.

So wie sich beide Geschlechter zum Ideal reiner und geschlechtsloser Menschheit verhalten, so verhält sich auch ihre beiderseitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden, haben wir gehört, ist die Menschheit ausgedrückt, denn jedes stellt die beiden, in ihr vereinten Naturen dar; nur daſs in jedem eine dieser beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben so kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrscht nur Ein Bestandtheil derselben, ohne jedoch den andern auszuschlieſsen. Wie in der Menschheit sich die Naturnothwendigkeit mit der Freiheit gattet, so sehen wir in der Schönheit die Materie mit der Form gepaart. Wie in der veredelten Menschheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung, und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens erscheint; so erscheint in der hohen Schönheit die Gesetzmäſsigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Gesetzes! Wo sich daher die Menschheit zeigt, da wird auch Schönheit möglich sein; denn beide verhalten sich wie Wirklichkeit und Erscheinung, Urbild und Abbild zu einander, und wie die Menschheit specificirt ist, so wird es auch jederzeit die Schönheit sein. Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männlichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck gröſserer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Stätigkeit des Stoffs unterstützen. Aber beide Gestalten müſsten jedem Anspruch auf Schönheit entsagen, wenn nicht jede diese beiden Vorzüge in sich vereinte, und es nicht bloſs ein Uebergewicht Eines derselben wäre, welches die eine von der andern, und beide vom Ideal unterscheidet. Denn erhaben über den Kampf, in den alles Wirkliche durch seine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterschei-

det, behauptet das Ideal der Schönheit, so wie das Ideal der Menschheit, das vollkommenste Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauschen in freiem Spiel ihre gegenseitigen Functionen aus *).

Wenn dies Gleichgewicht beider Principien der Schönheit gestört, nicht aber zugleich auch ihre Verbindung aufgehoben wird; so entstehen statt der einfachen idealischen Schönheit zwei verschiedene, aber minder vollkommene Gattungen. Beide bringen die Harmonie hervor, welche das Schönheitsgefühl charakterisirt, aber jede geht diesem Ziel auf einem andern Wege entgegen. Indem sich die eine durch einen überwiegenden Ausdruck von Gesetzmäfsigkeit der Vernunft empfiehlt, so wird zugleich durch die Anmuth der Darstellung die Einbildungskraft ins Interesse gezogen; indem die andere durch eine scheinbare Willkührlichkeit der Einbildungskraft schmeichelt, so unterwirft sie dieselbe zugleich durch eine wahre Nothwendigkeit dem Gesetze. Diefs erfahren wir in der Einwirkung der Schönheit beider Geschlechter auf das Gefühl. Die männliche fodert durch verwickeltere Formen zunächst nur den Verstand auf, dessen Befriedigung sich erst später in das wahre Schönheitsgefühl auflöst. Die weibliche giebt durch ihre einfacheren Formen der Einbildungskraft mehr Freiheit; und ladet zunächst blofs durch Ueppigkeit des Stoffes die Sinne ein, bis erst bei längerem Verweilen und tieferem Studium auch die ernsteren Foderungen der Schönheit befriedigt werden. Weil aber auf diesem Wege immer ein Uebergewicht auf der einen Seite, folglich auf der andern

*) Sowohl bei diesem, als den nächstfolgenden Absätzen wird der Leser ersucht, sich an den, in den Briefen über aesthetische Erziehung im Isten und 2ten St. der Horen aufgestellten Begriff der Schönheit zu erinnern.

ein Mangel bleibt, so thut keine von beiden dem ästhetischen Gefühl Genüge, welches seiner Natur nach zum Vollendeten strebt, und sich nicht eher, als beim Ideale zur Ruhe giebt. Von der einen Bildung geht es daher zur andern über, und strebt, indem es durch die Eigenthümlichkeiten der einen die entgegengesetzten der andern aufhebt, beide in ein Ganzes zu verknüpfen, um wenigstens Augenblicke lang das Ideal festzuhalten. Diese Beziehung der zweifachen Geschlechtsbildung auf die idealische Schönheit macht, dafs jede nur eigentlich insofern wahrhaft schön erscheint, als ihr die andere gegenübersteht, jede (um ein kühneres Bild zu gebrauchen) nur einen Accord anschlägt, welcher erst in der andern vollkommen austönt. Auch hier stehen die Geschlechter in gegenseitiger Abhängigkeit von einander; denn beschränkt für sich, gewinnen sie auch hier nur durch ihre innige Gemeinschaft Vollendung. Aber eben so wie die Schranken der Geschlechtsbildung die Phantasie unaufhörlich zu Hervorbringung des Ideals auffodern, so führen die Schranken dieses Vermögens nothwendig wieder zu der Geschlechtsbildung zurück. Vergebens würde die Phantasie die Herrschaft der Form gegen die Freiheit des Stoffs völlig gleichmäfsig abzuwägen versuchen; denn da sie immer nur von Einer Seite ausgehen könnte, so würde sie auch entweder der einen oder der andern ein Uebergewicht einräumen, und dadurch, ohne es selbst zu bemerken, zur männlichen und weiblichen Bildung zurückkehren.

Wenn nun aber das nach Vollendung strebende ästhetische Gefühl von der einen Geschlechtsbildung unbefriedigt zur andern übergeht, so wird es hierin selbst von der eigenthümlichen Beschaffenheit beider unterstützt. Denn ihrer charakteristischen Verschiedenheiten ungeachtet, nähern sich die männliche und weibliche Bildung dadurch einan-

der, daſs in jeder dem besondern Ausdruck des Geschlechts der allgemeine Ausdruck der Menschheit zur Seite steht. Indem die Uebereinstimmung mit dem Ideal, zu welcher der letztere berechtigt, durch die Schranken des ersteren begränzt wird, entstehen die besondren Arten der Schönheit, die wir die männliche und die weibliche nennen. Ohne den Charakter des Geschlechts besäſse der Mann keine eigenthümliche Schönheit, ohne den Charakter der Menschheit überhaupt keine Schönheit; und eben dieſs ist mit dem Weibe der Fall, wenn gleich die weibliche Bildung, gerade insofern sie weiblich ist, der Schönheit näher verwandt scheint. Ueberall muſs man sich gewöhnen, das Geschlecht als Schranke zu betrachten, da es von der Summe der Anlagen, welche der Begriff der Gattung in sich faſst, immer eine gewisse Anzahl einseitig ausschlieſst. In der Menschheit hebt es die gegenseitige Freiheit auf, mit welcher die Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit in dem Ideale zusammenwirken, und damit sich jede in einem eigenen Wesen darstelle, muſs (da sie einander doch niemals ganz entbehren können) die eine der andern untergeordnet werden. Wo nun die Selbstthätigkeit die Empfänglichkeit unterdrückt, da muſs auch in der Erscheinung der Stoff der Form dienen, und das Gegentheil muſs da statt finden, wo die Selbstthätigkeit der Empfänglichkeit weicht. Alle Schönheit aber beruht auf einer freien Verbindung der Form mit dem Stoff, und wenn sich dieselbe auch (insofern man von ihren höchsten Graden abstrahirt) mit dem einseitigen Uebergewicht eines ihrer beiden Elemente verträgt, so erlaubt sie doch nie gänzliche Unterdrückung des andern, oder was auf dasselbe hinausläuft, wirkliche Trennung beider.

Kaum ist es indeſs nöthig, dasjenige noch aus Begriffen beweisen zu wollen, was sich schon innerhalb des Kreises der Erfahrung so mannichfaltig bestätigt. Im Mann

und im Weibe findet unser ästhetisches Gefühl nur insofern Schönheit, als der Charakter der Menschheit den Charakter des Geschlechts veredelt hat. Der uncultivirte männliche Naturcharakter, aufser Zusammenhang mit dem moralischen Menschencharakter betrachtet, drückt den Zügen das Gepräge der Härte und Gewaltthätigkeit auf, und die zu scharfe Zeichnung der Form verbannt alle Weichheit des Stoffs, ohne deswegen auch nothwendig den Verstand durch Gesetzmäfsigkeit zu befriedigen. Dagegen zeigt die weibliche Bildung, wenn wir uns die Weiblichkeit gleich entblöfst von menschlicher Cultur denken, eine plumpe Masse, die allein Trägheit und Schlaffheit verräth, und der Ueberflufs des Stoffs unterdrückt alle Spuren der Form. Unfähig zu jedem freieren Aufschwung, wird die Gestalt nur durch den Ausdruck der Begierde belebt, und giebt dadurch das widrige Bild einer kraftlosen Heftigkeit. Könnte man sich daher den Geschlechtscharakter vereinzelt denken, so würde der Ausdruck der zeugenden Kraft blofs in gewaltthätiger Anstrengung der Energie, der Ausdruck der empfangenden allein in üppigem Uebermaafse des Stoffs bestehen, und indem jener dem auf einzelne Zwecke gerichteten Verstande, dieser der groben Sinnlichkeit einseitig Genüge thäte, würde jeder den ästhetischen Sinn unbefriedigt lassen.

Dafs der Geschlechtscharakter in der That nur in Verbindung mit dem höheren Menschencharakter der Schönheit fähig ist, wird alsdann noch anschaulicher, wenn man ihn getrennt von diesem betrachtet. Unmittelbar wie man das Gebiet der Menschheit verläfst, sinkt auch die Schönheit herab; aber unmittelbar zeigt sich auch alsdann zwischen beiden Geschlechtern eine, in ihren wesentlichen Eigenthümlichkeiten nothwendig gegründete Verschiedenheit. Das männliche Geschlecht behält, auch wenn es gänzlich

auf seinen bloſsen Naturcharakter zurückgesetzt ist, doch immer den Ausdruck einer Kraft, die zwar, von roher Wildheit begleitet, furchtbar und zurückstoſsend ist, aber doch immer, zumal wo alle moralische Foderungen hinwegfallen, Interesse und Staunen erweckt. In dem weiblichen hingegen unterdrückt alsdann die Materie die Kraft, und dieser Verlust wird durch keine Anmuth vergütet. Hieraus muſs man sich die auffallende Erscheinung erklären, daſs im Thierreiche beide Geschlechter in Absicht auf ihre Schönheit in einem so gänzlich umgekehrten Verhältniſs, als in der Menschheit, stehen. Denn anstatt daſs im Menschen das schwächere Geschlecht dem stärkeren an Schönheit nicht nur vollkommen gleich ist, sondern es sogar darin übertrift; so sind dagegen durchaus alle weibliche Thiere auffallend weniger schön, als die männlichen ihrer Gattung. Vergebens würde man den Grund dieser Verschiedenheit in dem organischen Körperbau aufsuchen wollen, da die, aus der eigentlichen Structur des Körpers erkennbaren Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit, der Analogie der Naturgesetze zufolge, nothwendig überall dieselben sein müssen. Auch findet man bei den Thieren in der That dieselben physischen Eigenthümlichkeiten der Geschlechter, wie bei dem Menschen; auch dort ist das weibliche, in Vergleichung mit dem männlichen, durchaus kleiner, schwächer, von zarterem Knochenbau, und mit mehr Masse begabt. Die allgemeine Natur der Thierheit ist es daher, welche allein den Grund jener Erscheinung enthält. Unfähig durch sich selbst Ansprüche auf Würde zu machen, sinkt dieselbe durch weibliche Kleinheit, Schwäche und Weichheit gänzlich herab, und kann nur noch durch männliche Gröſse Kraft und Festigkeit gewinnen. Da die physische Schwäche der Weiblichkeit in ihr nicht durch moralische Stärke gehoben wird, so erscheint dieselbe als

bloſser Ausdruck des Unvermögens, der auch in der weiblich-menschlichen Gestalt erst ausgelöscht sein muſs, wenn sie der Schönheit fähig sein soll; da aber von der thierischen Gestalt nur physische Vorzüge gefodert werden, so schadet es dagegen nichts, wenn der Ausdruck männlicher Unabhängigkeit in einen Ausdruck gesetzloser Willkühr ausartet.

Ohne indeſs bis zur Thierheit hinabzusteigen, lassen sich die obigen Behauptungen auch durch Beispiele aus der menschlichen Natur selbst bestätigen. Unter denjenigen Nationen, die noch, ohne alle Cultur, im ursprünglichen Stande der Wildheit leben, ist die Gestalt der Weiber fast eben so wenig an Schönheit mit der Gestalt der Männer vergleichbar; und wenn man auch unter gebildeten Nationen hie und da ähnliche Ungleichheiten bemerkt, so würde eine genauere Untersuchung wahrscheinlich auch auf ähnliche Ursachen führen. Wenigstens sehen wir auch unter uns, daſs, wo männliche und weibliche Gestalten das Gepräge ausschweifender Sittenlosigkeit an sich tragen, wo die Menschheit in ihnen entadelt, und die Freiheit unterdrückt ist, die letzteren immer einen noch eckelhafteren und widrigeren Eindruck hervorbringen, als die ersteren, die wenigstens noch durch den Ausdruck physischer Kraft eine gewisse Haltung bekommen. In allen diesen Fällen nun kehrt dieselbe Erscheinung zurück; überall ist die weibliche Gestalt nur für den höchsten Ausdruck geschaffen, und wenn sie nicht in m e n s c h l i c h e r Schönheit auftritt, so ist ihr Schönheit überhaupt fremd. Freilich aber gilt dieſs allein bei der ästhetischen Beurtheilung; nur da, wo der Mensch, nicht das Geschlecht die Entscheidung fällt. Hier schmeichelt ohne Unterschied die Bildung des einen Geschlechts der Neigung des andern, und leicht gewinnt hier jedes bei dem andern den Preis. Nur wo in feiner

organisirten Seelen das Gefühl für das Schöne alle Empfindungen harmonisch gestimmt hat, ist auch diese Neigung höheren Foderungen untergeordnet, nur da wird der bloſse Geschlechtstrieb in menschliche Liebe verwandelt, und von dem beschränkten Gebiet der Sinne in das idealische der Phantasie hinübergeführt. Sonst dehnt sich vielmehr diese Unlauterkeit des Geschmacks auf alle Gegenstände aus, die nur irgend diese Seite berühren; und untersuchten wir die Urtheile genau, die im Kreise des gesellschaftlichen Lebens über Bildung, Mode, Anstand, über Kunstwerke, Theater, Schriften u. s. w., kurz über alles gefällt werden, was im weitesten Verstande zum Gebiete des Geschmacks gehört, so würden wir mit Erstaunen wahrnehmen, wie selten uneigennütziger Beifall ächte Schönheit krönt.

Der Geschlechtscharakter ist also als eine Schranke anzusehen, welche die männliche und weibliche Schönheit von der idealischen entfernt; und so lange er auf die Form Einfluſs hat, wird er es derselben unmöglich machen, sich zum Ideal zu erheben. Aber da es das Gesetz der endlichen Natur ist, nur vermittelst der Schranken zum Unendlichen aufzusteigen, nur durch Materie zur Form, und nur durch Trennung zur Harmonie zu gelangen; so ist die Geschlechtsschönheit, obgleich sie für sich allein der Idealschönheit ewig widerspricht, doch der einzige Weg zu derselben. Ueberdieſs ist der Mensch nur, insofern er dem Geschlecht angehört, an diese Schranke gebunden, aber insofern er zugleich die Anlagen zur freien, geschlechtslosen Menschheit in sich trägt, davon losgesprochen. Vermöge der leztern kann er die Vollendung, welche die Gränzen seines Geschlechts ihm versagen, sich durch Freiheit erwerben, und seinen einseitigen Naturcharakter durch seinen moralischen zum Ideal ergänzen; und je lebendiger

dieser, sei es durch die Gunst der Natur, oder durch die innere Wirksamkeit der Vernunft, auch aus der äufsern Bildung spricht, desto mehr verliert der Ausdruck des Geschlechtscharakters seine Einseitigkeit. Wir sehen aus der Verbindung der Menschheit mit dem Geschlecht eine neue mittlere Schönheit hervorgehn, und diese ist es, welche man gewöhnlich unter der männlichen und weiblichen Schönheit versteht. In ihr ist das Gleichgewicht des Ideals nur um so viel gestört, als es die Beschränktheit endlicher Naturen nothwendig macht, und diese Störung selbst ertheilt der Gestalt eine so individuelle Mischung der Züge, dafs sie dadurch einen neuen Zauber gewinnt. Es ist weder die Menschheit allein, noch das Geschlecht, welches im Mann und im Weibe erscheint; eigne, in sich geschlossene Gestalten sind beide, welche weder an jene, noch an dieses einseitig erinnern. Der Ausdruck der männlichen Stärke, welche vereinzelt für sich zu leicht das Ansehn physischer Gewalt erhält, wird durch den Ausdruck menschlicher Würde gemildert, und die blinde Herrschaft der Willkühr, die den Mann, ehe er sich der Herrschaft der Vernunft unterwirft, in eine bedenkliche Anarchie versetzt, kündigt sich als moralische Freiheit an. So weicht in den Idealen der Kunst der männliche Trotz des Heroen der milden Erhabenheit des Gottes, und so finden wir in diesem den Charakter der Männlichkeit, der fast bis auf seine letzten Spuren vertilgt ist, nur in seiner Uebereinstimmung mit der reinen Menschheit wieder.

Noch inniger aber ist in der weiblichen Schönheit die Weiblichkeit mit der Menschheit verbunden; und noch mehr, als in der männlichen, geht aus beiden eine neue mittlere Bildung hervor, welche, indem sie ihre Züge zugleich von beiden entlehnt, den einseitigen Ausdruck jeder gleich täuschend verbirgt. Denn selbst in den höchsten Graden der

Vollendung erhält sich der Ausdruck der Weiblichkeit unverkennbar neben dem Ausdruck der reinen Menschheit, und wenn er auch unaufhörlich in ihn überfliefst, so geht er doch nie ganz in demselben unter. Allein dieser Eigenthümlichkeit ungeachtet, vermag dennoch das Weib nicht weniger, als der Mann, seiner Schönheit eine von der einseitigen Geschlechtsbildung unabhängige Vollendung zu geben. Zwar kann weder die überwiegende Herrschaft des Stoffs gänzlich aufgehoben, noch der Ausdruck physischer Schwäche und Abhängigkeit vertilgt werden, welcher immer die weibliche Gestalt begleitet. Aber indem die freie Kraft der Menschheit sich jener physischen Schwäche zur Seite stellt, bringt sie das Bild einer moralischen, durch sich selbst gemäfsigten Stärke hervor, und eben so wird jene Naturabhängigkeit in eine freiwillige Unterwerfung unter ein selbstgegebenes Gesetz verwandelt. Gleich ungehemmte Kraft spricht daher aus der männlichen und weiblichen Bildung, nur dafs sie in der ersteren sich über einen schrankenlosen Wirkungskreis zu verbreiten, in der letzteren sich freiwillig zu mäfsigen scheint.

Weil aber beide Geschlechter nie der Endlichkeit entfliehn, so setzt sich dieser idealischen Vollendung der Gestalt in beiden ein ewiges Hindernifs entgegen; und nie ist die höchste Schönheit in der Wirklichkeit erreichbar. Das Endliche müfste zum Unendlichen werden, wenn jenes Gleichgewicht in der Erscheinung dargestellt werden sollte, und selbst dann würde kein menschlicher Sinn es aufzufassen vermögen. Allein auch hier zeigt der Ausdruck des zweifachen Geschlechtscharakters einen Weg, sich dem Ziele zu nähern, und auch dem Betrachter kommt er zu Hülfe, der sich von der Erscheinung zur Idee zu erheben versucht. Da beide Geschlechtsbildungen mit der rein menschlichen verwandt sind, so wecken sie beide das Gefühl äch-

ter Schönheit in ihm; da aber jede eine besondere Gattung ausmacht, so wird auch seine Aufmerksamkeit durch jede vorzugsweise auf eine der beiden Gattungen der Schönheit geheftet. Dadurch empfängt er beide Elemente des Ideals einzeln und in verständlicher Klarheit, ohne daſs doch die Einheit aufgelöst wird, in welcher das Wesen desselben besteht. Ungestört kann er es nun durch die Schöpfungskraft seiner Phantasie zu bilden versuchen, und sich, indem er auch hier, wie überall, von der Wirklichkeit auſser ihm nur den beschränkten Stoff entlehnt, durch innere selbstthätige Kraft zur schrankenlosen Idee erheben.

Man mag daher objectiv auf die Bildung der Geschlechter selbst, oder subjectiv auf den Eindruck sehen, den sie hervorbringen; so muſs der Geschlechtscharakter, der nur in Vergleichung mit dem Ideal eine einengende Gränze ist, in Rücksicht auf die Schranken endlicher Naturen vielmehr ein Mittel zur Vollkommenheit heiſsen. Der Ausdruck des männlichen hebt in der Bestimmtheit der Züge die Herrschaft der Form mehr heraus, und da ihn der Ausdruck der reinen Menschheit mildernd begleitet, so kann er sich nicht weiter vom Ideale entfernen, als an sich nothwendig ist, jene Eine Seite des letzteren vorzugsweise darzustellen. Der Ausdruck des weiblichen zeigt in der Anmuth der Züge die Freiheit des Stoffs in einem lebhafteren Bilde, und wird auf eben die Weise von demselben Ausdruck der reinen Menschheit beherrscht. Der Mann erscheint nun feuriger, das Weib sanfter, als man sich den geschlechtslosen Menschen denkt; und daher pflegt man zu sagen, daſs die männliche Schönheit zur Anstrengung auffodere, die weibliche zur Ruhe einlade. Allein diese Ausdrücke schildern nur die gemeine Wirkung der verschiednen Geschlechtsbildung auf wenig verfeinerte Sinne, und vorzüglich den Eindruck, welchen die Gestalt des reinen Ge-

schlechts in dem andern hervorbringt. Wenn die angestrengte Kraft des Mannes erquickende Ruhe, die unbestimmte Sehnsucht des Weibes bestimmende Einheit sucht, so mufs beiden ihre gegenseitige Gestalt Befriedigung gewähren, die aber, weil sie Bedürfnissen entspricht, immer eigennützig und der ästhetischen Beurtheilung nachtheilig ist.

Wo sich der Mensch der Betrachtung des Schönen weiht, da mufs er sich von aller Partheilichkeit lossagen, und geschlechtslos allein der Menschheit angehören. Nur in solchen glücklichen Momenten gelingt es ihm, sein Wesen zu dem höchsten Gleichgewichte zu stimmen, und die Kräfte, womit er der Natur und womit er der Gottheit verwandt ist, in Eins zu verschmelzen. Zu diesem Ziel führt ihn die männliche und weibliche Form auf verschiedenen Wegen. Die weibliche bezaubert zuerst die Sinne durch ihre Anmuth; da aber der Stoff ganz Form, die scheinbare Willkühr ganz Nothwendigkeit, und die Fülle des sinnlichen Reizes nur Ausdruck zarter und feiner Geistigkeit ist, so fliefst die zuerst geweckte sinnliche Empfindung in unentweihter Reinheit in die geistige über. Die männliche fodert, indem sie zu den Sinnen spricht, unmittelbar zugleich durch Bestimmtheit den Geist zur Thätigkeit auf; da aber die Form in ihr als Stoff, die Nothwendigkeit als Freiheit, und die geistige Würde in dem Gewande sinnlicher Anmuth auftritt, so geht die zuerst rege gemachte geistige Empfindung in die sinnliche über. Dort geht das Gemüth vom Spiel zum Ernst, hier vom Ernst zum Spiele; und da in beiden Fällen zwei verschiedene Empfindungen entstehen, zwischen welchen das Gemüth unaufhörlich schwankt, und die es immer reproducirt; so bringt jede beider Bildungen eine gemischte Stimmung hervor, in welcher der eigenthümliche Charakter einer jeden durch den

entgegengesetzten gemäſsigt ist. Die weibliche Gestalt legt durch diese Verbindung ihre erschaffende, die männliche ihre anspannende Eigenschaft ab; und indem die erstere mit Kraft beseelt, die letztere durch Anmuth gemäſsigt wird, wirken beide belebend auf das Herz. Dagegen hängt die Zuneigung zu jeder der Formen von der Uebereinstimmung des eignen Charakters mit dem ihrigen ab, und die sanftere Empfindung wird lieber bei der weiblichen, die mehr energische bei der männlichen Schönheit verweilen. Indem nun auf diese Weise die Betrachtung jeder von einer ihr analogen einseitigen Stimmung auszugehn, aber eine gemischte hervorzubringen pflegt, so wird das Gemüth immer von der einen für die andere, und dadurch von beiden für die Ideal-Schönheit empfänglich gemacht.

Nie wird daher der Künstler, der nach der höchsten Wirkung streben soll, das Studium beider Gestalten von einander trennen, oder sich ausschlieſslich der Darstellung Einer widmen dürfen. Aber selbst bei der sorgfältigsten Vermeidung einer solchen Einseitigkeit, wird er doch nie in beiden gleich glücklich sein, und nie ganz die Neigung überwinden können, die ihn überwiegend zu der Einen hinzieht. Denn auch das Kunstgenie fühlt den Einfluſs des Geschlechtscharakters, und das angestrengteste Bemühen nach reiner Idealität wird denselben doch nur zu veredlen, schwerlich aber zu vertilgen vermögen. Die männliche Bildung befriedigt sichtbarer durch Richtigkeit der Verhältnisse die Anfoderungen der Kunst, die weibliche durch Anmuth der Umrisse die Anfoderungen des Gefühls an die Schönheit. Das Gefühl aber ist nur dann ein sichrer Führer, wenn der Verstand es ausgebildet hat, und der angehende Künstler muſs sich daher zuerst an der männlichen Gestalt üben, wo er den technischen Theil der Kunst fest und deutlich gezeichnet findet. Erst wenn er in die-

sem Studium beträchtliche Fortschritte gemacht hat, wird es auch seinem Auge gelingen, dieselbe Nothwendigkeit der Form auch unter der Hülle weiblicher Anmuth zu entdecken, und der letzte schwere Schritt seiner Ausbildung wird es sein, diese Nothwendigkeit darzustellen, ohne der Grazie zu schaden. In den höchsten Graden der Vollendung ist die Darstellung der weiblichen Schönheit schwerer; denn zu allen Foderungen, welche die männliche an den Künstler macht, kömmt noch die schwierigste hinzu: indem er die strengste Gesetzmäfsigkeit beweifst, den Schein derselben zu vermeiden. Verlangt man hingegen nur geringere Vollkommenheit, so ist die weibliche Gestalt wieder leichter. Denn wenn in der männlichen jeder Fehler gegen die Wahrheit zu sichtbar ist, und es schon ein tiefes Studium erfodert alle zu vermeiden; so begnügt sich dagegen bei der weiblichen der mittelmäfsige Künstler, so wie der gewöhnliche Beurtheiler mit der blofsen Aufsenseite der Weiblichkeit, mit Weichheit, Gefälligkeit und Reiz, und übersieht darüber leichter wenn nicht wirkliche Unwahrheit, doch wenigstens Leere.

Selbst in dem ächten Künstler, der aber vorzugsweise für weibliche Schönheit gestimmt ist, macht zuerst die Phantasie ihre Ansprüche auf sanfte Stätigkeit und liebliche Anmuth geltend, und selbst er fängt von dem sinnlichen Theile der Kunst an (wenn der Ausdruck erlaubt ist), nur dafs er nicht auch dabei stehen bleibt, sondern von da zur Idee übergeht. Diese sucht er nun in ihrer höchsten Lauterkeit und Präcision aufzufassen und darzustellen; aber wegen jenes Uebergewichts der Phantasie besitzt er nicht sowohl Schärfe als Feinheit des Blicks, nicht sowohl Kühnheit als Zartheit der Hand, und scheint nicht sowohl die einzelnen Züge genau zu unterscheiden, als er vielmehr das Ganze durch kaum bemerkbare Uebergänge verbindet.

Gerade umgekehrt werden in dem, mehr für männliche Schönheit gestimmten zuerst die Foderungen des Geistes auf Bestimmtheit und Nothwendigkeit der Form rege; er fängt von dem geistigen Theile der Kunst an, ergreift mit tiefeindringendem Blick den Charakter der Gestalt, und zeichnet ihn mit kraftvollen Zügen, indem er ihn zugleich in anmuthige Grazie kleidet, und sich dadurch von der Wahrheit zur Schönheit erhebt. Zwar ist es unvermeidlich, bei Schilderungen, wie die hier entworfenen sind, nicht das noch zu sehr zu trennen, was in der Wirklichkeit innig verbunden ist; allein unläugbar wird doch ein solches Uebergewicht entgegengesetzter Eigenschaften in diesen beiden verschiednen Künstleranlagen herrschen, und durch das Studium des Ideal-Schönen zwar vermindert, nie aber gänzlich aufgehoben werden.

In welchen Verhältnissen man daher die verschiedne Geschlechtsbildung betrachten mag, so findet man dieselbe immer in einer doppelten Beziehung: auf sich selbst und auf das Ideal; und eben so wie beide Geschlechter durch ihre innern, sich gegenseitig unterstützenden Anlagen die menschliche Kraft, über den Kreis der Endlichkeit hinaus, erweitern, so führen sie durch ihre äufsere verschiedne Gestalt das Schönheitsgefühl dem Ideal entgegen. Denn so schwer sich auch die äufsere Bildung aus der innern organischen Bestimmung verständlich machen läfst, so belohnend ist es doch, selbst den verborgnen Zusammenhang der Natur aufzusuchen; und hier bedarf es keiner mühsamen Anstrengung, um sich zu überzeugen, dafs keines von beiden Geschlechtern, seiner innern Eigenthümlichkeit nach, unter einer andern Gestalt, als die es wirklich zeigt, zu erscheinen im Stande war. In dem männlichen ist Uebergewicht der Kraft charakteristisch und zwar einer Kraft, die zu zeugen bestimmt ist, sich schnell zu sammeln ver-

mag, und immer von Einem Punkt aus nach aufsen hin strebt. Mit Schnelligkeit sehn wir sie daher die Muskeln anspannen, mit Heftigkeit sich aller hindernden Masse entledigen, und ununterbrochene Thätigkeit athmend, den ruhigen Genufs entfernen. Dadurch nähert sie sich der bildenden Kunst, die eben so, wie sie, dem lebenden Princip Herrschaft in der todten Masse verschaft.

Die empfangende Kraft hingegen besitzt eine gröfsere Fülle; sie ist mehr gemacht, Thätigkeit zu erwiedern, als ursprünglich zu erzeugen, aber was ihr an Feuer gebricht, das ersetzt sie durch Beharrlichkeit. Durch ununterbrochene Stätigkeit der Umrisse, Zartheit und Weichheit kündigt sich daher die Weiblichkeit auch in der äufsern Gestalt an, und ertheilt derselben dadurch, selbst wenn ihr die Schönheit fehlt, doch wenigstens immer den Reiz des Angenehmen, das so oft mit dem eigentlich Schönen verwechselt wird. Da sie nun zugleich keinem Theil sich überwiegend vorzudrängen verstattet, und nur die höchste sinnliche Einheit ihr vollkommen entspricht, so steht die weibliche Gestalt überhaupt der Schönheit näher, als die männliche, und hat selbst da wenigstens die Form derselben, wo sie auch ihren Gehalt entbehrt. Denn da Freiheit von allem Zwang die Seele jeder Schönheit ist, und die ächte Schönheit sich nur dadurch unterscheidet, dafs sie mit dieser Eigenschaft die höchste Realität und Bestimmtheit verbindet, so mufs schon die blofse Stätigkeit, Flüssigkeit und Kühnheit der Formen als ein Analogon der Schönheit erscheinen, weil sie jenen wesentlichen Charakter derselben an sich trägt. Hierauf gründet sich unstreitig die Foderung der Schönheit, die man vorzugsweise vor dem männlichen Geschlecht an das weibliche richtet. Bei dem Mann ist die Schönheit eine Zugabe und ein freies Geschenk der, über den einseitigen Geschlechtscharakter

siegenden Menschheit in ihm; von dem Weibe wird sie als eine Schuld, die das Geschlecht entrichtet, wie die Weiblichkeit selbst, verlangt. Wie diese, kann sie daher auch bei der Beurtheilung des Innern in Betrachtung kommen, und gewissermafsen zur Pflicht gemacht werden; denn der innere Charakter der Weiblichkeit kann keinen andern Ausdruck als Schönheit haben. Mit Unrecht aber würde man diese noch gehaltlose Schönheit, die nur eine eigene beschränkte Gattung ist, mit jener ächten und idealischen verwechseln, zu welcher vielmehr jedes Geschlecht sich nur dadurch erhebt, dafs es die reine Menschheit mehr in sich geltend zu machen, das männliche, dafs es mehr Freiheit, das weibliche, dafs es mehr Nothwendigkeit zu erlangen versucht.

Nicht immer aber wird durch diefs doppelte Bemühen die eigentliche Schönheit erhöht. Sehr oft erhält die Gestalt nur einen lebhafteren Ausdruck dadurch, und der Ausdruck ist wesentlich von der Schönheit verschieden. Zwar werden in der Erfahrung oft beide mit einander verwechselt, und nicht selten hören wir Bildungen schön nennen, die blofs interessant heifsen dürften. Wie sonst so oft durch die Sinnlichkeit, so wird hier das ästhetische Gefühl durch den Verstand irre geführt, und es bestätigt sich aufs neue, wie selten die harmonische Stimmung des Gemüths ist, welche allein für Schönheit empfänglich macht. Wo der Ausdruck vorwaltet, da beherrscht das Gemüth die Züge, und hindert sie, ihrer eignen Freiheit zu folgen. Daher erklärt sich eine solche Bildung nicht, wie die blofs ästhetische, durch sich selbst und die Aufmerksamkeit wird von der äufsern Gestalt auf den innern Charakter gezogen. Die blofs gefällige Bildung hingegen verkündigt die höchste Freiheit der Züge; an keinen bestimmten Ausdruck gebunden, überlassen sie sich allein einer anmuthigen Stätigkeit.

Darum wird zwar hier das Auge nicht von der Gestalt hinweg zu etwas anderm hinübergeführt, aber es ist ihm gleich unmöglich auf dieser Leerheit zu verweilen. Nur die schöne Gestalt, die zwischen beiden in der Mitte steht, enthält in sich vollendet, zugleich alles, was dem Sinn und was dem Geiste genügt, und nur in ihr ist der inhaltvollste Ausdruck zugleich mit der freiesten Anmuth der Züge verbunden. Darum aber findet nun auch der Betrachter in ihr seine kühnsten Erwartungen übertroffen, und da er das ganze Wesen in vollkommener Einheit erblickt, so trennt seine Phantasie nicht mehr die äufsre Gestalt von der innern Bedeutung. Also nicht deswegen, weil ihr der Charakter mangelt, sondern deswegen, weil sie ihn nicht auf Unkosten der Freiheit hervorstechen läfst, ist die Schönheit von dem Ausdruck zu unterscheiden. Indem sich der letztere blofs auf die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes, also auf eine enge Wirklichkeit beschränkt, drückt die Schönheit vielmehr das Total des Charakters, und das unendliche Vermögen desselben aus, aus welchem alle einzelnen Aeufserungen fliefsen. Da aber das Unendliche in der Erscheinung unerreichbar ist, so bleibt freilich auch die höchste menschliche Schönheit in gewissem Verstande nur Ausdruck, und so kommt es nur darauf an, den letzteren der Schönheit zu nähern. Von einem Bilde des vorübergehenden Affekts mufs er zu einem Bilde des bleibenden Charakters erhoben werden, und zwar eines Charakters, der nicht blofs von einer Seite, sondern von allen harmonisch ausgebildet ist.

Eine auffallende Erscheinung ist es, dafs, obgleich der Ausdruck der Schönheit sogar Gefahr droht, dennoch der bessere Geschmack unsers Zeitalters fast ausschliefslich auf ihn gerichtet ist. Sowohl in Gemälden als in den Werken der bildenden Kunst vergessen wir Grazie und Schönheit

über der Zeichnung der Charaktere, und oft nur der momentanen leidenschaftlichen Stimmung derselben; dem Dichter übersehen wir Fehler der Composition des Ganzen, auf welcher die Schönheit beruht, wenn er uns nur durch Charakter-Ausdruck Genüge leistet, und eben so verzeihen wir dem Schriftsteller überhaupt Mangel an kunstvoller Einheit der Darstellung, wenn er uns nur durch kühne und originelle Wendungen interessirt. Der wahre Tonkünstler, der sich über den willkührlichen Ausspruch der Mode hinaussetzt, führet eine ähnliche Klage, und wer sich gewöhnt hat, das Gesetz der Schönheit auch auf Gegenstände des täglichen Lebens anzuwenden, der muſs in unserm Umgang, unserm Anstand, unsern Sitten sehr oft die nöthige Grazie und das Bestreben nach ächter Schönheit vermissen, so sehr auch der Verstand durch den innern Gehalt und Charakter im einzelnen befriedigt wird. Kaum ist es möglich, sich hiebei nicht an den Einfluſs zu erinnern, welchen zwei Nationen von ganz entgegengesetztem Charakter nach und nach auf unsern Geschmack ausgeübt haben, und seine Blicke nicht erwartungsvoll auf eine dritte zu richten, welche den Gehalt, wie die Form, wieder in ihre Rechte einsetzte und beiden einander zu verdrängen wehrte, wenn sich von einem besondern Nationalcharakter die Vollendung erwarten lieſse, die nur das Werk des allgemeinen Vernunftcharakters sein kann. Aber so unmöglich es auch ist, anders als auf diesem Weg zu der ächten Schönheit hindurch zu dringen, so sehr ist man wieder in Gefahr, gerade auf diesem Weg sie gänzlich zu verfehlen.

Noch mehr als die Schönheit selbst, muſs die Weiblichkeit von dieser Gefahr bedroht werden, da sie nicht bloſs der Schönheit so nah verwandt ist, sondern sich ihr gerade von derjenigen Seite nähert, welche durch den Ausdruck verloren geht; und in der That müſste man für die

ächte Weiblichkeit im Ausdruck besorgt sein, wenn man jenem herrschenden Zeitgeschmack einen Einfluſs auf weibliche Bildung zutrauen dürfte. Denn auch hier wird nicht selten das Anziehende mit dem Schönen verwechselt, und unter den verschiedenen Arten des Ausdrucks selbst, dem stärker hervorstechenden der mehr sanfte und gefällige nachgesetzt. Wie es überhaupt das Schicksal der Weiber ist, weit öfter den einseitigen Foderungen der Sinne oder des Verstandes, als dem Urtheil reiner Empfindung unterworfen zu werden, so wird auch bei Beurtheilung ihrer Schönheit, (wenn man sich ja über das Sinnliche erhebt) noch zu sehr auf irgend einen hervorstechenden Ausdruck von Geist, Witz und Lebhaftigkeit Rücksicht genommen, und dagegen zu leicht der Ausdruck eines ruhigen, aber sanften und zarten Gefühls überselm. Auch jetzt noch hat man sich nicht ganz entwöhnt, nur, was piquant ist, zu suchen, und gleich als wäre man sich seiner Schlaffheit bewuſst, überall einen erweckenden Reiz zu verlangen. Darum wird gerade der höchste Charakterausdruck, dessen durchgängige Harmonie der Schönheit am meisten empfänglich ist, auch jetzt noch am meisten verkannt, und der mehr in die Augen fallende Glanz des Verstandes dem bescheidenen Ausdruck der Empfindung vorgezogen, die sich nur durch Ueberspannung interessant machen kann. Gerade die ächtweiblichen Gestalten, die nichts Ausgezeichnetes besitzen, aus welchen aber Zartheit des Gefühls, ruhige Sittsamkeit, und ein anspruchloser Eifer für alles Wahre und Gute spricht, werden mit dem zweideutigen Lobe zurückgewiesen, womit man die bloſse Herzensgüte mehr zu beschämen als zu belohnen pflegt. Nichts aber ist dem Charakter wahrer Weiblichkeit in der äuſsern Bildung verderblicher, als diese Stimmung des Geschmacks, die, obgleich sie sich, der besseren Richtung des Zeitalters nach,

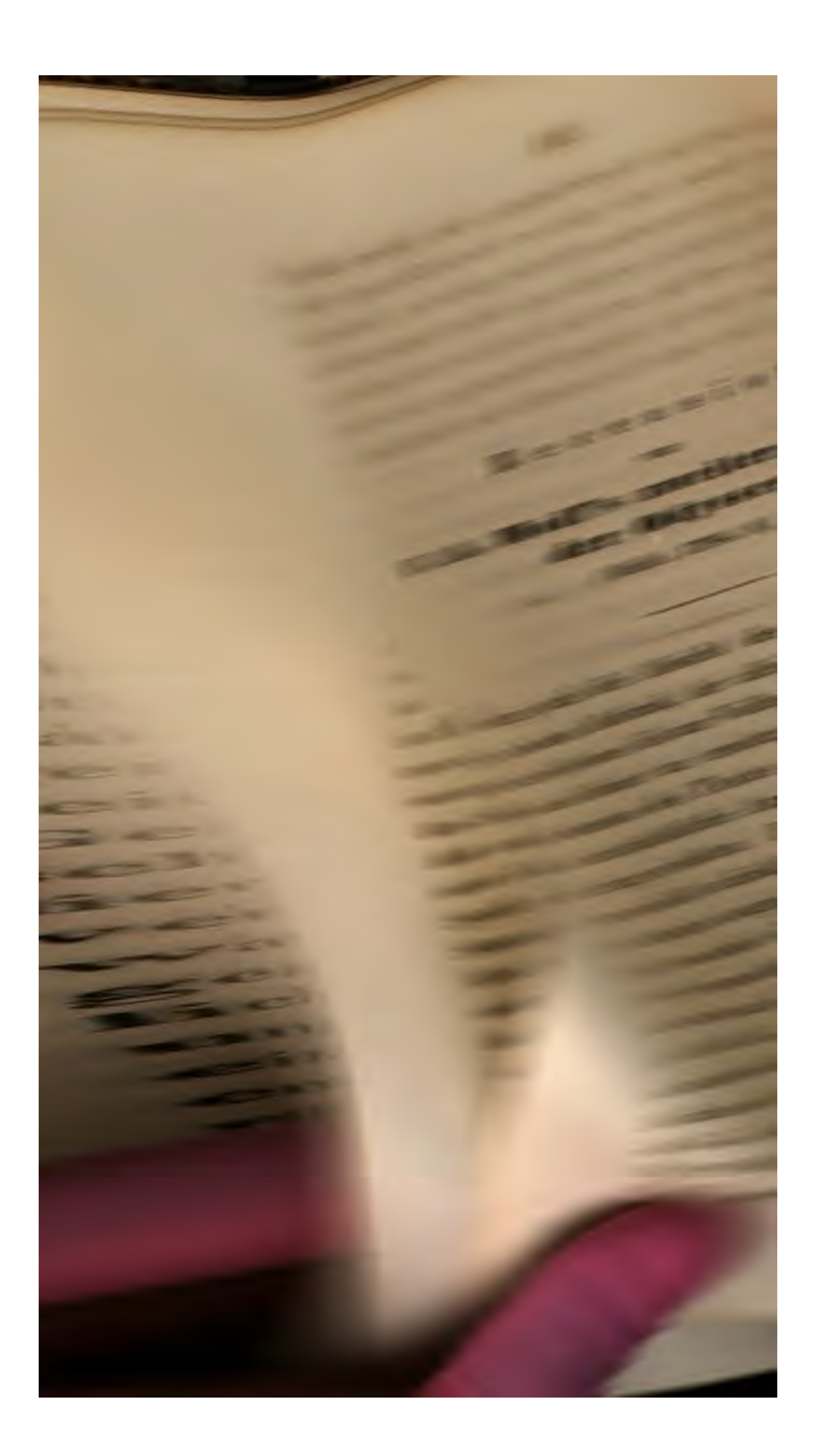
ihrem Ende naht, und bald nicht mehr die herrschende sein dürfte, doch noch immer zu allgemein ist. Denn da die Eigenthümlichkeit der weiblichen Gestalt auf Freiheit und Harmonie des Ganzen beruht, der Ausdruck aber immer einzelne Züge mehr oder minder heraushebt, so muſs er mit demselben in einem nothwendigen Widerstreit stehen, und sehr oft wird man die Unweiblichkeit gewisser Bildungen in der bloſsen Stärke des Ausdrucks gegründet finden.

Wer indeſs von der Vollkommenheit der weiblichen Gestalt, selbst in ihrer Unabhängigkeit von der Schönheit, durchdrungen ist, der wird derselben deshalb nicht weniger Ausdruck beimessen wollen, als der männlichen. Sie muſs vielmehr, da sie sich ihrer Natur nach weniger an den Verstand, als an die Sinne wendet, noch sorgfältiger Leerheit vermeiden. Zwar sind die Gränzen, innerhalb welcher der Ausdruck spielen darf, in der weiblichen Gestalt gewiſs enger gezogen, nur daſs der weibliche Körper durch seine gröſsere Geschmeidigkeit feinere Verschiedenheiten bemerkbar zu machen fähig ist, und dadurch vorzugsweise Feinheit des Ausdrucks besitzt. Denn nicht in einzelnen, scharf gezeichneten Zügen, sondern innig in die ganze Gestalt verwebt, auf den ersten Blick kaum bemerkbar, und in edle Einfachheit gekleidet muſs sich der innere Charakter in wahrhaft weiblichen Bildungen darstellen. Ist aber diese vollkommene Harmonie unerreichbar, so ist es sogar weiblicher, wenn die Seele sich nur durchzublicken genügt, als wenn sie sich vorzudrängen strebt. Unstreitig ist also die weibliche Schönheit mit dem Ausdruck, aber nur mit dem höchsten verträglich. Nur der Charakter, nicht der beschränkte Zustand vorübergehender Neigungen und Affekte stellt sich mit Glück in ihr dar, und auch jener nur in der harmonischen Einheit seiner Kräfte, und

der Totalität seiner Anlagen. Leichter verstattet daher die Weiblichkeit den Ausdruck der Phantasie und Empfindung, als des Verstandes, da dieser mehr auf Trennung, wie jene auf Verbindung, gerichtet ist. Allein selbst die Verstandeskräfte wirken in dem Weibe weniger trennend als verbindend, woraus vorzugsweise die eigenthümliche Erscheinung entspringt, die wir Geist nennen, und die der Mann nicht immer mit gleicher Leichtigkeit erwirbt. Durchaus stehen daher Schönheit und Weiblichkeit in gleichem Verhältnifs zum Ausdruck in der Gestalt; auf gleiche Weise droht er beiden Gefahr, und auf gleiche Weise ist er mit beiden zu vereinigen.

Ganz anders verhält sich dagegen der Ausdruck zur Eigenthümlichkeit der männlichen Bildung. Er mag auf einzelnen hervorstechenden Zügen beruhen, oder in die ganze übrige Gestalt feiner verflochten seyn, sich vordrängen oder bescheidner zurückstehn; so kann er zwar durch seine Stärke die Schönheit beleidigen, welche immer beide Geschlechter einander näher führt, aber das Charakteristische der Männlichkeit wird dabei eher gewinnen, als verlieren. Ist er daher bei dem weiblichen Geschlecht mehr versteckt, als sich von der rein menschlichen Gestalt erwarten liefse, so ist er bei dem männlichen deutlicher ausgesprochen. Deutlicher fällt er daher auch in der männlichen Bildung ins Auge, da er bei der weiblichen dem ungeübten Blick sogar oft entgeht. Weil aber die Uebereinstimmung in der männlichen Gestalt mehr gedacht als empfunden wird, so scheint der männliche Ausdruck oft räthselhafter und sonderbarer, als der weibliche, der mit der ganzen Gestalt in Verbindung steht, und durch dieselbe erklärt wird. Eben darum aber erfordert der letztere, um vollkommen verstanden zu werden, einen von Natur feinen und vielfach geübten Takt, jener mehr ein-

bestimmung und den Verrichtungen des äufsern alltäglichen Lebens herab, oder geht zu Beschäftigungen über, die eigentlich nicht zu seinem Kreise gehören. Denn auch hier ist die Weiblichkeit, sobald man die Gränzen des bloſsen Naturzwecks verläſst, nur das höchste zu geben geschaffen, und wer sich mit andern Foderungen an sie wendet, der beweist bloſs seine Unkenntniſs des Geschlechts.



sonst Od. VII. 90. *Il.* V. 427 u. a. a. O. m.) VIII. 483. f. *ἦρωι: ἥρῳ.* 539 f. *δῖος ἀοιδὸς: θεῖος ἀ.* X. 7 f. *ἀνοίξας: ἀνοίξεις.* 11 f. *αἰδοίοις ἀλόχοισιν: αἰδοίῃς ἀ.* XI. 335 f. *ὄγε: ὅδε.* XII. 87 f. *πέλωρ κακὸς: πέλωρ κακόν.* XIV. 101 f. *συβόσεια: συβόσια* (wie *Il.* XI. 678 neue Wolf. Ausg. 679) 445 f. *ἐθέλει: ἐθέλῃ* (wegen des vorhergehenden *κὲ*) XV. 105 f. *ἔνθ' ἔσαν οἱ πέπλοι: ἔνθ' ἐσάν οἱ π.* (nach einer besondern Ausnahme, welche die alten Grammatiker hier machten, damit nicht *οἱ* als Nominativ zu *πέπλοι* gezogen würde) XVIII. 356 f. *ἦ ἄρ κ' ἐθέλεις: ἦ ἄρ κ' ἐθέλοις.* XXII. 14 f. *οἱ: οἱ.* Batrachom. 248 f. *φύγῃ: φύγοι,* und um einige noch wichtigere zusammenzustellen: XIII. 439 f. *τοὶ—διέτμαγον: τ.—διέτμαγεν* (vergl. *Il.* I. 531. VII. 302). XIV. 92 f. *οὐδ' ἔτι φειδώ: οὐδ' ἔπι φ.* XVI. 387 f. *βούλεσθε: βόλεσθε.* XVIII. 359 f. *ἔνθα δ' ἐγὼ: ἔνθα δ' ἐγώ.* XIX. 590 f. *οὔ μοι: οὔ κέ μοι.* Vorzüglich aber hat der Herausgeber den ganzen Text in Absicht auf die Accentuation und Orthographie überhaupt, im weitesten Sinne dieses Worts, durchaus umgeformt, und mit den Grundsätzen des gelehrten Alterthums, vorzüglich der besten Alexandrinischen Grammatiker, übereinstimmend gemacht. Ueber einige dieser Grundsätze selbst, die zum Theil vor Bekanntmachung der venetianischen Scholien nicht vollständig aufgefunden werden konnten, hat er sich in der Vorrede erklärt, und damit den Freunden der griechischen Literatur ein neues schätzbares Geschenk gemacht, da es jetzt z. B. möglich ist, die verwickelte Lehre der Anastrophe, über welche bisher nur höchst unbestimmte Begriffe herrschten, in einigen wenigen allgemeinen Regeln, (unter denen wir nur diejenigen, welche *ὡς* betreffen, vermissen) zu übersehen. Ueberhaupt läſst sich, nachdem nun durch diese Wolfische Ausgabe der Odyssee, und die eben erschienene der Iliade, ein vollständiges Muster einer

Textberichtigung von dieser Seite (bey der wir hier allein verweilen) gegeben ist, die Hoffnung schöpfen, daſs auch die künftigen Herausgeber der Classiker, wenigstens durch diese Erleichterung aufgemuntert, ihre Aufmerksamkeit endlich auf diese Dinge richten, und die Meisterwerke des Alterthums auch in dieser Rücksicht in ihrer wahren Gestalt herstellen werden; — eine Hoffnung, die freylich vielen höchst unbedeutend scheinen wird, es aber wahrlich am wenigsten in einem Zeitraume ist, in welchem die Kritik schon offenbar an schwankender Unbestimmtheit krank liegt, und in welchem (einige seltene Ausnahmen abgerechnet) gerade gründliche Genauigkeit am meisten vermiſst wird. Der Herausg. erklärt sich an mehreren Stellen der Vorrede bald ernsthaft, bald mit feiner Ironie über die Sitte, diese grammatikalischen Dinge als geringfügige Kleinigkeiten zu verachten, gegen welche schon allein die Betrachtung sprechen sollte, wie subtil die *alten* Theoristen von Aristoteles an über diese Gegenstände zu räsonniren pflegten. Und gewiſs ist es auch nirgends so sehr, als in der Kritik der Fall, daſs selbst das Kleinste in sehr naher Beziehung auf das Wichtigste steht. Denn um die Denkmäler des Alterthums, so viel es möglich ist, wieder in ihrer Aechtheit herzustellen, darf auch die geringfügigste Kleinigkeit nicht verabsäumt werden, sobald sie nur irgend dazu dienen kann, diese Aechtheit zu erkennen, oder gleichsam festzuhalten. Ueberhaupt aber ist es schwer zu sagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heiſsen solle? Für denjenigen, der sich gewöhnt hat, irgend ein Fach der Wissenschaften mit philosophischem Geist zu studiren, hat kein Theil desselben eine abgesonderte Wichtigkeit, sondern jeder erhält dieselbe nur durch sein Verhältniſs zum Ganzen. Nur durch den Gesichtspunkt aufs Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem scheinbar Ge-

ringfügigen, unterscheidet sich die geistvolle Behandlung von der pedantischen. Nun aber hängt in den Wissenschaften alles mit allem zusammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange studiren muſs, so ist es schwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder doch nicht erschöpfend, sondern allenfalls nur bis auf einen gewissen beliebigen Grad studiren könne. Wie viel aber von der Kenntniſs der Lehre der Accentuation, und gerade in ihren bisher weniger bemerkten Feinheiten abhängt, davon führt der Vf. vorzüglich S. XV ein merkwürdiges Beyspiel bey Gelegenheit der pronominum *ἐγκλιτικῶν* und *ὀρθοτονουμένων* an. In der bekannten Stelle der Ilias nämlich (V, 116), wo Diomedes die Minerva um Beystand anruft, lieſs man bisher durchaus in allen Uebersetzungen den Helden sagen: „wenn Du *mir* und dem Vater sonst beystandest, so stehe mir *jetzt* bey" (eben als würde *εἴποτ' ἐμοὶ καὶ πατρί* gelesen) da er sich doch, wenn man genau dem in allen Ausgaben vorkommenden Accente folgt (*εἴποτέ μοι κ. π.*) mit wahrhaft griechischer, auch dem Heldenalter nicht fremden Bescheidenheit so ausdrückt: „Wenn Du einst *meinem Vater* beystandest, so stehe nun auch *mir* bey." Schwerlich würden sich manche, die stolz darauf zu thun scheinen, nur den Geist und den ästhetischen Gehalt der Alten aufzusuchen, eingebildet haben, daſs mangelhafte Kenntniſs der Accentuation sie dahin bringen könnte, der Zartheit eines Heldencharakters Unrecht zu thun. Allein selbst wo der Einfluſs der Lehre von der Accentuation auf den Sinn nicht so offenbar ist, als hier, giebt sie doch oft eine dringende Veranlassung, nicht nur in den Sinn einzelner Stellen, sondern in die Natur der Sprache und der Wortfügung überhaupt tiefer einzugehen, und auch hiezu liefert diese Vorrede einige treffliche Belege. Es ist nämlich be-

kannt, dafs, wenn das Nomen, zu welchem eine Präposition gehört, vor derselben vorausgeht, die Präposition alsdann in der Regel ihren Accent von der letzten Sylbe auf die erste zurückzieht, damit sie in der Aussprache mit dem vorhergehenden, nicht aber mit dem folgenden Worte verbunden werde. Ist nun der Fall so, dafs einige Worte später ein Verbum folgt, mit dem die Präposition wohl sonst auch verbunden zu werden pflegt (wie z. B. Od. III. 408. IX. 6. Il. X. 274. XXIII. 561) so ist eine doppelte Beziehung der Präposition auf das Verbum vorwärts und auf das Nomen rückwärts möglich, von welchen jede eine verschiedene Stellung des Accents erfodert, und hier hängt nun die Entscheidung, die nicht in allen Fällen dieselbe seyn kann, von einer feinen Untersuchung der Natur der Wortfügung und der Aussprache überhaupt, der Eigenthümlichkeit der griechischen Sprache insbesondre, und sogar der Sitte des besondern Zeitalters und Schriftstellers ab. So bemerkt der Herausg. bey dieser Gelegenheit, z. B. S. XXV sehr scharfsinnig, dafs in der alten Homerischen Sprache über die Trennung der Präpositionen von ihren Verbis, und über die Tmesis überhaupt anders, als in der späteren geurtheilt werden müsse, da jene noch freyer trennt, was diese regelmäfsiger verbindet. Auf diese Weise leitet also die Accentuation selbst, und gerade durch ihre sogenannten Spitzfindigkeiten auf eben die Dinge, die man jetzt so oft im Munde führt, auf Sprachphilosophie, Geist des Zeitalters u. s. f., über die es aber freylich bequemer ist, oberflächlich zu räsonniren, als gründliche historische Untersuchungen anzustellen. Freylich wäre es nun hiezu nicht eben nöthig, die Accente wirklich zu *schreiben*, genug wenn man nur auch auf die *nicht geschriebenen* achtete; hierauf aber mufs Rec. den Leser bitten, die Antwort bey dem Herausg. selbst nachzusehen. (S. XXI) Bey den Griechen

endlich, in deren Charakter das feinste, und auf das höchste ausgebildete Schönheitsgefühl ein hervorstechender Zug ist, sollte nicht bloſs die Materie, der Gedankengehalt, sondern auch die Form, und zwar im weitesten Sinne des Worts, wichtig scheinen. Dahin aber gehört ganz vorzüglich die Declamation, der Vortrag der Poesie sowohl als der Prose, und da es der Natur der Sache nach äuſserst schwierig ist, von dieser einen richtigen Begriff zu fassen; so wäre es mehr als sonderbar, wenn man gerade dasjenige Studium vernachläſsigen wollte, was hier eine entschiedene Wichtigkeit hat, das Studium der Accentuation und Orthographie. Immer wird freylich der Versuch vergeblich bleiben, die Declamation der Alten ganz wieder unter uns herzustellen, und den Homer eben so als Plato, oder auch nur als Longin zu lesen; aber unläugbar bleibt es doch, daſs das Studium derselben uns nicht nur über die Feinheit des griechischen Organs wichtige Aufschlüsse, sondern auch über unsere eigne Declamation in unsrer Sprache nicht unbedeutende Winke ertheilt. In dieser letzten Rücksicht führt der Herausg. z. B. die Sorgfalt an, mit welcher die Griechen bey apostrophirten Wörtern den Consonans, der zur weggelassenen Sylbe gehört, mit der folgenden Sylbe verbanden, da bey uns ungeübte Leser ihn so oft an die vorhergehende anschlieſsen, und die sie bewog, diesen Consonans, wenn das Wort am Ende eines Verses stand, allein zu trennen, und zum Anfang des folgenden hinüberzuziehen, wie z. B. Il. VIII. 207.

Ζῆ-
ν', αὐτοῦ κ'ἔνθ' ἀκάχοιτο καθήμενος οἶος ἐν Ἴδῃ.

Im Pindar (Ol. III. 46.) muſs sogar ein einzelnes solches *ν* einmal aus dem Ende einer Antistrophe in den Anfang der folgenden Epode hinüberwandern. In der That klingt auch, wie jedem nicht ungebildeten Ohr auffallend

seyn mufs, die entgegengesetzte Aussprache nicht nur höchst unangenehm, sondern giebt noch aufserdem manchmal zu Zweydeutigkeiten Anlafs. So kann, um ein Beyspiel aus unserer Sprache anzuführen, das apostrophirte Imperfectum: *winkt'* durch unrichtiges Lesen in das Präsens verwandelt werden, und ein lächerliches Mifsverständnifs derselben Art erzählt der Scholiast des Euripides von dem Atheniensischen Theater. Als nämlich Orestes beym Euripides (Eur. Or. 279.) aus einem Anfall der Raserey erwacht, ruft er aus:

> *'Εκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλήν' ὁρῶ.*
> „Die Woge schweigt; ich seh' *die Heitre* wieder!"

Der Schauspieler Hegelochus hielt, als er diese Rolle spielte, weil ihm gerade nach der zweyten Sylbe der Odem ausging, hinter *γαλήν'* ein, und nun klang der Vers:

> *'Εκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλῆν' ὁρῶ.*
> „Die Woge schweigt; ich seh' *das Wiesel* wieder!"

Die Comödiendichter versäumten diese Gelegenheit nicht, sich über das tragische Theater lustig zu machen. Sannyrion unter andern liefs einen Verfolgten, der vor seinen Feinden floh, ausrufen:

> „Wie mach' ichs, dafs ich in ein Loch entschlüpfe?
> „Könnt' ich nur schnell zum *Wiesel* werden!
> „Allein was hülf' es mir? Es käme
> „Hegelochus, der Tragiker, und schriee
> „Laut meinen Feinden zu:
> „*Die Woge schweigt; ich seh' das Wiesel wieder!*"

und auf eine ähnliche Art wird der arme Hegelochus auch von Aristophanes verspottet. (S. Aristoph. Ran. v. 304, wo Bruncks Note, so wie Markland ad Eur. Suppl. 901. zu berichtigen ist.) Diese Materie, noch ein wenig weiter verfolgt, könnte noch zu andern sehr interessanten Bemerkun-

gen führen. Wenn z. B. in solchem Fall gerade nach einem Apostroph der Sinn einen Abschnitt verlangt, wie schwebend mufs dann die griechische Stimme beide Wörter gehalten, wie sanft sie in einander haben überfliefsen lassen? und eben so, wenn dieser Fall am Ende des Verses eintritt, da der Herausg. bemerkt, dafs das Ende des Verses allemal im Lesen angedeutet wurde; wohin vielleicht auch gehört, dafs die griechischen Dichter, vorzüglich die lyrischen, zu den Endsylben der Verse gern lange Sylben wählten, (wie denn namentlich bey Pindar bey weitem der gröfste Theil der Endsylben lang ist,) um dadurch das Schweben und Innehalten der Stimme zu erleichtern, (vergl. Marius Victorinus ed. Putsch. p. 2569.) die doch gewifs wieder sehr schnell zum folgenden Verse hinübereilte, da die Endsylbe des einen Verses oft durch Position der Anfangssylbe des andern lang wird, und die Griechen überhaupt weit schneller, als wir, declamirten. Aber vielleicht hat sich Rec. durch das Interesse, das diese, noch so wenig behandelte, Materie in ihm erweckte, schon zu weit führen lassen. Er begnügt sich daher, nur noch anzumerken, dafs der Leser, aufser den genannten Gegenständen, noch über andere Materien, z. B. über die richtige Abtheilung der Wörter (z. B. *πρέ-σβα* od. *πρές-βα*) *'Ατρείδης* oder *'Ατρεΐδης*, die *'Απίη γαῖα*, das *ν ἐφελκυστικόν*, die Verdoppelung der Consonanten, und vorzüglich der fünf Halbvocale, die Zusammenziehung einiger Wörter (z. B. *ἀμπέλαγος*) und die Diastole, lehrreiche Bemerkungen findet, welche die Resultate gelehrter und scharfsinniger Untersuchungen sind. Denen, die sich nicht scheuen, tiefer einzugehen, empfehlen wir die Vergleichung einiger Stellen der Reitzischen Schrift *de prosodiae Graecae accentus inclinatione*, vorzüglich p. 124—126 von der Anastrophe.

Endlich dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dafs der Druck sehr sauber, und weniger klein und angreifend für das Auge, als in der vorigen Ausgabe ist, und dafs sich auch dieser Abdruck durch die, den Wolfischen Ausgaben so eigenthümliche, Correctheit auszeichnet.

Briefe von Wilhelm v. Humboldt an G. Forster.

I.

Göttingen den 10. November 1788.

Endlich, lieber Herr Hofrath, bin ich seit zwei Tagen wieder hier angekommen, und ich eile, Ihnen davon Nachricht zu geben, und Ihnen noch einmal recht herzlich für die gütige Aufnahme zu danken, durch die Sie mir meinen Aufenthalt in Mainz so angenehm machten. Könnte ich Ihnen nur eben so lebhaft sagen, als ich es empfinde, wie jene vier Tage in der That die glücklichsten waren, die ich auf meiner ganzen Reise verlebte, wie angenehm und unerwartet mich die freundschaftliche Güte überraschte, die Sie mir erzeigten, welch eine frohe Aussicht sie mir auf die Zukunft gewährt, da ich mir mit der Fortdauer dieser Gesinnungen schmeicheln darf! Es ist ein so großes und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen; und dieses Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beschreiben, wie stark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner ersten Bekanntschaft mit Ihnen empfingen,

wie die Freundschaft und — ich darf es sagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwiesen! Seyn Sie aber gewifs überzeugt, mein Theurer, dafs es mir ewig unvergefslich seyn wird, und dafs nie der Wunsch in mir erstickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, dafs ich so gütiger und freundschaftsvoller Gesinnungen immer würdiger zu werden suche.

Von Mainz, wissen Sie, reiste ich den Rhein hinunter nach Aachen und Düsseldorf. In Aachen blieb ich zehn Tage, weil mich Dohm, der in Berlin noch mein Lehrer war, und der vielleicht darum noch mehr Freundschaft für mich hat, nicht eher fortlassen wollte, da ich ihn freilich nun wohl gewifs in mehreren Jahren nicht wiedersehn werde. Jacobi empfing mich mit der gröfsten und unerwartetsten Freundschaft, mit einer Freundschaft, die mich stolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewufst hätte, dafs ich sie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm, aber ohne die Vermittelung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engel's, Herzens, Biester's und so vieler anderer Anti-Jacobiten so nahe zusammen getreten. Ich bin Ihnen in der That herzlich für seine Bekanntschaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, grofsen und tiefen Ideen, die er in einer so lebhaften, schönen Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu seyn, dafs ich in der That nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat. Er hat mir erlaubt und versprochen, die Verbindung mit ihm durch einen Briefwechsel zu unterhalten. Wenn er, wie ich hoffen kann, Wort hält; so verspreche ich mir noch sehr viele angenehme Stunden davon. Ich habe Gelegenheit genommen, ihm zu sagen, was

Sie mir aufgetragen hatten; er sprach mir mit der gröfsten, freundschaftlichsten Wärme von Ihnen, und er hofft, dafs Sie ihn bald einmal von Mainz aus besuchen werden.

II.

Göttingen den 14. März 1789.

Sie verlangen mein Urtheil über Ihren Aufsatz in Archenholz. Gut denn, und gewifs mein aufrichtiges. Aufsätze über Literatur haben ihre eigene Schwierigkeit. Bei einem kleinen Vorrath von Materialien erhalten sie ein magres, armseliges Ansehn, bei einem grofsen, wie ich glaube, das Sie vor sich hatten, ist es so schwer, die richtige Auswahl zu treffen und man geräth so leicht in Gefahr, nicht mehr als ein Namenregister zu liefern. Darum hat mir die Darstellung in Ihrem Aufsatz so meisterhaft geschienen. Es geht alles so in einer Reihe, an einem so künstlich gesponnenen Faden fort, ohne dafs man doch in irgend einer Stelle die Kunst bemerkt, die dazu gehörte, ihn so zu spinnen. Vorzüglich aber hat mir die Art gefallen, wie Sie den Einflufs des brittischen Nationalgeistes auf die Literatur zeigen. Eine Kenntnifs der neuesten Schriftsteller eines Landes, ihre Schriften u. s. f. kann immer ganz interessant seyn, aber der raisonnirende Leser verlangt doch mehr; er will wissen, warum die Schriftsteller in diesem Lande gerade in diesem und keinem anderen Geiste schrieben, warum gerade diese Zweige der Literatur, und keine andere blüheten? und das dünkt mich doch, haben Sie vortrefflich entwickelt. Die Stelle vom Religionszustande in England ist ganz in dem Geiste geschrieben, in dem ich jetzt recht vieles geschrieben wünschte.

Dafs Sie es Jacobi ans Herz gelegt haben, dafs man vom Uebersinnlichen schlechterdings keine Idee haben kann, freut mich sehr. Er ist zwar zu sehr Philosoph, um es

begreifen, erklären zu wollen. Aber er glaubt es doch anschauen zu können. Ich gestehe Ihnen gern, dafs ich davon keine Idee habe und dafs ich fürchte, es kann leicht zur Schwärmerei führen. Ich habe mich schon in mehreren meiner Briefe an ihn darauf bezogen, allein bis jetzt hat er mir die Antwort immer erst versprochen. Sein Briefwechsel macht mir sehr viel Freude. Er ist so aufserordentlich freundschaftlich gegen mich; und unleugbar ist er doch ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften, und von einem sehr edlen, wahrhaft grofsen Charakter. Die kleinen Schwächen derer bemerken zu wollen, ist mir immer bei wahrhaft schätzungswürdigen Männern ein sehr verachtungswerthes Geschäft. Seine Beilagen hat er mir auch geschickt. Nur Schade, dafs ich gerade die beiden letzten, die doch unstreitig die wichtigsten sind, während meiner Krankheit erhielt. Die letzte hat mir am meisten gefallen. Schien sie Ihnen nicht auch meisterhaft?

III.

Den 20. Juni 1789.

Nur zwei Worte des Dankes heute, theuerster Freund, für Ihren lieben herzlichen Brief. Ich hatte mir vorgenommen, ihn recht ausführlich zu beantworten; aber eine Nachricht, die ich heute von unsres Jacobi's Reise nach Pyrmont erhielt, bestimmte mich, schon morgen früh um 3 Uhr nach Hannover zu reisen, um ihn da zu sehn. Nach Pyrmont kommt er für meine Absichten zu spät. In wenigen Tagen bin ich wieder hier, und dann, bester Forster, erhalten Sie vollständige Nachrichten.

Leben Sie indefs recht wohl, und grüfsen Sie Ihre liebe Frau tausendmal. Was macht Ihre Gesundheit? Schonen Sie sich doch ja. Auch das bischen Genufs dieses Erdenlebens ist doch so viel immer werth, und wie viel mehr

die reiche Gelegenheit zu wirken? Verzeihen Sie diese elenden Zeilen. Aber ich wollte ungern noch acht Tage hingehen lassen, eh' ich Ihnen wenigstens mit Einem Worte sagte, wie innig ich Sie liebe.

Ewig Ihr Humboldt.

IV.

Den 1. Juli 1789.

Hier bin ich wieder, theuerster Freund, von meiner hannöverschen Excursion zurück, und bestätige Ihnen noch einmal alles, was ich in meinem vorigen Briefe über Hannover sagte. Ich genofs fünf sehr vergnügte Tage da, und wie grofs auch der Antheil ist, den der Umgang mit unserm trefflichen Jacobi daran hatte, so wäre ich doch ungerecht, auf Hannover gar nichts davon rechnen zu wollen. Ich habe mich diesmal nur auf sehr wenige Gesellschaften eingeschränkt: und unter allen Herren und Damen vom ersten Range hat mich niemand gesehen als die Wangenheim. Den gröfsten Theil des Tages brachte ich immer bei Jacobi und mit ihm bei den Wenigen zu, die er besuchte. Rehberg, Brandes, Zimmermann, Rehden, den er schon von älterer Zeit her kannte, und das Wangenheimische Haus, in das ich ihn führte, waren der Kreis seiner Bekanntschaften aufser seiner Familie. Zu Koppe wollte er noch den Tag nach meiner Abreise gehn. Am nächsten ist er, wie Sie leicht denken können, mit Rehberg zusammen gekommen. Die erste Unterredung war ziemlich kalt, und für zwei so treffliche Köpfe auch ziemlich leer. Aber schon bei der zweiten thaute, nach Jacobi's Ausdruck, Rehberg auf, und alle die übrigen Tage hindurch war er sehr heiter, offen und freundschaftlich. Zimmermann wollte Jacobi, wie er auch Ihnen gesagt haben wird, nicht besuchen. Allein Rehberg und ich redeten ihm zu,

und er war hernach sehr mit dem Besuche zufrieden. Wenigstens hat Zimmermann nicht, wie er es vermuthete, von seinen Streitigkeiten mit ihm gesprochen. Apropos, Sie wissen doch, daſs Zimmermann eine neue Auflage seiner Unterredungen mit Friedrich II. veranstaltet? Girtanner, den Sie nun in wenig Tagen bei sich sehen werden, kann Ihnen das Nähere davon sagen. Bei der Wangenheim waren wir einen Mittag sehr vergnügt mit Brandes, Höpfner, Rehberg, dem Gr. Hardenberg, Wallmoden u. s. f. Fast den ganzen Mittag über wurde von Campe und neuerer Erziehung gesprochen. Denken Sie sich nur, wie da Raisonnement und Deraisonnement, witzige und unwitzige Einfälle auf einander gehäuft wurden. Vorzüglich muſste ich, als Campe's ehemaliger Zögling, immer mit Gegenstand des Gesprächs seyn. Aber ich erzähle Ihnen da, lieber Forster, eine Menge von Kleinigkeiten, die Sie, so wie sie hier stehen, unmöglich interessiren können. Doch das wird Sie interessiren, daſs Jacobi, so viel ich wenigstens bemerken konnte, sehr in Hannover gefallen hat. Ueberhaupt müſste er einmal eine eigne Reise durch ganz Deutschland machen, bloſs um richtigere Meinungen von sich zu verbreiten. Ich habe noch wenig Menschen gesehn, die soviel durch die persönliche Bekanntschaft gewinnen, als er. Selbst eine gewisse Art des Stolzes, die freilich unverkennbar bei ihm ist, besteht doch nur in dem Werth, den er auf seine Ideen legt, gar nicht in Forderungen, die er für seine Person, ja nicht einmal für diese Ideen selbst macht, äuſsert sich also auch weit weniger im Umgang, als in seinen Schriften. Bei mir hat er noch neuerlich durch einen kleinen Zug sehr gewonnen. Er schrieb mir in einem seiner letzten Briefe einen sehr harten Ausdruck über Biester. Ich, der ich über Biester ganz anders denke, und vielleicht bald auch in einem näheren

Verhältnifs mit ihm stehe, wollte dies gern für die Zukunft verhüten und schrieb ihm geradezu meine der seinigen völlig entgegengesetzte Meinung. Ich gestehe Ihnen, dafs ich davon etwas für unser Verhältnifs befürchtete. Aber ich wollte offen handeln. Allein Jacobi hat vielmehr selbst einmal in Hannover mein Urtheil als einen Beweis für Biester's Charakter in völligem Ernst angeführt.

Von den neuen Mefssachen habe auch ich noch so gut als nichts gesehen. Im Katalogus fiel mir nicht eben Vieles sonderlich auf. Aus der ausländischen Literatur reizt Barthelemy's Anacharsis am meisten meine Aufmerksamkeit. Jacobi ist zwar nicht damit zufrieden. Aber er urtheilt oft zu einseitig. So auch, dünkt mich, über Dupaty. Dupaty mufs nicht als Schriftsteller, nicht als Beschreiber angesehn werden. Man mufs einzeln bald diesen, bald jenen Brief lesen, mufs dabei immer den Mann vor Augen haben, seinen hellen eindringenden Verstand, seine lebhafte Phantasie, sein glühendes Gefühl für alles, was die Menschheit interessirt. Wer wird, wenn er so liest, nicht hingerissen werden? Ihre Uebersetzung, lieber Freund, ist wahrlich genialisch. Ich hatte nur wenig im Original gelesen, aber mir schien eine Uebersetzung kaum möglich, und Sie haben eine geliefert, die sich wie Original liest. Nur hie und da glaube ich Kleinigkeiten bemerkt zu haben, die Ihnen entschlüpften, eine unrichtige Metapher, ein falsch zusammengestelltes Bild. So, wenn ich mich nicht irre, bei der Beschreibung des Gartens des Exdoge von Genua. Doch mag auch da die Schuld am Originale liegen, das ich nicht zur Hand hatte. Sie sehn, dafs ich wenigstens mit Aufmerksamkeit las.

Sollten Sie wohl glauben, dafs mehrere Leute hier Sie für den Verfasser der Recension gegen Meiners halten? und das aus sehr sicheren Nachrichten haben wollen?

V.

Heidelberg den 23. September 1789.

Sie werden sich wundern, lieber Forster, von hier aus einen Brief von mir zu bekommen. Erst bei meiner Rückreise wollte ich diesen Ort besuchen. Allein auf Medicus's — der selbst in der Schweiz gewesen ist — Anrathen habe ich meinen Reiseplan geändert. Ich gehe nun von hier über Stuttgart, Tübingen nach Schaffhausen, von da durch die Schweiz und komme dann bei Basel heraus. Die Wege sollen von Tübingen bis Bern am schlimmsten seyn, und die hätte ich bei meiner ersten Route gerade in den schlimmsten Monaten machen müssen. Von Genf bis Basel hingegen ist der Weg auch in jener Jahreszeit gut.

Ich war zwei Tage in Mannheim. Iffland fand ich nicht. Er ist in Wiesbaden. Es that mir unendlich leid, er hätte mich gerade am meisten interessirt. Ihren Brief habe ich abgegeben, weil ich vergessen hatte, Sie zu fragen, ob er außer dem, was mich betraf, noch etwas Anderes enthielte.

Medicus mußte wegen eines Katarrhs das Zimmer hüten. Ich besuchte ihn zweimal. Er gefällt mir wegen seiner Offenheit, Gewandtheit und Gutmüthigkeit.

Das Theater sah ich nicht in seinem Glanze. Sie gaben Emilia Galotti, und das soll eines ihrer schlechtesten Stücke seyn. In der That blieben auch beinah alle weit unter dem Mittelmäßigen stehn. Nur die Witthöft, als Emilia, und Mad. Engst, als Orsina, spielten ziemlich gut. Doch verfehlte, dünkt mich, die Witthöft die edle Einfalt der Emilia, und die Engst den großen hohen Geist und das tiefe Gefühl der Orsina. Sie machte bloß eine witzelnde Spötterin aus ihr.

In der Bildergallerie gefielen mir nur wenig Stücke und ganz vorzüglich keins. Allenfalls ein Knabenkopf von Carlo Dolce.

Hier brachte ich nach ein paar unbedeutenden Besuchen den Abend mit dem Kirchenrath Mieg zu. Es fiel manches interessante Gespräch vor. Zuerst über Biester, ich war von Biester an ihn adressirt. Ich trug die Ideen Ihres Aufsatzes vor, doch ohne Sie oder den Aufsatz selbst zu erwähnen. Mieg stimmte in alles ein, vorzüglich erhob er sich gegen die Intoleranz der Vernunft. Mieg hat einen sehr vortheilhaften Eindruck auf mich gemacht. Er scheint so offen und gerade, sein Verstand so hell und durchdringend, und dabei hat er so viel Eifer für Freiheit und Rechte der Menschheit. Selbst in seiner Art sich auszudrücken liegt eine gewisse Einfalt und Kraft.

Diefs ist ein kurzer Abrifs (Sie erlaubten mir ja Ihnen auch kurze Briefe zu schreiben) von den drei Tagen, die wir nun getrennt sind. Getrennt! O! Sie wissen es, lieber theurer Freund, was mich das Wort kostet. Es waren vierzehn sehr glückliche Tage.

VI.

Tübingen den 28. September 1789.

Die Aussicht vom Heidelberger Schlofs gefiel mir mehr, als alle übrigen, die ich bis jetzt in diesen Gegenden sah. Die Rheinufer unterhalb Mainz, selbst da, wo sie am schönsten sind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewisse Einförmigkeit, ewig Weinberge oder nackte Felsen, und Ihre Mainzer Gegenden sind zwar lachend und mannigfaltig, aber sie sind nicht malerisch genug, machen nicht genug Ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen, hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fufse, eine grofse und schöne

Gruppe. Es liegt wahrhafter Charakter in dieser Gegend, und der Eindruck, den sie in der Seele zurückläfst, ist grofs und tief. Der Weg von Heidelberg bis Heilbronn ist überaus schön. Er läuft immer an dem Neckar fort, dessen unaufhörliche Krümmungen zwar oft eingeschränkte, aber immer schöne, und ewig abwechselnde Aussichten gewähren. Von Heilbronn aus ist er weniger angenehm.

In Stuttgart besuchte ich zuerst Abel. Er ist ein munterer, lebhafter Mann, der viel und oft lange hintereinander, aber sehr bescheiden spricht. Unsere Unterredung wurde bald metaphysisch. Er griff die Kantischen Grundsätze der Moral an, und vertheidigte das gewöhnliche System, welches zum ersten Princip die Beförderung allgemeiner Glückseligkeit macht. Ueberall verrieth er eine grofse Bekanntschaft mit Kant's und den übrigen neueren philosophischen Schriften, aber in seinem eignen Raisonnement bemerkte ich weder grofsen Scharfsinn noch Feinheit und tiefen Blick. Ich wohnte einer seiner Lehrstunden in der Akademie bei; er las Psychologie, und zwar, wie es Kant nennen würde, empirische Psychologie. Aber er verfehlte, dünkt mich, die richtige Methode, wie Gegenstände der Beobachtung und Erfahrung behandelt werden müssen. Es war ein ewiges Abstrahiren, und wenn man auch gleich, um einen Gegenstand genau und vollständig zu untersuchen, seine verschiednen Seiten einzeln prüfen mufs, so mufs man doch auch hernach sie wieder zusammenstellen, und die Veränderung nicht übergehn, welche die Coexistenz und das Verhältnifs der einen zur andern wieder in jeder einzelnen hervorbringen; und diese Kunst, wodurch freilich die Untersuchungen aller Erfahrungsgegenstände gerade die schwierigsten werden, fehlte ihm beinah ganz. Ueberdies aber schien er oft zu vergessen, dafs, was er in Gedanken trenne, in sich doch nur Eins sey. So sonderte er Seele und Leib,

so Verstand, Herz und Willen von einander ab. Sein Vortrag, so wie seine Art sich auszudrücken überhaupt ist deutlich und bestimmt, aber kalt, trocken, und in vieler Rücksicht mager. Ueberhaupt ist es doch sonderbar, wie die Philosophie, die gerade am meisten einer großen Fülle, eines Reichthums von Ideen fähig wäre, noch immer auf eine so unfruchtbare Weise behandelt, zu einem fleisch- und marklosen Gerippe gemacht wird, wie nur die Wissenschaften es seyn sollten, die sich bloß mit Analysirung selbst construirter Begriffe, also im eigentlichsten Verstande mit bloß formellen Ideen beschäftigen. Allein freilich ist die gewöhnliche Philosophie auch beinah nichts, als eine solche Wissenschaft; freilich ist es leichter, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir so wenig Befriedigendes über alle Theile der praktischen Philosophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Gesetzgebung; darum sind die meisten unserer Metaphysiken nur Uebungen zur Anwendung der logischen Regeln. Denn gerade das Studium der Logik hat in dieser Rücksicht unendlich geschadet. In allen Wissenschaften findet man Spuren davon. Sogar aus der Botanik führten Sie mir neulich eins an, und es könnte einen eignen recht interessanten Aufsatz geben, einmal den ganzen Schaden zu schildern, den das Formelle in unserer Erkenntniß dem Materiellen derselben gebracht hat, und noch immer bringt. Es würden da mancherlei Dinge neben einander stehen, Linné's botanisches System, der allgemeine Begriff: Kirche, ohne den vielleicht nie ein Symbol geherrscht und nie ein Ketzer den Scheiterhaufen bestiegen hätte, die Jacobische Philosophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht ist, ob nur überhaupt ein Sinn

zum Beobachten existirt. Denn auch das entgegengesetzte Extrem, ohne jedoch behaupten zu wollen, dafs das Jacobische System auch nur an dies Extrem streife — die Vernachlässigung alles Formellen dürfte nicht übergangen werden. Beide, der magre Schulpedant und der Schwärmer, müfsten geprüft und nach Verdienst gewürdigt werden.

Aufser Abel lernte ich den Professor des Staatsrechts Reufs, den Hofrath Schwab, den Bibliothekar Drük und den Dichter Schubart kennen. Reufs scheint ein vernünftiger, aufgeklärter Mann; Schwab noch mehr als das, sogar ein feiner Kopf zu seyn; Drük nimmt anfangs mehr durch die unleugbare Güte und Sanftheit seines Charakters für sich ein als durch seinen Kopf, obgleich auch der letztere einen gewifs, sobald man nur mehrere Stunden mit dem Manne umgeht, nicht unbefriedigt läfst.

Jetzt, da ich diesen Brief schliefse, bin ich in — — sechs Meilen hinter Tübingen, einem reichsritterschaftlichen Dorfe, das aber, wie mir mein Wirth erzählte, der Herr Reichsbaron mit seinen Gläubigern jetzt theilen mufs. Ich mufs, da ich jetzt von einem Fuhrwerke abhänge, hier in einer elenden Schenke übernachten, in einer kleinen, nicht sehr reinlichen Stube, in der die Mäuse gleiche Rechte mit mir zu haben scheinen. Wenigstens lassen sie sich jetzt, da alles im Hause schläft, schon laut hören. Indefs Lavater's: Dennoch, führt mich durch alles dies Ungemach muthig hindurch. Uebermorgen (Mittwochs) früh denke ich in Constanz, Donnerstag in Schaffhausen und Sonnabend in Zürich zu seyn. Ich wollte doch den Bodensee nicht vorüberreisen.

Von Zürich aus erfahren Sie gewifs wieder etwas von mir. Aber, lieber Forster, kann ich nicht auch von Ihnen einen Brief haben? Ich wüfste so gern, was Sie machten, was Ihre liebe Frau, Ihr Röschen? Schreiben Sie mir

doch das alles recht ausführlich, schreiben Sie mir, was Biester Ihnen geantwortet, was Sie jetzt arbeiten — es interessirt mich ja alles so sehr, was Sie betrifft — und lassen Sie mich den Brief bei Rougemont in Neufchatel finden. In Zürich oder Bern möchte es jetzt zu spät seyn, und in Genf und Lausanne haben Sie, glaube ich, keine Bekannte.

Leben Sie nun wohl, recht wohl, lieber theurer Freund, und erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großsen Theil meines Genusses aus. Beinah mit keinem anderen Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und daſs sich das so von selbst, so ohne alle äuſsere Veranlassung machte, daſs ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daſs Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschlieſst, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles müſsten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind. Leben Sie wohl.

VII.

Bern den 28. October 1789.

Unstreitig interessirt von allen meinen zürichschen Bekanntschaften Lavater Sie am meisten. Also zuerst von

ihm. Ich war fast täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er seine gewöhnliehen Geschäfte meinetwegen nicht nnterbrach, so sah ich ihn in so vielen charakteristischen Lagen, dafs ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm gesagt, durch manches, was ich selbst von ihm gelesen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich seltnen Geistes unverkennbar schienen, war meine Erwartung in der That hoch gespannt. Ich erwartete eine Fülle neuer, grofser, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar schwärmerischer Ideen. Allein in allem dem fand ich mich sehr getäuscht, und nicht blofs getäuscht, weil ich so viel erwartete, sondern wirklich, weil ich so wenig fand. Ich hätte die interessanten Ideen zählen können, die ich in den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen.' Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die geahnete Wahrheit aufsuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles seyn, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäfse, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind grofsentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Hexametern, Correspondenz, Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsge-

dichte u. s. w. Ueberhaupt ist es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeufsere hält. Er liefs mich oft allein in seiner Stube, und das war mir immer interessant. Einen grofsen Theil seiner Bücherbretter nehmen pappene Futterale ein. Einige enthalten gesammelte Briefe. Da waren: „Wichtige Briefe," „Briefe von Andren," „Briefe an Jünglinge" und zwei dicke Bände mit der Aufschrift: Bremen. Auf vielen andern stehen einzelne Namen, und da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. Ich rieth lange, was das seyn könnte. Noch den letzten Tag erklärte er's mir. Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand. An den Wänden hingen hie und dort in Rahmen gefafste Täfelchen mit Sprüchen aus dem Lesebüchlein für Weise. Auf dem Tische lag eine auf Holz gespannte Pergamenttafel mit der Ueberschrift: „Nöthigste Geschäfte." Kurz, ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle Merkwürdigkeiten dieser Stube erzählen wollte, und ich begreife nicht, wenn der Mann an die Materie kommt, da ihn die Form so viel Zeit kosten mufs. Meine wichtigsten Unterredungen mit ihm waren über Physiognomik, und über deutsche Schriftsteller, und den Mafsstab, nach dem man Geistesproducte bei uns beurtheilt. Es mag wohl viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur so als eine Art anzusehn, wie die unsinnliche erscheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffre von ihr, den wir enträthseln müssen; aber interessant bleibt die Idee doch immer, und wenn man sich recht hinein-

träumt, schon die Hoffnung immer mehr zu entziffern von dieser Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuſs zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es ist, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den ästhetischen Sinn, als den wahren Mittler zwischen dem sterblichen Blick und der unsterblichen Uridee. Ueber unsere Literatur, darüber, daſs so wenig Producte erscheinen, aus welchen eigentlich Genie hervorblickt, sagte er freilich manches Gute. Aber wen nahm er nun von dem allgemeinen Verdammungsurtheil aus? Haben Sie je solche Zusammenstellung gehört? Jacobi, Spittler und Löffler aus Gotha, den letzteren aber nur nach einem Gespräch mit ihm, nicht nach seinen Predigten, wonach er ihn nur für einen „vornehmen Philister" gehalten hätte. Denn Philister ist ihm jeder, in dessen Producten wohl Richtigkeit der Ideen, Correctheit der Sprache, Eleganz der Darstellung, aber nicht eigentliches Genie ist.

Von Zürich aus besuchte ich Zug und Lucern. Ich hatte schönes Wetter und konnte der herrlichen Aussichten am Züricher See ganz genieſsen.

Noch schöneres und heitreres Wetter hatte ich auf meiner jetzigen Wanderung, auch die höchsten Berge bedeckte kein Wölkchen. Ich ging in das Lauterbrunner- und Grindelwalder- und von da über die Scheideck in das Haſslithal, dann die Aar hinauf bis nach Spital, um über die Furke den Gotthard zu ersteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, als ich in Spital übernachtete, vernichtete meinen Plan, und ich muſste wieder umkehren. Ich brachte sehr glückliche Tage in diesen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so groſsen Bil-

dem unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich die Ideen der Einöde, der Einsamheit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte! O! lieber Forster, wir müssen einmal zusammen eine eigentliche Gebirgsreise machen. Das ist weniger kostbar und weniger langwierig, als eine Reise nach England, und muſs Ihnen, als Naturforscher, doch auch sehr wichtig seyn.

VIII.

Carlsruhe den 29. Novbr. 1789.

Welch einen frohen Tag, theurer Forster, hat mir Ihr Brief gemacht! So günstig auch bei meiner Abreise von Ihnen alle Hoffnungen für die Gesundheit Ihrer lieben Frau waren, so zitterte ich doch immer vor Klärchens Ankunft. Wie gern überrascht' ich Sie jetzt in den ersten Regungen Ihrer Freude! In der That muſs ich mir Gewalt anthun, nicht noch heute Carlsruhe zu verlassen, und nichts, als die Kenntniſs des Wirthshauses mit davon zu nehmen. Auch der Name Klärchen hat meinen völligsten Beifall und ich freue mich, daſs der Anblick eines neugebornen Mädchens Sie von den barbarischen Namen, die Sie für

den armen Jungen von den Angelsachsen und Normännern herholen wollten, zu dem sanften Klärchen herabgestimmt hat.

Sie haben mich bei Ihrer Frau wegen meines Stillschweigens entschuldigt? Herzlich danke ich Ihrer Liebe dafür, aber Ihrer Entschuldigung beitreten kann ich nicht. Nein, bester Freund, auch ein weit gröfserer Mangel an Zeit könnte mich nie hindern, Ihnen Nachricht von mir zu geben. Aber ich bedarf wirklich gar keine Entschuldigung. Denn ich hielt in der That mein Versprechen, und schrieb Ihnen nach meiner Fufsreise aus Bern. Allein zu meinem gröfsten Erstaunen mufs der Brief verloren gegangen seyn. Ich trage gewöhnlich meine Briefe selbst auf die Post, nur diesmal hielt mich, ich weifs nicht mehr was ab. Ich gab sie also meinem Lohnbedienten und dieser mufs das Porto behalten, und die Briefe weggeworfen haben. Das Einzige, was mich befremdet, ist, dafs Sie den einen vor meiner Fufsreise, den ich doch eben dem Menschen anvertraute, bekommen zu haben scheinen. Denn dafs in Ihrem Briefe steht: „als Sie aus Zürich schrieben vor Ihrer Reise zu Fufs" halt' ich für einen Schreibfehler statt Bern. Ich schrieb Ihnen aus Zürich gar nicht.

Dafs Jacobi Ihren Brief beantwortet hat, wie er mufste, freut mich für ihn, ob ich Ihnen gleich gestehe, dafs ich's nicht erwartete. Ihr Zurückfordern Ihres Aufsatzes von Berlin ist mir nicht ganz lieb. Dafs er nicht im November erschien, konnte so manche zufällige Ursache haben. Und Biester's Stillschweigen? Ist das —, ich rede ganz frei, weil ich weifs, lieber Freund, dafs Ihnen Offenherzigkeit werth ist und weil ich in eben dem Geiste der Duldung spreche, den ich von Ihnen lernte — ist das darum gleich ein verstocktes? indefs weifs ich die Art nicht, wie Sie den Aufsatz zurückforderten. Verzeihen Sie also mein vielleicht zu vorschnelles Urtheil. . . . . .

Seit Basel sah ich von irgend interessanten Menschen nur Jacobi und Pfeffel. Jacobi, herzensgut und nicht ununterhaltend, aber so gar nicht wie sein Bruder, nicht der scharf eindringende Geist, nicht die lebhafte Phantasie, nicht das feurige Gefühl. Pfeffel'n konnte ich schlechterdings kein Interesse abgewinnen. Doch ist er anders als ich ihn mir dachte. Ich dachte mir so etwas Sanftes, Empfindsames. Das fand ich gar nicht, vielmehr eine Art Schnelligkeit, Heftigkeit, ich möchte sagen etwas Militairisches. Indefs sprach ich ihn nur ein Paar Stunden. In Strasburg sah ich Brunk, Herrmann, Oberlin; keiner interessirte mich.

Wie lange ich hier bleibe, wird von der Art abhängen, wie Schlosser mich aufnimmt, und von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, ihn oft und lange zu sehn.

IX.

Den 8. Februar 1790.

Der Heyne'sche Ausspruch, womit Sie Ihren Brief anfangen, ist ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Mensch mufs in das Grofse und Ganze wirken, nur was dies Grofse und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühl nach, so viel Täuschung. Mir heifst in das Grofse und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, so bald er auf sich und blofs auf sich wirkt.

Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als von selbst aus ihm in Andere, und aus Andern in ihn übergeht; so wäre die höchste Moral, die consequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt. Man sey nur grofs und

viel, so werden die Menschen es sehn und nutzen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es geniefsen und der Genufs wird Vater neuer Kraft seyn. Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsre Lagen und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern zu werden und zu seyn. Ich tadle die nicht, welche über Eingeschränktheit des Wirkungskreises klagen. Leider haben die meisten Menschen nur Talent, und das bedarf der äufseren Verhältnisse, um sich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft grofse d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andere, dafs ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist, oder gewesen ist.

X.

1792? (Das Datum fehlte.)

Ihre Ansichten haben mir viel Freude gemacht. Sie haben so viele wahrhaft genialische Stellen, und, was immer meine Bewunderung so heftig anzieht, eine so strenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendsten Feuer der Begeisterung. Das Raisonnement über Kunst hat mir vortrefflich geschienen. Nur Eins, lieber Freund, lassen Sie mich Ihnen aufrichtig gestehen. Die Dedication habe ich ganz und gar nicht verstanden. Alexander sagte mir, sie sey an Ihre Frau. Können Sie mir nicht ein paar Worte Erläuterung geben? Gleich viel Freude hat mir Sakontala gemacht. Lange hat mich nichts so angezogen. Diese Zartheit der Empfindung, diese Cultur verbunden mit dieser Einfachheit! Ihre Uebersetzung ist meisterhaft. Nur mit Ihrem Gefühl war es möglich, diesen Empfindungen diesen Ausdruck zu leihen!

Sie fordern in Ihrem Briefe, mein Theurer, meinen alten Aufsatz für Ihre kleine Schriften. Aber es ist mir

gleich unmöglich, ihn Ihnen so zu geben, und ihn umzuarbeiten. Ich bin zu dieser Arbeit jetzt nicht gerade in der Stimmung, oder vielmehr die Ideen, die dazu gehören, müssen erst eine gröfsere Reife durch Lectüre und Nachdenken erhalten. Die Reife, die man ihnen so giebt, indem man sich hinsetzt, nachdenkt, und sie nun auf Einmal ins Reine bringen will, kommt mir immer vor, wie eine Reife im Treibhaus. Man merkt es den Früchten doch an, dafs ihnen die Zeit und die wohlthätige Wärme der Sonne mangelte. Der erste Aufsatz aber, den ich jetzt glücklich zu Stande bringe, lieber Forster, soll Ihrem Schutze vertraut seyn. Eine sonderbare Schriftstellerarbeit werden Sie wohl von mir gesehen haben, den Procefs von Unger gegen Zöllner. Das Urtheil ist von Klein. Die Protokolle von mir. Eisenbergen gehört nur die Unterschrift. Diese an sich unbedeutende Arbeit freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie sollen keinen Ausdruck darin finden, der Animosität, oder Sucht, seine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch Acten zu schreiben, verriethe. Das Urtheil, so schön es ist, ist von diesen Dingen nicht ganz frei.

XI.

Burgörner den 16. Aug. 1791.

Zürnen Sie mir nicht, lieber Forster, dafs ich so lange verschob, Ihnen zu schreiben. Ich wollte die Zeit abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und diese Zeit ist erst seit einigen Wochen gekommen.

Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich besorge auch von Ihnen nicht die

Mifsbilligung des Schritts, den ich that, die ich von so vielen Andern erfuhr. Sie schätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu sehr, um allen Nutzen nur von einer solchen zu erwarten, die durch äufsere Geschäftslagen bestimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, dafs ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innersten Ueberzeugung, für meine höchste und vielseitigste Bildung den meisten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn bestimmte. Die Sätze, dafs nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und dafs daher der wahren Moral erstes Gesetz ist, bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist; diese Maximen sind mir zu eigen, als dafs ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern, wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz seyn, den ich freilich stiftete, und künftig in unendlich höherm Mafse gestiftet haben würde? Ich zog also das bescheidnere Loos vor, ein stilles häusliches Daseyn, einen kleineren Wirkungskreis. In diesem kann ich mir selbst leben, den Personen, die mir am nächsten sind, ein heiteres zufriedenes Leben schaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, selbst wider seinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unsrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage.

Wie geht es Ihnen, mein Theurer! Ich hörte so lange nichts, auch nicht durch Andere, von Ihnen, es war meine

Schuld, ich fühl' es. Aber Sie, Lieber, werden mein Stillschweigen verzeihen. So oft waren Sie mir gegenwärtig, so oft versetzte ich mich zu den Ihrigen, so oft freute mich die Erinnerung der glücklichen Tage, die ich mit Ihnen verlebt habe! Diese Erinnerung ist es auch, die mir Muth macht, noch auf Ihr Andenken, Ihre Freundschaft zu rechnen. Theurer, guter Forster, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, selbst in der Zeit, da ich Sie gewiſs noch bloſs durch die Wärme interessiren konnte, mit der ich mich so gern an groſse und gute Menschen anschloſs. Durch Sie habe ich einen so groſsen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geist und mein Herz durch Sie genoſs, würde mein Dank Sie noch segnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Miſsverständniſs, wozu mein Stillschweigen vielleicht Anlaſs geben konnte, die Gefühle erstickt hätte, die mich sonst so innig beglückten. Ist das aber nicht, darf ich in Ihnen noch den treuen warmen Freund sehn, den ich ehemals kannte, nun, mein Theurer, so nehmen Sie meinen wärmsten innigsten Dank doppelt für dies neue Geschenk!

XII.

Erfurt den 1. Juni 1792.

Was müssen Sie von mir denken, theurer Freund, daſs ich einen so lieben, gütigen Brief, als Ihr letzter war, so lange unbeantwortet lieſs, und Ihnen in nun mehr als 4 Monaten kein Wort von mir sagte? Ich bin allen Entschuldigungen ein abgesagter Feind, ohne alle also lassen Sie mich Sie herzlich bitten, mir wegen dieses überlangen Stillschweigens nicht zu zürnen, und zu glauben, daſs ich mich unendlich oft indeſs mit Ihnen im Geiste beschäftigte,

und nur der so oft gefafste Vorsatz, Ihnen zu schreiben, immer durch tausend kleine Hindernisse vereitelt wurde.

Zuerst, mein Lieber, mufs ich Ihnen eine Nachricht geben, die Ihrem freundschaftlich theilnehmenden Herzen gewifs Freude gewährt. Meine Frau ist vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind sind vollkommen gesund. Das kleine Mädchen ist ein allerliebstes Geschöpf, so grofs und stark, wie selten ein Kind von so wenig Tagen, so voll Leben und Munterkeit, und mit wundergrofsen, blauen Augen, die sie unaufhörlich im Kopfe herumrollt. Meine Frau stillt das Kind selbst; ich, bei meiner gänzlichen Geschäftslosigkeit, bin so gut als den ganzen Tag bei ihr, und so kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unsrigen. Nur Sie, lieber Freund, dessen eignes Herz so überaus empfänglich für diese Freuden ist, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit mir zu empfinden, wie unendlich süfs mir diese kleinen Beschäftigungen sind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in meiner schon beneidenswerth glücklichen Lage geworden ist. Wahrlich empfinde ich dies auch doppelt, indem ich Ihnen es sage, und ich möchte Ihnen im voraus für das Vergnügen so herzlich danken, das mir Ihre Theilnahme gewährt. Grüfsen Sie Ihre liebe Frau herzlich von mir, und sagen Sie ihr die häusliche Begebenheit, die mich und meine Frau so froh macht. So bald ich mehr Ruhe und Mufse gewinne, schreib' ich ihr selbst.

Die ganze Zeit, seit welcher Sie ohne Nachricht von mir sind, habe ich hier ununterbrochen zugebracht. Sogar Gotha und Weimar, so nah sie auch sind, habe ich nicht besucht. Indefs ist mein Aufenthalt hier auch von meinem vorigen ländlichen nicht sonderlich verschieden gewesen. Der Gesellschaften sind hier wenige, und so bin ich die

meiste Zeit auf meinem Zimmer, im Kreise meiner gewöhnlichen Beschäftigungen gewesen. Der Coadjutor ist hier der einzige Mensch, den man interessant nennen kann, und den habe ich, so viel es überhaupt seinen Geschäften und seiner Lebensart nach möglich ist, genossen. Sein Umgang ist mir um so angenehmer gewesen, als unsre Gespräche meist wissenschaftlich, aus dem Fache der praktischen, vorzüglich politischen Philosophie, worin er unstreitig am meisten bewandert ist, hergenommen sind, und als reine auch bloss theoretische Principien doch noch mehr reizen, wo ihre Anwendung so nah liegt. Ich weiss nicht, lieber Freund, ob Ihnen ein kleiner Aufsatz von mir in der Berliner Monatsschrift, Januar: Ideen über Staatsverfassung u. s. f. zu Gesicht gekommen ist. Es war ein wirklicher, ohne alle Hinsicht auf den Druck geschriebener Brief, der hernach zufällig, und zum Theil dieser Zufälligkeit wegen, mit allen Sinn entstellenden Druckfehlern ans Licht gekommen ist. Aus diesem Aufsatz hatte Dalberg gesehen, dass ich mich mit Ideen dieser Art beschäftige, und wenig Tage nach meiner Ankunft hier bat er mich, meine Ideen über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staats aufzusetzen. Ich fühlte wohl, dass der Gegenstand zu wichtig war, um so schnell bearbeitet zu werden, als ein solcher Auftrag, wenn die Idee nicht wieder alt werden sollte, forderte. Indess hatte ich Einiges vorgearbeitet, noch mehr Materialien hatte ich im Kopfe, und so fing ich an. Unter den Händen wuchs das Werkchen, und es ist jetzt, da es seit mehreren Wochen fertig ist, ein mässiges Bändchen geworden. Sie stimmten sonst, als wir noch von Göttingen aus über diese Gegenstände correspondirten, mit meinen Ideen überein. Ich habe seitdem, so viel ich auch nachzudenken und zu forschen versucht habe, fast keine Veranlassung gefunden, sie eigentlich abzuändern, aber ich

darf behaupten, ihnen bei weitem mehr Vollständigkeit, Ordnung und Präcision gegeben zu haben. Noch jetzt also, schmeichle ich mir, würden Sie im Ganzen mit meinen Behauptungen einverstanden seyn. Ich habe nämlich — und ich hielt dies der nächsten Veranlassung wegen, die mich zum Schreiben bewog, für um so nöthiger — der Sucht zu regieren entgegenzuarbeiten versucht, und überall die Grenzen der Wirksamkeit enger geschlossen. Ja ich bin so weit gegangen, sie allein auf die Beförderung der Sicherheit einzuschränken. Ich hatte die Frage, die ich beantworten sollte, völlig rein theoretisch in ihrem ganzen Umfange abgeschnitten. Ich glaubte also auch kein anderes Princip zum Grunde meines ganzen Raisonnements legen zu dürfen, als das, welches allein auf den Menschen — auf den doch am Ende alles hinauskommt — Bezug nimmt, und zwar auf das an dem Menschen, was eigentlich seiner Natur den wahren Adel gewährt. Die höchste und proportionirlichste Ausbildung aller menschlichen Kräfte zu einem Ganzen ist daher das Ziel gewesen, das ich überall vor Augen gehabt, und der einzige Gesichtspunkt, aus dem ich die ganze Materie behandelt habe. Immer bleibt es doch wahr, daſs eigentlich diese innere Kraft des Menschen es allein ist, um die es sich zu leben verlohnt, daſs sie nicht nur das Princip, wie der Zweck aller Thätigkeit, sondern auch der einzige Stoff alles wahren Genusses ist, und daſs daher alle Resultate ihr allemal untergeordnet bleiben müssen. Auf der andern Seite ist es aber auch eben so wahr, daſs in der Wirklichkeit und fast überall, wo auf den Menschen gewirkt wird, bei der Erziehung, bei der Gesetzgebung, im Umgange, fast nur die Resultate beachtet werden, wovon sich viele Gründe aufzählen lieſsen, die ich nur hier, um Sie nicht zu ermüden, übergehe, und unleugbar freilich macht auch die Erhaltung der Kraft

selbst grosse Sorgfalt auf die Resultate, als das Mittel dazu, oft nothwendig. Desto mehr also muſs, dünkt mich, die Theorie das, was in der Ausübung so leicht das letzte Ziel scheint, wieder an seine rechte Stelle setzen, und das wahre letzte Ziel, die innere Kraft des Menschen, in ein helles Licht zu stellen versuchen. Wenn also die Staatskunst sich meistens dahin beschränkt, volkreiche, wohlhabende, wie man zu sagen pflegt, blühende Länder hervorzubringen, so muſs ihr die reine Theorie laut zurufen, daſs freilich diese Dinge sehr schön und wünschenswerth sind, daſs sie aber von selbst entstehen, wenn man die Kraft und Energie der Menschen, und zwar durch Freiheit, erhöht, da hingegen, wenn man sie unmittelbar hervorbringen will, gerade das leiden kann, um dessen willen sie selbst nur wünschenswerth sind, indem wenigstens in vielen Fällen ein Land freilich schneller bevölkert, wohlhabend, ja sogar in gewissem Grade aufgeklärt werden kann, wenn die Regierung alles selbst thut, den Bürgern das von ihr anerkannte Gute aufdringt, als wenn sie dieselben den freilich langsameren aber auch sicherern Weg der eignen Ausbildung gehen läſst. Wenn die Statistik aufzählt, wieviel Menschen, welche Producte, welche Mittel sie zu verarbeiten, welche Wege sie auszuführen u. s. f. ein Land hat; so muſs die reine Theorie sie anweisen, daſs man darum nur den Menschen und seinen eigentlichen Zustand fast um noch nichts besser kennt, und daſs sie also das Verhältniſs aller dieser Dinge als Mittel zu dem wahren Endzweck anzugeben hat. Ging ich einmal von diesem Gesichtspunkte aus, so konnte ich nicht leicht auf etwas anders als auf die Nothwendigkeit der Begünstigung der höchsten Freiheit und der Entstehung der mannigfaltigsten Situationen für den Menschen kommen, und so schien mir die vortheilhafteste Lage für den Bürger im Staat die, in welcher er zwar durch so

viele Bande als möglich mit seinen Mitbürgern verschlungen, aber durch so wenige als möglich von der Regierung gefesselt wäre. Denn der isolirte Mensch vermag sich eben so wenig zu bilden, als der in seiner Freiheit gewaltsam gehemmte. Dies führte mich nun unmittelbar auf das Princip, dafs die Wirksamkeit des Staats nie anders an die Stelle der Wirksamkeit der Bürger treten darf, als da, wo es auf die Verschaffung solcher nothwendigen Dinge ankommt, welche diese allein und durch sich sich nicht zu erwerben vermag, und als ein Solches zeichnet sich, meines Bedünkens, allein die Sicherheit aus. Alles übrige schafft sich der Mensch allein, jedes Gut erwirbt er allein, jedes Uebel wehrt er ab, entweder einzeln oder in freiwilliger Gesellschaft vereint. Nur die Erhaltung der Sicherheit, da hier aus jedem Kampf immer neue entstehen würden, fordert eine letzte widerspruchlose Macht, und da dies der eigentliche Charakter eines Staats ist, nur diese eine Staatseinrichtung. Dehnt man die Wirksamkeit des Staats weiter aus, so schränkt man die Selbstthätigkeit auf eine nachtheilige Weise ein, bringt Einförmigkeit hervor, und schadet mit Einem Wort der innern Ausbildung des Menschen. Dies ist ohngefähr der Gang der Ideen, den ich gewählt habe, obgleich ich in dem Vortrage selbst einer völlig verschiedenen Ordnung gefolgt bin. Dann bin ich aber auch in ein gröfseres Detail eingegangen, und habe die Nachtheile einzeln zu schildern versucht, welche nothwendig entstehen müssen, oder wenigstens nicht leicht vermieden werden können, wenn der Staat, statt sich auf die Sicherheit zu beschränken, auch für das physische, oder gar moralische Wohl sorgen will. Bei der Sicherheit selbst habe ich mich noch auf die Mittel, sie zu befördern, ausgebreitet, alle die zu entfernen versucht, welche zu sehr auf den Charakter wirken, wie öffentliche Erziehung, Re-

ligion (wobei ich den Aufsatz, den Sie kennen, umgearbeitet gebraucht habe), Sittengesetze, und endlich die angegeben, deren Gebrauch mir unschädlich und nothwendig zugleich scheint, wobei ich denn, jedoch kurz und immer allein in Rücksicht auf den gewählten Gesichtspunkt, Polizei-, Civil- und Criminalgesetze durchgegangen bin. Am Schluſs habe ich Einiges über die Anwendung hinzugefügt und vorzüglich die Schädlichkeit nicht genug vorbereiteter Anwendungen auch richtiger Theorien zu zeigen versucht. Verzeihen Sie, mein Theurer, die ausführliche, und dennoch so flüchtig und unvollständig hingeworfene Auseinandersetzung meiner eignen Ideen. Allein der Antheil, den Sie immer an diesen Gegenständen und an meiner Beschäftigung damit nehmen, verführte mich von Periode zu Periode. . . . .

Diesen Aufsatz nun ist Dalberg, nachdem er ihn für sich gelesen hatte, Abschnitt für Abschnitt mit mir durchgegangen, und wir haben Gründe und Gegengründe durchgesprochen. Seine Ideen stimmen nicht gerade mit den meinigen überein, er berechtigt vielmehr den Staat zu einer weit ausgebreitetern Wirksamkeit. Indeſs will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen, und um auf irgend einen Gegenstand die Sorgfalt des Staats auszudehnen, den Wunsch der Nation abwarten.

Je länger ich Gelegenheit habe, mit dem Coadjutor umzugehen, desto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit seiner Absichten und der Vortrefflichkeit seines moralischen Charakters. In der That ist die ununterbrochene Aufmerksamkeit, die er auf diesen wendet, so charakteristisch an ihm, daſs sie unter so manchen hervorstehenden Seiten, welche auch beim ersten Anblick auffallen müssen, dennoch keinem entgehen kann. Von Ihnen, lieber Freund,

spricht er mir sehr oft, und immer mit einer Wärme, die mir innige Freude gewährt. Er fühlt nicht nur in ihrem ganzen Umfange die Achtung, welche Sie jedem einflößen müssen, der auch nur überhaupt mit deutscher Literatur vertraut ist, sondern er schätzt und liebt Sie auch so sehr von den Seiten, die nur Ihren Freunden erscheinen können, und die er, glaub' ich, durch Müller und Sömmerring kennt.

Was haben Sie denn in dieser Zeit gemacht, theurer Freund, was Ihre liebe Frau, was Ihre Kinder? Wie sehr sehnte ich mich das recht bald von Ihnen zu hören. Zu bitten wage ich freilich nicht darum. Sehr schön wäre es aber doch, wenn Sie nicht Gleiches mit Gleichem vergälten. Leben Sie jetzt recht wohl, theurer lieber Freund, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, und seyn Sie meiner herzlichsten, wärmsten, unwandelbarsten Liebe versichert! — Ewig

Ihr Humboldt.

Ideen über Staatsverfassung,

durch

die neue Französische Constitution veranlaſst.

(Aus einem Briefe an einen Freund, vom August 1791.)

Ich beschäftige mich in meiner Einsamkeit mehr mit politischen Gegenständen, als ich es je bei den häufigen Veranlassungen darzu, die das geschäftige Leben darbietet, gethan habe. Ich lese die politischen Zeitungen regelmäſsiger, als sonst; und ob ich gleich nicht sagen kann, daſs sie ein groſses Interesse in mir erwecken, so reizen mich doch noch am meisten die Französischen Angelegenheiten. Es fällt mir dabei alles Kluge und Einfältige ein, was ich seit zwei Jahren darüber gehört habe; und am Ende komme ich gewöhnlich auf Sie, lieber *, und den lebhaften Antheil, den Sie an diesen Gegenständen nahmen, zurück. Mein eignes Urtheil — wenn ich, um mir doch selbst von mir Rechenschaft zu geben, mich eines zu fällen zwinge — stimmt dann mit keinem andern geradezu überein; es mag sogar paradox scheinen: aber Sie sind ja einmal mit meinen Paradoxien vertraut, und wenigstens sollen Sie in der gegenwärtigen auch Consequenz mit den übrigen nicht vermissen.

Was ich am häufigsten, und, ich kann es nicht läugnen, mit dem meisten Interesse über die Nationalversammlung und ihre Gesetzgebung hörte, war Tadel; nur leider ein Tadel, für den die Abfertigung immer so nahe lag. Bald Mangel an Sachkenntnifs, bald Vorurtheil, bald ein kleingeistiger Schauder vor allem Neuen und Ungewöhnlichen, und wer weifs was noch für leicht zu widerlegende Irrthümer; — und hielt auch einmal ein Tadel jede Widerlegung aus, so blieb doch immer der leidige Entschuldigungsgrund, dafs 1200 auch weise Menschen immer nur Menschen sind. Mit dem Tadel, wie überhaupt mit dem Beurtheilen einzelner Anordnungen, kömmt man also schwerlich ins Reine. Dagegen giebt es, dünkt mich, ein ganz offenbares, kurzes, von jedermann anerkanntes Faktum, welches schlechterdings alle Data zur gründlichen Prüfung des ganzen Unternehmens vollständig enthält.

Die konstituirende Nationalversammlung hat es unternommen, ein völlig neues Staatsgebäude nach blofsen Grundsätzen der Vernunft aufzuführen. Dies Faktum mufs jedermann, und sie selbst mufs es einräumen. — Nun aber kann keine Staatsverfassung gelingen, welche die Vernunft (vorausgesetzt, dafs sie ungehinderte Macht habe, ihren Entwürfen Wirklichkeit zu geben) nach einem angelegten Plane gleichsam von vorn her gründet; nur eine solche kann gedeihen, welche aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft hervorgeht. Dieser Satz ist mir so evident, dafs ich ihn nicht auf Staatsverfassungen allein einschränken möchte, sondern ihn gern auf jedes praktische Unternehmen überhaupt ausdehne. Für einen so rüstigen Vertheidiger der Vernunft indefs, als Sie sind, mögte er dieselbe Evidenz nicht haben. Ich verweile daher länger dabei.

Ehe ich jedoch zu den Gründen übergehe, vorher noch

ein paar Worte zur näheren Bestimmung desselben. Zuvörderst, sehen Sie, lasse ich den Entwurf der Nationalversammlung zu einer Gesetzgebung für den Entwurf der Vernunft selbst gelten. Zweitens will ich auch nicht sagen, daſs die Grundsätze ihres Systems zu spekulativ, nicht auf die Ausführung berechnet sind. Ich will sogar voraussetzen, alle Gesetzgeber zusammen hätten den wirklichen Zustand Frankreichs und seiner Bewohner auf das anschaulichste vor Augen gehabt; und die Grundsätze der Vernunft diesem Zustande, so viel als es nur überhaupt, und jenem Ideale unbeschadet, möglich war, angepaſst. Endlich rede ich nicht von den Schwierigkeiten der Ausführung. Wie wahr und witzig es auch sein mag: *qu'il ne faut pas donner des leçons d'anatomie sur un corps vivant;* so müſste doch erst der Erfolg zeigen, ob nicht dennoch das Unternehmen Dauer gewinnt, und nicht fest gegründetes Wohl des Ganzen vorübergehenden Uebeln Einzelner vorgezogen zu werden verdient? — Ich gehe also bloſs von den simplen Sätzen aus: 1) Die Nationalversammlung wollte eine völlig neue Staatsverfassung gründen; 2) sie wollte dieselbe in allen ihren einzelnen Theilen nach den reinen, wenn gleich der individuellen Lage Frankreichs angepaſsten, Grundsätzen der Vernunft bilden. Ich nehme diese Staatsverfassung (für den Augenblick) völlig ausführbar, oder wenn man will, auch als schon wirklich ausgeführt an. Dennoch, sage ich, kann eine solche Staatsverfassung nicht gedeihen.

Eine neue Verfassung soll auf die bisherige folgen. An die Stelle eines Systems, das allein darauf berechnet war, so viel Mittel als möglich aus der Nation zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Verschwendungssucht eines Einzigen zu ziehen, soll ein System treten, das nur die Freiheit, die Ruhe und das Glück jedes Einzelnen zum

Zweck hat. Zwei ganz entgegengesetzte Zustände sollen also auf einander folgen. Wo ist nun das Band, das beide verknüpft? Wer traut sich Erfindungskraft und Geschicklichkeit genug zu, es zu weben? Man studire noch so genau den gegenwärtigen Zustand; man berechne noch so genau darnach das, was man auf ihn folgen läfst: immer reicht es nicht hin. Alles unser Wissen und Erkennen beruht auf allgemeinen, d. i. wenn wir von Gegenständen der Erfahrung reden, unvollständigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen vermögen wir nur wenig aufzufassen. Und doch kömmt hier alles auf individuelle Kräfte, individuelles Wirken, Leiden und Geniefsen an.

Ganz anders ist es, wenn der Zufall wirkt, und die Vernunft ihn nur zu lenken strebt. Aus der ganzen individuellen Beschaffenheit der Gegenwart — denn diese von uns unerkannten Kräfte heifsen uns doch nur Zufall — geht dann die Folge hervor. Die Entwürfe, welche die Vernunft dann durchzusetzen bemüht ist, erhalten, wenn auch ihre Bemühungen gelingen, von dem Gegenstande selbst noch, auf den sie angelegt sind, Form und Modification. So können sie Dauer gewinnen, so Nutzen stiften. — Auf jene Weise, wenn sie auch ausgeführt werden, bleiben sie ewig unfruchtbar. Was im Menschen gedeihen soll, mufs aus seinem Innern entspringen, nicht ihm von Aufsen gegeben werden; und was ist ein Staat, als eine Summe menschlicher, wirkender und leidender Kräfte? Auch fordert jede Wirkung eine gleich starke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart mufs daher schon auf die Zukunft vorbereitet sein. Darum wirkt der Zufall so mächtig. Die Gegenwart reifst da die Zukunft an sich. Wo diese ihr noch fremd ist, da ist alles todt und kalt. So, wo Absicht hervorbringen will. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandenen Stoff zu bil-

den, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge: diese wirken; die wahrhaft weise Vernunft reizt sie nur zur Thätigkeit, und sucht sie zu lenken. Hierbei bleibt sie bescheiden stehen. Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schöfslinge auf Bäume, propfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben; da ists, als bindet man Blüthen mit Fäden an. Die erste Mittagssonne versengt sie.

Indefs entsteht hier noch immer die Frage: ob die Französische Nation nicht hinlänglich vorbereitet ist, die neue Staatsverfassung aufzunehmen? Allein, für eine, nach blofsen Grundsätzen der Vernunft, systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie eine Nation reif genug sein. Die Vernunft verlangt ein vereintes und verhältnifsmäfsiges Wirken aller Kräfte. Aufser dem Grade der Vollkommenheit jeder einzelnen hat sie noch die Festigkeit ihrer Vereinigung, und das richtigste Verhältnifs einer jeden zu den übrigen vor Augen. Wenn aber auf der einen Seite die Vernunft nur durch das vielseitigste Wirken befriedigt wird, so ist auf der andern das Loos der Menschheit Einseitigkeit. Jeder Augenblick übt nur Eine Kraft in Einer Art der Aeufserung. Häufige Wiederholung geht in Gewohnheit über, und diese Eine Aeufserung dieser Einen Kraft wird nun, mehr oder minder, länger oder kürzer, Charakter. Wie der Mensch auch ringen mag, die einzelne, in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung aller übrigen modifiziren zu lassen; so erreicht er es nie: und was er der Einseitigkeit abgewinnt, das verliert er an Kraft. Wer sich auf mehrere Gegenstände verbreitet, wirkt schwächer auf alle. So stehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältnifs. Der Weise verfolgt keine ganz; jede ist ihm zu lieb, sie ganz der andern zu opfern. So ist auch

in dem höchsten Ideale menschlicher Natur, das die glühende Phantasie sich zu bilden vermag, jeder Augenblick der Gegenwart ein schöner, aber nur Eine Blüthe. Den Kranz vermag nur das Gedächtniſs zu flechten, das die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft.

Wie mit dem einzelnen Menschen, so mit ganzen Nationen. Sie nehmen auf Einmal nur Einen Gang. Daher ihre Verschiedenheiten unter einander; daher ihre Verschiedenheiten in ihnen selbst, in verschiedenen Epochen. Was thut nun der weise Gesetzgeber? Er studiert die gegenwärtige Richtung; dann, je nachdem er sie findet, befördert er sie, oder strebt ihr entgegen; so erhält sie eine andre Modifikation, und diese wieder eine andre, und so fort. So begnügt er sich, sie dem Ziele der Vollkommenheit zu nähern. — Was aber muſs entstehen, wenn sie auf einmal nach dem Plane der bloſsen Vernunft, nach dem Ideale arbeiten, wenn sie nicht mehr genügsam Eine Trefflichkeit verfolgen, sondern zu gleicher Zeit nach allen ringen soll? Schlaffheit und Unthätigkeit! Alles, was wir mit Wärme und Enthusiasmus ergreifen, ist eine Art der Liebe. Wenn nun nicht Ein Ideal mehr die Seele füllt, so ist da Kälte, wo ehmals Glut war. Ueberhaupt vermag mit Energie nie der zu wirken, der mit allen Kräften auf Einmal gleichmäſsig wirken soll. Mit der Energie aber schwindet jede andre Tugend hin. Ohne sie wird der Mensch Maschine. Man bewundert, was er thut; man verachtet was er ist. — — —

Lassen Sie uns einen Blick auf die Geschichte der Staatsverfassungen werfen. Wir werden in keiner einen nur irgend hohen Grad durchgängiger Vollkommenheit finden; allein von den Vorzügen, die das Ideal eines Staats alle vereinen müſste, werden wir auch in den verderbtesten immer einen oder den andern entdecken. Die erste Herr-

schaft schuf das Bedürfniſs. Man gehorchte nie länger, als man entweder den Herrscher nicht entbehren, oder ihm nicht widerstehen konnte. Dies ist die Geschichte aller, auch der blühendsten alten Staaten. Eine dringende Gefahr nöthigte die Nation, einem Herrscher zu gehorchen. War die Gefahr vorüber, so strebte jene das Joch abzuschütteln. Allein oft hatte sich der Herrscher zu sehr festgesetzt, ihr Ringen war vergebens. — Dieser Gang ist auch der menschlichen Natur völlig angemessen. Der Mensch vermag aufser sich zu wirken, und sich in sich zu bilden. Bei dem ersteren kömmt es bloſs auf Kraft und zweckmäſsige Richtung derselben an; bei dem letzteren auf Selbstthätigkeit. Daher ist zu diesem Freiheit; zu jenem, da mehrere Kräfte nie besser gerichtet werden, als wenn Ein Wille sie lenkt, Unterwürfigkeit nothwendig. Dies Gefühl unterwarf die Menschen der Herrschaft, sobald sie wirken wollten; aber das höhere Gefühl ihrer inneren Würde erwachte, wenn dieser Zweck nun erreicht war. Ohne diese Betrachtung würde es auch nie begreiflich sein, wie derselbe Römer in der Stadt dem Senat Gesetze vorschrieb, und im Lager seinen Rücken willig den Streichen der Centurionen darbot. Aus dieser Beschaffenheit der alten Staaten entspringt es, daſs, wenn man unter Systemen absichtliche Plane versteht, sie eigentlich gar kein politisches System hatten; und daſs, wenn wir itzt bei politischen Einrichtungen philosophische oder politische Gründe angeben, wir bei ihnen immer nur historische finden.

Diese Verfassung dauerte bis ins Mittelalter hin. Zu dieser Zeit, da die tiefste Barbarei alles überdeckte, muſste, sobald sich mit dieser Barbarei Macht vereinte, der ärgste Despotismus entstehen: und billig hätte man der Freiheit ihren gänzlichen Untergang verkündigen sollen. Allein der Kampf der Herrschsüchtigen untereinander er-

hielt sie. Nur konnte freilich, bei dieser gewaltsamen Lage der Sachen, Niemand selbst frei sein, der nicht zugleich Unterdrücker der Freiheit der Andern war: Das Lehnssystem war es, in welchem die ärgste Sklaverei und ausgelassene Freiheit unmittelbar neben einander existirten. Denn der Vasall trotzte dem Lehnsherrn nicht minder, als er seine Unterthanen unmenschlich bedrückte. Die Eifersucht des Regenten auf die Macht der Vasallen schuf diesen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volke; und endlich gelang es ihm, sie zu unterdrücken. Statt dafs nun ehemals doch Ein Stand *Depôt* der Freiheit gewesen war, war itzt alles Sklav: alles diente nur den Absichten des Regenten allein.

Dennoch gewann die Freiheit. Denn da das Volk mehr dem Regenten, als dem Adel unterworfen war; so verschafte schon die weitere Entfernung von jenem mehr Luft. Dann konnten jene Absichten auch nicht so füglich mehr, wie sonst, unmittelbar durch die physischen Kräfte der Unterthanen — woraus vorzüglich die persönliche Sclaverei entstand — erreicht werden. Es war ein Mittel nothwendig: das Geld. Alles Streben gieng nun also dahin, von der Nation so viel als möglich Geld aufzubringen. Die Möglichkeit beruhte aber auf zwei Dingen. Die Nation mufste Geld haben, und man mufste es von ihr bekommen. Jenen Zweck nicht zu verfehlen, mufsten ihr allerlei Quellen der Industrie eröffnet werden; diesen am besten zu erreichen, mufste man mannigfaltige Wege entdecken: theils um nicht durch aufbringende Mittel zu Empörungen zu reizen; theils um die Kosten zu vermindern, welche die Hebung selbst verursachte. Hierauf gründen sich eigentlich alle unsre heutigen politischen Systeme. — Weil aber, um den Hauptzweck zu erreichen, also im Grunde nur als untergeordnetes Mittel, Wohlstand der

Nation beabsichtet ward, und man ihr, als unerlaſsbare Bedingung dieses Wohlstands, einen höheren Grad der Freiheit zugestand; so kehrten gutmüthige Menschen, vorzüglich Schriftsteller, die Sache um: nannten jenen Wohlstand den Zweck, die Erhebung der Abgaben, nur das nothwendige Mittel dazu. Hie und da kam diese Idee auch wohl in den Kopf eines Fürsten; und so entstand das Prinzip: daſs die Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen muſs. Gerade der ärgste und drückendste Despotismus! Denn, weil die Mittel der Unterdrückung so versteckt, so verwickelt waren; so glaubten sich die Menschen frei; und wurden an ihren edelsten Kräften gelähmt.

Indeſs entsprang aus dem Uebel auch wieder das Heilmittel. Der auf diesem Wege zugleich entdeckte Schatz von Kenntnissen, die allgemeiner verbreitete Aufklärung, belehrten die Menschheit wieder über ihre Rechte, brachten wieder Sehnsucht nach Freiheit hervor. Auf der andern Seite wurde das Regieren so künstlich, daſs es unbeschreibliche Klugheit und Vorsicht erheischte. — Gerade in dem Lande nun, in welchem Aufklärung die Nation zur furchtbarsten für den Despotismus gemacht hatte, vernachläſsigte sich die Regierung am meisten, und gab die gefährlichsten Blöſsen. Hier muſste also auch die Revolution zuerst entstehen; und nun konnte man — bei der bekannten Unfähigkeit der Menschen, die Mittelwege zu finden, und besonders bei dem raschen und feurigen Charakter der Nation — kein anderes System erwarten, als das, worin man die gröſstmögliche Freiheit beabsichtigte: das System der Vernunft, das Ideal der Staatsverfassung. Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem muſste sie ihre Rettung suchen. —

Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der

Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend anfachen; und so ihren Segen weit über Frankreichs Gränze verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht; sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten, und in denen jene Stelle ihre wohlthätige Wirkung wieder von einer andern, gleich fernen, empfängt.

Ich kann mich nicht enthalten, dieser letzten Betrachtung noch einige Beispiele hinzuzufügen. In jeder Periode hat es Dinge gegeben, die verderblich an sich, der Menschheit ein unschätzbares Gut retteten. Was erhielt die Freiheit in den Zeiten des Mittelalters? Das Lehnssystem. Was die Aufklärung und die Wissenschaften in den Zeiten der Barbarei? Das Mönchswesen. Was die edle Liebe zum andern Geschlecht in den Zeiten der Herabwürdigung dieses Geschlechts bei den Griechen, — um auch aus dem häuslichen Leben ein Beispiel zu wählen —? Die Knabenliebe. Ja wir bedürfen nicht einmal der Geschichte; der Gang des Menschenlebens überhaupt ist das treffendste Beispiel. In jeder Epoche desselben ist Eine Art des Daseins Hauptfigur in dem Gemälde; indefs alle übrigen ihr, als Nebenfiguren, dienen. In einer andren Epoche wird sie zur Nebenfigur, und eine von jenen tritt auf den Vordergrund. So danken wir allen blofs heitern, sorgenfreien Genufs, der Kindheit; allen Enthusiasmus für das empfundene Schöne, alle Verachtung der Arbeit und Gefahr, es zu erringen, dem blühenden Jünglingsalter; alle sorgsame Ueberlegung, allen Eifer aus Gründen der Vernunft, der Reife des Mannes; alle Gewöhnung an den Gedanken der Hinfälligkeit selbst, alle wehmüthige Freude an der Betrachtung: das war und ist nun nicht mehr! dem Hinwelken des Grei-

ses. In jeder Periode existirt der Mensch ganz. Aber in jeder schimmert nur Ein Funken seines Wesens hell und leuchtend; bei den andern ists der matte Schein, bald des schon halb verloschnen, bald des erst künftig aufflammenden Lichts. Eben so ists in jedem einzelnen Menschen mit jeder seiner Fähigkeiten und Empfindungen. — Allein ein Individuum Einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle. Der Mann z. B. bei den Menschen, wenig beschäftigt aufser sich zu wirken, ewig strebend nach Freiheit und Herrschaft, besitzt nur selten die Sanftmuth, die Güte, den Wunsch: auch durch das Glück, das man empfindet, zu beglücken, nicht immer durch das was man giebt; — welches alles dem Weibe so eigen ist. Dagegen fehlt es dem Weibe so oft an Stärke, Thätigkeit, Muth. Um daher die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, mufs es ein Mittel geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente, und in verschiednen Graden vereint, fühlen läfst; und dies Mittel mufs des schönsten Lebens schönsten Genufs bewahren.

Was folgt nun aus diesem allen? Dafs kein einzelner Zustand der Menschen und der Dinge an sich Aufmerksamkeit verdient, sondern nur im Zusammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Dasein; dafs die Resultate an sich nichts sind, alles nur die Kräfte, welche jene hervorbringen, und aus ihnen wieder entspringen. — —

Und nun genug für heute, lieber *! Leben Sie wohl!

Ueber
die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde.

Von der Sicherheit gegen auswärtige Feinde brauchte ich kaum ein Wort zu sagen, wenn es nicht die Klarheit der Hauptideen vermehrte, sie auf alle einzelne Gegenstände nach und nach anzuwenden. Allein diese Anwendung wird hier um so weniger unnütz sein, als ich mich allein bei der Wirkung des Kriegs auf den Charakter der Nation, und folglich bei dem Gesichtspunkt beschränken werde, den ich in dieser ganzen Untersuchung, als den herrschenden, gewählt habe. Aus diesem nun die Sache betrachtet, ist mir der Krieg eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts; und ungern seh ich ihn nach und nach immer mehr vom Schauplatz zurücktreten. Es ist das, freilich furchtbare, Extrem, wodurch jeder thätige Muth gegen Gefahr, Arbeit, und Mühseligkeit geprüft und gestählt wird, der sich nachher in so verschiedene Nüancen im Menschenleben modificirt, und welcher allein der ganzen Gestalt die Stärke und Mannigfaltigkeit giebt, ohne welche Leichtigkeit Schwäche, und Einheit Leere ist.

Man wird mir antworten: dafs es, neben dem Kriege, noch andere Mittel dieser Art giebt: physische Gefahren bei mancherlei Beschäftigungen; und — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — moralische von verschiedener Gattung, welche den festen, unerschütterten Staatsmann im Kabinet, wie den freimüthigen Denker in seiner einsamen Zelle treffen können. Allein, es ist mir unmöglich, mich von der Vorstellung loszureifsen: dafs, wie alles Geistige nur eine feinere Blüthe des Körperlichen, so auch dieses es ist. Nun lebt zwar der Stamm, auf dem sie hervorspriefsen kann, in der Vergangenheit. Allein, das Andenken der Vergangenheit tritt immer weiter zurück: die Zahl derer, auf welche es wirkt, vermindert sich immer in der Nation; und selbst auf diese wird die Wirkung schwächer. — Andern, obschon gleich gefahrvollen, Beschäftigungen: Seefahrten, dem Bergbau, u. s. w. fehlt, wenn gleich mehr und minder, die Idee der Gröfse und des Ruhms, welche mit dem Kriege so eng verbunden ist. Und diese Idee ist in der That nicht chimärisch. Sie beruht auf einer Vorstellung von überwiegender Macht. Den Elementen sucht man mehr zu entrinnen, ihre Gewalt mehr auszudauren, als sie zu besiegen;

— mit Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch.

Rettung ist nicht Sieg; was das Schicksal wohlthätig schenkt, und menschlicher Muth oder menschliche Erfindsamkeit nur benutzt, ist nicht Frucht oder Beweis der Obergewalt. Auch denkt Jeder im Kriege das Recht auf seiner Seite zu haben, Jeder eine Beleidigung zu rächen. Nun aber achtet der natürliche Mensch — und mit einem Gefühl, das auch der kultivirteste nicht abläugnen kann — es höher, seine Ehre zu reinigen, als Bedarf fürs Leben zu sammeln.

Niemand wird es mir zutrauen, den Tod eines gefallenen Kriegers schöner zu nennen, als den Tod eines kühnen Plinius, oder — um vielleicht nicht genug geehrte Männer zu nennen — den Tod von Robert und Pilâtre du Rozier. Allein, diese Beispiele sind selten; und wer weiſs, ob ohne jene sie überhaupt nur wären? Auch habe ich für den Krieg gerade keine günstige Lage gewählt. Man nehme die Spartaner bei Thermopylä. Ich frage einen Jeden, was solch ein Beispiel auf eine Nation wirkt? — Wohl weiſs ichs, eben dieser Muth, eben diese Selbstverläugnung kann sich in jeder Situation des Lebens zeigen; und zeigt sich wirklich in jeder. Aber, will man es dem sinnlichen Menschen verargen, wenn der lebendigste Ausdruck ihn auch am meisten hinreiſst? und kann man es läugnen, daſs ein Ausdruck dieser Art wenigstens in der gröſsesten Allgemeinheit wirkt? Und bei alle dem, was ich auch je von Uebeln hörte, welche schrecklicher wären als der Tod; ich sah noch keinen Menschen, der das Leben in üppiger Fülle genoſs, und — ohne Schwärmer zu sein — den Tod verachtete. Am wenigsten aber existirten diese Menschen im Alterthum, wo man noch die Sache höher als den Namen, die Gegenwart höher als die Zukunft, schätzte. Was ich daher hier von Kriegern sage, gilt nur von solchen, welche — nicht gebildet, wie jene in Platons Republik — die Dinge, Leben und Tod, nehmen für das was sie sind; von Kriegern, welche, das Höchste im Auge, das Höchste aufs Spiel setzen. — Alle Situationen, in welchen sich die Extreme gleichsam an einander knüpfen, sind die interessantesten und bildendsten. Wo ist dies aber mehr der Fall, als im Kriege, wo Neigung und Pflicht, und Pflicht des Menschen und des Bürgers, in unaufhörlichem Streite zu sein scheinen; und wo dennoch, sobald nur gerechte Vertheidigung die Waffen in

die Hand gab, alle diese Kollisionen die vollste Auflösung finden?

Schon der Gesichtspunkt, aus welchem allein ich den Krieg für heilsam, und nothwendig halte, zeigt hinlänglich, wie, meiner Meinung nach, im Staate davon Gebrauch gemacht werden müfste. Dem Geist, den er wirkt, mufs Freiheit gewährt werden, sich durch alle Mitglieder der Nation zu ergiefsen. Schon dies spricht gegen die stehenden Armeen. Ueberdies sind sie, und die neuere Art des Krieges überhaupt, freilich weit von dem Ideale entfernt, das für die Bildung des Menschen das nützlichste wäre. Wenn schon überhaupt der Krieger, mit Aufopferung seiner Freiheit, gleichsam Maschine werden mufs; so mufs er es noch in weit höherem Grad bei unserer Art der Kriegführung, bei welcher es so viel weniger auf die Stärke, Tapferkeit und Geschicklichkeit des Einzelnen ankömmt. Wie verderblich mufs es nun sein, wenn beträchtliche Theile der Nationen, nicht blofs einzelne Jahre, sondern oft ihr Leben hindurch, im Frieden, nur zum Behuf des möglichen Krieges, in diesem maschinenmäfsigen Leben erhalten werden?

Vielleicht ist es nirgend so sehr, als hier, der Fall, dafs, mit der Ausbildung der Theorie über die menschlichen Unternehmungen, der Nutzen derselben für diejenigen sinkt, welche sich mit ihnen beschäftigen. Unläugbar hat die Kriegskunst unter den Neueren unglaubliche Fortschritte gemacht; aber eben so unläugbar ist der edle Charakter der Krieger seltner geworden. Seine höchste Schönheit existirt nur noch in der Geschichte des Alterthums; wenigstens — wenn man dies für übertrieben halten sollte — hat der kriegerische Geist bei uns sehr oft schädliche Folgen für die Nationen, da wir ihn im Alterthum so oft von den heilsamsten begleitet sehn. Allein, unsre stehenden

Armeen bringen, wenn ich so sagen darf, den Krieg mitten in den Schoofs. des Friedens. Kriegsmuth ist nur in Verbindung mit den schönsten friedlichen Tugenden, Kriegszucht nur in Verbindung mit dem höchsten Freiheitsgefühl ehrwürdig. Beides getrennt — und wie sehr wird eine solche Trennung durch den im Frieden bewafneten Krieger begünstigt? — artet diese sehr leicht in Sklaverei, jener in Wildheit und Zügellosigkeit aus.

Bei diesem Tadel der stehenden Armeen sei mir die Erinnerung erlaubt, dafs ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Gesichtspunkt erfordert. Ihren grofsen unbestrittenen Nutzen — wodurch sie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem sonst ihre Fehler sie, wie jedes irdische Wesen, unaufhaltbar zum Untergange dahin reifsen würden — zu verkennen, sei fern von mir. Sie sind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menschlicher Vernunft, sondern die sichre Hand des Schicksals gebildet hat. — Wie sie in alles Andre, unserm Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen; wie sie, mit diesem, die Schuld und das Verdienst des Guten und Bösen theilen, das uns auszeichnen mag: müfste das Gemälde schildern, welches uns, treffend und vollständig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu stellen wagte.

Auch müfste ich sehr unglücklich in Auseinandersetzung meiner Ideen gewesen sein, wenn man glauben könnte, der Staat sollte, meiner Meinung nach, von Zeit zu Zeit Krieg erregen. Er gebe Freiheit; und dieselbe Freiheit geniefse ein benachbarter Staat. Die Menschen sind in jedem Zeitalter Menschen, und verlieren nie ihre ursprünglichen Leidenschaften. Es wird Krieg von selbst entstehn; und entsteht er nicht, nun! so ist man wenigstens gewifs, dafs der Frieden weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist: und dann wird der Frie-

den den Nationen freilich ein eben so wohlthätigeres Geschenk sein, wie der friedliche Pflüger ein holderes Bild ist, als der blutige Krieger. — Und gewiſs ist es, denkt man ein Fortschreiten der ganzen Menschheit von Generation zu Generation; so müſsten die folgenden Zeitalter immer die friedlichern sein. Aber dann ist der Frieden aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen; dann sind die Menschen, und zwar die freien Menschen, friedlich geworden. Itzt — das beweist Ein Jahr Europäischer Geschichte — genieſsen wir die Früchte des Friedens, aber nicht der Friedlichkeit. Die menschlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichsam unendlichen Wirksamkeit strebend, wenn sie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen sich. Welche Gestalt der Kampf annehme: ob die des Kriegs, oder des Wetteifers, oder welche man sonst nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab.

Soll ich itzt auch aus diesem Räsonnement einen zu meinem Endzweck dienenden Grundsatz ziehen: so muſs

der Staat den Krieg auf keinerlei Weise befördern, allein auch eben so wenig, wenn die Nothwendigkeit ihn fordert, gewaltsam verhindern; dem Einflusse desselben auf Geist und Charakter sich durch die ganze Nation zu ergieſsen, völlige Freiheit verstatten; und vorzüglich sich aller positiven Einrichtungen enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn sie dann, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, schlechterdings nothwendig sind, eine solche Richtung geben, daſs sie derselben nicht bloſs die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit sind.

Ueber
die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staats.

Das letzte Mittel, dessen sich die Staaten zu bedienen pflegen, um eine ihrem Endzwecke, der Beförderung der Sicherheit, angemessene Umformung der Sitten zu bewirken, sind einzelne Gesetze und Verordnungen. Da aber dies ein Weg ist, auf welchem Sittlichkeit und Tugend nicht unmittelbar befördert werden kann; so müssen sich einzelne Einrichtungen dieser Art natürlich darauf beschränken, einzelne Handlungen der Bürger zu verbieten oder zu bestimmen, die theils an sich, jedoch ohne fremde Rechte zu kränken, unsittlich sind, theils leicht zur Unsittlichkeit führen.

Dahin gehören vorzüglich alle den Luxus einschränkende Gesetze. Denn nichts ist unstreitig eine so reiche und gewöhnliche Quelle unsittlicher, selbst gesetzwidriger, Handlungen, als das zu große Uebergewicht der Sinnlichkeit in der Seele, oder das Mißverhältniß der Neigungen und Begierden überhaupt gegen die Kräfte der Befriedigung, welche die äußere Lage darbietet. Wenn Enthaltsamkeit und Mäßigung die Menschen mit den ihnen angewiesenen Kreisen zufrieden macht; so suchen sie minder,

dieselben auf eine die Rechte Anderer beleidigende, oder wenigstens ihre eigne Zufriedenheit und Glückseligkeit störende, Weise zu verlassen. Es scheint daher dem wahren Endzweck des Staats angemessen, die Sinnlichkeit — aus welcher eigentlich alle Kollisionen unter den Menschen entspringen, da das, worin geistige Gefühle überwiegend sind, immer und überall harmonisch mit einander bestehen kann — in den gehörigen Schranken zu halten; und, weil dies freilich das leichteste Mittel hierzu scheint, so viel als möglich zu unterdrücken.

Bleibe ich indefs den bisher behaupteten Grundsätzen getreu, immer erst an dem wahren Interesse des Menschen die Mittel zu prüfen, deren der Staat sich bedienen darf; so wird es nothwendig sein, vorher den Einflufs der Sinnlichkeit auf das Leben, die Bildung, die Thätigkeit und die Glückseligkeit des Menschen, soviel es zu dem gegenwärtigen Endzwecke dient, zu untersuchen; — eine Untersuchung, welche, indem sie den thätigen und geniefsenden Menschen überhaupt in seinem Innern zu schildern versucht, zugleich anschaulicher darstellen wird, wie schädlich oder wohlthätig demselben überhaupt Einschränkung und Freiheit ist. Erst, wann dies geschehen ist, dürfte sich die Befugnifs des Staats, auf die Sitten der Bürger positiv zu wirken, in der höchsten Allgemeinheit beurtheilen, und damit dieser Theil der Auflösung der vorgelegten Frage beschliefsen lassen.

Die sinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften sind diejenigen, welche sich zuerst und in den heftigsten Aeufserungen im Menschen zeigen. Wo sie, ehe noch Kultur sie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andre Richtung gegeben hat, schweigen; da ist auch alle Kraft erstorben, und es kann nie etwas Gutes und Grofses gedeihen. Sie sind es gleichsam, welche wenig-

stens zuerst der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerst zu einer eignen Thätigkeit anspornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieselbe: unbefriedigt, machen sie thätig, zu Anlegung von Planen erfindsam, muthig zur Ausübung; befriedigt, befördern sie ein leichtes ungehindertes Ideenspiel. Ueberhaupt bringen sie alle Vorstellungen in gröfsere und mannichfaltigere Bewegung, zeigen neue Aussichten, führen auf neue vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verschiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organisation, und diese wieder — auf eine Weise, die uns freilich nur in den Resultaten sichtbar wird — auf die Seele zurück wirkt.

Indefs ist ihr Einflufs in der Intension, wie in der Art des Wirkens, verschieden. Dies beruht theils auf ihrer Stärke oder Schwäche, theils aber auch — wenn ich mich so ausdrücken darf — auf ihrer Verwandtschaft mit den unsinnlichen, auf der gröfseren oder mindern Leichtigkeit, sie von thierischen Genüssen zu menschlichen Freuden zu erheben. So leiht das Auge der Materie seiner Empfindung die für uns so genufsreiche und ideenfruchtbare Form der Gestalt; so das Ohr die der verhältnifsmäfsigen Zeitfolge der Töne. — Ueber die verschiedne Natur dieser Empfindungen und die Art ihrer Wirkung liefse sich vielleicht viel Schönes und manches Neue sagen, wozu aber schon hier nicht einmal der Ort ist. Nur eine Bemerkung über ihren verschiednen Nutzen zur Bildung der Seele.

Das Auge, wenn ich so sagen darf, liefert dem Verstande einen mehr vorbereiteten Stoff; das Innre des Menschen wird uns gleichsam mit seiner, und der übrigen immer in unsrer Phantasie auf ihn bezognen Dinge, Gestalt bestimmt, und in einem einzelnen Zustande, gegeben. Das Ohr, blofs als Sinn betrachtet, und in sofern es nicht Worte aufnimmt, gewährt eine bei weitem geringere Bestimmt-

heit. Darum räumt auch Kant den bildenden Künsten den Vorzug vor der Musik ein. Allein, er bemerkt sehr richtig, dafs diese Bestimmung zum Maafsstabe die Kultur voraussetzt, welche sie dem Gemüth verschaffen; und, ich möchte hinzusetzen, welche sie ihm unmittelbar verschaffen.

Es fragt sich indefs, ob dies der richtige Maafsstab sei. Meiner Idee nach, ist Energie die erste und einzige Tugend des Menschen. Was seine Energie erhöht, ist mehr werth, als was ihm nur Stoff zur Energie an die Hand giebt. Wie nun aber der Mensch auf Einmal nur Eine Sache empfindet, so wirkt auch das am meisten, was nur Eine Sache zugleich ihm darstellt; und, wie in einer Reihe auf einander folgender Empfindungen jede einen, durch alle vorige gewirkten, und auf alle folgende wirkenden, Grad hat, das, in welchem die einzelnen Bestandtheile in einem ähnlichen Verhältnisse stehen. Dies alles aber ist der Fall der Musik. Ferner ist der Musik blofs diese Zeitfolge eigen; blofs diese ist in ihr bestimmt. Die Reihe, welche sie darstellt, nöthigt sehr wenig zu einer bestimmten Empfindung. Es ist gleichsam ein Thema, dem man unendlich viele Texte unterlegen kann. Was ihr also die Seele des Hörenden — in sofern derselbe nur überhaupt, und gleichsam der Gattung nach, in einer verwandten Stimmung ist — wirklich unterlegt, entspringt völlig frei und ungebunden aus ihrer eigenen Fülle; und so umfafst sie es unstreitig wärmer, als was ihr gegeben wird, und was oft mehr beschäftigt, wahrgenommen als empfunden zu werden. Andre Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Musik, z. B. dafs sie, da sie aus natürlichen Gegenständen Töne hervorlockt, der Natur weit näher bleibt, als die Malerei, Plastik und Dichtkunst: übergehe ich hier, da es mir nicht darauf ankömmt, eigentlich sie und ihre Na-

tur zu prüfen, sondern ich sie nur als ein Beispiel brauche, um an ihr die verschiedne Natur der sinnlichen Empfindungen deutlicher darzustellen.

Die eben geschilderte Art zu wirken ist nun nicht der Musik allein eigen. Kant bemerkt eben sie als möglich bei einer wechselnden Farbenmischung; und in noch höherem Grade ist sie es bei dem, was wir durch das Gefühl empfinden. Selbst bei dem Geschmack ist sie unverkennbar. Auch im Geschmack ist ein Steigen des Wohlgefallens, das sich gleichsam nach einer Auflösung sehnt, und nach der gefundenen Auflösung in schwächern Vibrationen nach und nach verschwindet. Am dunkelsten dürfte dies bei dem Geruch sein. — Wie nun im empfindenden Menschen der Gang der Empfindung, ihr Grad, ihr wechselndes Steigen und Fallen, ihre (wenn ich mich so ausdrücken darf) reine und volle Harmonie das Anziehendste, und anziehender ist als der Stoff selbst, in sofern man nemlich vergiſst, daſs die Natur des Stoffes vorzüglich den Grad, und noch mehr die Harmonie jenes Ganges bestimmt; und wie der empfindende Mensch — gleichsam das Bild des blüthetreibenden Frühlings — gerade das interessanteste Schauspiel ist: so sucht auch der Mensch gleichsam dies Bild seiner Empfindung, mehr als irgend etwas Anderes, in allen schönen Künsten. So macht die Malerei, selbst die Plastik, es sich eigen. Das Auge der Guido-Renischen Madonna hält sich gleichsam nicht in den Schranken Eines flüchtigen Augenblicks. Die angespannte Muskel des Borghesischen Fechters verkündet den Stoſs, den es zu vollführen bereit ist. Und in noch höherem Grade benutzt dies die Dichtkunst. Ohne hier eigentlich von dem Range der schönen Künste reden zu wollen, sei es mir erlaubt, nur noch folgendes hinzuzusetzen, um meine Idee deutlich zu machen. Die schönen Künste bringen eine

doppelte Wirkung hervor, welche man immer bei jeder vereint, aber auch bei jeder in sehr verschiedner Mischung antrifft: sie geben unmittelbar Ideen, oder regen die Empfindung auf; stimmen den Ton der Seele, oder (wenn der Ausdruck nicht zu gekünstelt scheint) bereichern oder erhöhen mehr ihre Kraft. Je mehr nun die eine Wirkung die andere zu Hülfe nimmt, desto mehr schwächt sie ihren eignen Eindruck. Die Dichtkunst vereinigt am meisten und vollständigsten beide; und darum ist dieselbe auf der einen Seite die vollkommenste aller schönen Künste, aber auf der andern Seite auch die schwächste. Indem sie den Gegenstand weniger lebhaft darstellt, als die Malerei und die Plastik, spricht sie die Empfindung weniger eindringend an, als der Gesang und die Musik. Allein, freilich vergifst man diesen Mangel leicht, da sie — jene vorhin bemerkte Vielseitigkeit noch abgerechnet — dem innern wahren Menschen gleichsam am nächsten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichtesten Hülle bekleidet.

Die energisch wirkenden sinnlichen Empfindungen, — denn, nur um diese zu erläutern, rede ich hier von Künsten — wirken wiederum verschieden: theils nachdem ihr Gang wirklich das abgemessenste Verhältnifs hat, theils je nachdem die Bestandtheile selbst (gleichsam die Materie) die Seele stärker ergreifen. So wirkt die gleich richtige und schöne Menschenstimme mehr als ein todtes Instrument. Nun aber ist uns nie etwas näher, als das eigne körperliche Gefühl. Wo also dieses selbst mit im Spiele ist, da ist die Wirkung am höchsten. Aber, wie immer die unverhältnifsmäfsige Stärke der Materie gleichsam die zarte Form unterdrückt, so geschieht es auch hier oft; und es mufs also zwischen beiden ein richtiges Verhältnifs sein. Das Gleichgewicht bei einem unrichtigen Verhältnifs kann hergestellt werden, durch Erhöhung der Kraft des einen,

oder Schwächung der Stärke des andern. Allein, es ist immer falsch, durch Schwächung zu bilden: oder die Stärke müfste dann nicht natürlich, sondern erkünstelt sein; wo sie das nicht ist, da schränke man sie nie ein. Es ist besser, das sie sich zerstöre, als dafs sie langsam hinsterbe. — Doch genug hiervon. Ich hoffe, meine Idee hinlänglich erläutert zu haben: obgleich ich gern die Verlegenheit gestehe, in der ich mich bei dieser Untersuchung befinde, da auf der einen Seite das Interesse des Gegenstandes, und die Unmöglichkeit, nur die nöthigen Resultate aus andern Schriften — da ich keine kenne, welche gerade aus meinem gegenwärtigen Gesichtspunkte ausginge — zu entlehnen, mich einlud, mich weiter auszudehnen: und auf der andern Seite die Betrachtung, dafs diese Ideen nicht eigentlich für sich, sondern nur als Lehnsätze hieher gehören, mich immer in die gehörigen Schranken zurück wies. Die gleiche Entschuldigung mufs ich auch bei dem nun folgenden nicht zu vergessen bitten.

Ich habe bis itzt — obgleich eine völlige Trennung nie möglich ist — von der sinnlichen Empfindung nur als sinnlicher Empfindung zu reden versucht. Aber Sinnlichkeit und Unsinnlichkeit verknüpft ein geheimnifsvolles Band; und wenn es unserm Auge versagt ist, dieses Band zu sehen, so ahnet es unser Gefühl. Dieser zwiefachen Natur der sichtbaren und unsichtbaren Welt, dem angebornen Sehnen nach dieser und dem Gefühl der gleichsam süfsen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle wahrhaft aus dem Wesen des Menschen entsprungene, konsequente, philosophische Systeme; so wie eben daraus auch die sinnlosesten Schwärmereien entstehen. Ewiges Streben, beide dergestalt zu vereinen, dafs jede so wenig als möglich der andern raube, schien mir immer das wahre Ziel des menschlichen Weisen. Unverkennbar ist überall dies ästhetische

Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen, und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt ist. Das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menschen. Denn nichts ist von so ausgebreiteter Wirkung auf den ganzen Charakter, als der Ausdruck des Unsinnlichen im Sinnlichen; des Erhabenen, des Einfachen, des Schönen, in allen Werken der Natur und Produkten der Kunst, die uns umgeben. Und hier zeigt sich zugleich wieder der Unterschied der energisch wirkenden und der übrigen sinnlichen Empfindungen. Wenn das letzte Streben alles unsers menschlichsten Bemühens nur auf das Entdecken, Nähren, und Erschaffen des einzig wahrhaft Existirenden, obgleich in seiner Urgestalt ewig Unsichtbaren, in uns und Andern gerichtet ist; wenn es allein das ist, dessen Ahnung uns jedes seiner Symbole so theuer und heilig macht: so treten wir ihm einen Schritt näher, wenn wir das Bild seiner ewig regen Energie anschauen. Wir reden gleichsam mit ihm in schwerer, oft unverstandener, aber auch oft mit der gewissesten Wahrheitsahnung überraschender, Sprache; indefs die Gestalt — wieder, wenn ich so sagen darf, das Bild jener Energie — weiter von der Wahrheit entfernt ist.

Auf diesem Boden, wenn nicht allein, doch vorzüglich, blüht auch das Schöne, und noch weit mehr das Erhabne auf, das den Menschen der Gottheit gleichsam noch näher bringt. Die Nothwendigkeit eines reinen, von allen Zwecken entfernten, Wohlgefallens an einem Gegenstande, ohne Begriff, bewährt ihm gleichsam seine Abstammung von dem Unsichtbaren, und seine Verwandtschaft damit; und das Gefühl seiner Unangemessenheit zu dem überschwenglichen Gegenstande verbindet, auf die menschlich göttlichste Weise, unendliche Gröfse mit hingebender Demuth. Ohne das Schöne, fehlte dem Menschen die Liebe der Dinge um ih-

rer selbst willen; ohne das Erhabene, der Gehorsam, welcher jede Belohnung verschmäht und niedrige Furcht nicht kennt. Das Studium des Schönen gewährt Geschmack; des Erhabnen — wenn es auch hierfür ein Studium giebt, und nicht Gefühl und Darstellung des Erhabenen allein Frucht des Genie's ist — richtig abgewägte Gröfse. Der Geschmack allein aber, dem allemal Gröfse zum Grunde liegen mufs, weil nur das Grofse des Maafses, und das Gewaltige der Haltung bedarf, vereint alle Töne des vollgestimmten Wesens in Eine reizende Harmonie. Er bringt in alle unsre, auch blofs geistige, Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäfsigtes, Gehaltnes, auf Einen Punkt hin Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt; da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihm die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens, todt und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh, und ohne erwärmende Segenskraft.

Forschen und Schaffen — darum drehen, und darauf beziehen sich wenigstens, wenn gleich mittelbarer oder unmittelbarer, alle Beschäftigungen des Menschen. Das Forschen, wenn es die Gründe der Dinge, oder die Schranken der Vernunft erreichen soll, setzt, aufser der Tiefe, einen mannichfaltigen Reichthum, und eine innige Erwärmung des Geistes, eine Anstrengung der vereinten menschlichen Kräfte, voraus. Nur der blofs analytische Philosoph kann vielleicht durch die einfachen Operationen der nicht blofs ruhigen, sondern auch kalten, Vernunft seinen Endzweck erreichen. Allein, um das Band zu entdecken, welches synthetische Sätze verknüpft, ist eigentliche Tiefe, und ein Geist erforderlich, welcher allen seinen Kräften gleiche

Stärke zu verschaffen gewufst hat. So wird Kant's — man kann wohl mit Wahrheit sagen — nie übertroffener Tiefsinn noch oft in der Moral und Aesthetik der Schwärmerei beschuldigt werden, wie er es schon ward; und — wenn mir das Geständnifs erlaubt ist — wenn mir selbst einige, obgleich seltene, Stellen (ich führe hier, als ein Beispiel, die Deutung der Regenbogenfarben in der Kritik der Urtheilskraft an) darauf hinzuführen scheinen: so klage ich allein den Mangel der Tiefe meiner intellektuellen Kräfte an. Könnte ich diese Ideen hier weiter verfolgen, so würde ich auf die, gewifs äufserst schwierige, aber auch eben so interessante, Untersuchung stofsen: welcher Unterschied eigentlich zwischen der Geistesbildung des Metaphysikers und des Dichters ist? und wenn nicht vielleicht eine vollständige wiederholte Prüfung die Resultate meines bisherigen Nachdenkens hierüber wiederum umstiefse, so würde ich diesen Unterschied blofs darauf einschränken, dafs der Philosoph sich allein mit Perceptionen, der Dichter hingegen mit Sensationen, beschäftigt, beide aber übrigens desselben Maafses und derselben Bildung der Geisteskräfte bedürfen. Allein dies würde mich zu weit von meinem gegenwärtigen Endzweck entfernen; und ich hoffe selbst, durch die wenigen im Vorigen angeführten Gründe hinlänglich bescheinigt zu haben, dafs, auch um den ruhigsten Denker zu bilden, Genufs der Sinne und der Phantasie oft um die Seele gespielt haben mufs. Gehen wir aber gar von transcendentalen Untersuchungen zu psychologischen über; wird der Mensch, wie er erscheint, unser Studium: wie wird da nicht der das gestaltenreiche Geschlecht am tiefsten erforschen und am wahrsten und lebendigsten darstellen, dessen eigner Empfindung selbst die wenigsten dieser Gestalten fremd sind?

Daher erscheint der also gebildete Mensch in seiner

höchsten Schönheit, wenn er ins praktische Leben tritt, wenn er, was er in sich aufgenommen hat, zu neuen Schöpfungen in und aufser sich fruchtbar macht. Die Analogie zwischen den Gesetzen der plastischen Natur und denen des geistigen Schaffens ist schon mit einem wahrlich unendlich genievollen Blicke beobachtet, und mit treffenden Bemerkungen bewährt worden *). Doch vielleicht wäre eine noch anziehendere Ausführung möglich gewesen; statt der Untersuchung unerforschbarer Gesetze der Bildung des Keims, hätte die Psychologie vielleicht eine reichere Belehrung erhalten, wenn das geistige Schaffen gleichsam als eine feinere Blüthe des körperlichen Erzeugens näher gezeigt worden wäre.

Um auch in dem moralischen Leben von demjenigen zuerst zu reden, was am meisten blofses Werk der kalten Vernunft scheint; so macht die Idee des Erhabenen es allein möglich, dem unbedingt gebietenden Gesetze, zwar allerdings durch das Medium des Gefühls auf eine menschliche, und doch durch den völligen Mangel der Rücksicht auf Glückseligkeit oder Unglück auf eine göttliche uneigennützige Weise, zu gehorchen. Das Gefühl der Unangemessenheit der menschlichen Kräfte zum moralischen Gesetz; das tiefe Bewufstsein, dafs der Tugendhafte nur der ist, welcher am innigsten empfindet, wie unerreichbar hoch das Gesetz über ihm erhaben ist; erzeugt die Achtung — eine Empfindung, welche nicht mehr körperliche Hülle zu umgeben scheint, als nöthig ist, sterbliche Augen nicht durch den reinen Glanz zu verblenden. Wenn nun das moralische Gesetz, jeden Menschen, als einen Zweck in sich, zu betrachten nöthigt; so vereint sich mit ihm das Schönheitsgefühl, das gern jedem Staube Leben einhauchte,

*) F. v. Dalberg vom Bilden und Erfinden.

um auch in ihm an einer eignen Existenz sich zu freuen, und das um so viel voller und schöner den Menschen aufnimmt und umfafst, als es, unabhängig vom Begriff, nicht auf die kleine Anzahl der Merkmale beschränkt ist, welche der Begriff, und noch dazu nur abgeschnitten und einzeln, allein zu umfassen vermag.

Die Beimischung des Schönheitsgefühls scheint der Reinheit des moralischen Willens Abbruch zu thun; und sie könnte es allerdings, und würde es auch in der That, wenn dies Gefühl eigentlich dem Menschen Antrieb zur Moralität sein sollte. Allein, es soll blofs die Pflicht auf sich haben, gleichsam mannichfaltigere Anwendungen für das moralische Gesetz aufzufinden, welche dem kalten, und darum hier allemal unfeinen, Verstande entgehen würden; und soll das Recht geniefsen, dem Menschen — dem es nicht verwehrt ist, die mit der Tugend so eng verschwisterte Glückseligkeit zu empfangen, sondern nur mit der Tugend gleichsam um diese Glückseligkeit zu handeln — die süfsesten Gefühle zu gewähren. Je mehr ich überhaupt über diesen Gegenstand nachdenken mag, desto weniger scheint mir der Unterschied, den ich eben bemerkte, blofs subtil und vielleicht schwärmerisch zu sein. Wie strebend der Mensch nach Genufs ist; wie sehr er sich Tugend und Glückseligkeit ewig, auch unter den ungünstigsten Umständen, vereint denken mögte: so ist doch auch seine Seele für die Gröfse des moralischen Gesetzes empfänglich. Sie kann sich der Gewalt nicht erwehren, mit welcher diese Gröfse sie zu handeln nöthigt; und, nur von diesem Gefühle durchdrungen, handelt sie schon darum ohne Rücksicht auf Genufs, weil sie nie das volle Bewufstsein verliert, dafs die Vorstellung jedes Unglücks ihr kein anderes Betragen abnöthigen würde.

Allein diese Stärke gewinnt die Seele freilich nur auf

einem, dem ähnlichen Wege, von welchem ich im Vorigen rede: nur durch mächtigen innern Drang, und mannichfaltigen äufsern Streit. Alle Stärke — gleichsam die Materie — stammt aus der Sinnlichkeit; und, wie weit entfernt von dem Stamme, ist sie doch noch immer, wenn ich so sagen darf, auf ihm ruhend. Wer nun seine Kräfte unaufhörlich zu erhöhen, und durch häufigen Genufs zu verjüngen sucht; wer die Stärke seines Charakters oft braucht, seine Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit zu behaupten; wer so diese Unabhängigkeit mit der höchsten Reizbarkeit zu vereinen bemüht ist; wessen gerader und tiefer Sinn der Wahrheit unermüdet nachforscht, wessen richtiges und feines Schönheitsgefühl keine reizende Gestalt unbemerkt läfst, wessen Drang das aufser sich Empfundene in sich aufzunehmen, und das in sich Aufgenommene zu neuen Geburten zu befruchten, jede Schönheit in seine Individualität zu verwandeln, und, mit jeder sein ganzes Wesen gattend, neue Schönheit zu erzeugen strebt: der kann das befriedigende Bewufstsein nähren, auf dem richtigen Wege zu sein, dem Ideale sich zu nahen, das selbst die kühnste Phantasie der Menschheit vorzuzeichnen wagt.

Ich habe durch dies, an und für sich politischen Untersuchungen ziemlich fremdartige, allein in der von mir gewählten Folge von Ideen nothwendige, Gemälde zu zeigen versucht, wie die Sinnlichkeit mit ihren heilsamen Folgen durch das ganze Leben und alle Beschäftigungen des Menschen verflochten ist. Ihr dadurch Freiheit und Achtung zu verschaffen, war meine Absicht. — Vergessen darf ich indefs nicht, dafs gerade die Sinnlichkeit auch die Quelle einer grofsen Menge physischer und moralischer Uebel ist. Selbst moralisch nur dann heilsam, wenn sie in richtigem Verhältnifs mit der Uebung der geistigen Kräfte steht, erhält sie so leicht ein schädliches Uebergewicht. Dann wird

menschliche Freude thierischer Genufs; der Geschmack verschwindet, oder erhält unnatürliche Richtungen. Bei diesem letzten Ausdruck kann ich mich jedoch nicht enthalten, vorzüglich in Hinsicht auf gewisse einseitige Beurtheilungen, noch zu bemerken, dafs nicht unnatürlich heifsen mufs, was nicht gerade diesen oder jenen Zweck der Natur erfüllt, sondern was den allgemeinen Endzweck derselben mit dem Menschen vereitelt. Dieser aber ist, dafs sein Wesen sich zu immer höherer Vollkommenheit bilde, und daher vorzüglich, dafs seine denkende und empfindende Kraft, beide in verhältnifsmäfsigen Graden der Stärke, sich unzertrennlich vereine. — Es kann aber ferner ein Mifsverhältnifs entstehen, zwischen der Art wie der Mensch seine Kräfte ausbildet, und überhaupt in Thätigkeit setzt, und zwischen den Mitteln des Wirkens und Geniefsens, die seine Lage ihm darbietet; und dies Mifsverhältnifs ist eine neue Quelle von Uebeln. Nach den im Vorigen ausgeführten Grundsätzen aber ist es dem Staat nicht erlaubt, mit positiven Endzwecken auf die Lage der Bürger zu wirken. Diese Lage erhält daher nicht eine so bestimmte und erzwungene Form; und ihre gröfsere Freiheit, wie auch dafs sie in eben dieser Freiheit selbst gröfstentheils von der Denkungs- und Handlungsart der Bürger ihre Richtung erhält, vermindert schon jenes Mifsverhältnifs. Dennoch könnte indefs die immer übrig bleibende, wahrlich nicht unbedeutende, Gefahr die Vorstellung einer Nothwendigkeit erregen, dem Sittenverderbnifs durch Gesetze und Staatseinrichtungen entgegen zu kommen.

Allein, wären dergleichen Gesetze und Einrichtungen auch wirksam, so würde nur mit dem Grade ihrer Wirksamkeit auch ihre Schädlichkeit steigen. Ein Staat, in welchem die Bürger durch solche Mittel genöthigt oder bewogen würden, auch den besten Gesetzen zu folgen,

könnte ein ruhiger, friedliebender, wohlhabender Staat sein; allein, er würde mir immer ein Haufen ernährter Sklaven, nicht eine Vereinigung freier, nur wo sie die Gränze des Rechts übertreten gebundener, Menschen scheinen. Bloss gewisse Handlungen oder Gesinnungen hervorzubringen, gibt es freilich sehr viele Wege. Keiner von allen aber führt zur wahren moralischen Vollkommenheit. Sinnliche Antriebe zur Begehung gewisser Handlungen, oder Nothwendigkeit sie zu unterlassen, bringen Gewohnheit hervor; durch die Gewohnheit wird das Vergnügen, das anfangs nur mit jenen Antrieben verbunden war, auf die Handlung selbst übergetragen, oder die Neigung, welche anfangs nur vor der Nothwendigkeit schwieg, gänzlich erstickt: so wird der Mensch zu tugendhaften Handlungen, gewissermassen auch zu tugendhaften Gesinnungen geleitet. Allein die Kraft seiner Seele wird dadurch nicht erhöht; weder seine Ideen über seine Bestimmung und seinen Werth erhalten dadurch mehr Aufklärung, noch sein Wille mehr Kraft, die herrschende Neigung zu besiegen: an wahrer, eigentlicher Vollkommenheit gewinnt er folglich nichts. Wer also Menschen bilden, nicht zu äussern Zwecken ziehen will, wird sich dieser Mittel nie bedienen. Denn, abgerechnet dass Zwang und Leitung nie Tugend hervorbringen, so schwächen sie auch noch immer die Kraft. Was sind aber Sitten, ohne moralische Stärke und Tugend? Und wie gross auch das Uebel des Sittenverderbnisses sein mag, es ermangelt selbst der heilsamen Folgen nicht. Durch die Extreme müssen die Menschen zu der Weisheit und Tugend mittlerem Pfad gelangen. Extreme müssen, gleich grossen in die Ferne leuchtenden Massen, weit wirken. Um der feinsten Ader Blut zu verschaffen, muss eine beträchtliche Menge in den grossen vorhanden sein. Hier die Ordnung

der Natur stören wollen, heifst moralisches Uebel anrichten, um physisches zu verhüten.

Es ist aber auch, meines Erachtens, unrichtig; dafs die Gefahr des Sittenverderbnisses so grofs und dringend sei. Und so manches auch schon zu Bestätigung dieser Behauptung im Vorigen gesagt worden ist, so mögen doch noch folgende Bemerkungen dazu dienen, sie ausführlicher zu beweisen:

1) Der Mensch ist an sich mehr zu wohlthätigen, als eigennützigen, Handlungen geneigt. Dies zeigt sogar die Geschichte der Wilden. Die häuslichen Tugenden haben so etwas Freundliches, die öffentlichen des Bürgers so etwas Grofses und Hinreifsendes, dafs auch der blofs unverdorbene Mensch ihrem Reiz selten widersteht.

2) Die Freiheit erhöht die Kraft, und führt, wie immer die gröfsere Stärke, allemal eine Art der Liberalität mit sich. Zwang erstickt die Kraft, und führt zu allen eigennützigen Wünschen und allen niedrigen Kunstgriffen der Schwäche. Zwang hindert vielleicht manche Vergehung, raubt aber selbst den gesetzmäfsigen Handlungen von ihrer Schönheit. Freiheit veranlafst vielleicht manche Vergehung, giebt aber selbst dem Laster eine minder unedle Gestalt.

3) Der sich selbst überlassene Mensch kömmt schwerer auf richtige Grundsätze; allein sie zeigen sich unaustilgbar in seiner Handlungsweise. Der absichtlich Geleitete empfängt sie leichter; aber sie weichen auch sogar seiner, doch geschwächten, Energie.

4) Alle Staatseinrichtungen, indem sie ein mannichfaltiges und sehr verschiedenes Interesse in eine Einheit bringen sollen, verursachen vielerlei Kollisionen. Aus den Kollisionen entstehen Mifsverhältnisse zwischen dem Ver-

langen und dem Vermögen der Menschen; und aus diesen, Vergehungen. Je müfsiger also — wenn ich so sagen darf — der Staat, desto geringer die Anzahl der letztern. Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlassen, und welche sie verhüten; die Zahl der erstern würde allemal gröfser sein.

5) Wieviel strenge Aufsuchung der wirklich begangnen Verbrechen, gerechte und wohl abgemessene, aber unnachlafsliche, Strafe, folglich seltne Straflosigkeit vermag, ist praktisch noch nie hinreichend versucht worden.

Ich glaube nunmehr für meine Absicht hinlänglich gezeigt zu haben, wie bedenklich jedes Bemühen des Staats ist, irgend einer — nur nicht unmittelbar fremdes Recht kränkenden — Ausschweifung der Sitten entgegen oder gar zuvor zu kommen; wie wenig davon insbesondere heilsame Folgen auf die Sittlichkeit selbst zu erwarten sind; und wie ein solches Wirken auf den Charakter der Nation, selbst zur Erhaltung der Sicherheit, nicht nothwendig ist. Nimmt man nun noch die im Anfange dieses Aufsatzes entwickelten Gründe hinzu, welche jede auf positive Zwecke gerichtete Wirksamkeit des Staats misbilligen, und die hier um so mehr gelten, als gerade der moralische Mensch jede Einschränkung am tiefsten fühlt; und vergifst man nicht, dafs, wenn irgend eine Art der Bildung der Freiheit ihre höchste Schönheit dankt, dies gerade die Bildung der Sitten und des Charakters ist; so dürfte die Richtigkeit des folgenden Grundsatzes keinem weiteren Zweifel unterworfen sein, des Grundsatzes nemlich:

dafs der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens, direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als insofern dies als eine

natürliche, von selbst entstehende, Folge seiner übrigen, schlechterdings nothwendigen, Maſsregeln unvermeidlich ist, gänzlich enthalten müsse; und daſs alles, was diese Absicht befördern kann, vorzüglich alle besondre Aufsicht auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze, u. s. f., schlechterdings auſserhalb der Schranken seiner Wirksamkeit liege.

Ueber
öffentliche Staatserziehung.

Man hat, vorzüglich seit einiger Zeit, so sehr auf die Verhütung gesetzwidriger Handlungen, und auf Anwendung moralischer Mittel im Staat gedrungen. So oft ich dergleichen oder ähnliche Aufforderungen höre, freue ich mich, gesteh ich, dafs eine solche freiheitbeschränkende Anwendung bei uns immer weniger gemacht, und, bei der Lage fast aller Staaten, immer weniger möglich wird.

Man beruft sich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntnifs ihrer Verfassungen würde bald zeigen, wie unpassend diese Vergleichungen sind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anstalten dieser Art waren Stützen der freien Verfassung, welche den Bürger mit einem Enthusiasmus erfüllte, der den nachtheiligen Einflufs der Einschränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und der Energie des Charakters minder schädlich werden liefs. Dann genossen sie auch übrigens einer gröfseren Freiheit als wir; und was sie aufopferten, opferten sie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unsern meistentheils monarchischen Staaten ist das Alles ganz anders. Was die Alten von moralischen Mitteln anwenden mogten: Nationalerziehung, Religion, Sittengesetze; alles würde bei

uns minder fruchten, und einen gröſseren Schaden bringen. Dann war auch das meiste, was man itzt so oft für Wirkung der Klugheit des Gesetzgebers hält, bloſs schon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Gesetzes bedürfende Volkssitte. Die Uebereinstimmung der Einrichtungen Lykurgs mit der Lebensart der meisten unkultivirten Nationen hat schon Ferguson meisterhaft gezeigt; und da höhere Kultur die Nation verfeinerte, erhielt sich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich steht, dünkt mich, das Menschengeschlecht itzt auf einer Stufe der Kultur, von welcher es sich nur durch Ausbildung der Individuen höher empor schwingen kann; und daher sind alle Einrichtungen, welche diese Ausbildung hindern, und die Menschen mehr in Massen zusammendrängen, itzt schädlicher als ehemals.

Schon diesen wenigen Bemerkungen zufolge erscheint – um zuerst von demjenigen moralischen Mittel zu reden, was am weitesten gleichsam ausgreift — öffentliche, d. i. vom Staat angeordnete oder geleitete, Erziehung wenigstens von vielen Seiten bedenklich. Nach dem ganzen vorigen Räsonnement kommt schlechterdings Alles auf die Ausbildung des Menschen in der höchsten Mannigfaltigkeit an; öffentliche Erziehung aber muſs, selbst wenn sie diesen Fehler vermeiden, wenn sie sich bloſs darauf einschränken wollte, Erzieher anzustellen und zu unterhalten, immer eine bestimmte Form begünstigen. Es treten daher alle die Nachtheile bei derselben ein, welche der erste Theil dieser Untersuchung hinlänglich dargestellt hat; und ich brauche nur noch hinzuzufügen: daſs jede Einschränkung verderblicher wird, wenn sie sich auf den moralischen Menschen bezieht; und daſs, wenn irgend etwas Wirksamkeit auf das einzelne Individuum fordert, dies gerade die Erziehung ist, welche das einzelne Individuum bilden soll.

Es ist unläugbar, daſs gerade daraus sehr heilsame Folgen entspringen, daſs der Mensch in der Gestalt, welche ihm seine Lage und die Umstände gegeben haben, im Staate selbstthätig wird, und nun durch den Streit — wenn ich so sagen darf — der ihm vom Staat angewiesenen Lage, und der von ihm selbst gewählten, zum Theil er anders geformt wird, zum Theil die Verfassung des Staats selbst Aenderungen erleidet: wie denn dergleichen, obgleich freilich auf einmal fast unbemerkbare Aenderungen, nach den Modifikationen des Nationalcharakters, bei allen Staaten unverkennbar sind. Dies aber hört wenigstens immer in dem Grade auf, in welchem der Bürger von seiner Kindheit an schon zum Bürger gebildet wird. Gewiſs ist es wohlthätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers, so viel als möglich, zusammen fallen; aber es bleibt dies doch nur alsdann, wenn das Verhältniſs des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, daſs sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann: — gleichsam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieser Untersuchung zu entwickeln wage, allein hinstreben. Ganz und gar aber hört es auf, heilsam zu sein, wenn der Mensch dem Bürger geopfert wird. Denn, wenn gleich alsdann die nachtheiligen Folgen des Miſsverhältnisses wegfallen; so verliert auch der Mensch dasjenige, was er gerade durch die Vereinigung in einen Staat zu sichern bemüht war.

Daher müſste, meiner Meinung zufolge, die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete, Bildung des Menschen überall vorangehn. Der also gebildete Mensch müſste dann in den Staat treten, und die Verfassung des Staats sich gleichsam an ihm prüfen. Nur bei einem solchen Kampfe, würde ich wahre Verbesserung der Verfassung durch die Nation mit Ge-

wiſsheit hoffen; und nur bei einem solchen, schädlichen Einfluſs der bürgerlichen Einrichtung auf den Menschen nicht besorgen. Denn selbst, wenn die letztere sehr fehlerhaft wäre, lieſse sich denken, wie gerade durch ihre einengenden Fesseln die widerstrebende, oder trotz derselben, sich in ihrer Gröſse erhaltende, Energie des Menschen gewönne. Aber dies könnte nur sein, wenn dieselbe vorher sich in ihrer Freiheit entwickelt hätte. Denn, welch ein ungewöhnlicher Grad gehörte dazu, sich auch da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drücken, noch zu erheben und zu erhalten? Jede öffentliche Erziehung aber, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, giebt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form.

Wo nun eine solche Form an sich bestimmt, und in sich, wenn gleich einseitig, doch schön ist, wie wir es in den alten Staaten und vielleicht noch itzt in manchen Republiken finden; da ist nicht allein die Ausführung leichter, sondern auch die Sache minder schädlich. Allein in unsern monarchischen Verfassungen existirt — und gewiſs zum nicht geringen Glück für die Bildung des Menschen — eine solche bestimmte Form ganz und gar nicht. Es gehört offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten, Vorzügen: daſs, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzusehen ist, nicht so viel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken. Sobald der Unterthan den Gesetzen gehorcht, und sich und die Seinigen im Wohlstande und einer nicht schädlichen Thätigkeit erhält, kümmert den Staat die genauere Art seiner Existenz nicht. Hier hätte daher die öffentliche Erziehung, die, schon als solche, sei es auch unvermerkt, den Bürger oder Unterthan — nicht den Menschen, wie die Privaterziehung — vor Augen hat, nicht eine bestimmte Tugend oder Art zu

sein, zum Zweck; sie suchte vielmehr gleichsam ein Gleichgewicht aller: da nichts so sehr, als gerade dies die Ruhe hervorbringt und erhält, welche eben diese Staaten am eifrigsten beabsichtigen. Ein solches Streben aber gewinnt, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit zu zeigen versucht habe, entweder keinen Fortgang, oder führt auf Mangel an Energie; da hingegen die Verfolgung einzelner Seiten, welche der Privaterziehung eigen ist, durch das Leben in verschiedenen Verhältnissen und Verbindungen, jenes Gleichgewicht sicherer und ohne Aufopferung der Energie hervorbringt.

Will man aber der öffentlichen Erziehung alle positive Beförderung dieser oder jener Art der Ausbildung untersagen, will man es ihr zur Pflicht machen, blofs die eigne Entwickelung der Kräfte zu begünstigen: so ist dies einmal an sich nicht ausführbar, da, was Einheit der Anordnung hat, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringt; und dann ist auch unter dieser Voraussetzung der Nutzen einer öffentlichen Erziehung nicht abzusehen. Denn, ist es blofs die Absicht zu verhindern, dafs Kinder nicht ganz unerzogen bleiben; so ist es ja leichter und minder schädlich, nachlässigen Eltern Vormünder zu setzen, oder dürftige zu unterstützen.

Ferner, erreicht auch die öffentliche Erziehung nicht einmal die Absicht, welche sie sich vorsetzt: nemlich die Umformung der Sitten nach dem Muster, welches der Staat für das ihm angemessenste hält. So wichtig und auf das ganze Leben einwirkend auch der Einflufs der Erziehung sein mag; so sind doch noch immer wichtiger die Umstände, welche den Menschen durch das ganze Leben begleiten. Wo also nicht Alles zusammen stimmt, da vermag die Erziehung nicht durchzudringen.

Ueberhaupt: soll die Erziehung nur, ohne Rücksicht

auf bestimmte den Menschen zu ertheilende bürgerliche Formen, Menschen bilden; so bedarf es des Staates nicht. Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe bessern Fortgang; blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger: die Eltern eifriger bestrebt, für ihre Kinder zu sorgen; und, bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung; und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung, noch an Anstalten so nützlicher und nothwendiger gemeinschaftlicher Erziehung, fehlen *).

Soll aber öffentliche Erziehung dem Menschen eine bestimmte Form ertheilen; so ist, was man auch sagen möge, zur Verhütung der Uebertretung der Gesetze, zur Befestigung der Sicherheit, so gut als nichts gethan. Denn Tugend und Laster hängen nicht an dieser oder jener Art des Menschen zu sein, sind nicht mit dieser oder jener Charakterseite nothwendig verbunden; sondern es kommt, in Rücksicht auf sie, weit mehr auf die Harmonie oder Disharmonie der verschiednen Charakterzüge, auf das Verhältnifs der Kraft zu der Summe der Neigungen, u. s. f. an. Jede bestimmte Charakterbildung ist daher eigner Ausschweifungen fähig, und artet in dieselben aus. Hat daher eine ganze Nation ausschliefslich vorzüglich eine gewisse erhalten, so fehlt es an aller entgegenstrebender Kraft, und mithin an

*) *Dans une société bien ordonnée au contraire, tout invite les hommes à cultiver leurs moyens naturels; sans qu'on s'en mêle, l'éducation sera bonne; elle sera même d'autant meilleure, qu'on aura plus laissé faire à l'industrie des maitres et à l'émulation des élèves.* **Mirabeau** *sur l'éducat. publ. p. 12.*

allem Gleichgewicht. Vielleicht liegt sogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfassung der alten Staaten. Jede Verfassung wirkte so sehr auf den Nationalcharakter; dieser, bestimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor.

Endlich, wirkt öffentliche Erziehung, wenn man ihr völlige Erreichung ihrer Absicht zugestehen will, zu viel. Um die in einem Staat nothwendige Sicherheit zu erhalten, ist Umformung der Sitten selbst nicht nothwendig. Allein die Gründe womit ich diese Behauptung zu unterstützen gedenke, bewahre ich der Folge auf, da sie auf das ganze Bestreben des Staats, auf die Sitten zu wirken, Bezug haben, und mir noch vorher von einem Paar einzelner zu demselben gehörigen Mittel zu reden übrig bleibt. — Oeffentliche Erziehung scheint mir daher ganz außerhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten mufs *).

---

*) *Ainsi c'est peut-être un problème de savoir, si les legislateurs François doivent s'occuper de l'éducation publique autrement que pour en protéger les progrès; et si la constitution la plus favorable au développement du moi humain et les lois les plus propres à mettre chacun à sa place, ne sont pas la seule éducation, que le peuple doive attendre d'eux.* Am ang. Ort, p. 11. *D'après cela, les principes rigoureux sembleraient exiger, que l'Assemblée Nationale ne s'occupât de l'éducation que pour l'enlever à des pouvoirs ou à des corps qui peuvent en dépraver l'influence.* Ebendas. p. 12.

R o m.

Tibris, der du rollst die stolzen Wogen,
Denkst du wohl noch jener grauen Zeit,
Wo noch nicht, gewägt auf luft'gen Bogen,
Stand des Capitoles Herrlichkeit,
Roma's Name, noch von Nacht umzogen,
Nicht des Nachruhms Stimme war geweiht? —
Kehrt einst Nacht, die wieder ihn verschlinget?
Strahlt ein Tag, wo keinem Ohr er klinget? —

Nein! so lang' auf seinen Felsensäulen
Ragt das schmale, meerumflofsne Land,
Das der Götter Anherrn einst sah weilen,
Gründen goldne Reich' an seinem Strand —
Mag dahin das Rad der Zeit auch eilen —
Wird die Siebenhügelstadt genannt.
Ewig hiefs sie in der Vorwelt Munde,
Ewig tönt der Nachwelt ihre Kunde.

Wenn der Tiefe Flut in wüstem Schwalle
Sich empört' auch auf vom Meeresgrund,
Die jetzt schlummern, die Vulkane, alle,
Flammen spieen aus umdampftem Schlund,
Auf das Land mit unerhörtem Falle
Beide stürzten in vereintem Bund,
Dafs, wo jetzt den Ulm umschlingt die Rebe,
Leicht zerrissen, Well' an Welle bebe;

Staunend würde doch der Schiffer lauschen,
Rufen: „Freunde, zieht die Segel ein!
„Höret Ihr die Welle stolzer rauschen?
„Seht, auf wogt sie vom Romul'schen Hain.
„Erd' und Meer kann wohl sein Loos vertauschen,
„Doch vertilgt nie Römername seyn.
„Todt Gebilde nicht ist's, was ihn träget,
„In der Menschen Brust ist er gepräget."

Als Aeneas zu Evanders Hütte,
Wälzend, kam, des grofsen Krieges Last,
Und in seiner Opfertische Mitte
Nun der Held empfing den neuen Gast,
Wankten schon durch Trümmer ihre Schritte,
Die die grause Hand der Zeit erfafst.
„Phryger, schaue diese öden Reste,
„Hier stand Janus, dort Saturnus Veste!"

Also sprach Arkadiens Greis und stillte
Seines Freundes Sehnsucht, ahndungslos,
Welcher Werke Pracht noch Nacht umhüllte,
Welche Zinnen, wunderhehr und grofs,
Da, wo ihm die frohe Heerde brüllte,
Einst entstiegen dunkler Zukunft Schoofs.
Ach! die da noch nicht das Licht getrunken,
Liegen wieder jetzt in Schutt gesunken!

Und wann einst in später Jahre Rollen
Seinen Schritt hieher der Waller lenkt,
Wird vielleicht er Trümmern Wehmuth zollen,
Wo sich jetzt die Menschenwelle drängt,
Wann herab den heil'gen, gnadenvollen
Segen mild der Fürst der Priester senkt.
Der sich jetzt des nahen Aethers freuet,
Jener Dom, liegt dann in Staub zerstreuet.

Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen!
Bild nur scheinst du der Vergangenheit;
Pilger deine Bürger, nur gekommen,
Anzustaunen deine Herrlichkeit;
Denn vor allen Städten hat genommen
Dich zum Thron die allgewalt'ge Zeit.
Daſs du seyst des Weltenlaufes Spiegel,
Krönte Zeus mit Herrschaft deine Hügel.

Oft sah ich von Aventinus Spitze,
Wo sich engt der Pfad von Ostia her,
Tiber, unter Cacus altem Sitze,
Hin dich rollen zum Tyrrhenermeer.
Wie, geschmelzt an Hohenofens Hitze,
Erz sich wälzet, langsam; gelb und schwer,
Rollst du ernst und feierlich die Wellen,
Die das Herz mit tiefer Wehmuth schwellen.

Starr verfolgt die Woge, wie sie gleitet,
Fest gebannt der thränumwölkte Blick,
Und wann sie zur fernsten Fern' ihn leitet,
Kehrt mit gleicher Sehnsucht er zurück.
Dieser Wogen finstres Rollen deutet
Wohl des Menschen innerstes Geschick.
Wenn den Busen Freud' und Kummer engen,
Ist es mehr, als dunkles Wogendrängen?

Schnell vorüber rauscht der Freud' Entzücken,
Langgehegt wird Schmerz und Kummer mild,
Wann es fern die Jahr' und fern entrücken,
Schwankt erbleichend das geliebte Bild.
Ew'ger Wechsel taumelt vor den Blicken,
Und eh Lösung tief die Sehnsucht stillt,
Schlingt das Grab die streitenden Gefühle,
Dumpf und still, wie Sommermittagsschwüle.

So von Oed' und Kummer trüb' umschwebet,
Blicken, wie durch zarten Trauerflor,
Roms Gefild', und einsam klagend strebet
Trümmer dicht an Trümmer nur empor.
Gräber, von der Vorzeit Hauch durchbebet,
Schweigend ewig dem erschrocknen Ohr,
Hingestreut in wechselnden Gestalten,
Feiern Orcus dunkler Mächte Walten.

Denn bis wo des Meeres Woge schwillet,
Vom Gebirg her am Sabinerland,
Das mit tiefem Blau die Luft umquillet,
Wo der Sonne glühend heifsen Brand
Sparsam schattiges Gehölz umhüllet,
Herrschet der Zerstörung grause Hand.
Wehmuth hat ihr Reich hier aufgeschlagen;
Wehmuth flüstern tausend stumme Klagen.

Doch wie, wem des Lebens Kraft versieget
Von der Liebe heifsem Wonnekufs,
Schlürfet inniger stets angeschmieget,
Ihrer Flammen tödtenden Ergufs;
So in sehnsuchtsvoll Erstarren wieget
Dieser Himmelsfluren Zaubergrufs.
Segnen mufs der Mensch, auch wann er kranket,
Doch den Epheu, der ihn fest umranket.

Stets an Alba's ernster Scheitel hängen
Möchte zauberisch gebannt der Blick,
Wo einst Latium mit Festgesängen
Flehte von dem Donnrer Sieg und Glück,
Zu Soracte's lichten Höhn sich drängen,
Kehren über Tiburs Hain zurück;
All die tiefen, schweifenden Verlangen
Halten in dem engen Raum gefangen.

Denn in dieses engen Raumes Schranken
Ruht der Umfang einer halben Welt,
Wie in Einem flüchtigen Gedanken
Oft ein Menschenleben dar sich stellt.
Ferner Völker stolze Throne sanken
Hier, an Roma's Felsenmacht zerschellt,
Und mit Blüthen, fremder Zon' entpflücket,
Stand sie da, die Herrscherstirn geschmücket.

Wie von Helios zu Selenens Glanze,
Kehrt zwar von der Heldin blut'gem Schwert
Und der schlachtenfroh gebäumten Lanze
Gern der Geist zu der, die, gramverzehrt,
Mit der Locken wildzerrauftem Kranze
Sitzet an dem umgestürzten Heerd,
Deren Schmuck, mit Tigerhand entführet,
Nun der Stolzen hohe Mauern zieret.

Arme Hellas! traure nicht bekümmert!
Hebe froh den gottdurchströmten Sinn!
Wenn in heilger Tempel Halle schimmert
Waltend deine Nebenbuhlerin,
Wenn mit Mavors Städte sie zertrümmert,
Wurde dir ein höherer Gewinn;
Du nur sangst im Götterreihn der Musen,
Du nur herrschest in der Menschen Busen.

An Ilissos sanftgewundnem Strande,
Wo Platanen wehrten Helios Strahl,
Führten lieblicher gewobne Bande
Durch des Erdenlebens dunkles Thal.
In der Dichtung magischem Gewande
Stand die Weisheit bei der Freude Mahl,
Und, begeisterter empor zu flammen,
Schmolz mit Freundschaft Liebe fest zusammen.

Wann der Perser wilde Schaaren drohten,
Glühte jedem Griechen hoch der Muth,
Und, von allen Küsten her entboten,
Spendeten der Freiheit sie ihr Blut.
Ueberdeckt mit Trümmern und mit Todten,
Ausgespieen von des Meeres Wuth,
Können Salamis Gestade zeugen,
Ob dem Joche sich Hellenen beugen.

Doch wann sie des Friedens Opfer weihten,
Rosteten die Waffen unberührt;
Knechtschaftsfesseln einer Welt bereiten,
Ist nicht, was Hellenenbrust verführt;
Für des Vaterlandes Götter streiten;
Aber, wann der Freiheit Kranz sie ziert,
Froh den Reigen um die Freien schliefsen,
Und der Hohen Gegenwart geniefsen.

Ihren Geist — der Erd' und Himmel füllet,
Flüstert in dem gottgeweihten Hain,
In des Meeres dunkler Woge schwillet,
Furchtbar starrt im nackten Felsgestein,
Zart der Schönheit Wellenform entquillet —
Schlürfen mit geweihten Sinnen ein;
Tief die Brust in alles Leben tauchen,
Und es bildend wieder von sich hauchen.

Aus dem Nichts da sprangen die Gestalten,
Die umsonst die Hand der Zeit bezwang,
Deren überirdisch Götterwalten
Jetzt noch füllt den Sinn mit Himmelsdrang,
Die der Schönheit Urform rein entfalten,
Rhythmisch, wie der Sphären Feierklang,
Und sich, wie sie frei den Aether schlürfen,
Huldreich fügen menschlichem Bedürfen.

Da entströmeten der Hymnen Töne,
Wann in Elis und des Isthmos Flur,
Eifernd ob des Sieges Kranz sie kröne?
Flog zum Ziel der Flammenräder Spur.
„Eins sind Götter, eins der Menschen Söhne,
„Aber beiden Eine Mutter nur.
„Werden jene vom Olymp getragen,
„Können auf zu ihnen wir doch ragen!"

So vom Hauch der Schönheit überthauet,
So ergriffen von der Gröfse Macht,
Drang der Geist von Morgenroth umgrauet,
Tiefer in des Menschenschicksals Nacht.
Keiner hat es je so klar geschauet. —
Wie der Zorn der Eumeniden wacht,
Wie das Leben irrt, ein Traum am Tage,
Ewig tönt's des Chores Wechselklage.

Klagt Euch selber; denn kaum flücht'ge Spuren
Liefs von Euch zurück Barbarenwuth.
Argos trauert und Mykene's Fluren,
Oed' ist Aulis strudelreiche Flut;
Der Zerstöhrung wilde Stürme fuhren
Da, wo Götter menschlich einst geruht.
Wie der Leier Tön' in Luft verhallen,
Mufs des Lebens zartste Blüthe fallen.

Nicht gegeben ward es Euch, zu gründen,
Was durch grauer Zeiten Alter lebt.
Der selbst, dessen kühnem Ueberwinden
Dienstbar Indus Ufer einst gebebt,
Konnte Welten wohl mit Ruhm entzünden;
Doch es sank, was er mit Müh' erstrebt.
Wie der Gott im Zweigespann der Tiger,
Zog dahin, und schwand der trunkne Sieger.

Wer empor ein fest Gebäu will führen,
Trotzend Zeit und Schicksal unverwandt,
Mufs das Ird'sche muthig zu berühren
Nimmer scheun mit arbeitkühner Hand,
Und des innern Busens Kräfte spüren
Näher mit der Erde Staub verwandt;
Wie die Eiche tief die Wurzeln senket,
Wann am Aether sie die Zweige tränket.

Zwar, sie schöpfend von des Himmels Zinnen,
Gofs ins Bild, das starrte, kalt und taub,
Jene Gluthen die uns noch durchrinnen,
Kühn Prometheus; doch der Stoff war Staub.
Nun in jedem menschlichen Beginnen
Wird des Himmels Frucht der Erde Raub.
Was entflammt den freigeschwungnen Kräften,
Mufs sich an die Nacht des Bodens heften.

Ewig hätt' Homeros uns geschwiegen,
Hätte Rom nicht unterjocht die Welt;
Nimmer wär' aus Grabesnacht gestiegen,
Der die Seele fest im Leiden hält,
Da die Glieder Schlangen ihm umschmiegen,
Und der Knaben Tod den Busen schwellt,
Liefs nicht Titus einst von Siegestrümmern
Seine weiten, goldnen Hallen schimmern.

Wie empor, den Himmel tragend, strebet
Atlas, eine allgewalt'ge Wehr.
Dicht von Wolken ist sein Haupt umschwebet,
Und die Wurzel birgt das dunkle Meer.
So von dort, wo Dichtung Fabeln webet,
Ragt zu uns Roms mächtig Schicksal her.
Was von Thatenkunde wir vernahmen,
Wölbet sich um ihren stolzen Namen.

Nicht ein frei Geschenk aus Göttergüte,
Ward der Thron der Welt des Römers Loos:
Wie stets neu ein zürnend Haupt erblühte
Lerne's Drachen aus der Wunde Schoofs,
Hob die Oftbesiegte sich, und sprühte
Neue Flammen auf den Sieger los,
Bis ihr letztes Blut er nun vergossen,
Und sich Janus hohe Pforten schlossen.

Stark der Arbeit Riesenlast zu wägen,
Schritt Quirinus Volk den Ringerpfad;
Schnöd verschmähend, Ruh nach Kampf zu pflegen,
Erntend ewig neuer Siege Saat;
Von des Ruhmes lichtbestrahlten Wegen
Achtend nichts, als Herrscher-Wort und That;
Gern vergeuderisch mit Blut und Schweifse,
Wenn es nur der Welten Richter heifse.

Denn des Rechtes eherne Gesetze
Hielt es den erschrocknen Völkern vor;
Dafs Gewalt den Schwachen nicht verletze,
Der zum Schirm es flehend sich erkohr,
Und zum Sieg der Rache Schwert es wetze,
Lieh es dem Bedrängten gern sein Ohr.
So von einem Meeresstrand zum andern
Liefs es seine blut'gen Schaaren wandern.

Doch eh kühn sie waget ferne Züge,
Uebt daheim erst Roma Schlachtenmuth;
Denn dafs, kaum gebohren, sie erliege,
Zischt um sie der Nachbarvölker Wuth;
Doch die Hände streckt sie aus der Wiege,
Und erwürget liegt der Nattern Brut.
Bändigend Ausonien ihrem Worte,
Steht sie an der Weltbeherrschung Pforte.

Und das Meer lacht ihren stolzen Füfsen,
Und es reizt sie, sich ihm zu vertraun.
„Mag den Uebermuth Carthago büfsen,
„Und Circeji's Wald die Fluten schaun!"
Ruft sie, und mit lauten Siegesgrüfsen
Senden ihre Flotten Todesgraun.
Zwischen Schiff und Schiffen kühne Brücken
Schlagen sie sich auf der Woge Rücken.

Und der Kampf nun auf den schwachen Brettern
Tobt', als wütet' er auf Felsengrund;
Vor des Römerschwertes Flammenwettern
Sinkt der Pöne in der Wellen Schlund,
Und von seinen Siegern, wie von Rettern,
Bettelt er des Friedens schmähl'gen Bund.
Von dem schönen, dreigezackten Lande
Mufs er fliehn zu seinem öden Strande.

Aus der Heimath ist sie nun geschritten,
Morgendlich, gleich schön geschmückter Braut,
Muth und Stärke hat sie sich erstritten,
Dafs vor keinem Kampf sie mehr ergraut.
Zwar noch blut'gen Regen auf sie schütten
Ungewitter, denen Nacht entthaut;
Doch sie harret aus, die Wolken fliehen,
Und es sinkt die Welt zu ihren Knieen.

Und nach jedem schwer bestandnen Streite
Heftet, noch vom Kampfgewühle heifs,
An der Götter Tempel sie die Beute,
Des vergofsnen Blutes theuren Preis.
Mit den Gränzen dehnt sich in die Weite
Auch der Stadt, der Einz'gen, heil'ger Kreis;
Denn zum Heerd des Reichs ist sie geweihet,
Wo sich ew'ger Flamme Vesta freuet.

Um den Siebengürtel dieser Hügel,
Deren Stirn die hohen Zinnen trägt,
Schwingt der Sieg die goldumstrahlten Flügel,
Treu dem Kreise, der ihn einzig hegt.
Ew'ger Herrschaft unverletztes Siegel
Hat hier nieder das Geschick gelegt.
Wohl verpflanzen läfst sich Muth und Tugend,
Aber nicht des Glückes Götterjugend.

Als einst von der Gallier Siegerhänden
Rom, verbrannt, in Graus und Schutte lag,
Und den neuen Aufbau zu vollenden,
Es an Muth dem müden Volk gebrach,
Wollten sie sich feig nach Veji wenden;
Doch Camill, der kühne Retter, sprach:
„Von der Väter Heerde wollt ihr fliehen?
„In die Stadt besiegter Götter ziehen?

„So, Quiriten, traget ihr nur Liebe
„Zum Gebälk, von Menschenhand erbaut?
„So umfafst ihr nicht mit inn'germ Triebe
„Dieser Muttererde süfsen Laut?
„Nein! wenn auch nur jene Hütte bliebe,
„Die den grofsen Gründer einst geschaut,
„Möcht' an's Herz ich diese Oede drücken,
„Lieber, als den alten Sitz verrücken.

„Oft mit Thränen netzte meine Wangen,
„Als ich weilt' in Ardea verbannt,
„Hier nach diesen Fluren tief Verlangen,
„Nach des Tibers altgewohntem Strand,
„Nach dem Himmel, von dem hold umfangen,
„Mir der ersten Jugend Blüthe schwand.
„Dafs nicht Sehnsucht trübe unsre Freuden,
„Lafst uns nie vom süfsen Boden scheiden!

„Und wer wird den Göttern Opfer bringen,
„Deren Dienst von unsern Vätern stammt?
„Deine Schilde wer, Gradivus, schwingen,
„Wann kein Bürgerheerd mehr wirthlich flammt,
„Und wo jetzt der Freiheit Kräfte ringen,
„Ist zur Wüste dann der Markt verdammt?
„Vesta's Lohe wer zu löschen wagen?
„Wer auf Feindes Heerd sie frevelnd tragen?

„Fest noch steht die hohe Burg gegründet,
„Aller Götter Häuser unversehrt.
„Wem die Brust das Vaterland entzündet,
„Dem bleibt kein Beginnen je verwehrt.
„Für die oft in Schlachtenreih' verbündet,
„Ihr gekämpft mit blutgefärbtem Schwert,
„Diese wüsten Mauern, o Quiriten,
„Laſst auf's neue Trotz den Zeiten bieten."

Und sie wankten zweifelnd hin und wieder,
Da zieht über's Forum Kriegesschaar,
Und begeistert schallt es durch die Glieder:
„Hier zu bleiben, frommt uns, immerdar!
„Senket hier den Adler stolz Gefieder!"
Und als tönte Götterstimme klar,
Hört vom Markt man und des Rathes Stufen:
„Hier zu bleiben, frommt uns!" alle rufen.

Und seitdem mit aller Götter Gnaden
Ward die Herrscherin der Welt beschenkt;
Schauend von des weiten Aethers Pfaden
Gröſs'res nichts, worauf den Strahl er senkt,
Ist's, als ob, im Glanze sie zu baden,
Phöbus seine Flammenrosse lenkt.
Wo nur Hauch der Menschlichkeit je wehte,
Sehnt die Brust sich nach der Stadt der Städte.

Denn als hin das erste war gesunken,
Blüht' in ihr empor ein neues Reich.
Die durch Blut und Kampf schritt siegestrunken,
Herrscht nun sonder Schwert- und Lanzenstreich;
Liebe weckt in ihr die Himmelsfunken;
Statt des Lorbeers, grünt der Palme Zweig.
Tod und Knechtschaft hat sie sonst entsendet,
Segnend jetzt die Welt sich zugewendet.

Zwar auch dieses Glanzes Strahlen bleichen.
Was die Erde Grofses je gesehn,
Sinkt einst vor des Schicksals mächtgen Streichen,
Fortgewirbelt in des Poles Drehn.
Selbst die Sonne mufs am Abend weichen,
Neu am Morgen glühend zu erstehn.
Doch der Geist, der tief verborgen weilet,
Wird von keiner Flucht der Zeit ereilet.

Und zu ihm, der, licht entflammt dem Himmel
Um die Wange dieser Hügel schwebt,
Fliehet freudig aus dem Weltgetümmel,
Wem Betrachtung still die Seele hebt.
Balsam ist der Schatten Nachtgewimmel,
Wann den Busen Ahndung bang durchbebt.
Aus dem Leben in die Wüste schweifen,
Mufs, wer kühn will Göttliches ergreifen.

So viel Saiten tief im Busen schwingen,
Wann der Welten Einklang rührt das Herz;
So viel Töne allgewaltig dringen
Auf von diesem Boden himmelwärts.
Grabestrümmer, öd' und wüst, durchklingen
Bang die Brust mit sehnsuchtsvollem Schmerz.
Gröfse ruht auf Mauern und Gefilden;
Schönheit flammt aus himmlischen Gebilden.

Wann, von ihrem Lichte, ihr, umflossen,
Göttersöhne, die ihr, ewig jung,
Stehet bei den wildgebäumten Rossen,
Hebt die Brust zu übersel'gem Schwung;
Wie dann in einander mild ergossen,
Strömen Wehmuth und Bewunderung,
Bis der Geist, von Ahndungsblitz gerühret,
In dem Loos der Menschheit sich verlieret.

Denn es soll vergehn des Menschen Treiben;
Ewig währet nur, was leblos starrt.
Nichts soll von der langen Vorzeit bleiben,
Was nicht lebend trägt die Gegenwart;
Kraft an Kraft sich funkensprühend reiben,
Hauch beleben Hauch, nach Geisterart;
Der selbst, von dem alles Leben stammet,
Ist nur ewig, weil stets neu er flammet.

Darum sonder bitt'rer Klag' Entsenden,
Senken edle Trümmer hier das Haupt,
Als verziehn sie den Barbarenhänden,
Die der Pracht der Jugend sie beraubt,
Sanft noch lächelnd in den öden Wänden,
Von des Epheus dichtem Schmuck umlaubt;
Wie der Saat, die bald der Sommer bleichet,
Still im Herbst des Halmes Aehre weichet.

Niedern Dienst dem neuen Wohner leihet
Hoher Säulen schöngeformter Knauf.
Achtlos, ob er Werk der Kunst entweihet,
Stützt er häusliches Geräth darauf.
Soll, der sich des Augenblickes freuet,
Greifen in der Zeiten raschen Lauf?
Blüthen, die aus ihrem Schoofse spriefsen,
Mögen, welkend, hin mit ihnen fliefsen.

Grofses ewig mufs der Mensch erzeugen,
Weil zum Himmel auf sein Wesen strebt;
Doch das Grofse mufs der Zeit sich beugen,
Der im Busen wieder Gröfs'res webt,
Schlingen so sich hin ein Götterreigen,
In dem Schönes Schöneres belebt.
Nur ein Leben aus dem Tod' entfalten
Ist der Menschheit schmerzumwölktes Walten.

Der des Menschen Busen heifs durchglühet,
Hält die Welten auch im ew'gen Gleis,
Und die Funken, die er flammend sprühet,
Fasset keiner Ewigkeiten Kreis.
Neues auch aus seinem Schoofs erblühet,
Ohne dafs er ahndungsvoll es weifs.
Er auch kennt nur ewig neu Entwinden,
Ringt, im Gröfs'ren wieder sich zu finden.

Denn das Neue doch ist heimisch wieder,
Stammt aus gleich verborgnem Urquell her.
Drum, wer lenken will des Geists Gefieder
Um der Erde Rand, der Sterne Heer,
Steige nur zum eignen Busen nieder;
Schwelle, wie der Ströme Flut das Meer,
Ihn mit aller Schöpfung reichem Leben,
So um Einen lichten Punkt zu schweben.

Denn, ein Abglanz göttlicher Gedanken,
Reifset, theilend keines Ird'schen Loos,
Aus der Alltagsbilder irrem Wanken
Plötzlich, still verklärt, Gestalt sich los.
Gröfse, die nicht Wandel kennt, noch Schranken,
Ruht in ihrer Züge tiefem Schoofs;
Was dem Geist entflieht, als reine Wahrheit,
Strahlt aus ihr in hoher Sinnenklarheit.

So erwuchsen, durch der Gottheit Segen,
Diese Hügel in der Horen Tanz;
Was die Brust kann Großes je bewegen,
Hängt an ihrer Gipfel heit'rem Glanz,
Um die sich der Menschheit Loose legen,
Wie um Heldenstirn ein Lorbeerkranz.
Welcher Laut hat menschlich je geschallet,
Den die Vorzeit hier nicht wiederhallet?

Ihren Tönen laſs mich, Freundin *), lauschen!
Mag, was leicht, wie Windeshauch, verweht,
Immerhin sein Wechselloos vertauschen;
Was das ernste Schicksal will, besteht.
Laſs den Augenblick vorüberrauschen!
Nur das Meer, dess Fluten, glanzbesät,
An der Menschheit tiefe Wurzeln schlagen,
Ist es werth, den müden Geist zu tragen.

---

*) Dieses Gedicht war ursprünglich an Frau von Wollzogen geborne von Lengefeld gerichtet.

An die Sonne.

Am 2. Julius 1820.

Als, vom erblindeten Seher der Heimkehr Pfade zu spähen,
Penelopeiens Gemahl schifft' an die Gränzen der Nacht,
Schaut' er, vom Rauschen umflattert des nichtigen Volkes der Schatten,
Auch Herakles Kraft, bogen- und köcherbewehrt;
Doch nicht selber, den Heros; den Uebergewaltigen träget
Nicht Charontischer Kahn über den stygischen Sumpf.
Nur sein Schattengebild' irrt dort, schwarzdunkelnder Nacht gleich,
Spannend das Todesgeschoss, immer zu treffen bereit.
Aber er selbst weilt oben im götterumthronten Olympos,
Hebe, des Donnerers Zeus herrlicher Tochter gesellt.
Aehnlich Laertes Erzeugtem, erschaun auch wir, die wir wohnen
Hier um den traurigen Nord, nimmer, o Sonne, dich selbst.
Nur dein Schatten durchwanket den wolkenumfloreten Himmel,
Scheint zu entsenden den Strahl, aber entsendet ihn nie.
Du, das geliebteste Kind des erzeugenden, ewigen Aethers,
Der er der eigenen Kraft leuchtendste Reinheit verlieh,
Wählst dir beglücktre Gefilde der menschenumwohneten Erde,
Wo dein siegender Strahl leuchtet in Fülle und Kraft;
Jenseits, dort wo den Stürmen des eisigen Nordens der Alpen
Mächtige Felswand setzt wehrend den trennenden Wall,

Um Albanos Gebirg', um die siebengehügelte, grofse
Stadt, um Ilissos Gestad', oder Taygetos Höhn,
Schreit'st du vom Morgen zum Abend, und tauchst, heifs löschend, die Glanzflut
In des unendlichen Meers funkenumsprüheten Saum,
Bis in der Kühle der Nacht dich der goldene Becher zurückträgt
Durch Okeanos Strom, neu zu erfreuen die Welt.

An Alexander von Humboldt.

Albano, im September 1808.

1.

Das Kreuz, das nie der ferne Nord erschauet,
Das zieret fremder Himmel Lichtgefilde,
Da, wo vom Pol der Pol geschieden ruht,
Das seinen Glanz des Südens Flut vertrauet,
Der Doppelwolke nah, die, still und milde,
Herniederleuchtend, ewig unbethauet,
Das Meer nur grüfst mit ihrem Strahlenbilde, —
Das, Theurer, kühn durchschiffend Atlas Flut,
Sahst du, gedenkend dort in fremder Zone,
Dafs fern ein Bruder, dich ersehnend, wohne!

2.

Ach! alle, die dich liebend hier umfingen,
Vertrauten ungern dich des Meeres Pfaden,
Als ab du stiefsest von Iberiens Strand.
„O! Wind," so flehten sie, „mit leisen Schwingen
„Geleite den, den ferne Küsten laden,
„Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
„O! Meer, lafs sich in stillen Fluten baden
„Sein Schiff, und du empfang' ihn mild, o! Land,
„Das ihn, wann er von Flut und Sturm befreiet,
„Mehr noch, als Sturm und Flut, mit Tod umdräuet!"

3.

Denn wo im wilden Streit die Elemente
Wie dort, in jenem Welteneiland, streben,
Nicht kennend Gränze, noch wohlthätig Maſs,
Als sey kein Geist, der einst sie mächtig trennte,
Daſs freundlich blühe heiter lächelnd Leben;
Da muſs, erschauend nichts, das Ruh ihm gönnte,
Der Mensch in Angst verzweiflungsvoll erbeben,
Wenn ach! auf dem er froh noch gestern saſs,
Im Abgrund heut der Fels zertrümmert lieget,
Und Sturm auf Sturm die bange Welt besieget.

4.

Furchtbar starrt die Natur, wo mit Gewichten
Sich Zug und Gegenzug aufhaltend ziehet,
Und jede Kraft nur überwunden schweigt;
Wo die Gewalt allein den Kampf kann schlichten,
Und tückisch grollend stets der Schwächre fliehet;
Wo unverstandene Gesetze richten,
Zu unbekanntem Zweck sich alles mühet,
Und wie in todtem Uhrwerk fällt und steigt.
Da wird kein Recht geübt, gilt kein Erbarmen,
Wo Pulse nicht von Leben frisch erwarmen.

5.

Zwiefach ist die Gewalt, vor der mit Zittern
Das Daseyn flieht; des Meers, das rastlos eilet,
Des Felsen, der in träger Masse starrt.
Auftobend in des Sturmes Ungewittern,
Gethürmt zu Bergen jetzt, und jetzt getheilet
In Klüfte, drohet Land von Land zu splittern
Die Flut, die, unfruchtbar, Verderben heulet;
Und ruhend drücket, kalt und todt und hart,
Gebirgeslast, als wollt' in dumpfem Fallen
Das Weltall sie in Eins zusammenballen.

6.

Doch, wie sich durch des Steines Spalte dränget
Die Pflanze, und auf schwacher Wurzel schwanket,
Bis ihrem Schwellen seine Härte weicht,
Sie, kühner fuſsend, sichrer an ihm hänget,
Und ihn mit üppgem Teppich überranket;
So schafft der Geist, wo die Natur ihn enget,
Mit Kraft, die, ewig quellend, nimmer kranket,
Sich Luft, bis ihre Macht sich vor ihm neigt,
Sie, Form und Seele von ihm zu empfangen,
Sich an ihn schmiegt mit brünstigem Verlangen.

7.

Als, daſs sie Raum dem Licht und Leben bahne,
Einst in der Urzeit durch des Chaos Fluten
Die Schöpfungskraft allmächtig sich ergoſs,
Da spieen Flammen rauchende Vulkane;
Gegeiſselt von des Wirbelsturmes Ruthen,
Schäumten zum Himmel aufwärts Ozeane,
Und Felsen krachten, die auf Felsen ruhten,
Daſs Erd' und Himmel in einander floſs,
Zum Abgrund stürzten des Gebirges Wälder,
Und Lohe wälzten schwarz versengte Felder.

8.

Da fandet ihr, die ihr, wie Bergesrücken,
Die Erd' umwandeltet mit Riesentritten,
Das Grab, ihr, wilder Ungeheuer Schaar,
In der Verwüstung letztem Todeszücken,
Als andre Bahnen Helios Ross' umschritten;
Ihr, deren morsch Gebein, kaum seinen Blicken
Vertrauend, spät der Wandrer antrift, mitten
In öder Felsenkluft! — Der Mensch noch war
Da nicht; der Arme braucht des Schicksals Milde,
Geformet nach der Gottheit Ebenbilde.

15.

Allein in jenem weiten Continente,
Den Kühnheit fand, durchschneidend fest den Spiegel,
Der, stets bewegt, nie Gleis bewahrt, noch Spur,
Wo deine Brust sich zu enträthseln sehnte
Der Schöpfung tief geheimnißvolles Siegel,
Wo wilder tost das Heer der Elemente,
Hinstürmend auf der Windsbraut Adlerflügel; —
Dort, in der großen Werkstatt der Natur,
Scheint Gottheit ihren Flug herabzulenken,
Und in des Weltalls Schoß sich zu versenken.

16.

Erschrocken flieht zu des Olympos Sitze,
Ihr Götter, die ihr Hellas froh umschwebet,
Vor dieses wilden Kampfes Angstgestöhn!
Von Idas Scheitel schleudre, Zeus, die Blitze;
Vor mächtigeren hier die Erd' erbebet,
Gezückt von Orizava's Sternenspitze.
Und, Erderschütterer, du! dein Dreizack strebet
Vergebens hier; von Aegaes Klippenhöhn
Laß Ilions Küste jetzt die Flut umschallen,
Jetzt netzen Taenars luftge Tempelhallen.

17.

Denn, wie der Geist in allgewaltgem Ringen
Weisheit erspähend, wie nach leichtem Traume,
Verläßt das Reich der bunten Phantasie,
So birgt, den kindlich Bilder erst umfingen,
Der Gott, sich unsichtbar im Schöpfungsraume.
Ehrfurcht regt nur die leis bewegten Schwingen,
Geheftet stumm an seines Mantels Saume;
Die Kunst verzagt, in Menschenharmonie
Hervor zu stammeln ewger Schönheit Fülle;
Und fromm versinkt der Geist in heilge Stille.

18.

In Steppen, die zum fernen Horizonte,
Gleich leichtbewegten Meeres Schimmerwogen,
Verfolgt der wüsteneinstarrte Blick,
Auf Höhn, wo Leben nie gedeihen konnte,
Wo nur der Riesenvogel, fortgezogen
Von kühner Lust, den düstern Fittig spannte,
Schaut öd' herab der ehrne Himmelsbogen,
Und Menschen ziehen scheu den Schritt zurück.
Selbst die, die Felsenbilder hoch verkünden,
Die Völker sah die graue Zeit entschwinden.

19.

Was soll des Weibes Sohn, wo irre Heerden
Verscheuchter Rinder durstentbrannt verschmachten,
In Stachelhülle suchet Kühlungstrank
Das Maulthier mit unsäglichen Beschwerden,
Und wo, wann kaum in frischem Grün sie lachten,
Zum trägen Meer die fetten Fluren werden?
In Wäldern was, die Beil und Axt verachten,
Die, dicht verschränkt, nie Menschenfuſs durchdrang,
Die, undurchschaubar selbst des Wallers Blicken,
In rankende Lianen ihn verstricken?

20.

Hier stets befeindend und befeindet wieder,
Entbrennet freier Kampf den Thiergeschlechten
In fürchterlichem, nie versöhntem Krieg.
Vom Baum stürzt hier der rasche Tiger nieder;
Hier ihre giftigen Knoten Schlangen flechten;
Das Krokodill zückt hier die starren Glieder;
Und die, die nimmer mit dem Stärkern fechten,
Die Beute stets sind leicht errungnem Sieg,
Der buntgefleckte Hirsch, das scheue Füllen,
Müssen die Gier der Ungeheuer stillen.

21.

Selbst der, den sonst nur hoch vom Himmel lenket
Aus düstrer, flammenschwangrer Wolken Hülle
Der hohen Götter zornentbrannte Hand,
Hat hier in See und Fluſs sich auch gesenket.
Verderben schieſst in grauser Todesstille
Der Schlangenfisch, mit Strahleskraft getränket,
Und sieh! es schnaubt das Roſs, und mit Gebrülle
Entflieht der Stier; doch grüſst nicht mehr das Land;
Er sinkt des Wütrichs unsichtbarem Streiche,
Der einsam herrscht im öden Wasserreiche.

22.

Da bricht nicht muthvoll, mit Herakles Keule
Bewehrt, der Sterbliche sich kühne Wege,
In frohem Kampf von der Gefahr umspielt;
Erschrocken flieht er zu der Berge Steile,
Und in des Dickichts schützende Gehege.
Wo Tiger stürzen mit des Blitzes Eile,
Wo von dem Boden, winterstarr und träge,
Sich giftgeschwollne Scheitel hebt, da fühlt
Der Mensch des Armes Sehnen sich entstraffen,
Und schaut nach Rettung, nicht nach Wehr und Waffen.

23.

Tückisch tritt List nun an des Muthes Stelle,
Der frei erglüht in edler Schlachten Hitze,
Im Kampfe mit dem eigenen Geschlecht.
Von giftgem Pfeil gerinnt des Blutes Welle,
Und starrt bis zu des Lebens tiefstem Sitze;
Ja daſs er Tod verborgener entquelle,
Tünchet mit Gift des eignen Fingers Spitze
Der Wild' in scheinbar wehrlosem Gefecht;
Der Qualen eingedenk, indem er streitet,
Die ihm des Siegers Barbarei bereitet.

24.

Denn wie der Wüste Thier, schlägt er die wilden
Heifshungren Zähn' in des Gefangnen Glieder,
Schickt ihn auf wild umtanzter Marterflur
Mit tausend Foltern zu des Tods Gefilden.
Umsonst sinkt sanfte Bitte vor ihm nieder;
Er ist ihr taub; die seine Füfse bilden,
Verwischt mit scheuer Hand der Schwächre wieder,
Der sein Gebiet betrat, des Sandes Spur;
Das Daseyn, das er elend durch mufs stehlen,
Möcht' er dem Blick, dem Ohr, der Luft verhehlen.

25.

Du nur, die freundlich du den Menschen bindest
Am gottgeschützten Heerd durch sanfte Sitte,
Der blondgelockten Ceres milde Kunst!
Ab an der Horen goldner Spindel windest
Sein Leben in des Jahres Wandelschritte,
Und den du selbst im eignen Schoofse findest,
Den Segen, heifs, mit demuthsvoller Bitte,
Erflehest von der hohen Götter Gunst;
Nur du lehrst muthvoll gegen Unbill kämpfen,
Und nach dem Sieg den Zorn des Busens dämpfen.

26.

Hoch heftet an der ewgen Sterne Kreise
Der Pflüger bang der Furcht, der Hoffnung Blicke
Durch's lange Jahr für seiner Saat Gedeihn;
Und wie sie wanken nie im sichren Gleise,
Wie fort aeonenlang die Zeit auch rücke,
Und doch, nach weichgeschaffner Menschen Weise,
Dafs sich der Erde Sohn daran erquicke,
Ihm Licht und Wärme unverweigert leihn;
Träufelt in seine Brust von ihrem Bilde
Des Rechtes Strenge und der Liebe Milde.

27.

Aus beiden keimt, der hohen Himmelssphären
Erhabnes Kind, der Freiheit süfse Blume,
Und wächst zu starkem, allgewaltgem Baum,
Defs Zweige Schatten froh dem Volk gewähren,
Von dem gehegt, sich Glück vermählt mit Ruhme.
Nichts Höheres kann irdscher Boden nähren,
Und alles ruht in diesem Heiligthume,
Was Edles birgt der weiten Schöpfung Raum.
Des Menschen Gröfse liegt nur im Gemüthe,
Und Freiheit ist der Seelenhoheit Blüthe.

28.

Den Küsten, die, ob ihnen günstge Sterne,
Ob zürnende, Europa's Völker nahten?
In Zweifel wiegen oft des Spähers Sinn,
Lag lange dieser Gaben Segen ferne.
Nie bettete Demeters goldnen Saaten
Der Pflug vormals die Furche hier; dafs lerne
Des Baumes Frucht der Mensch, der Jagd entrathen,
Schickt fremdes Land das Korn des Samens hin;
Ein Mönch baut spät zuerst aus dunkler Zelle
Ein Rharisch Feld um seines Klosters Schwelle.

29.

So viel in jenen unermefslich weiten
Einöden sah der Mensch auch Thiergeschlechte,
Wohlthätige, und die Verderben drohn, —
Fehlten, die ihn am herrlichsten begleiten.
Der Ackerstier, den nimmer Arbeit schwächte,
Gab hier dem Stachel nie die mächtgen Seiten;
Und nimmer prangt in schimmerndem Gefechte,
Von Reisigen umschaart, des Landes Sohn,
Auf schnellen Rosses Rücken stolz entragen,
Oder herab von erzumglänztem Wagen.

An die Sonne.

Am 2. Julius 1820.

Als, vom erblindeten Seher der Heimkehr Pfade zu spähen,
Penelopeiens Gemahl schifft' an die Gränzen der Nacht,
Schaut' er, vom Rauschen umflattert des nichtigen Volkes der Schatten,
Auch Herakles Kraft, bogen- und köcherbewehrt;
Doch nicht selber, den Heros; den Uebergewaltigen träget
Nicht Charontischer Kahn über den stygischen Sumpf.
Nur sein Schattengebild' irrt dort, schwarzdunkelnder Nacht gleich,
Spannend das Todesgeschoss, immer zu treffen bereit.
Aber er selbst weilt oben im götterumthronten Olympos,
Hebe, des Donnerers Zeus herrlicher Tochter gesellt.
Aehnlich Laertes Erzeugtem, erschaun auch wir, die wir wohnen
Hier um den traurigen Nord, nimmer, o Sonne, dich selbst.
Nur dein Schatten durchwanket den wolkenumfloreten Himmel,
Scheint zu entsenden den Strahl, aber entsendet ihn nie.
Du, das geliebteste Kind des erzeugenden, ewigen Aethers,
Der er der eigenen Kraft leuchtendste Reinheit verlieh,
Wählst dir beglücktre Gefilde der menschenumwohneten Erde,
Wo dein siegender Strahl leuchtet in Fülle und Kraft;
Jenseits, dort wo den Stürmen des eisigen Nordens der Alpen
Mächtige Felswand setzt wehrend den trennenden Wall,

33.

Tief beben durch den Busen Wehmuthsschauer,
Wenn, wie die Well' die Welle überstürzet,
Der Wüste Völker namlos untergehn;
Der Wildnifs abgetrotzten Lebens-Dauer
Aufreibend, Feindesmacht grausam verkürzet,
Und armes, in Gefahr und Mühe sauer
Durchdrungnes Daseyn karge Freude würzet;
Des Jammers Thränen fliefsen ungesehn,
Und Stöhnen, das nur Wüst' und Wald durchdringet,
In Wüst' und Wald auch, ungehört verklinget.

34.

Spriefsen, wie Blumen nur, der Völker Schaaren,
Kein Vorrecht auf des ernsten Schicksals Wage,
Als dafs ihr Lenz in längern Monden blüht,
Geniefsend? fraget niemand, wo sie waren?
Wann hin sie sinken am Vertilgungstage?
Und ihr, die ihr seit Tausenden von Jahren,
Wo längst verhallt der Vorzeit dunkle Sage,
Des grofsen Welttheils Wüstenein durchzieht,
Wird euer Daseyn unfruchtbar verschwinden?
Kein schaffend Volk sich eurem Schoofs entwinden?

35.

Wild auch durchstreiften einst Dodonas Fluren
Pelasger, bis aus ihren Wanderzügen
Hellas das Haupt erhob und Roheit sank.
Germanien deckten rauher Wildheit Spuren,
Wüst sahe Romuls stolzer Sohn es liegen;
Und jetzo, gleich verschwisterten Naturen,
Kämpfen im Wechselchor Hellas zu siegen
Und wir. Rollt prachtvoller der Schwester Klang,
Schöpfen wir tiefer des Gedankens Quelle,
Umrauscht uns mächtger des Gefühles Welle.

36.

Ankämpfend gegen Meeresflut erklingen,
Und gegen Sturmesheulen, muſs die Stimme,
Eh' rein und zart entströmt der Sprache Laut;
Die Brust mit wilder Liebe, kochend, ringen,
Entbrennen wütend in Barbarengrimme.
Nie sonst gelingts, daſs spät auf kühnen Schwingen
Des Geistes hohen Flug das Wort erklimme.
Joniens Himmeln Licht und Form entthaut;
Der Nord mit seines Nebels Florgestalten,
Verschlieſst den Blick, öfnet des Busens Falten.

37.

Allein was jener Welt Gefild' enthüllen,
Suchst du vergebens in Herakles Säulen,
Wo beide Pole froh, nach langem Brand,
Des Wellenbades süſse Sehnsucht stillen,
Mit Schwestergleichheit sich die Horen theilen,
Der Gürtel wälzt sich sonst, wo Meere quillen,
Und wo der Wüste Thiere dürstend heulen;
Ihr nur umschlingt er lebensschwangres Land,
Und Hitz' und Nässe nun so üppig gähren,
Als wollte Schöpfung Schöpfung neu gebähren.

38.

Und so wie rein' und reinre Luft umgieſset
Der Berge höher stets gethürmte Spitze,
Bis wo kein Grün die stumme Klipp' umlaubt,
So riesenförmig in die Höh' da schieſset
Der Berge Inselstirn zum Menschensitze,
Daſs alle Sonnen dort er froh genieſset,
Und Kühlung haucht in glühnder Tropenhitze,
Aus Schwindelhöh auf Teneriffas Haupt
Herniederschaut, und über sich mit Beben
Sieht aufwärts eisumstarrte Gipfel streben.

39.

Hier nun entfalten ihrer Blüthen Prangen
Mit Farbenschmelz, den sie dem Aether rauben,
Zahllose Pflanzen nie umwölktem Tag.
Mit reinem Gold getränkt die Purpurwangen
Schwellen der Palmen sonnenreife Trauben,
Die von dem Staub zum Himmel kühn verlangen,
Indefs zum Wald sich Farrenkräuter lauben
Unter der Fächerschirme Säulendach.
Der Knabe hüllt in kindischem Gemüthe
Scherzend das Haupt in Eines Baumes Blüthe.

40.

Einförmig deckt nicht meilenlange Strecken
Ein Pflanzenstamm; in eiferndem Gemische
Spriefst buhlend um den Preis, ihr bunter Kranz.
Den Morgen froh der Sänger Heere wecken,
Die schön und reich durchschwärmen die Gebüsche,
Und auf des Krokodilles Schuppendecken
Prangt oft des Phoenicopters Farbenfrische.
Die Felswand selbst entsendet Goldesglanz.
Wie die Natur hier schwelgt in Farb' und Massen,
Ringt Kunst umsonst in leichte Form zu fassen.

41.

O! warum mufstet ihr, die mit den Kränzen
Ihr jeder Kunst die frohe Stirn umschlanget,
Nicht dieser Zonen Schöne werdend schaun?
Stehn hier des Erdendaseyns ewge Gränzen?
Kann, wo Natur in vollem Reichthum pranget,
Nicht auch des Menschen Geist allleuchtend glänzen?
Mufste, dafs ihr den sichren Sieg erranget,
Sie nackter euren Händen sich vertraun?
Darf nie in volle Glut der Pinsel tauchen?
Mufs erst ihr lebenfrischer Duft verrauchen?

41.

Viel hält der Schicksalsloos' in ihren Banden
Die Zeit; thöricht, wer, dafs am gleichen Faden,
Wie jetzt, sie ewig ab sich spinnen, wähnt.
Auch Hellas Gröfs' ist aus dem Nichts erstanden,
Und kühner schritten Andr' auf schönern Pfaden
Einher vielleicht, die früh in Nacht verschwanden.
Frei will der Strahl des Geistes sich entladen,
Und nie räthst du, wohin er zücket. Gähnt
Auch, im zerrifsnen Lauf der Zeiten, Lücke,
Wölbt alles sich im ewigen Geschicke.

42.

Was ringsumher des Weltalls Gränz' umschliefset,
Ist nichts, als Ein unendlicher Gedanke,
Der hehr ein sinnentzückend Kleid sich webt,
Auf welchem Felsen starrn, die Pflanze spriefset,
Und Leben weht bis zu der Schöpfung Schranke.
Wo ihm verwandter Geist nur naht, da schiefset
In Eins ihr Strahl, dafs Kraft die Kraft umranke.
Drum bleibt unausgesprochen nichts, was lebt.
Was Vorzeit nicht vermocht in Wort zu hüllen,
Wird das erstaunte Ohr der Nachwelt füllen.

44.

Auch dir wächst einst ein Volk aus eignem Schoofse,
America, das neuer Welt Gestalten
Zu neuer Form der Kunst und Weisheit prägt;
Wo rein sich kann die unermefslich grofse
Natur, die üppig dich umprangt, entfalten,
Und wo, die jetzt, als abgerissne, blofse
Laute des Menschendaseyns dürftig schallten,
Der Geist zum Gipfel edler Sprachen trägt;
Wann du in eigner Kraft und Herrschaft thronest,
Nicht mehr dem Fremdling dienst, nur mild ihn schonest.

45.

Wenn nicht die Flur, die sein Geschlecht getragen,
Den Menschen säugt an ihren Mutterbrüsten,
Nicht wiegt in ihrer Hügel Blumenbucht,
Wenn nicht des Zephyrs Wellen ihn umschlagen,
Die kühlend seiner Väter Stirne küfsten,
Nicht ihrer Weisheit Kraft, ihr kindisch Zagen
Lebt in den Lauten, die ihn werdend grüfsten,
Gedeiht er nicht; irrt, wie auf banger Flucht.
Der Arme hat nur Kraft, sich selbst zu gnügen,
Sich stärker an der Liebe Brust zu schmiegen.

46.

Wie Bäche eines Stromes stolzer Wellen,
Den bargen lang des Berges dunkle Klüfte,
Eh' er durchbrach das dichte Felsgestein;
So müssen eigne, nie geschaute Quellen
Mit Erdenkraft und Glut der Himmelslüfte
Den Busen eines mächtgen Volkes schwellen,
Weit über Land und Meer, das es durchschiffte,
Des Geistes reifen Samen auszustreun.
Die alte Welt trug oft auf goldnen Schwingen
Der Sieg; die neue mufs ihn jetzt erringen.

47.

Du, theurer Alexander, sahest beide,
Und wobst, aus dem, was geistvoll du erspähet,
Ein reiches, Weltenall umschlingend Band.
Dichtung strahlt, sagt man, schön im Feierkleide;
Nur meidet sie, wenn Wahrheit ihr erflehet.
Doch wo sich wölbt der Schöpfung Urgebäude,
Führt dorthin Weg, als da, wo Dichtung wehet?
Drum flohest du sie nicht, und nicht entschwand
Die ernstre Schwester dir. Sie rein zu sehen,
Zwangst Dichtung selbst du, ihren Pfad zu gehen.

48.

Lebendig treten nun vor unsre Augen
Die Wunder jener überschwenglich reichen,
Würdig zuerst von dir durchforschten Welt;
Und was zu schauen nicht die Sinne taugen,
— Wie nur die Kräfte der Natur sich gleichen,
Wie, um der Gottheit Odem einzusaugen,
Sie froh hier streben, dort bescheiden weichen,
Wie seine Flut das Meer, oft wechselnd, schwellt,
Wie sich der Erde Felsenpfeiler fügen —
Hast Du entworfen kühn in grofsen Zügen.

49.

Und nicht den Menschen hat dein Bild vergessen,
Der in des Elementenstreites Mitte
Sich, oft erbebend, schwache Wohnung baut,
Und dennoch Herrschaft übet, stolzvermessen.
Gefolgt bist du dem Wilden in die Hütte,
Hast gern von seines Baumes Frucht gegessen,
Dich gern gefüget seiner Einfalt Sitte,
Und nicht verschmähet seiner Sprache Laut,
Wohl kundig, dafs auch sie den Stempel träget,
Dem Gottheit hat ihr Siegel aufgepräget.

50.

Glücklich bist du gekehrt zur Heimathserde,
Vom fernen Land und Orinocos Wogen.
O! wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schicksal dich zum Vaterheerde,
Die Stirn von neu errungnem Kranz umzogen.
Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im stillen Haus,
Dafs mir den Sohn zum Ruhm dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke!

51.

Geh' jetzt, o! Lied, dem Theuren anzusagen,
Daſs von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm sich diese Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd Andr' einst tragen
Auf höhrer Dichtung Flügeln!

In der Sierra Morena.

Im Anfang Januars, 1800.

Gedichtet auf einer Reise, welche der Verfasser mit seiner Frau und seinen Kindern durch die ganze Spanische Halbinsel machte.

Als dich die Mutter im Schoofs, die Sorgsame, sorgsam noch hegte
    Lächelte mild ihr des Tags stralenumleuchtet Gestirn.
Denn durch Iberiens Gefild' an den Ufern des flutenden Meeres,
    Ferne vom heimischen Land, trug dich ihr wallender Fufs.
Bätica sah sie und Gades, Italica's klagende Trümmer,
    Und dich, öd' und verwaist, zweimal zerstörtes Sagunt.
Unter der Mirthe Dach, umblüht vom Duft der Orange,
    Blickte dir werdenden dort freundlich und sanft die Natur.
Nie mit frostigem Hauch berührte das Wehen des Nordes
    Da den schwellenden Schoofs, der dich verborgenen trug.
Nur der Odem des Wests, des blüthenumschaukelten Gottes,
    Kühlte das wallende Blut, das du begieriger trankst.
Mög' im Leben auch so dir schonend erscheinen das Schicksal,
    Möge der Schwestern Chor freundlich den Faden dir drehn,
Bis du in schirmendem Schutz, gewärmt an dem Strale der Sonne,
    Reifest entgegen dem Mann, Tugend und Kräfte gestärkt!
Denn nicht in üppiger Trägheit nur hinzuschwelgen das Leben,
    Sonder Frommen und Ruhm, rief das Geschick dich ans Licht;
Darum nur hegt umzäumend der Pflanzer den Sprößling der Eiche,
    Dafs in dem Walde sie einst minder sich beuge dem Sturm,

Und voll freudigen Muts, von des Süds verzärtelnder Sonne
Kehret zum heimischen Nord wieder der wandernde Mann.
Schwer, o Kind, ist die Zeit und mühvoll, wo du den Tag siehst,
Arbeit heischend und Muth in dem ermüdenden Kampf.
Niemals foderte mehr der Genius, strenger es niemals,
Welcher, sinnenden Geists, lenket der Menschen Geschick;
Und auf die Stimme des Gotts, des ernstgebietenden Richters,
Merke mit achtsamem Sinn, wo in der Brust sie dir tönt!
Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüste des Aethers
Thront er, ihn zeuget des Manns tiefer Gedanke sich selbst.
Los von der Hand der Natur und der still beschränkenden Sitte,
Die ihn in kreisendem Lauf sorgsam und sicher geführt,
Rifs sich, im Ungestüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
Ungeduldig der Mensch, zeichnend sich selber den Pfad;
Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
Vom umnebelten Pol kühn zu entreifsen den Stern,
Welcher den schweifenden Nachen, nicht mehr am nahen Gestade,
Sicher und unversehrt führ' in den Hafen hinein.
Glücklich noch, müfste nicht stets zum Streite gerüstet die Rechte
Kämpfen mit tückischem Wahn, welcher die Wahrheit verschmäht;
Oder stählte der Vorzeit Muth und rüstige Stärke
Noch den Männern den Arm, noch in dem Busen das Herz.
Aber es sinket den Feigen die Kraft beim halben Beginnen;
Muthlos geben sie auf, was sie mit Blut sich erkauft;
Und nach Ruhe sich sehnend, vergessen sie thörichten Sinnes,
Dafs nur des Tapfern Muth bricht das erzürnte Geschick.
So auch haben sie dir die göttliche Freiheit entweihet,
Pflanzend mit Unbedacht, wo sie der Boden nicht trug;
Nicht so verschwendet die Frucht, die goldne, die Tochter des Himmels,
Nur ein starkes Geschlecht pflückt sie mit würdiger Hand.
Wenig noch ists, des Wahns weitwuchernde Wurzel vertilgen,
Findst du die Wahrheit nicht auf, wo sie das Dunkel verbirgt,
Tief in den fruchtbaren Schoofs des wirkenden Busens sie senkend,
Dafs sie lebendig aus dir spreche in Wort und in That.

Dahin, o Kind, wenn einst, in der rollenden Jahre Begleitung,
Dich das Alter gereift, wende den strebenden Sinn.
Viel der Gestalten entrollt der Welten unendlicher Gürtel,
Wie er, sonnendurchwirkt, hin durch die Sphären sich schlingt;
Staunend irret der Blick, und wähnt zu vergehen in Sehnsucht,
In dies flammende Meer stralender Schönheit getaucht;
Staunend irret der Geist, zu ergründen dies zahllose Wirken
Ewig von Kraft zu Kraft, zeugend und wiedererzeugt;
Und es verzweifelt der Mensch, in diesem chaotischen Fluten
Je, durch der Wogen Gewühl, sicher zu gründen den Fuſs.
Willst du ihn finden den Punkt, auf den du mit Sicherheit tretend,
Leicht dich, wohin du nur willst, rechtshin und linkshin bewegst,
Wo dein forschender Geist stets schweifend weiter und weiter,
Endlich die Räume sie all', all die unendlichen miſst,
Wo du dich selbst umschafst nach des All's unendlichem Urbild,
Rings versammelnd in dir, was zu erfassen du magst; —
Sieh! er ruhet in dir! In dich versenke die Kräfte,
Welche, göttlich und frei, reichlich dein Busen bewahrt!
Siehst du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
Sicher durch eignes Gewicht hält sich der schwebende Ball;
Niemals schmettern sie wild mit grausem Gekrach an einander,
Stets harmonischen Flugs schwingt sich die goldene Bahn.
So auch du! in der gleich gemessenen Kräfte Bewegung
Folge muthig dem Weg, den sie sich selber erspähn.
Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Busen hervorsprieſst,
Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls sich erwählt.
Aber, welche der Bahnen, der weitgestreckten, betretend,
Du den bedeutenden Weg jetzt durch das Leben beginnst;
Ob du mit forschendem Blick der Kräfte lebendiges Wirken,
Ob, was in ewigem Tod starret, du emsig erspähst;
Ob in des Aethers Raum dein Geist sich dichtend emporschwingt,
Hoher Begeisterung voll, bildend in Farben und Wort;
Ob in der Tiefe der Nacht des einsamempfundenen Urseyns
Dir aus dem Dunkel hervor sprühet der Funke des Lichts,
Oder ob leicht'ren Beginnens, umkost von Weib und von Kindern,
Du aus der Fülle des Glücks wieder mit Segen belohnst;

Immer mit allen Vermögen umschling des Geists und des Herzens,
Was in unendlichen All mächtig die Kräfte dir regt,
Dafs, in der einsamen Brust befruchtet von zeugender Fülle,
Stets die empfundne Natur neu sich gestalte in dir.
Was nicht stammet von ihr, in festem Boden gewurzelt,
Schwindet, ein Schattengebild, das in die Luft sich verliert;
Und wo neue Gestalt nicht, uud höheres Leben der Geist giebt,
Fehlt der beseelende Hauch, fehlet der leichtere Flug.
So nun schreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genufs.
Suche nicht ängstlich die Bahn, sie hiehin zu lenken und dorthin;
Lieblicher krümmt sich des Bachs wellengeschlängelter Pfad.
Aber mit spähendem Fleifs benutze, was günstig das Schicksal,
Was der Zufall dir reicht, keine der Blüthen verschmäh'!
Denn wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend ersah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.
Und dir gab das Geschick, die Höhen und Tiefen der Menschheit
Eigner und besser zu schaun, höher und reicher die Kraft.
Denn die Sprache Teutonien's ists, die, geschmeidiger Bildung,
Einst dir des ahndenden Geist's Erstlingsgedanken erschliefst;
Sie, die von eigenem Stamm entsprossen, und kräftig, und edel,
Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt.
Wenig wird noch erkannt das Volk, das still und bescheiden
Aber tieferen Ernsts kühnere Bahnen sich bricht;
Doch sie kommt die vergeltende Zeit, schon winkt sie nicht fern mehr,
Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
Sichrer herrschet durchs Wort, edler sein schaffender Geist.
Wie in den Tagen des Herbsts die Sonne, von Nebel umschleiert,
Durch den verhüllenden Flor einzelne Stralen erst schiefst;
Aber kräftiger bald zertheilt sie die fliehenden Wolken,
Und auf die freudige Flur giefst sie das flammende Licht.

Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
Dafs sie mit deutschem Sinn sorgsam dich nähren und früh;
Was sie besafsen der Kraft, und was sie sich mühsam erstrebten,
Haben sie innig und treu, dir in die Seele gehaucht;
Geh nun selbst es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
Dafs dich zum Weichling nicht zeugt ein entartet Geschlecht.
Aber sind sie dir einst von der liebenden Seite gewichen,
Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Wehs.
Siehe! sie welken ja alle, die sprossenden Kinder der Erde,
Und ein neues Geschlecht trägt der verdrängende Raum.
Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
Blumen streue dem Grab, segnend die bergende Gruft.

Sonette.

1.

Wie Stimme aus dem Grabe wird erschallen
Bald diese leicht geschlungne Liederkette
In Tages-Eil geborener Sonette
Verborgen den vor mir Entschlaf'nen allen.

Vielleicht geschieht's, dafs freundliches Gefallen
Vom Untergange kleine Anzahl rette,
Sonst in des Zeitenstromes breitem Bette,
Ist ihr natürlich Loos, schnell zu verhallen.

Sie schwebeten mir vor als leichte Bilder,
Und machten mir des Lebens Sorge milder,
Und mischten Ernst in seine nicht'ge Leere.

Wenn ich in Kurzem bin vorausgegangen,
Ich denen, die nach meinem Laut verlangen,
Dann in des Liedes Klange wiederkehre.

2.

Frühlingswiederkehr.

Wenn sich im Lenz der Bäume Knospen dehnen,
Und Blätter zu entfalten sich bereiten,
Ergreift die Brust ein süſshinschmelzend Sehnen,
Und inn'rer Drang und äuſs're Enge streiten.

Doch — kann das dumpfe, ahndungsvolle Wähnen
Zu lichter Klarheit sich hervorarbeiten —
Ist's, wie wann Zug von weiſsbeschwingten Schwänen
Man siehet breiten Strom hinuntergleiten.

Denn aus des tiefsten Busens glüh'ndemSchwellen,
Wie aus des Himmels reinen Silberquellen,
Dann die Gefühle ew'ger Liebe flieſsen,

Und wenn auch Schnee sich um die Schläfe leget,
Dieselbe Sehnsucht doch geheim sich reget
Mit jedem Jahr, wie neu die Blumen sprieſsen.

3.

Spes. I.

Du scheinst oft, Hoffnung, in der Luft zu schweben,
Weil dunkel bleibt die Säule, die dich träget;
So auch im Geist Gedanken sich erheben,
Wo man nicht weiſs, was sie emporbeweget.

Doch wie du darfst vor keinem Sturm erbeben,
Weil fester Grund ist sorgsam Dir geleget,
So sichert auch des Genius kühnes Streben
Grund, den in sich die Nacht des Busens heget.

Denn unten wogt es schwellend tief im Grunde,
Mit der Natur in engvereintem Bunde,
Allein dem Menschen lang oft unverstanden,

Bis, sich befreiend von des Dunkels Banden,
Ein leuchtender Gedanke aufwärts schieſset,
Und wie ein Erdenblitz, den Himmel grüſset.

4.

Spes. II.

Ich lieb euch, meiner Wohnung stille Mauern,
Und habe euch mit Liebe aufgebauet;
Wenn man des Wohners Sinn im Hause schauet,
Wird lang nach mir in euch noch meiner dauern.

Vor Augen seh' ich hier Hermias lauern,
Ob Schlaf der Jo-Wächter schon umgrauet
Den Gallier, der sein Weib, von Blut umthauet,
Hinsinkend sterben sieht mit Wehmuthsschauern;

Vor allen Dich aus der Olympier Kreise,
Dich, süfse Hoffnung, die, nach Genius Weise,
Den Balsam mildernd giefsest in die Wunden,

Und lehrst die Brust in stillen Ernstes Stunden,
Dafs von der Sehnsucht Schmerz der Tag befreiet,
Der Menschen Dasein endet und erneuet.

5.

Ein Geheimnifs.

Der Menschen Kunde täglich sich vermehret,
Die Sterne mifst, und Erd' und Meer durchspähet,
Doch um was sich die innre Weisheit drehet,
Liegt heute, wie die Vorzeit es gelehret.

Wie tief der Mensch auch forscht, in sich gekehret,
Ein still Geheimnifs durch die Schöpfung gehet,
Und unsichtbar der Hauch der Wahrheit wehet,
Und dunkles Ahnden kaum dem Geist gewähret.

Doch an zwei Punkten alle Lösung hänget:
Was das ist, das die Seele hier umkleidet,
In Staub sich löst, in Stein zusammendränget?

Und was ein Wesen von dem andren scheidet,
Da, die der Liebe süfse Band' umwinden,
Doch Eins in zweien ewig nur empfinden.

6.

Hülfe von oben.

Wenn Blick der Gottheit mild den Menschen grüſset,
Sie in die Brust ihm sicheres Vertrauen,
Auf das er kann bei schwerem Werke bauen,
Wie Tropfen heiterer Begeistrung, gieſset;

Wenn dieser Sonnenblick nicht freundlich schieſset
In kalten Erdenlebens dämmernd Grauen,
Kann Glanz nicht die Gedanken frisch umthauen,
Und nüchtern hin ihr träges Strömen flieſset.

Doch diese Gabe reiner Göttermilde
Herab kein Flehen und kein Sehnen bringet,
Wenn nicht der Geist sich ihr entgegen schwinget.

So, wandernd durch die dunklen Erdgefilde,
Bedarf der Mensch des Muths schon, der ihm fehlet,
Eh' seine Kräfte Hauch der Gottheit stählet.

7.

Die letzte Hütte.

Erwünscht erscheinet mir am Grabesrande,
Wer magisch kommet her vom Schattenlande;
Er nimmt hinweg mich aus der Menschen Mitte,
Und leitet meine ungewissen Schritte.

Ich wage gern die Fahrt zum andern Strande,
Wo aufgelöst sind alle Lebensbande;
Mich willig füg' ich jeder Menschensitte,
Und menschlich ist das Grab, so wie die Hütte.

Denn Hütt' und Grab bezeichnen wohl das Leben;
Sie sind dem Menschen Wohnung hier und drüben.
Doch aus der Hütte wird er oft getrieben

Durch äufsre Macht und innres heifses Streben;
Wenn aber traulich ihn das Grab umfänget,
Der dunkle Schoofs nicht wieder ihn verdränget.

8.

Jenseits. I.

Kann jemahls sich von dem Gefährten trennen
Die Seele, und getrennt für sich bestehen,
Die, nur belebt von seines Odems Wehen,
Ist seiner Fibern Götterklang zu nennen?

Hier scheitert unser lichtvolles Erkennen,
Den Glauben hemmet, was wir deutlich sehen,
Und wenn wir hoffend durch das Leben gehen,
Lockt uns des Busens heifses Sehnsuchtbrennen.

Die ahndende Gewalt, die in uns lebet,
Mit Wahrheitskraft empor zum Aether strebet,
Und reifst uns fort, ihr sicher zu vertrauen;

Die Liebe kann, verheifsend, nimmer trügen,
Ihr stilles Neigen mufs den Stoff besiegen,
Wir müssen wieder, was wir selbst sind, schauen.

9.

Jenseits. II.

Das Dasein kann an neues Sein sich binden,
Wie Bach zum Strom und Strom zum Meere schwillet;
Doch wird das tiefe Sehnen nur gestillet,
Wenn man kann wieder das Gewohnte finden.

Des Wesens Würd' und Anmuth sich verkünden
In der Gestaltung, die sie hold umhüllet,
Und wo im Busen heifse Liebe quillet,
Kann nur der gleiche Funke sie entzünden.

Wenn aus den schön gezognen, milden Schranken,
Die es umschreiben, mufs ein Wesen schwanken,
Und sich in allgemeinerem verlieren,

Kann nicht sein stilles Sein die Brust mehr rühren;
Es fehlt der Hauch, defs innres, heilges Wehen
Macht, dafs sich Seel' und Seele leis verstehen.

10.

Jenseits. III.

So wär' umsonst des Wiedersehns Verlangen?
Wie Harfenlispeln nach und nach verklinget,
Wie schwach und schwächer stets die Saite schwinget,
So wär' einst ohne Spur sie hingegangen?

Der Mensch auch weifs nicht, wie er angefangen,
Kein Forschen über Lebens Gränze dringet.
Wohin es führt, was in das Dasein bringet?
Darauf nie Worte sichrer Kunde klangen.

Bewufstsein kann zwei Leben nicht verketten,
Sagt man, das eine mufs in Nacht sich betten,
Nichts kann die Kluft der Welten überbrücken.

Doch kann auch Dasein Untergang nicht leiden,
Drum mufs es ewig sich in Wechsel kleiden,
Und ungewisser Hoffnung Blume pflücken.

11.

Rom. I.

Da, wo die ernste Pyramide winket,
Von stillen Fremdlingsgräbern rund umgeben,
Liegt auch entschlummert ein geliebtes Leben,
Wie junge Rose, kaum in Knospe, sinket.

Die ew'ge Stadt in Götterklarheit blinket,
Doch meiner Brust Verlangen sie umschweben
Nur, weil nach jener Stelle hin sie streben,
Die mir wie zweite Todten-Heimath dünket.

Auch ihrem Geiste würd' ich dort begegnen,
Wie ihre Blicke stumm die Theuren segnen,
Die lange sie mit Mutterschmerz beweinet,

Und nun holdselig froh mit sich vereinet.
Ablegen gern des Erdenlebens Bürde,
Geliebtem Staub mich mischend, da ich würde.

12.

Rom. II.

Durch Dich begeistert, hab' ich Dich besungen
Und glaubte nie mich mehr von Dir zu trennen;
Jetzt hör' ich fern nur Deinen Namen nennen,
Und jeder Rückkehr Hoffnung ist verklungen.

Von Deiner Göttergröfse still durchdrungen,
Fühl' ich zwar Sehnsucht mir im Busen brennen,
Doch in der Sehnsucht tiefestes Erkennen
Hat andre Sehnsucht hindernd sich verschlungen.

Wie könnt' ich von der theuren Stelle weichen,
Wo ich mir ew'ge Heimath süfs gegründet?
Wie täglich nicht die nie Vergessne grüfsen?

Nur hier kann meine Tage ich beschliefsen,
Wie Epheu, es unlösbar mich umwindet,
Dafs dort ich sie nur kann von hier erreichen.

13.

Reines Glück.

Wie edles Gold, wenn es sich soll gestalten,
Beimischung braucht von niedrigeren Erzen,
So Beimischung von Erdenlust und Schmerzen
Die Bilder auch der Phantasie enthalten.

Wie klar und leichtbeschwingt sie sich entfalten,
Sie diese erdentstammten Flecke schwärzen,
Und irrdische Begier steigt auf im Herzen,
Wo nur Gebildung sollte geistig walten.

Wann lösen sich, befreiend, diese Bande,
Wann kann in lieblicher Gedankenfülle
Die Seele, wie im reinen Aether, schwimmen?

Ist es in jenem zugesagten Lande,
Wo man verheifst, dafs frei von Körperhülle
Allein der Menschheit Götterfunken glimmen?

14.

Bei Sternenschein.

In meines Lebens glückbekränzten Tagen,
Nach sonndurchglühter Stunden Sommerschwüle,
In thau-umquollner, nächtig heitrer Kühle,
Bei Sternenschein, wir oft im Fenster lagen.

Bald weckten, die ihr Licht uns fernher tragen,
Der Leu, die Jungfrau, unsrer Brust Gefühle,
Bald ruhten wir auf Vegas Saitenspiele,
Arkturus Glanz, des Nordens goldnem Wagen.

Die Treugesinnten um den Pol sich drehen,
Um niemals, uns verlassend, fern zu stehen.
So strahlen dort des Herzens Doppeltriebe,

Im ruh'gen Pol das stille Glück der Liebe,
Im Wandelstern die schweifenden Verlangen,
Die an des Wiedersehens Hoffnung hangen.

15.

Psyche und die Schöpfung.

Zum Meer des Missisippi Wasser flogen,
Als nie noch hatte Menschenwort geklungen,
Als die Natur von Dumpfheit lag bezwungen,
Und Ungebilde durch den Urwald zogen,

Die Gränzen waren noch nicht abgewogen,
Der große Streit war noch nicht ausgerungen,
Wie die Natur vom Geiste soll durchdrungen
Maafs setzen ihrem eigenmächtgen Wogen.

Erst mit des Menschen in der Welt Erscheinen
Die ewge Scheidewand sich sondernd setzte,
Wo vor der Elemente wildem Stürmen

Bewahret milder Gottheit huldreich Schirmen,
Wo Menschenohr an Menschenklang sich letzte,
Und starren Schmerz erweichte sanftes Weinen.

16.

Wahre Unterhaltung.

Die Alten pflegten weisen Grund zu legen
Zu tiefgeschöpfter Zeugung des Gedanken
Durch des Gesprächs Hin- und Herüberschwanken,
Durch gleicher Gründe zwiefaches Erwägen.

Kein Wunsch kann menschlicher die Brust bewegen,
Als, um zu weichen aus den eignen Schranken,
Um fremden Sinn sich seelenvoll zu ranken,
Sich zu begegnen auf zwei Geisteswegen.

Und wenn dann Liebe das Gespräch begeistert,
Hervor es springt, wie frei entsprossne Blüthe,
Aus sehnsuchtsvoll getheiletem Gemüthe,

Sich höchste Seligkeit der Brust bemeistert;
Dann frisch und klar, wie feuchte Morgensonne,
Geht auf der Wechselrede heitre Wonne.

17.

Sichre Fahrt.

An deiner Schöne weid' ich die Gedanken,
Da mir die Bilder, die aus lichter Ferne
Herleuchten, wie des Himmels nächtge Sterne,
Nie vor der Seele, nebeldämmernd, schwanken.

Empor die heiligsten Gefühle ranken
An ihnen, wie an festem Weltenkerne,
Und so mit jedem neuen Tag ich lerne,
Dafs Liebe Seligkeit giebt ohne Schranken.

Wenn, abgestofsen auch vom Erdgestade,
Das Lebensschiff verfolgt unsichre Pfade,
Wo dunkles Ahnden nur die Richtung leitet,

Sie einzig nur auf die Geliebte schauend,
Und des Gefühles heilger Macht vertrauend,
Doch Steuer sich und Anker selbst bereitet.

18.

Allein.

Wenn zwei Geliebte mit einander weilen,
Sie Einsamkeit von andern Menschen trennet; —
Denn Einsamkeit man es in Wahrheit nennet,
Wenn Zwei in Ein Gefühl sich selig theilen, —

Sie jedem Schicksal stark entgegeneilen,
Begeistert durch die Glut, die liebend brennet,
Und alle Wunden, die das Leben kennet,
In dieser Abgeschiedenheit sie heilen.

Nicht zwei sie nennt, wenn Liebe je erwärmet,
Sie nur geschieden hier auf Erden scheinen,
Doch in dem tiefsten Wesen der Naturen

Sie unauflöslich Geist und Sinn vereinen,
Und alle Seligkeit der Liebe schwärmet
Still im Entdecken dieser Einheitsspuren.

19.

Egmont.

Der zu befrein sein Volk vom Joche strebte,
Egmont, wenn er für Klärchen liebend fühlte,
Und süfs vertraut mit ihren Locken spielte,
Drum minder nicht dem ernsten Werke lebte:

Der Menschheit Höchstes ihm die Brust umschwebte,
Und, was mit todtem Handeln er erzielte,
Ihm nicht die tief lebend'ge Sehnsucht kühlte,
Wenn nicht ihm Liebeshauch entgegenbebte.

Freiheit und Liebe sind die schönen Klänge,
Die alles Edlen Inbegriff umschlingen,
Nichts Grofses ist, das ihnen nicht entspränge.

Sie hin nach Aufsen und nach Innen ragen,
Dafs, wenn der Wolken Dunkel wir durchdringen,
Wir Götterlicht uns sehn entgegentagen.

20.

Leontine.

Wie dunkle Myrte still bescheiden stehet,
Mit keiner bunten Farbenpracht sich schmücket,
Durch keiner Blüthe Wohlgeruch entzücket,
Man weifs nicht wie, von Anmuth doch umwehet;

So Leontine durch das Leben gehet,
Und unverwandt nur auf den Einen blicket,
Den jeder Erdenmühe sie entrücket,
Und ihm den Himmel öffnet sternbesäet.

Als wäre sie in Nebelduft gehüllet,
Sie durch die Menschenmenge sich beweget;
Kein Wort aus ihren stillen Lippen quillet,

Das nicht sich an den Tiefverehrten wendet,
In dessen Lebenskreis sie eingeheget,
Treu jeden Tag beginnt, und jeden endet.

21.

Der innigste Wunsch.

Wenn sehnsuchtsvoll nach etwas wird gerungen,
Ists nicht Begierde bloſs, es zu empfangen,
Es ist ein grundursprüngliches Verlangen,
In das die ganze Seele ist verschlungen.

Von Sehnsucht ist der Busen tief durchdrungen,
Wenn süſsen Liebeglühens zartes Bangen
Erröthend färbt der Jungfrau holde Wangen,
Wenn ihr der Gegenliebe Wort geklungen.

Mit Sehnsucht wünscht man sich zum Schooſs der Erde,
Daſs Staub zu Staub und Geist zu Geiste werde,
Und Himmlisches von Irdischem sich trenne;

Allein am heftigsten die Sehnsucht glühet,
Daſs, was das Erdenlicht, als Schatten, fliehet,
In Himmelslicht sich liebend wieder kenne.

22.

Sisyphus.

Nicht Sisyphus im dunklen Reich der Schatten
Allein besteht den Kampf mit eitlem Mühen,
Auch hier, wo Finsternifs und Licht sich gatten,
Gewälzte Steine tückisch oft entfliehen.

Der Starke scheuet nicht der Kraft Ermatten,
Nicht auf der Stirn des Arbeitsschweifses Glühen.
Vollendet viel Herakles Arme hatten,
Und Lohn sah er den muth'gen Thaten blühen.

Doch Menschenthat verlanget Göttersegen,
Sonst kann auch leichten Stein sie nicht bewegen,
Und Dinge giebt es, die kein Gott gewähret.

Was kühn zusammen, grübelnd, wird gefüget,
Entblöfst von Wahrheit, bald zertrümmert lieget,
Und sich der Geist im eignen Thun verzehret.

23.

Eigene Befriedigung.

Des Lebens Wege zahllos sind verschieden,
Gesucht die einen, andere gemieden;
Allein zum gleichen Ziele alle bringen,
Im Erdenschoofse sich zusammenschlingen.

Wer sucht des Busens tief einsamen Frieden,
Die Seelenruh' von Jenseits schon hienieden,
Wählt nicht sich Pfad, den vor ihm andre gingen,
Weifs nach dem Ziel auf kürzerem zu ringen.

Er feste Mauer, dreifach ehern, ziehet,
Um das, was in der Brust ihm kocht und sprühet,
Und trennt vom Weg es, der nach Aufsen führet.

Dann nur, was aus sich selbst er schafft und bauet,
Geheim des Busens Tiefen anvertrauet,
Nichts sonst, Glück oder Unglück, ihn berühret.

24.

Innere Klarheit.

Oft wenn in trüben, dünsteschweren Tagen
Die Winde gellend durch den Luftraum pfeifen,
Und drohend Bäum' und Dächer wild ergreifen,
Sie fern hinweg die finstren Wolken jagen.

Die Sonne kehrt im goldnen Stralenwagen,
Der Blick kann frei im blauen Aether schweifen,
Den Saum des Thales Nebel kaum bestreifen,
Und klar des Schneegebirges Häupter ragen.

Den Busen auch durchwüten wilde Stürme,
Doch, nie den Geist vermögend zu erheitern,
Nur ihn mit wüster, öder Leere füllen.

Der Seele Sonnenschein entstralt dem Willen,
Nur ihm gelingt es, das Gemüth zu läutern,
Dafs gegen Leidenschaften Ruh' es schirme.

25.

Erdenfreuden.

Da wo des Berges Gipfel sich erhebt,
Sah Blumen ich in heiterm Glanze stehen.
Ich wagte nicht zu ihnen hinzugehen,
Mir war die Stirn von düstrem Graun umwebt.

In bittersüfser Sehnsucht Gluth erbebt
Die Seele mir, vor ihrer Düfte Wehen,
Und holder lächeln sie von goldnen Höhen
Dem Herzen zu, das sich in Schmerz begräbt.

Da stieg ein holdes Kind zu mir hernieder,
Ein süfses Lächeln schwebt um seinen Mund
Und macht mir leis' die ernste Warnung kund:

„Brich jene schnell — sie blühen so nicht wieder, —
Eh' sie des Todes kalter Hauch berührt,
Und sie auf ewig Deinem Aug' entführt."

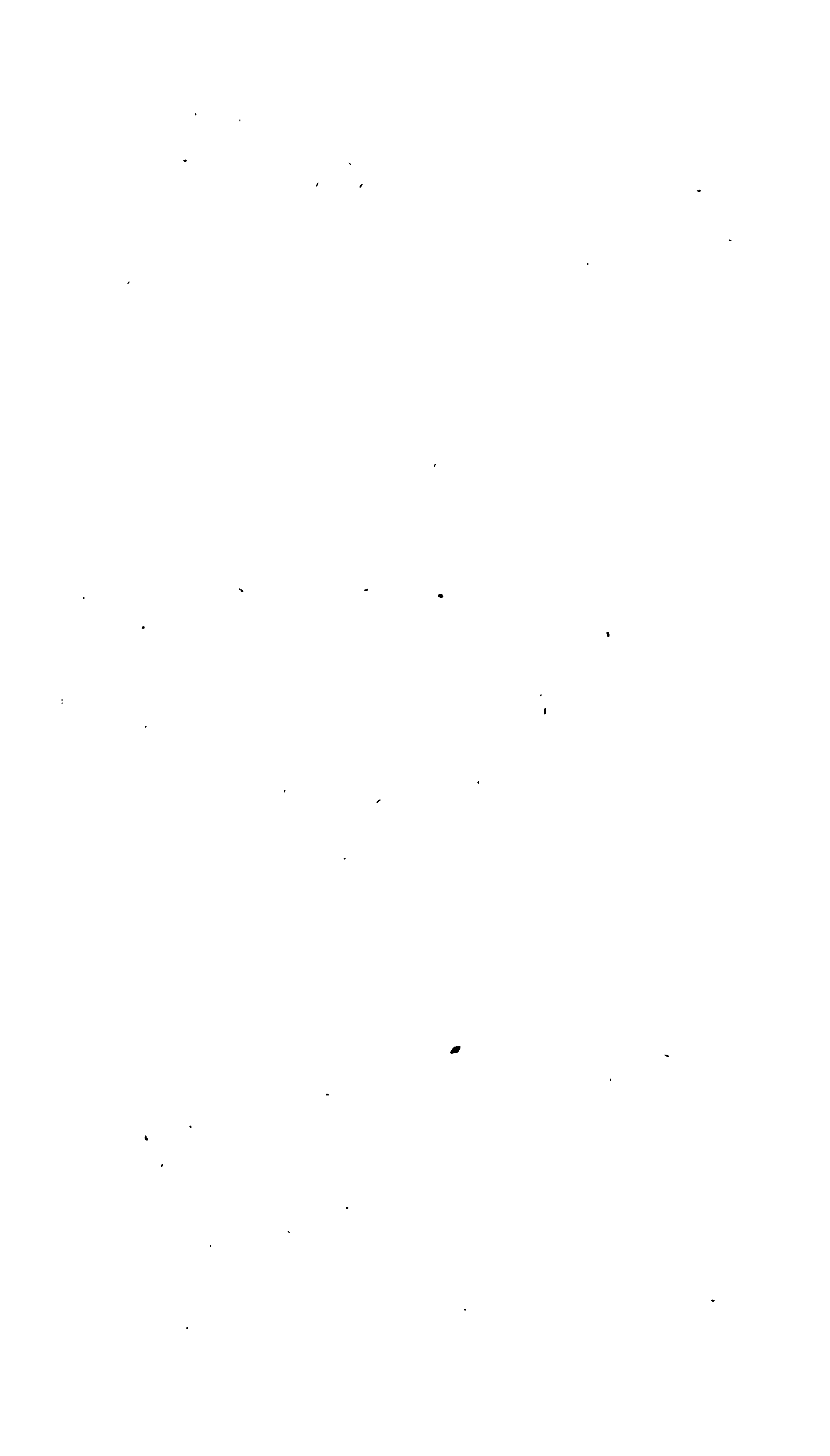
Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Zweiter Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1841.





Inhalt.

Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache.

Vorrede.

Indem ich die gegenwärtige Schrift dem Publicum übergebe, wünsche ich vorzüglich, dafs sie möge dazu dienen können, andre Untersuchungen über die Urbevölkerung des ganzen westlichen und südlichen Europa daran anzuschliefsen. In den bisherigen bleibt unläugbar noch Vieles ungewifs und dunkel. Ein einfaches und wichtiges Mittel, denselben mehr Klarheit und Gewifsheit zu geben, ist die Benutzung der einheimischen Sprachen, die sich in einigen Theilen von West-Europa aus hohem Alterthume her erhalten haben. Mit der von Wales und Nieder-Bretagne, so wie mit der Galischen und Irländischen, sind schon öfter Versuche dieser Art angestellt worden, obgleich auch die Arbeiten, in welchen dies geschehen, wohl eine neue Sichtung des Wahren vom Falschen, des Gewissen vom Ungewissen fordern. Von der Vaskischen Sprache dagegen war, bis auf die neuesten Schriften Spanischer Gelehrten über dieselbe, noch wenig Gebrauch für diese Zwecke gemacht, und auch jene Schriften haben nicht eigentlich die gegenwärtige Untersuchung zum Gegenstande, sondern gehen nur gelegentlich auf dieselbe ein. Dennoch kann nur die Kenntnifs des Vaskischen dazu führen, recht zu erkennen, was den Ibe-

rern eigenthümlich angehört, und sie von den Celten, und andren Nationen unterscheidet, und erst, wenn über diese ältesten Völkerstämme mehr Licht verbreitet ist, wird auch eine sichere Grundlage für die Untersuchungen über die Urbewohner Italiens gewonnen. Dafs diese bisher so wenig gelangen, lag wohl vorzüglich daran, dafs man sie auf dem umgekehrten Wege anfing. Anstatt zu ergründen, welche Urvölker in den Ländern gesessen hatten, mit welchen Italien vormals gleiche Bewohner gehabt haben kann, und welche Spuren ihres Daseyns in Ortnamen und Sprachen übriggeblieben sind, um auf diese Weise zur Kenntnifs des Grundstoffs zu gelangen, auf den man bei Zergliederung der Italischen Denkmale stofsen konnte, wandte man blofs das Griechische und Lateinische zur Erklärung derselben an, ohne zu bedenken, dafs die Hellenischen Einwanderungen gewifs nicht die frühesten waren, und dafs die Römische Sprache erst selbst einer Zerlegung in ihre Elemente bedarf.

Aus diesen Gründen hat es mir, auch wenn man nicht blofs auf Hispanien Rücksicht nimmt, von mehr allgemeiner Wichtigkeit geschienen, den Begriff der Iberer und der Iberischen Sprache möglichst genau zu bestimmen. Diejenigen, welche Interesse an Arbeiten dieser Art nehmen, mögen beurtheilen, inwieweit ich hierin geleistet habe, was sich billigerweise erwarten liefs. Da fast Alles bei dieser Untersuchung auf etymologische Beweise hinausläuft, so hat mir vorzüglich das Mistrauen vorgeschwebt, was Etymologieen gewöhnlich zu erwecken pflegen. Um diesem zu begegnen, habe ich dieselben überall auf strenge Sprachanalogie zu stützen gesucht, und vorgezogen, lieber eine grofse Zahl von Ortnamen mit Stillschweigen zu übergehen, als Herleitungen aufzunehmen, die ich nicht analogisch durchzuführen im Stande war. Unfehlbar werden daher Andre, die tiefer mit dem Vaskischen vertraut sind, den von mir aus demselben abgeleiteten Ortnamen noch eine beträchtliche Anzahl hinzufügen können. Allein auch so werden viele unabgeleitet bleiben müssen. Denn da in den Hispanischen Ortnamen, aufser den Vaskischen, Celtische, Griechische und gewifs auch Phönicische und Carthagische Wurzelsilben verborgen sind, so wäre eine Ableitung aller Hispanischen Namen

nur insofern möglich, als man alle diese Sprachen zugleich zu Rathe zöge.

Ungleicher, als über die aus dem Vaskischen abgeleiteten Namen, wird vermuthlich das Urtheil über diejenigen ausfallen, welchen ich einen Celtischen Ursprung zuschreibe. Die entschiedenen Anhänger des Systems der ausschliefsenden Herrschaft des Vaskischen in Hispanien werden höchst wahrscheinlich auch diese von Vaskischen Wurzelsilben herleiten, und wie schwierig das Urtheil hierüber seyn kann, habe ich an dem Namen der Arevaker gezeigt. Der Versuch mufs hier nothwendig entscheiden. Ich kann nur versichern, dafs ich die Untersuchung mit vollkommner Unpartheilichkeit angestellt habe; dafs ich eben so vorbereitet war, Spuren des Vaskischen in allen, nicht eigentlich ausländischen Namen, als nur in einem Theile derselben zu finden, dafs aber die Ueberzeugung der Fremdartigkeit einiger sich mir dergestalt aufgedrungen hat, dafs es mir unmöglich gewesen seyn würde, ihr zu widerstehen.

Ich habe mich in den folgenden Bogen häufig auf meine frühere, dem Mithridates einverleibte Schrift über die Vaskische Sprache bezogen, und jeder, der, ohne des Vaskischen auf andrem Wege kundig zu seyn, die gegenwärtigen Untersuchungen genauer zu prüfen wünscht, wird gut thun, jene Schrift vorher ganz zu durchlaufen, um mit dem Klange und der Wortbildung der Sprache vertraut zu werden. Da es aber dort nur mein Zweck war, nach Anleitung der Adelungischen Arbeit, einzelne Punkte zu erläutern, und zu berichtigen, so würde ich längst versucht haben, etwas Vollständigeres über die Vaskische Sprache zu liefern, wenn sich nicht von Zeit zu Zeit die Hofnung erneuert hätte, dafs in Spanien selbst noch ein wichtigeres Werk darüber erscheinen würde. Es steht indefs allerdings dahin, ob dies unter den gegenwärtigen Umständen so bald zu erwarten seyn dürfte.

Wo ich Etymologieen von Ortnamen aus Astarloa, Erro, oder andren genommen, habe ich ihre Schriften namentlich angeführt. Wo dies nicht geschehen ist, rühren dieselben von mir her. Ich bemerke dies nur, damit nicht jenen Männern beigemessen werde, was ich zu verantworten haben würde.

Es wird vielleicht befremdend scheinen, dafs diese Schrift nicht in einer Sprache abgefafst ist, die ihr mehr Leser im Auslande verschaft hätte. Ihr Gegenstand schien dies gewissermafsen zu fordern, und es wäre vielleicht besser gewesen, dieser Rücksicht allein zu folgen. Auf der andern Seite aber hat es auch viel für sich, so wie es die Schriftsteller andrer Nationen zu thun pflegen, immer in seiner Muttersprache, oder in der des Landes zu schreiben, in dem man lebt. Auch macht unläugbar die Kenntnifs des Deutschen so grofse Fortschritte im Auslande, dafs der Vortheil, jeden Schriftsteller in seiner eignen Sprache lesen zu können, sehr bald nicht mehr uns vorzugsweise eigen seyn wird.

1.

Bisherige Versuche, die Vaskische Sprache bei den Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens zu benutzen.

Spanien gehört zu den wenigen Ländern, welche die Möglichkeit darbieten, die Frage über ihre ursprüngliche Bevölkerung durch eine noch innerhalb ihrer Gränzen lebende Sprache aufzuklären. Dennoch ist dies wichtige Hülfsmittel lange unbenutzt geblieben, und erst seit weniger als zwanzig Jahren hat man angefangen, sich desselben ernstlicher zu bedienen. Zwei Spanische Schriftsteller, D. Pablo Pedro de Astarloa und Juan Bautista de Erro y Aspiroz, jener in seiner Apologia de la lengua Bascongada und dieser in seinem Alfabeto de la lengua primitiva de España und in seinem mundo primitivo, haben hierin am meisten geleistet, wenn auch Einiges schon früher durch Larramendi, in der Vorrede zu seinem Vaskischen Wörterbuch, und durch Hervas in dem Catalogo delle lingue conosciute (p. 200—233.) geschehen war. Diese Männer haben aber

in Spanien selbst vielfältig Widerspruch gefunden, wie die darüber erschienenen Streitschriften *) beweisen, es ist auch nicht zu läugnen, daſs sie ihre Behauptungen zu weit ausdehnen, und dadurch Mistrauen gegen das wirklich Wahre in denselben erzeugen. Eine neue unpartheiische Beleuchtung der Untersuchung über die Urbewohner des alten Iberiens (insofern darunter die ganze Halbinsel, folglich Spanien und Portugal zusammen, verstanden wird) dürfte daher nicht unnütz erscheinen. Die Sache ist indeſs nicht ohne Schwierigkeit. So wie man den obengenannten und allen einheimischen Schriftstellern immer zu groſse Vorliebe vorwerfen wird, Alles aus ihrer Sprache herleiten zu wollen, so wird man dem Ausländer mangelhafte Kenntniſs der Sprache entgegensetzen. In der That erlauben die vorhandenen Hülfsmittel zur Erlernung derselben, theils an sich, theils darum, weil man sie nicht in gleicher Brauchbarkeit von jedem der verschiedenen Dialecte besitzt **)

---

*) Astarloa's Apologie ist gegen D. Joaquin de Tragia, Verfasser des Artikels: Navarra in dem von der Königl. Academie in Madrid herausgegebenen geographisch-historischen Wörterbuch gerichtet, und von Erro giebt es Observaciones filosoficas en favor del Alfabeto primitivo, durch welche er einem Gegner antwortet, der, unter dem erdichteten Namen eines Pfarrers von Montuenga, ihn und früher Astarloa angegriffen hatte. Die Schrift desselben gegen Erro befindet sich im Auszuge in den Mémoires de l'Académie Celtique. Band 3. Heft 8. Seite 291.

**) Vergl. meine Berichtigungen und Zusätze zum 1sten Absch. des 2ten Bandes des Mithridates, vorzüglich S. 63—72. Es geht daraus hervor, daſs die besten grammatikalischen Hülfsmittel, die wir besitzen, dem Vizcayischen, die besten lexicalischen dem Guipuzcoanischen Dialect angehören, über den Labortanischen dagegen fast nichts sehr Brauchbares gedruckt worden ist. Astarloa, der vor mehreren Jahren in Madrid gestorben ist, hat wichtige Collectaneen, und eine Grammatik des Vaskischen hinterlassen, die sich in den Händen seines Freundes, Erro, befinden. Als ich mich vor einigen Jahren an diesen mit der Bitte wandte, sie mir mitzutheilen, erwiederte er mir, daſs er die Absicht habe, sie selbst herauszugeben, oder wenigstens in eignen

keine Vollständigkeit, und nicht genug zu beklagen ist es, dafs die eben angeführten Werke verhältnifsmäfsig ungemein wenig factisches über die Sprache enthalten, und dafs ihre Verfasser nicht erwogen haben, wieviel mehr sie durch vollständigere Mittheilung ihrer Kenntnifs der Sprache, als durch ihre philosophischen Raisonnements genutzt und überzeugt haben würden. Dagegen wird gerade aus diesen Gründen der Ausländer nur das wirklich Einleuchtende und gleichsam sich von selbst Darbietende auffassen, und weniger in Gefahr gerathen, zu viel zu beweisen. Das Wichtigste aber bei Untersuchungen dieser Art ist, sie auf dasjenige zu beschränken, was sich zu einem Grade der Gewifsheit erheben läfst. Ist der Weg, den man hierzu einschlägt (und dies hängt mehr von der Methode ab), der richtige, so läfst sich dies Gebiet, bei Erlangung vollständigerer Kenntnifs, immer erweitern, da hingegen, wenn man gleich anfangs auf Muthmafsungen und blofse Wahrscheinlichkeiten eingeht, nirgends mit Sicherheit gefufst werden kann.

2.

Anwendung der Sprache auf Ortnamen.

Die alten Schriftsteller haben uns eine grofse Anzahl von Spanischen Ortnamen hinterlassen, verhältnifsmäfsig eine gröfsere, als von irgend einem andren Lande, wenn wir Griechenland und Italien ausnehmen. Diese werden den Stoff abgeben, auf den ich die Vaskische Sprache an-

Schriften zu benutzen. Es ist ungemein zu wünschen, dafs er dies recht bald, und recht vollständig thun möge. Ich bemerke hierbei, dafs ich die obenerwähnten Berichtigungen immer nach dem besondren Abdruck citire, der davon 1817 in der Vossischen Buchhandlung in Berlin veranstaltet ist, da ich bei diesem habe die letzte Correctur selbst übernehmen können.

zuwenden gedenke. Durch sie, die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längst vergangene Nation gleichsam selbst ihre eigenen Schicksale, und es fragt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich bleibt. Ich werde mich bemühen, soviel daraus zu entnehmen, als mit Sicherheit geschehen kann, aber mich auch in den durch den Titel dieser Arbeit bezeichneten Schranken halten. Man darf daher hier nicht eine Abhandlung über die Urbewohner Spaniens überhaupt, sondern nur in der angegebenen Beziehung erwarten. Gerade diese Beschränkung halte ich für nothwendig und erspriefslich. Im Allgemeinen ist die Frage schon von Mehreren und zum Theil befriedigend behandelt worden. Man kann sagen, dafs, vorzüglich durch Mannert's trefliche Bemühungen viele Hauptschwierigkeiten schon hinweggeräumt sind. Indefs schien es mir nicht unnütz, diese Untersuchungen mit einem Hülfsmittel zu wiederholen, das unter uns noch gar nicht, von den einheimischen Schriftstellern nicht immer richtig gebraucht ist. Eine solche Arbeit mufs, dünkt mich, den doppelten Zweck erfüllen, das über die Geschichte des Landes und der Nation aus andern Gründen Erkannte und Behauptete zu bestätigen, oder zu berichtigen, und die Fragen über die Verbreitung, Verwandtschaft und Abkunft der Vaskischen Sprache aufzuklären, über welche bisher die Meinungen so ungewifs hin und her schwankten.

3.

Die Ortnamen sind mangelhaft und entstellt auf uns gekommen.

Da die Eigennamen gewöhnlich von Appellativen herrühren, und ursprünglich bedeutend sind, so ist kein Zweifel, dafs, wenn die alten Geographen und Geschichtschrei-

ber uns alle diejenigen hätten unverfälscht überliefern können, die ihnen ans Spanien zugekommen waren, die Frage, mit der wir uns beschäftigen, sehr leicht zu entscheiden seyn würde. Sie haben aber nicht einmal diese Absicht gehabt, und noch weniger auf die Erhaltung ihnen barbarisch klingender Töne Werth gelegt. Plinius (ed. Hard. I. 136, 14. 144, 11. 12.) gesteht ausdrücklich, dafs er bei der Aufzählung der Iberischen Städte darauf Rücksicht nahm, ob ihre Namen in Römischer Sprache leicht auszusprechen waren *). Pomponius Mela (III. 1, 10.) sagt: es giebt bei den Cantabrern verschiedene Völkerschaften und Flüsse, deren Namen aber mit unsrem Munde nicht gebildet werden können, und Strabo (III. 3. p. 155. Cas.) fürchtet sich, die Namen zu häufen, und sucht das Widrige ihres Niederschreibens zu vermeiden, oder, fährt er fort, es müfste denn jemand Vergnügen daran finden, Pleutaurer, Bardyeten, Allotriger, und noch ärgere und bedeutungslosere Namen zu hören. Wirklich mufste es wohl noch widrigere geben, da die genannten noch sehr Griechisch klingende Silben enthalten. Man sieht hieraus, dafs die alten Schriftsteller uns nur eine Auswahl von Namen mittheilten, und gerade die eigenthümlichsten übergingen. Da ihre ewige Klage gegen alle barbarische Namen die Bedeutungslosigkeit und Vielsilbigkeit **) derselben ist, so mögen sie auch wohl manche der von ihnen aufgenommenen abgekürzt, und nicht blofs dem Griechischen oder Römischen Organ, sondern auch wirklich Wörtern ihrer Sprache gemäfs gebeugt haben. Die sehr wahrscheinliche Vermuthung Mannert's ***), dafs das Volk der Conier, oder Cunier

*) Ex his digna memoratu, aut Latiali sermone dictu facilia cet.

**) Lucian. Necyom. c. 9.

***) I. 331. der neuen Ausgabe, auf die ich mich bei allen den Theilen des Werks beziehe, von welchen sie erschienen ist.

von den früheren Griechen in Cynesier, von den Römern gar in Bewohner des Keiles, Cuneer (wo denn die Verdrehung des Namens den Irrthum auf den Karten hervorgebracht und begünstigt haben mag) verwandelt worden sey, giebt ein Beispiel hiervon ab. Sehr wichtig sind daher die auf den Münzen mit fremder Schrift vorkommenden, vermuthlich unverfälschteren Namen, von denen man aber freilich nur diejenigen nehmen mufs, deren Lesung nichts Muthmafsliches beigemischt ist. Von dieser Art scheint Iligor *) das sich, auch ohne allen Zwang, und ohne Umänderung eines einzigen Buchstabens, Vaskisch als Hoch- oder Bergstadt erklärt. Dafs sich einige Namen mit der Zeit verwandelten, wird ausdrücklich angeführt. So wurden, nach Strabo (III. 2. p. 154. c. 4. p. 162.) Arotreber aus den Artabrern, und Bardyaler aus den Bardyeten. Bei den häufigen Einwanderungen fremder Völker mufste es ferner doppelte Namen der Eingebornen und der Fremden geben. Der Baetis hiefs in der Landessprache, nach Stephanus Byz., Perces, nach Livius (XXVIII. 22.) Certis, welches mit der Celtiberischen Stadt Certima, (Livius. XL. 47.) übereinkommt, bei den älteren Griechen (Strabo. III. 2. p. 148. Franz. Uebers. I. 390. nt. 1.) Tartessus, und das Gleiche mag auch bei andern Städten und Flüssen der Fall gewesen seyn. Erwägt man nun noch die Verstümmelungen und Verfälschungen der Namen durch die Abschreiber und die Schriftsteller selbst, so sieht man wohl, dafs die Hofnung, unter den alt-iberischen Namen lauter ächt und erkennbar einheimische anzutreffen, sehr oft getäuscht werden mufs. Ich führe diefs indefs nicht blofs zu einer heilsamen Warnung an, nicht jeden Namen aus dem Vaskischen etymologisiren zu wollen, son-

*) Erro's Alf. prim. p. 235. Lam. 10. Münze 21.

dern auch vorzüglich aus dem Grunde, weil, wenn trotz dieser Hindernisse, dennoch viele Namen unleugbare Zeichen ihres Ursprunges aus dem Vaskischen an sich tragen, der Beweis desto stärker wird, dafs dasselbe wirklich die ehemalige Landessprache war.

4.

Grundsätze, nach welchen die Vaskische Sprache etymologisch behandelt worden ist.

Bei der Führung dieses Beweises kommt aber natürlich sehr viel auf die etymologischen Grundsätze an, welche die Untersuchung leiten. Diejenigen, welche Astarloa und Erro befolgt haben, sind zwar, wie es mir scheint, auf einzelne richtige Ansichten von der Natur der Ursprachen, und der Vaskischen insbesondere gebaut, allein hernach auf eine Weise ausgedehnt und angewendet, welche keine Ueberzeugung bewirken, und zu keinem sicheren Resultat führen kann. Das darin angenommene System rührt von Astarloa's Behandlung der ganzen Vaskischen Sprache her. Nach ihm hat dieselbe jedem Buchstaben und jeder Silbe eine eigne Bedeutung beigelegt, welche ihnen auch in der Zusammensetzung bleibt. Hiernach läfst sich jedes Wort in seine Elemente, und zwar so bestimmt auflösen, dafs, zum Beispiel, ein aus zwei Buchstaben bestehendes in dem ersten allemal die Gattung, in dem zweiten den specifischen Unterschied des Gegenstandes oder auch in dem ersten das Enthaltende, Besitzende, im zweiten das Enthaltene, Besessene anzeigt. Die Bedeutung ist übrigens nicht willkürlich, sondern den Articulationen des Naturmenschen, dem Eindruck, welchen der Ton macht, den Articulationen der lebendigen, dem Geräusch der todten Natur nachgebildet. O zeigt das runde, i das scharf Durchdringende, u das

Hohle u. s. f. an *). Es ist nicht unmerkwürdig zu sehen, dafs, was hier Astarloa vom Vaskischen aussagt, von Davies **) von dem Celtischen fast auf die gleiche Weise behauptet wird. Die Wurzeln, sagt er, sind sehr einfach. Ein einzelner Vocal oder Diphthong bildet nicht blofs eine Partikel, sondern häufig ein Nomen und Verbum. Es giebt kaum eine Verbindung eines einzelnen ursprünglichen Consonanten mit einem vorhergehenden, oder nachfolgenden Vocal, welche nicht ihre eigne Bedeutung hat, und nicht sogar an der Spitze einer zahlreichen Familie abgeleiteter Wörter steht. Die längsten, nur rein Celtischen Wörter lassen sich in solche Wurzeln auflösen. Diese Wurzeln darf man sich aber nicht als Benennungen wirklicher Gegenstände: Erde, Wasser, Baum, u. s. f. denken; sie sind Zeichen verschiedener Arten des Daseyns und des Handelns. Ein Schriftsteller, der, wie Davies in diesem Werke, seiner Einbildungskraft in vielen wahrhaft abentheuerlichen Zusammenstellungen herumzuschweifen erlaubt, würde vielleicht für sich weniger Glauben verdienen. Allein Owen, dessen Wörterbuch und Grammatik von anerkanntem Werth sind, wenn man auch der letzteren mehr Ausführlichkeit wünschen möchte, folgt demselben System, und führt es weiter aus. Er sagt (I. 27.) dafs jedes abgeleitete Wort regelmäfsig, und ohne andre Hülfsmittel, als durch das System der Buchstabenveränderung, auf eins der mehrern Elementarwörter zurückgebracht werden könne, so dafs nichts der Einbildungskraft des Etymologikers übriggelassen sey. In seinem Wörterbuche stehen bei allen Wörtern,

*) Diese Lehre ist in dem Anfange seiner Apologie p. 44—110 weitläufig auseinandergesetzt. Vorzüglich vergleiche man p. 31. 64. 70.

**) Celtic researches on the Origin, Tradition and Language of the ancient Britons p. 235. der ersten Ausgabe von 1804. Die neuere Ausgabe von 1807 besitze ich leider nicht.

die nicht selbst zu den Elementen gehören, diese in Klammern bemerkt, und wenn man mehrere nachschlägt, so überzeugt man sich, dafs ihre Bedeutungen die von Davies bezeichneten sind. Es wird gut seyn, diesen Sprachforschern jetzt in der Anwendung dieser Grundsätze an einigen Beispielen zu folgen. Astarloa leitet ule, Wolle, von u hohl, und le Urheber, als Urheber vieler Hölen, axe Luft, von a, ausgedehnt, und xe Verkleinerungssilbe als dünne Ausdehnung, itz das Wort, von i durchdringend und tz dem Zeichen des Ueberflusses, als Ueberflufs an durchdringender Spitzfindigkeit ab. Davies sagt: das Irische ur heifst überdecken, auf etwas ausbreiten, und davon kommt die Bezeichnung einer Mannigfaltigkeit von Gegenständen, wie Erde, Feuer, Wasser, Uebel, Mord u. s. f. a heifst in der Sprache von Wales vorgehen werden, fortrücken, daher bedeutet es in einer verschwisterten Mundart einen Hügel, ein Vorgebirge, einen Wagen u. s. f. Owen bemerkt zu dem Wort tân, Feuer, die Grundwörter ta, was sich über etwas ausbreitet, über ihm, ihm überlegen ist, und an, Anfang, Element. Diese Anwendung der Bedeutungen der als Grundlaute angegebenen allgemeinen Wörter auf bestimmte Gegenstände, besonders bei den aus Astarloa genommenen Beispielen, beweist, wie schwankend, willkührlich und selbst abentheuerlich ein solches Verfahren ist, wenn es sich nicht auf Wahrnehmung wirklicher Tonverwandschaft nach einem festen Ableitungssystem gründet. Es ist kaum zu begreifen, dafs ein Sprachforscher nicht selbst einsieht, dafs, ohne ein solches System, es ein vergebliches Bemühen ist, den Weg, welchen die Bezeichnung der Begriffe vom Allgemeinen zum Besondren machte, von diesem aus zurück anders, als in wenigen besonders dazu geeigneten Fällen, errathen zu wollen, und dafs selbst mit einem solchen Leitfaden die Hindernisse noch manch-

mal unübersteiglich bleiben. Durch eine so abstracte, ängstliche und eng-systematische Theorie, als die von Astarloa angewandte, wird sogar der wirkliche, nicht eingebildete Zusammenhang, der bei einigen Wörtern in der That noch zwischen ihrem Ton und ihrer Bedeutung erkennbar ist, wie im Deutschen Wolle, und vielleicht auch im Vaskischen ule, wahrhaft verdunkelt.

5.

Genauere Beurtheilung dieser Grundsätze.

Allein es ist allerdings richtig, dafs die Wörter, welche Gegenstände bezeichnen, Anwendungen allgemeiner Begriffe auf bestimmte Fälle, Bezeichnungen von Sachen durch ihre Eigenschaften sind, und dafs viele einfach scheinende ursprünglich zusammengesetzt waren. Es war auch richtig und scharfsinnig bemerkt, dafs die Spuren der Zusammensetzung in ursprünglichen, d. h. wenig Veränderungen durchgangenen Sprachen bei weitem sichtbarer sind, und dafs die selbstständige Bedeutsamkeit der Elemente gewifs einen Hauptcharakter dieser Sprachen ausmacht. Die Erklärung einer Sprache aus ihren Wurzeln setzt aber eine viel bestimmtere und festere Sprachtheorie voraus, und wird nicht durch jede Sprache auf gleiche Weise begünstigt. Man kann mit Sicherheit annehmen, dafs einer Sprache eine Anzahl einfacher Laute zum Grunde liegt, aus deren fernerer Ausbildung durch äufseren Zusatz, oder innere Veränderung eine viel gröfsere Menge abgeleiteter Wörter hervorgeht. Die ersteren, die man Wurzeln nennt, stehen alsdann mit den letzteren in einer doppelten Verbindung, nemlich in der materiellen der Verwandtschaft der Buchstaben und der Analogie der Ableitung, und in der ideellen der Bedeutung. Die letztere ist, ihrer Natur nach, unbe-

stimmt, und bedarf es, auf jedem Schritt durch die erstere geleitet zu werden; von ihr verlassen leistet sie keine Gewähr, dafs sie mit Richtigkeit erkannt worden ist. Denn es ist natürlich, dafs die Bedeutung der Wurzel, als solcher, weil sie die aller abgeleiteten Wörter in sich fassen soll, durchaus allgemein, und mithin auch unbestimmt seyn mufs. Das hier Gesagte ist in jeder Sprache mehr oder weniger vorhanden, da es in dem natürlichen Gange aller Sprachbildung liegt. Allein nicht alle, sondern nur gewisse Sprachen erlauben die Auffindung des gröfsten Theiles der Wurzeln, und die regelmäfsige Zurückführung der übrigen Wörter auf dieselben. Jede solche Zurückführung kann auch Mistrauen erregen, ein Machwerk von Sprachkünstlern, und nicht aus der Nation hervorgegangen, und daher nicht in der Sprache liegend, sondern erst in sie übergetragen scheinen. Hegte man aber auf diese Weise Mistrauen gegen das oben von der Celtischen Sprache Gesagte, so darf man doch nicht vergessen, dafs es auch andere Sprachen giebt, in welchen ein gleiches System noch sichtbarer, und durch den Sprachbau noch besser erwiesen herrscht. Dies ist der Fall im Sanskrit, welches sich hierin noch mehr, als andre Orientalische Sprachen, der oben beschriebenen Natur des Celtischen nähert, da seine Wurzeln auch von der allgemeinsten Bedeutung sind. Sie leisten, dem gröfsten Theile nach, gar keinen andren Dienst, als Wurzeln zu seyn, können, ehe sie nicht gewisse Veränderungen erfahren, nicht in der Rede gebraucht werden, (Wilson's dictionary Pref. XLIV.) und liegen dadurch gänzlich aufser dem zu Nomina, Verben u. s. w. grammatisch verarbeiteten Theile der Sprache. Wie diese, einzeln auch in andren Sprachen wiederkehrende, Erscheinung möglich sey, ob die Wurzeln blofs durch die Analyse erhaltene ideelle Laute, oder wirkliche Wörter sind, die ehemals im

Munde des Volkes gelebt haben, so dafs die Sprache dadurch Spuren eines früheren Zustandes in sich trägt, ist Sache anderer Untersuchung. Die Bedeutung der Sanskritwurzeln ist, wie oben bemerkt, im höchsten Grade unbestimmt, (Wilkins' Radicals. Introd. VII. exceedingly vague and unsatisfactory) und man würde sich sehr irren, wenn man in der so eben angeführten Sammlung von Wurzeln ein Verzeichnifs von Stammwörtern, etwa wie in dem Jardin des racines Grecques zu finden vermeinte. Allein wie vollkommen auch die Sanskritsprache in diesem Theile ist; so erlaubt doch auch sie nicht die Zurückführung aller Wörter auf ihre Wurzeln mit Sicherheit, und es ist von einer ganzen Gattung von Wörtern, denjenigen, welche man durch die sogenannten unādi Affixa bildet, anerkannt (Wilkins' Grammar §. 838.) dafs ihre Zurückführung auf bestimmte Wurzeln häufig durchaus ungenügend ist, dafs weder die Bedeutungen, noch die Buchstabenanalogie zusagt, und dafs die für sie aufgestellten Regeln nur willkührliche Versuche sind, Widersprüche zu vereinigen. Auch das Sanskrit beweist daher, dafs die Ableitung aller und jeder Wörter von bestimmten Wurzeln zwar das Werk der Grammatiker, aber die Ableitung einer gewissen Anzahl sicherlich in der Sprache selbst begründet ist. (Bopp's analytical comparison of the Sanscrit, Greek cet. languages in den Annals of Oriental literature. Vol. I. art. 1. p. 8.) Das Gleiche wird sich vermuthlich, vielleicht nur in andrem Verhältnifs, vom Celtischen sagen lassen. Beurtheilt man nun nach diesen Voraussetzungen Astarloa's Verfahren, so zeigt sich sogleich, wie unvollkommen und unsicher es ist. Die Vergleichung der Vaskischen Wörter gewährt allerdings eine Reihe von Stammsilben, von deren jeder eine grofse Menge von Wörtern ausgehen; es herrscht auch eine leicht erkennbare Analogie in der Abstammung aus

verschiedenen Primitiven. (Meine Zusätze zum Mithridates. S. 38. 43.) Es ist aber darum noch nicht erwiesen, dafs die Sprache eine solche Aufstellung von Wurzeln, und eine so regelmäfsige Zurückführung auf dieselben erlaube, als die Sanskrit und Celtische. Astarloa ist allerdings in die Analyse der einzelnen Wörter eingegangen, und sondert sehr richtig die Wurzelbuchstaben von solchen ab, welche dem Wohlklang, oder Dialectverschiedenheiten angehören; aber ein System vollständiger Zurückführung der Wörter auf ihre Wurzeln hat er auch nicht einmal zum Theil aufgestellt. Das Vaskische ist in Absicht der Buchstabenbildung auch dem Sanskrit und dem Celtischen darin ganz unähnlich, dafs demselben der systematische Uebergang der verschiedenen Gattungen der Laute in einander durchaus fremd scheint. Von den beiden Wegen, von dem Wort zur Wurzel zu kommen, fufst also Astarloa schon lange nicht genug auf den sichersten, sondern hält sich mehr an die Bedeutung, indem er Wörter aufsucht, die, bei gleichem Grundton, Aehnlichkeit in ihr haben. Wie trügerisch ein solches Aufsuchen sey, zumal wenn man metaphorische Begriffe mit in den Kreis aufnimmt, bedarf keines Beweises. Der wahre Sprachforscher wird viel eher das Gegentheil thun, und um die Bedeutung unbekümmert bleiben, wenn der Weg richtiger Analogie auf eine bestimmte Wurzel zurückführt. Denn die Bedeutungen können sich, auch bei ganz verwandten Tönen, leicht in der Folge der Zeit sehr unähnlich werden. Astarloa setzt ferner zu viel Werth auf die angebliche Bedeutung der einzelnen Buchstaben, statt bei Verbindungen derselben zu Wurzeln stehen zu bleiben, und überspringt dadurch eine Stufe der Sprachanalogie, wenn diese überhaupt jemals so weit gehen dürfte. Denn seine Methode läfst sich auch noch bei den Wurzeln anwenden, welche man sonst

als die nicht mehr aufzulösenden Elemente ansieht. Endlich sind auch die Bedeutungen der Laute selbst nicht ausschliefslich genug aus nüchterner Sprachvergleichung, sondern aus allgemeinen Begriffen und Wahrnehmungen geschöpft, die zum Theil höchst wunderlich ausfallen. So wird das a in aarra, Mann, und das e in emea, Weib, in vollem Ernste (Apol. 35.) daher erklärt, dafs man im ersten Weinen eines männlichen Kindes ein a, eines weiblichen ein e vorhören soll. Es ist in die Augen fallend, dafs den Bemühungen sowohl Astarloa's als seines Nachfolgers Erro die Neigung schädlich geworden ist, in ihrer Sprache zugleich die Ursprache des Menschengeschlechts zu erkennen. Ehe die Vaskischen Sprachforscher nicht den Entschlufs fassen werden, ein solches eitles Bemühen, dessen Vergeblichkeit von andern Nationen längst anerkannt ist, rein aufzugeben, und sich auf die Mittheilung ihrer Wahrnehmungen über ihre Sprache zu beschränken, werden ihre Arbeiten weder ihren Landesleuten, noch dem Auslande jemals vollen Nutzen gewähren. Diese Bemerkungen, die hier, wo es auf eine Beurtheilung der bisher angewandten Grundsätze ankam, nicht unterdrückt werden konnten, sollen und können übrigens die Verdienste dieser Männer um ihre Sprache keinesweges schmälern. Astarloa ist offenbar der erste gewesen, welcher dieselbe mit wahrhaft forschendem Geiste bearbeitete, und sie in ihre Elemente zu zerlegen versuchte. Er hat hierin, besonders in dem grammaticalischen Theile, sehr viel geleistet, und da er zugleich mit unermüdetem Eifer jeden Winkel seines Ländchens nach Spuren der ächten Mundart durchsucht hatte, so kann man ihm nicht folgen, ohne nicht selbst da, wo er auf Abwege geräth, noch eine Menge sehr wahrer und interessanter Bemerkungen bei ihm anzutreffen.

6.
Uebertragung dieser Grundsätze auf die Ableitung der Ortnamen.

Bringt nun schon die Anwendung dieser Art des Etymologisirens auf die Sprache viele Unrichtigkeiten hervor, so mufs sie noch viel gefährlicher bei Namen werden, da diese mehr durch die Zeit verändert werden, und aus viel mannigfaltigeren Gründen entstanden seyn können. Ist aber gar, wie hier, von Namen von Oertern die Rede, deren Lage und besondre Umstände man nicht genau kennt, so schweift die Einbildungskraft ohne allen Anhalt umher. An diesen sehr wesentlichen Fehlern leiden eine Menge der Etymologieen, welche Astarloa und Erro als unbezweifelt anführen. So heifsen, nach Astarloa (Apol. 210. 222. 245. 249. 255.) die Edetaner von edea süfs, und der Localendung eta, die einen Ort in einem süfsen, angenehmen Himmelstrich bewohnen, eine Etymologie, die man wohl auch alsdann kaum billigen wird, wenn man sich zufällig dabei an Plinius (I. 141, 3.) regio Edetania amoeno praetendente se stagno erinnerte; Arcobriga soll von arcu, bogenartige Lage herkommen, Turbula, von ura, Wasser, bola, was wie eine Kugel im Wirbel kommt, daher heftig herabstürzendes Wasser, Stadt des Platzregens, der Flufs Anas von der Silbe a, die Ausdehnung anzeigt und der Diminutivendung na, der Flufs Saduce von zan, Ader, ura Wasser, und ce, cia, fein, Ader feinen Wassers. Erro *) zerlegt den Namen der Lumberitaner, deren Hauptort er auf Münzen Ilimbelz genannt finden will, in il, Stadt, im hoch, und belz schwarz, auf einer schwarzen Höhe liegend, wobei er anführt, dafs die heutige

*) Alfabeto de la lengua primit. p. 230—233.

Stadt Lumbier, welche jene seyn soll, eine solche Lage auf nebligten Bergen habe. Noch willkürlicher ist es, wenn sie, durch bloſse Aehnlichkeit des Schalles bewogen, die Etymologieen von Dingen hernehmen, die nicht in den allgemeinen Verhältnissen der Gegend und Lage gegründet sind, sondern sich auf ganz besondre, durch nichts nur bescheinigte Umstände beziehen, wie, wenn sie Cosetanien als das Land des Hungers *), die Cerretaner als Verfertiger von Sägen, (Apol. 209.) Sagunt als den Ort der Mäuse bezeichnen **). Selbst da, wo die Ableitungen Astarloa's höchst wahrscheinlich die richtigen sind, kann man seiner immer zu künstlichen Analyse nicht beipflichten. So bei der Etymologie von Navarra. Nava heiſst flach und Fläche, und zwar, nach der ausdrücklichen Bemerkung eines handschriftlichen Wörterbuchs der Pariser Bibliothek, eine dem Gebirge nahe liegende Fläche. Das Wort ist noch heute in mehreren Formen gebräuchlich. Es ist sehr wahrscheinlich, daſs es schon in der Zeit der Römer vorhanden war, und dieselbe Bedeutung hatte. Denn Ptolemaeus (II. 6. p. 42. ed. Bert.) erwähnt bei den Paesikern, also ganz nahe am heutigen Biscaya, der Stadt Flavionavia. Unfern von dieser Gegend giebt es noch jetzt einen Hafen Navia. Im heutigen Spanischen hat sich das Wort nava in derselben Bedeutung erhalten, wie der Name des berühmten, 1212 von den Christen gegen die Mauren en las navas de Tolosa erfochtenen, Sieges beweist. Arra ist häufig Endung der Vaskischen

*) Astarloa in der Apologie p. 210. Zur Bestätigung führt er an, daſs in dieser Gegend die Völkerschaft gewohnt habe, welche die Römer Indigetes nennen, was er also von indigere ableitet.

**) Erro in Alf. de l. l. pr. p. 257. 258. Er hätte zur Bestätigung der obigen Behauptung auch Soricaria (bei Mannert I. 324. ich weiſs nicht warum, Sorilaria) und Soritia (aut. inc. de bello Hisp. 24. 27.) von sorex ableiten können.

Wörter und so kann die Etymologie von Navarra, als eines ebnen Landstrichs an den Pyrenaeen, keinem Bedenken unterworfen seyn. Astarloa, ohne einen dieser factischen Umstände, und nur einmal das Wort nava anzuführen, löst Nabarra (wie er schreibt) in Na (flach) be (niedrig) ar (Mann) a (Artikel, oder Pronomen) der Mann der niedrigen Fläche auf. Eine Folge dieser Methode ist, daſs sie verleitet, Alles, ohne Unterschied, wo man nur irgend ähnliche Laute antrift, auf dieselbe Art zu etymologisiren. Wirklich findet man bei Erro *) Asien abgeleitet von asi, anfangen, weil dort der Anfang des Menschengeschlechts gewesen sey, Cilicia von ili, eig. Stadt, was aber hier als Land genommen wird, und cia, in eine Spitze ausgehend mit einem euphonischen c im Anfang (Land spitziger Gebirge) und Nazareth von na, flach, dem z, welches eine Menge andeutet, ar, ausgedehnt, und der Ortsilbe eta. So wenig ein Verfahren dieser Art einer eigentlichen Widerlegung bedarf, so schien es mir doch nothwendig, soviel darüber zu sagen, um dadurch zu zeigen, daſs selbst das unleugbar Wahre, was in den Behauptungen dieser Männer liegt, auf einem andren Wege bewiesen, und gegen das gerechte Mistrauen, welches ihre Systemsucht erregt, gesichert werden muſs.

7.

Aufstellung der in der gegenwärtigen Untersuchung zu befolgenden Grundsätze.

Dieser Weg kann nun wohl kein anderer seyn, als daſs man zuvörderst auf eine unbefangene Weise untersucht, ob es unter den alt-iberischen Namen mehrere giebt,

*) Mundo primitivo. p. 208. 212. 227.

die, dem Ton und der Bedeutung nach, mit noch heute üblichen Vaskischen Wörtern übereinstimmen. Ist dies wirklich der Fall, und dadurch die Identität der Vaskischen Sprache mit der Altspanischen, oder wenigstens mit einer derselben, wenn es mehrere gab, festgestellt, so kann man mit hinlänglichem Grunde auch diejenigen Namen als Vaskischen Ursprungs annehmen, in welchen man nur einen Theil, seiner Bedeutung nach, erkennt, wenn der Ueberrest auch dunkel und unverständlich bleiben sollte. Man kann bei der ganzen Untersuchung auch, und noch ehe man in etwas Specielles eingeht, die Laute der alten Ortnamen im Ganzen, und den Eindruck, den sie dem Ohre machen, mit den Lauten und dem Toncharacter der Sprache vergleichen. Denn das Lautsystem dieser muſs nothwendig auf die Namen übergehen, wenn dieselben aus ihr entspringen. Ein andres wichtiges Beweismittel des frühen Daseyns der Sprache ist die Uebereinstimmung der alten Ortnamen mit noch heutigen in den Provinzen, in welchen Vaskisch gesprochen wird. Sie beweist, wenn man auch den Sinn der Benennung nicht entziffern kann, daſs Aehnlichkeit der Umstände aus denselben Sprachelementen an verschiedenen Orten gleiche Namen bildete. Hierüber enthält Astarloa's Schrift viele sehr gute Winke, und da die Biscayischen Dörfer aus lauter oft sehr zerstreut liegenden einzelnen Höfen (caserios) bestehen, die sich nur um die Kirche *) herum in einen festeren Kern zusammendrängen, und von denen jeder seinen, von seiner Lage, den Bäumen und Kräutern, die ihn umgeben, hergenommenen Namen besitzt, auch fast alle Familiennamen von diesen Stammwohnungen herkommen, so bietet das Ländchen bloſs in den Eigennamen einen ungemein groſsen Wortreichthum dar. Diesen

*) Die Biscayischen Dörfer heiſsen daher Ante-iglesias.

hatte der verstorbene Astarloa mit grofsem Fleifse gesammelt, und er machte darin, wie ich auf mehreren Spatziergängen mit ihm selbst Zeuge gewesen bin, täglich Fortschritte. Auf diese Weise läfst sich die vorliegende Untersuchung so führen, dafs dabei nicht jeder Name vollständig, oder nur überhaupt etymologisirt zu werden braucht. Vorzüglich wichtig aber ist es, bei derselben darauf zu sehen, ob gewisse Namen sich, als fremdartig, von andren, unter sich und mit der Sprache gleichartigen, absondern. Hierüber vorzüglich glaube ich Bemerkungen gemacht zu haben, die von den einheimischen Schriftstellern übersehen wurden, weil sie gleich von der vorgefafsten Meinung ausgingen, dafs das heutige Vaskische sich allein, ohne eine andre Sprache, über das ganze alte Iberien verbreitet habe, da es doch gerade dieser Punkt war, der vor allen ins Licht gesetzt werden mufste. Denn dafs sich Spuren der heutigen Landessprache in den alten Namen finden, ist beim ersten Anblicke klar, und es kommt nur darauf an, zu erörtern, wie weit diese Spuren gehen, ob neben ihnen andre von andren Sprachen angetroffen werden, und wie dieselben geographisch vertheilt sind? Um aber hierin ohne alle Vorliebe für irgend ein System, und durchaus unpartheiisch zu verfahren, werde ich zuerst, ohne auf den Unterschied der alten Völkerschaften zu achten, nur die ganze Masse der ehemaligen Namen mit der Sprache vergleichen, um darin das Gleichartige und Verschiedenartige zu erkennen, und erst nachher darauf eingehen, wo das Eine und das Andre vorkommt und ob die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, mit Demjenigen übereinstimmen, was schon die alten Schriftsteller hierüber enthalten.

8.
Lautsystem der Vaskischen Sprache.

Ich fange bei dem Lautsystem an. Das Vaskische kennt, genau genommen, kein f. Zwar wird manchmal der b und p Laut damit verwechselt, wie in apaldu und afaldu. Manchmal wird es sogar zum Unterschiede gleichlautender Wörter gebraucht, wie in dem Namen der Provinz Navarra, die Nafarra *), zum Unterschiede von nabarra, bunt, schwarzgrau, geschrieben wird. Allein nach Astarloa **) befindet es sich in keinem ächt Vaskischen Wurzelwort. Kein Vaskisches Wort fängt mit r an: den fremden von dieser Art setzt der Vaske in seiner Aussprache immer ein e vor, und verdoppelt alsdann das r, da das einfache bei ihm einen völlig weichen, sich dergestalt dem d nähernden Ton hat, dafs beide Buchstaben in einigen Wörtern, wie erastea und edastea (Labort. Dial.) schwatzen, völlig mit einander verwechselt werden. Man sagt also erregue für König. In keiner Silbe folgen, nach Astarloa's Behauptung, zwei Consonanten auf einander, weder im Anfange, noch am Ende, und wenn es auch Ausnahmen hiervon geben sollte, so kommen doch Verbindungen stummer Buchstaben mit l (oder gar mit m und n) wirklich nie, st nicht am Anfang einer Silbe, oder gar eines Wortes vor, und von den sehr seltenen Verbindungen stummer Buchstaben mit r fallen noch die meisten

*) So in dem alten in meinen Zusätzen zum Mithrid. S. 92 gedruckten Liede.

**) Die Wörterbücher haben zwar einige mit f geschriebene Wörter. Allein dies können orthographische Verschiedenheiten seyn, und mehrere sind es wirklich, da man dieselben Wörter auch mit b, p, und selbst mit h (im Labortanischen Dialect) geschrieben antrifft.

hinweg, wenn man die Wörter fremden Ursprungs *) und diejenigen abrechnet, wo die Zusammenkunft der Consonanten erweislich aus Zusammenziehung entstanden ist **). Von einigen, dem Vaskischen eigenthümlichen Lauten, dem oben beschriebenen r, und dem ts und tz, die nur im Schreiben als zusammengesetzt erscheinen, kann in den alten Namen, die wir nur durch die Schrift kennen, keine Spur vorhanden seyn.

9.

Ortnamen, in welchen ein f vorkommt.

Die Ortnamen, in welchen f oder ph vorkommt, wie Φοϱνακίς (Ptol. II. 4. p. 40.) Fraxinus (Itin. Anton. 420.) der Fluſs Florius (Reichards Karte A. b.) sind offenbar römischen Ursprungs. In einem andren, nicht fremd klingenden Namen, kenne ich es nicht. Diese Abwesenheit des f ist um so merkwürdiger, als der gröſste Theil der Spanischen Ortnamen durch die Römischen Kriege bekannt wurde, und den Römern dieser Buchstabe, dessen eigenthümlichen Laut die Griechen nicht erreichten, äuſserst geläufig war, so daſs der Mangel nicht Schuld der Aussprache der Fremden seyn kann. Die phönicische in diesem Punkt, da man die Phönicier bei Spanien nie vergessen darf, dürfte sich wohl nicht mehr ausmachen lassen.

---

*) Es giebt indeſs ächt Vaskische Wörter dieser Art, die auch nicht zusammengezogen scheinen, wie troquiua (aus dem Vizcayischen Dialect) der Name eines mimischen Tanzes des Landvolks mit Knitteln. Dies Wort ist durchgängig im Lande üblich, findet sich aber nicht in den Wörterbüchern.

**) So abrea, das Thier, aus dem gleich gebräuchlichen aberea, andria (im Vizcayischen Dialect) aus anderia, vollständig echanderia, die Hausfrau.

10.

Ortnamen, die mit r anfangen.

Mit r anfangende Namen giebt es mehr, doch verhältnifsmäfsig immer sehr wenige. Rarapia (Itin. Ant. ed. Wessel. p. 426.) wo aber die Lesart ungewifs ist, da andre Handschriften Sarapia haben, Rauda (Ib. p. 441.) beide an der Nordküste, Rhegina (Ptol. II. 4. p. 40.) bei den Turdetanern, Rhoda (Ptol. II. 6. p. 43.), bei den Indigetern, Rigusa *) bei den Carpetanern, Ripepora (wohl von Ebora und ripa, da es, nach Reichards Karte, am Flufs Tader lag) in Baetica (Plin. I. 138, 5.) Rusticana (Ptol. II. 5. p. 41.) bei den Lusitanern und der Rubricatus, der heutige Llobregat mit wenig verändertem Namen. Aufser Rauda aber, sind alle diese Namen sichtbar fremden Ursprungs, und dies kann leicht seinen Anfangsvokal verloren haben **). Ein Mannsname dieser Art, Rethogenes, wird bei Valerius Maximus (V. I, 5.) aber unter den Celtiberern genannt ***).

11.

Ortnamen, die mit st anfangen, oder in welchen ein liquider Buchstabe auf einen stummen folgt.

St im Anfang findet sich nur in einer unsichern Lesart des Flusses Tereps bei den Contestanern, den Plinius Tader (I. 141. 1.) nennt, der aber auch Staber geschrie-

*) Nur in der lat. Uebersetzung des Ptolemaeus. II. 6. p. 46.

**) Woher die Nachricht bei Büsching (Erdbeschr. B. 3. S. 384.) stammt, dafs Navarra zu der Griechen und Römer Zeit Ruzonia geheifsen habe, ist mir unbekannt.

***) Aufser diesem und dem, aber vermuthlich uniberischen Rhyndacus bei Sil. Ital. III. 388. kenne ich keinen iberischen Mannsnamen, der mit r anfinge, und ebensowenig einen mit f.

ben wird. (Ptol. II. 6. p. 43. Mannert. I. 423.) Bei den Verbindungen stummer Buchstaben mit l ist es merkwürdig, dafs Strabo, wie wir oben gesehen, gerade unter den recht barbarischen, also gewifs unrömischen Namen die Pleutauri nennt. Wenn das Wort nicht verfälscht ist, so schiene es einem unvaskischen Volke Spaniens anzugehören. Sonst kenne ich von solchen Namen nur Bletisa, auf einer Inschrift *) bei den Lusitanern, Aglaminor **) (Plin. I. 137, 17.) zwischen dem Baetis, und der Küste des Oceans, Blendium (Plin. I. 227, 5.) bei den Cantabrern, Caviclum, wofür man aber auch Cavidum liest (Itin. Anton. 405.) bei den Bastulern, Clunia (Plin. I. 144, 5.) bei den Arevaken, also in Celtiberien, gleichnamig mit einer Stadt in Rhaetien ***), und Mergablum der Turduler (Itin. Anton. 408.) was aber auch Mercallum gelesen wird. Clunia will Erro mit einem e zwischen den beiden Consonanten auf Münzen gefunden haben. Blanda bei den Baetulern, und Glandomerum bei den Callaikern (Ptol. II. 6. p. 43.) sind Römischen Ursprungs, so wie Planesia (Strabo III. 4. p. 159.) Griechischen. Ferner hat Silius Italicus (XVI. 562.) einen Krieger Glagus.

Von den viel zahlreicheren Namen, in welchen unmittelbar auf einen stummen Buchstaben ein r folgt, wird weiter unten die Rede seyn.

12.

Allgemeiner Eindruck der Iberischen Ortnamen.

Das in den vorigen Paragraphen Angeführte wird hinreichen, darzuthun, dafs die Bildung der alt-iberischen

*) Cellarii not. orb. ant. Vol. I. p. 59.

**) Auf Reichards Karte (G. f.) steht Agla minor getrennt, als solle es das kleinere Agla anzeigen.

***) Cellarii not. orb. ant. I. 428.

Ortnamen im Ganzen dem Lautsystem des Vaskischen folgt. Demjenigen, der auch nur etwas mit dieser Sprache vertraut ist, kann es bei dem Ueberlesen dieser Namen, und derer Italiens, oder Griechenlands, ja, um bei einem näher verwandten Lande stehen zu bleiben, auch Galliens, nicht entgehen, dafs in den ersten die Vaskischen Klänge vorherrschend sind. Der Eindruck der Masse überzeugt da eben so sehr, als die Analyse des Einzelnen. Man könnte indefs besorgen, dafs vorgefafste Meinung das Urtheil besteche, und diese Art des Beweises mit Recht angreifen. Es ist daher nothwendig, die einzelnen Namen durchzugehen. Ich werde dies dergestalt thun, dafs ich zuerst bei denjenigen stehen bleibe, deren ganze Bildung Vaskische Wörter von analogen Bedeutungen zurückruft, dann aber auch diejenigen, und zwar classenweise nach ihren Endungen und Anfangssilben, erwähne, in welchen nur einzelne Vaskische Elemente vorkommen.

13.

Ortnamen, die von asta abstammen.

Acha, aitza heifst Fels, und asta ist eine andre, nach sprachgesetzmäfsiger Veränderung *) gebildete, Form desselben Worts, wie sich durch die Analogie ganzer Reihen von Beispielen zeigen läfst. Diese letzte Form ist aber nicht üblich in der Bedeutung von Fels, jedoch in mehreren zu derselben Stammsilbe gehörenden Wörtern, wie astuna, Schwere, Gewicht, und in Ortnamen, wie man an der Lage der Oerter erkennt. Um von noch heute in Biscaya vorhandenen nur einige dieser Art zu nennen, führe ich hier folgende an: Asta, Asteguieta, Astigarraga,

*) Meine Zusätze zum Mithrid. S. 35—40.

Astobiza, Astorga, Astulez, Asturien u. s. w. Von alten gehören ganz hierher: Asta (Plin. I. 139, 1.) bei den Turdetanern.

Astigi, welches dreimal in Baetica vorkommt, als Astigitana Colonia, die auch (was vielleicht die Vaskische Etymologie bestätigt) Augusta firma hiefs, als Astigi mit dem Beinamen Julienses, und als Astigi vetus; (Plin. I. 137, 16. 139, 3. 7.)

Ferner Astapa gleichfalls in Baetica (Liv. XXVIII. 22.) ein Name, der noch im heutigen Biscaya Wohnungen am Fufs (dies deutet die Endung pa an) von Felsen eigen ist, wie ich selbst eine Eisenhütte dieses Namens in dieser Lage zwischen Durango und Bilbao sah.

Endlich die Astures und Asturica, und der Flufs Astura (Florus IV. 12, 54.) Felswasser, von asta und ura, Wasser.

Astarloa rechnet auch hierher (Apol. p. 233.) Ascerris bei den Iaccetanern (Ptol. II. 6. p. 48.) von erria (Erde) Land, und acha, Fels. Diefs mufs man aber, obgleich er sich nicht deutlicher darüber erklärt, nicht so verstehen, als läge acha in asc, da das c in dem uns von den Alten aufbewahrten Namen wie ein k lautete. Der Name theilt sich in As-c-erris. Der Stammsilbe Fels gehört nur as (asta) an, c (co) auch go, drückt den Begriff der Höhe aus, und das Ganze heifst: Ort an der Höhe des Felsen. So kommt, wie mir Astarloa selbst sagte, die Benennung der beiden Biscayischen Ortschaften As-co-itia und As-pe-itia daher, dafs der erstere an der Höhe, der letztere an dem Fufse der Berge liegt. Das Carpetanische Ascua (Livius XXIII. 27.) kann eben so abgeleitet werden; As-co-a, was noch im heutigen Vizcayischen Dialect Ascua lauten würde. Astarloa's Ableitung des Namens der Stadt Acci aber (Plin. I. 143, 4. Ptol. II. 6. p. 47.) von acha

(Apol. 206.) ist durchaus unstatthaft, da er Akki ausgesprochen wurde.

14.

Ortnamen, die von iria abstammen.

Noch unverkennbarer Vaskisch sind die Namen, die von iria herkommen, welches, Stadt und, nach dem handschriftlichen Wörterbuch, auch Ort, Gegend bedeutet. Dasselbe Wort heifst auch uria, und kann bei der, der Sprache eigenthümlichen, häufigen Verwandlung des r in l, auch zu ilia und ulia (Astarloa. Apol. p. 238. 247.) werden. Dieser Stammsilbe nun sind folgende Städte zuzurechnen.

Iria Flauia (Ptol. II. 6. p. 44.) bei den Lucensern.

Urium *) (Plin. I. 136, 16. Ptol. II. 4. p. 39.) bei den Turdulern.

Ulia in Baetica. (Dio Cassius XLIII. 31.) Die Lesarten wechseln zwischen diesem Namen, Ulla und Ullia. Die Etymologie entscheidet hier richtig. Ullia ist falsch, Ulia **) mufs, wie es die Münzen richtig haben, (Wefs. ad Itin. Anton. p. 412.) die Stadt, Ulla (eigentlich Ula) von ura, Wasser, der Flufs bei den Callaikern heifsen, wie es

---

*) Plinius: oppidum Onoba, Aestuarium cognominatum: Interfluentes, Luxia et Urium. In der Note zu dieser Stelle behandelt Harduin Luxia und Urium wie zwei Flüsse, als heifse es interfluentes amnes, wie auch wirklich in seinem Index verborum steht. Aber dies scheint mir noch sehr zweifelhaft; als Adjectivum, dazwischen strömend, ist das Wort hier gar nicht passend. Auch ist Οὔριον bei Ptolemaeus offenbar eine Stadt. Sollten daher nicht Luxia und Interfluentes gleichfalls Städte seyn? mit dem letzteren kann einerseits Interamnium und Intercatia, andrerseits Confluentes verglichen werden. Mannert schweigt über diese Namen. Wäre Urium doch ein Flufs, so käme es vom Vaskischen ura. Reichard hat Urium auch als Flufsnamen in seine Karte eingetragen. (G. c.)

**) Es ist schon von andren bemerkt, dafs Strabo aus dieser Stadt (III. 2. p. 141.) Julia zu machen scheint.

die Handschriften des Mela (III. 2, 8.) geben, so dafs die Denkmale und die Etymologie sich hier gegenseitig bestätigen. Ulia lag (Hirtius de bello Alex. 61.) auf einem hohen Berge. Noch heute heifst bei St. Sebastian ein Berg Ulia, dies Wort, wenn das l nicht als aus r entstanden angesehen wird, bedeutet Fliege, und bei den Vasconen kommt ein Ort Muscaria vor (Ptol. II. 6. p. 48.), dessen Name die Uebersetzung, wenn nicht jenes, doch eines andren gleichnamigen Ortes seyn kann. Dies nur im Verbeigehen bei Gelegenheit des Lauts, und der Lage.

Ilia, der durch Inschriften bestätigte Beiname von Ilipa. (Plin. I. 138. 8. ibiq. interpr.)

Das Vaskische Stammwort findet sich also in allen seinen Abänderungen unter den alten Ortnamen wieder. In Zusammensetzungen mit andren Worten zu demselben Namen kommt am Ende meistentheils uria *), im Anfange ilia, vor, was von den heutigen Namen abweicht, da man unter den Spanischen Familiennamen eine Menge Iriarte, Uriarte, Urizarre, Uriona hat. Doch findet sich auch unter den alten Städtenamen einer dieser Art, Irippo, der aber nur aus Münzen (Florez Medallas. II. 474.) bekannt ist.

Von der ersteren Art sind: Graccuris (Plin. I. 143, 13.) bei den Vasconen, die Stadt des Gracchus, welcher sie erbaute. (Livii Epit. l. XLI.) Sie hiefs nach Festus Pompejus vorher Illurcis (de verb. signif. v. Gracchuris), so dafs Gracchus sie wohl nur erneuert und erweitert hatte. Ilurci ist von (ilia und ura) Wasserstadt, und nach Astarloa (Apol. p. 238.) der die angeblich in ci (von cia, Spitze, dünn)

*) Doch haben die Handschriften auch l statt r (VV. DD. ad Itin. Anton. p. 450.). Eine Ausnahme scheint ferner Tiariulia (Ptol. II. 6. p. 47.) in Edetanien. Doch ist dieser Name sehr zweifelhaft, und da Plinius (I. 142, 7.) Teari, qui Julienses hat, so ist die Endung des Ptolemaeischen Namens nicht ulia sondern julia.

liegende Bedeutung, unbekümmert um die Römische Aussprache ki, verfolgt, Stadt mit feinem Wasser.

Calaguris; es gab ein doppeltes: Fibularensis bei den Vasconen, und Nassica bei den Ilergeten. (Plin. I. 142, 11. 15.) Die lateinischen Beinamen kommen von den Beschäftigungen *) und dem Erwerb der Einwohner her. Der letztere kann mit dem Vaskischen Namen zusammenhängen. Calamua heifst zwar eigentlich Hanf, aber nach dem handschriftlichen Wörterbuch, auch roseau, Binsen, Rohr, welches zur Anfertigung von Reusen (nafsae) sehr tauglich ist. Fibulae können in mehr als Einem Sinn genommen werden, und es ist also schwer zu sagen, welches der hier anzuwendende ist. Dafs man Theile von Körben, zu welchen man vimina brauchte, mit dem Namen bezeichnete, geht aus Cato de re rustica (c. 31.) hervor; ob man sich dazu aber auch des Rohres bediente, und ob wirklich hier Korbflechten gemeint ist, bleibt allerdings zweifelhaft.

Ilarcuris (Ptol. II. 6. p. 46.) in Carpetanien, nach Astarloa (Apol. 238.) von Ilarra, Erbsen oder Wicken, Erbsenstadt. Vaskische Familien heifsen noch heute Illaraza, Irarraga.

Lacuris (Ptol. II. 6. p. 46.) bei den Oretanern. Die Anfangssilbe, die wiederkehrt in Lacobriga in Lusitanien (Mela III. 1, 6.) und bei den Vaccaeern (Plin. I. 144, 2.) Laconimurgi **) bei den Celtikern in Baetica (Plin. I. 139, 17.) Laconimurgum bei den Vettonen (Ptol. II. 5.

*) Die Bedeutung von Fibularensis ist, soviel ich weifs, nicht in Zweifel gezogen worden. Dafs aber Nassica gleichfalls einen ähnlichen Sinn hat, und nicht von Scipio Nasica, sondern von nassa abstammt, ist auch Sestini's Meinung. (Descr. delle Megdalie Ispane nel Museo Hedervariano. p. 119.)

**) In einigen Handschriften heifst es einfacher, und andren Spanischen Ortnamen ähnlicher Lacimurgae.

p. 41.) wo das obige Wort den Zusatz mur (von murua, Hügel) und die weiter unten zu beleuchtende Endung gi und gum erhält, den Lacetanern (Plin. I. 141, 12.) an den Pyrenaeen, Lacibi und Lacippo (Plin. I. 140, 6. 7.) in Baetica, und Lacipea in Oretanien (Itin. Anton. p. 438.) ist von unsichrer Herleitung aus dem Vaskischen, wie Astarloa's *) Schwanken beweist. Mir scheint laco das lateinische lacus zu seyn. Festus (de verb. significat. v. Lacobriga) sagt es ausdrücklich, und in Flaviobriga und Glando-merum haben wir andre Beispiele der Zusammensetzung von Namen aus den einheimischen und fremden Sprachen. Dem laco lag aber vermuthlich ein von den Römern verändertes Vaskisches Wort zum Grunde. Für dieses halte ich langotua, das von stillstehendem Wasser gebraucht wird. Es findet sich dasselbe in Langobrica in der Nähe des Durius (Itin. Anton. p. 421.) und Lancobriga bei den Celtikern. (Ptol. II. 5. p. 41.) Bei den Langobriten erwähnt Plutarch (Sertorius c. 13.) ausdrücklich mehrerer Gewässer, und wenn dies auch fließende und trinkbare gewesen zu seyn scheinen, so konnten andre vorhanden, oder der Name im weiteren Sinne genommen seyn. Wesseling (ad Anton. Itin. p. 421.) verwandelt diesen Namen in Langobricas, und ließe sich darthun, daß dieser Ort mit Mela's Lacobriga derselbe wäre, so wäre die Gleichheit der Bedeutung von Laco und Lango als erwiesen anzunehmen. Aber aus Plutarchs Erzählung sieht man nur, daß der Ort in Lusitanien lag, und von einer Seite durch das Gebirge zugänglich war **). Ein Dorf in Alava heißt Langarica.

*) Er übersetzt den Namen: Stadt des Aufhaltens, Ergreifens, oder Stadt des Laco, der, meines Wissens, nirgend vorkommt. Apol. p. 214.

**) Harduin hält die Stadt der Plutarchischen Langobriten wirklich für Lacobriga. Tzschukke ad Melam Vol. 2. P. 3. p. 22.

Von Ilduri wird weiter unten die Rede seyn.

Esuris (Itin. Anton. p. 425. 431. Reichards Karte G. c.) von esi, Wall, und uris, die von einem Wall umgebene Stadt.

Zu den Städtenamen, in welchen Il oder Ili die Anfangssilben macht, gehören folgende. Das schon oben (3.) erwähnte Iligor.

Mehrere in denen sich zugleich die Stammsilbe ur, Wasser befindet, und die ich bei Gelegenheit dieser zusammennehmen werde.

Ilipula magna und minor (Plin. I. 137, 16. 139, 8.) in Baetica, nach Astarloa, (Apol. p. 240.) von ilia und pulua, das er durch Spitze, das handschriftliche Wörterbuch aber durch einen Haufen, amas, erklärt. Das eine und das andre pafst auf das hohe Gebirge, an dessen Fufs die erstere beider Städte lag. Vielleicht ist indefs das ula auch nur eine verschiedene Endung des Namens Ilipa, wie Deobrigula von Deobriga, Obulcula von Obulcum, Saetabicula (Ptol. II. 6. p. 47.) von Saetabis, Turbula von Turba (Liv. XXXIII. 44.) seyn kann.

Iliberi (Plin. I. 137, 15.) gleichfalls in Baetica, Neustadt, von berri, neu. Ihr Beiname Liberini scheint dem Vaskischen zur Erleichterung der Aussprache, und Hervorbringung einiger Bedeutsamkeit nachgebildet. In andern Beinamen fanden wir Uebersetzungen; ein grofser Theil der von Plinius erwähnten ist aber dem Urnamen ganz

---

bestreitet es, und es scheint auch mir wenigstens unerwiesen. Wenn er aber sagt: quod huc refert Harduinus cet. so ist dies wohl unrichtig, da Harduin von dem Vaccaeischen, Mela an dieser Stelle von dem am heiligen Vorgebirge liegenden Lacobriga spricht. Mannert (I. 344.) giebt, ohne weitere Erörterung, Lankobriga am Tagus als die von Metellus belagerte Stadt an. Sollte aber dann nicht bei der Erzählung Erwähnung des Flusses geschehen? Auf Reichards Karte ist das keltische Lancobriga gar nicht angegeben.

fremd, und von andren Umständen hergenommen, wie die Colonia Accitana von der dahin verpflanzten Legion Gemella hiefs. (Harduin. emend. ad Plin. libr. III. no. XIII.) Unter diese drei Classen scheinen sich alle Beinamen bringen zu lassen.

Ileosca der Ilergeten *) (Strabo III. 4. p. 161.) bei Vellejus Paterculus, (II, 30.) ehe die Lesart in Osca verändert wurde, Etosca.

Elibyrge (e und i werden in dieser Anfangssilbe häufig verwechselt) nach Hecataeus (Steph. Byz. h. v.) eine Stadt in Tartessus. Es ist wohl die, für welche sich das älteste Zeugnifs beibringen läfst. Die Endung scheint aus dem Griechischen πύργος verdorben.

Ilerda und die Ilergeten erwähne ich nicht, da mir die Abstammung nicht sicher genug scheint.

15.

Ortnamen die von ura abstammen.

Ortnamen von ura, Wasser. Astures und Asturica (13.)

---

*) In der Pariser Uebersetzung des Strabo (I. 470. nt. 5.) wird die Richtigkeit dieses Namens bezweifelt. Allein Petrus de Marca's Zeugnifs, der Ileosca und Etosca für Eins, aber diesen Ort von Osca verschieden hält, ist in diesen Dingen sehr vollgültig. Ich kann hierbei die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, dafs es mir viel zu gewaltsam scheint, wenn man Ortnamen bei alten Schriftstellern darum abändern will, weil sie an keiner andern Stelle vorkommen. Schon Lorit (Glareanus) sagt, wie mich dünkt, sehr richtig zu Livius XXVIII. 21. quanquam ego haud scio, liceatne ad eum modum emendare libros. Bei den Spanischen Namen hat man oft mit dieser Art der Verbesserungen zu kämpfen. Ueberhaupt sollte jede Umänderung eines Textes, zu welcher die Gründe aus den Sachen, und der Vergleichung der Berichte andrer Schriftsteller hergenommen werden, mit der äufsersten Behutsamkeit geschehen. Man läuft sonst Gefahr, statt des Abschreibers, den Schriftsteller selbst zu berichtigen. Ich möchte es daher in der oben angeführten Stelle Strabo's auch nicht billigen, dafs man die Worte ἐκλείπειν δὲ νόσῳ in ἐ. δ' ἐν Ὄσκῃ verwandelt.

Ulla. (richtiger ula)

Ilurci. (14.)

Urce (Ptol. II. 6. p. 43.) bei den Bastetanern, auch Urgis *) genannt, da Plinius Urgitanus finis (I. 136, 1.) sagt.

Urcesa (Ptol. II. 6. p. 46.) in Celtiberien.

Urgia (Plin. I. 140, 5.) und Urgao (Plin. I. 137, 15.) in Baetica. Die Endungen ga und gui sind im Vaskischen verneinend, und Astarloa (Apol. 249.) erklärt daher diese Städtenamen durch wasserlos.

Urso (Plin. I. 139, 6. Strabo III. 2. p. 141.) auch Ursaon (Auct. inc. de bello Hisp. 41.) bloſs bei Appian (VI, 16.) Orson, gleichfalls in Baetica. Die Endung ist die heutige sa, welche Ueberfluſs, Menge, anzeigt **). Es fand sich in der Gegend rund herum ein solcher Mangel an Wasser, daſs man deshalb den Gedanken, die Stadt zu belagern, aufgab. Die Bewohner derselben aber drückte, wie man deutlich sieht, der gleiche Mangel nicht. Sie hatten vielmehr Wasser genug, die Belagerung auszuhalten. Dieser relative Ueberfluſs in der Stadt gegen den Mangel in der Gegend kann zu der Benennung Veranlassung gegeben haben. Ich muſs indeſs hier bemerken, daſs ich im Ganzen der Anführung solcher Umstände keine groſse Beweiskraft beilege. Denn einerseits giebt es wenig Oerter, wo sich nicht irgend ein Bächlein, Hügel oder dergleichen finden sollte, und ein solcher Umstand kann daher nicht für einen einzelnen Namen entscheiden; auf der andren aber kann

*) Ueber Vossius Meinung, daſs dies Urgis oder Urce, oder Urci auch Murgis geheiſsen habe, vergleiche man die Noten zu Mela II. 6, 7. in der Tzschukkischen Ausgabe. Für den gegenwärtigen Zweck ist diese Streitfrage gleichgültig, da es auſserdem Beispiele von Städtenamen, die von ura oder von murua abstammen, genug giebt.

**) Astarloa's Apol. p. 246.

der Bach, Hügel oder andre Gegenstand, von welchem der Name stammt, relativ immer bedeutend genug seyn, um die Benennung zu veranlassen, allein an sich so geringfügig, daſs weder Geschichtschreiber, noch Geographen ihn anmerken. Ihr Schweigen darf also nicht Mistrauen erregen. Es ist genug, wenn der Name entschiedener Weise von dem Wort, seinem Laut nach, herkommt, und das Wort einen Begriff andeutet, der zu Ortbenennungen überhaupt leicht gebraucht werden kann. Zwischen den abweichenden Lesarten Versaon und Ursaon haben sich die Herausgeber des Caesar (ed. Oberl. p. 763.) schon aus andren Gründen für die, der Vaskischen Ableitung nach, richtige erklärt.

Urbiaca (Itin. Anton. p. 447.) im Innern von Spanien, und Urbicua (Livius XL. 16.). Diese beiden Namen sind so rein Vaskisch, daſs sie noch heute eben so lauten könnten. In beiden ist ura, und bi, zwei, im ersten ferner die Ortsilbe aga, im zweiten die Adjectivendung coa, im Vizcayischen Dialect cua, wenn etwas Eigenschaft einer Sache ist, Ort zweier Wasser, wie noch heute Urbina, Urbieta, u. s. f. als Ortnamen oft vorkommen. Vielleicht gehörten beide Namen demselben Ort an, wie Wesseling glaubt.

In dem Turdetanischen Urbona (Ptol. II. 4. p. 40.) ist das Vaskische ona, gut, nicht zu verkennen. Ob das b bloſs euphonisch ist, wie Astarloa (Apol. p. 247.) will, oder einer andren Stammsilbe angehört, oder endlich ob das einheimische Wort in dem Munde der Römer, wegen der gleichen Bedeutung, zu dem Lateinischen bona geworden, lasse ich dahingestellt.

In Ucubis (Auct. inc. de bello Hisp. 7.) bei Corduba halte ich das Anfangs u gleichfalls für ura, das c für euphonisch, und ubis mit lateinischer Endung hergenommen

von ubera, Furt, Wasserfurt. Eine ähnliche Zusammensetzung ist der heutige Ort und Familienname U-g-arte, zwischen Wassern. Hierher gehört auch der Fluss Uduba bei Plin. (I. 141, 6.)

Zusammensetzungen mit ilia, Stadt. Iluro bei Plin. (I. 141,13.) in Cosetanien. Dies ist die anerkannt richtige Lesart, allein Ptolemaeus Diluron ist kein Fehler der Abschreiber, sondern eine in der Sprache gesetzmässige Lautveränderung.

Ilurgis (Ptol. II. 4. p. 39.) bei den Turdulern, Illurco (Plin. I. 138, 1.) in Baetica. Dieselben Formen in der Zusammensetzung, die wir oben einfach hatten. Ob Ilorcum (Plin. I. 137, 9.) derselbe Name mit verwechseltem Vocal ist, bezweifle ich, da das o sich im heutigen Lorca unverrückt erhalten hat.

Ilurbida (Ptol. II. 6. p. 46.) in Carpetanien von ilia, ura, und bidea, Weg, Stadt am Wasserweg. Iturbide, Quellweg, ist der Name einer Basquen Familie, die ich selbst gekannt habe.

Wenn die Lesart Illurgavonenses (Caesar de bello civili I. 60.) für Plinius Ilergaones, was wohl einer Abkürzung jenes zu barbarisch klingenden Namens gleich sieht (I. 141, 6.) die richtige ist, so gehört auch dieser Name hierher, und ist dem obigen Urgao analog. Die Einschiebung des v halte ich für Römisch.

Verurium (Ptol. II. 5. p. 41.) bei den Lusitanern, wie Astarloa (Apol. p. 234.) sprachkundig bemerkt, der Ort zweier Gewässer, weil die Zahl zwei, bi, wenn sie an den Anfang eines Worts tritt, sich in ber verwandelt; beroguei, vierzig, nemlich zwei mal zwanzig, bereun, zweihundert, und ein heutiger Ort Beroija, der Ort zweier Hügel. Es wäre zu wünschen, dass sich Astarloa über Bituris (Ptol. II. 6. p. 48.) erklärt hätte. Sei-

ner ebenangeführten Bemerkung ungeachtet, leite ich es von bi, und entweder von ura mit euphonischem t, oder iturria, Quelle ab. (16.) Denn daſs bi sich nicht immer, und vielleicht nicht vor einem Consonans, in ber verwandelt, beweist bitan, ambat, noch einmal soviel, biderbia, doppelt, bidertatu, wiederholen.

Solorius mons (Plin. I. 136, 8.) nach Isidorus (Orig. XIV. 8.) *) Solurius. Der heutige Name Sierra de los Vertientes, Gebirge der Wasserscheiden, macht die letztere Lesart, und die Abstammung von ura und soloa, Wiese, folglich Berg der Wiesenwasser, wahrscheinlich.

Auch der Name der nur durch Münzen bekannten Stadt Ostur (Florez Medallas. III. 112.) kann hierher gezogen werden. Ost- läſst sich auf mehrfache Weise ableiten; die natürlichste wäre von ostean, hinter dem Wasser **), allein diese Präposition pflegt in zusammengesetzten Wörtern hinter den Substantiven zu stehen, wie escuostean, was hinter der Hand liegt, schwer zu haben ist. Es giebt noch heute eine Gegend Ostur im Königreich Valencia, die an wilden Schweinen reich ist, und auch die Münzen der Stadt führen dies Thier im Gepräge. Vaskisch heiſst dasselbe basaurdea und basa, von basoa, Wald, ist nur die Andeutung der Species. Die Endung des Namens der Stadt kann daher auch von urdea kommen, und der Anfang von ostoa, Blatt, Laub.

---

*) Isidorus leitet den Namen ab a singularitate quod omnibus Hispaniae montibus solus altior videatur, sive quod orienti sole ante radius ejus in eo quam ipse cernatur.

**) Hinter heiſst atz- und ost- in der Stammsilbe, und diese beiden Lautverschiedenheiten gehen durch alle Derivativa des Worts durch: atzean, ostean, atzera, ostera, atzitic, ostitic, atzeratu, osteratu, escuatzean, escuostean u. a. m. Es ist hier dieselbe Analogie, als in aitza und asta. (13.)

16.

Ortnamen, die von iturria abstammen.

Ortnamen von iturria, Quell. Iturissa, das Iturisa des Ptolemaeus, (II. 6. p. 48.) wo allein sich der Name in seiner Vollständigkeit erhalten hat, bei den Vasconen. Die Endung sa (jetzt za) deutet Menge an. (Astarloa's Apol. 246.) Noch heute ist ein Ort Ituren in derselben Gegend. (Mannert. I. 377.) Dafs Iturissa im Itin. Anton. ohne den Anfangsvocal (p. 455.) als Turissa, vorkommt, beweist, dafs die hier nachfolgenden Namen von demselben Stamm abzuleiten sind. Auch Pliniuis (I. 139, 5.) Tucci und Itucci (zu welchen auch noch Acatucci im Itin. Anton. 402. zu rechnen ist) unterscheiden sich nur durch diesen Vorschlag des i.

Ob hierher auch der Gallische Flufs Aturis, der heutige Adour, gehört, oder ob er Eines Stammes mit dem Durius ist, wird weiter unten zu erörtern seyn.

Der Flufs Turas, oder Turias in Edetanien. (Mela. II. 6, 6. Plin. I. 141, 4. Ptol. II. 6. p. 43. Mannert I. p. 427. die falsche Lesart Turulis Quellenstadt, würde, als Flufsname, gar keine richtige Ableitung darbieten.)

Turiaso im südlichen Celtiberien. (Itin. Anton. p. 442.) In der Endung so liegt der Begriff der Güte, Reinheit, wie man aus osoa, ganz, heil, gesund, und der Endung suna, welche Trefflichkeit anzeigt (meine Zusätze zum Mithridates. 42.) *) sieht. Hier bestätigt die ausdrückliche Stelle des Plinius, in welcher er (II. 667, 2.) sagt, dafs dieser Ort

---

*) Diese Endung heifst vollständig tasuna. Allein es wird auch asuna in derselben Bedeutung allein gebraucht. So hat das handschriftliche Wörterbuch ossasuna und ossotasuna, Gesundheit. Die Verwandtschaft mit σόος, σῶς is unverkennbar.

wegen der Güte seines Wassers zum Eisenhärten berühmt war, die Ableitung. Da die Güte des bearbeiteten Eisens ganz vorzüglich dem Wasser, welches zur Härtung diente, beigeschrieben ward, (Just. XLIV. 3.) so kann der Name nicht von einem zu unwichtigen Gegenstande hergenommen scheinen. In Alava giebt es ein Dorf Turiso, so dafs auch jetzt die Weglassung des Anfangsvocals nicht ohne Beispiel ist.

Turiga, die Quellenlose, bei den Celtikern in Baeturien. (Plin. I. 139, 17.) Ihr Celtischer Name war Ucultuniacum *). Da Plinius hinzusetzt: quae et Turiga nunc est, so zeigt dies, was auch in der Natur der Sache liegt, dafs von den Celten bei ihrer Einwanderung nach ihrer Sprache gegebne Namen, mit der Zeit, in der Vermischung der Völker, Iberische neben sich erhielten.

Hierher können auch gehören: Turoca (nach andren Handschriften Turrige Itin. Anton. p. 430.) die Turodi (Ptol. II. 6. p. 44.) an der Nordküste, Turobrica (Plin. I. 140, 1.) bei den Turdetanischen Celtikern, die Turmodigi (Plin. I. 143, 13.) die Nachbarn der Cantabrer, endlich die Turdetaner und Turduler. Doch ist die Analogie zu unbestimmt und allgemein.

Oihenart's (Not. utriusque Vasconiae p. 24.) Nementurissa scheint zwar eine Zusammensetzung eines mir unbekannten Worts mit Iturissa, um so mehr, als beide in Vasconien liegen, allein der Ort heifst Nemanturista

---

*) Ich schliefse dies einmal daraus, dafs Turiga offenbar ein Vaskischer ist, dann aber auch aus der Stellung beider Namen bei Plinius. Wo er nemlich von einer Stadt den barbarischen und den lateinischen Namen anführt, geht immer der barbarische voran. Da nun die Iberischen Laute, als die häufigeren in Spanien, den Römern wohl auch geläufiger waren, als die Celtischen, so läfst sich annehmen, dafs Plinius da, wo zwei Namen einer Stadt beide barbarisch sind, auch den ihm fremderen, wie hier Ucultuniacum, voranschickt.

(Ptol. II. 6. p. 48.), wodurch die Aehnlichkeit viel geringer wird. Diese letztere Art ihn auszusprechen, kommt mit dem nur aus Münzen bekannten Namen der Stadt Nema in Baetica überein. (Florez. Medallas III. 100.)

Dagegen würde ich Iliturgis (Livius XXVIII. 19.) in Baetica, ohne Bedenken, von iturria abgeleitet, und die quellenlose Stadt übersetzt haben. Aber, nach Astarloa (Apol. p. 239.) dessen Urtheil hier entscheiden mufs, ist das t blofs euphonisch, und der Name mit Ilurgis (15.) völlig gleich. Wenn daher Polybius bei Stephanus Byzantinus (v. Ἰλούργεια) die Stadt Ἰλούργειαν, und Appian (VI. 32.) mit kleiner Verkehrung des Lauts Ἰλυργίαν nennt, oder wenn Ptolemaeus oben angeführtes Ilurgis dieselbe Stadt ist, so ist diese Abänderung des Namens keinesweges unrichtig.

Bei der Aehnlichkeit des Tons kann man bei einigen Namen zwischen der Ableitung von uria, ura und iturria allerdings schwanken. Ich wage daher nichts über Baeturia zu entscheiden. Astarloa erklärt (Apol. pag. 235.) den Namen, ihn von be mit eingeschobenem t ableitend, als niedrige Stadt oder vielmehr Gegend.

17.

Ableitung mehrerer Ortnamen von verschiedenen Wurzelwörtern.

Ich habe im Vorigen solche Namen aufgeführt, die sich durch ganze Reihen hindurch ableiten lassen. Andre stehen mehr einzeln, sind indefs darum nicht minder vollständig aus Vaskischen Stammwörtern erklärbar. Ich hebe von diesen noch folgende aus.

Alaba in Celtiberien (Ptol. II. 6. p. 46.) dessen Bewohner Alabanenses (Plin. I. 143, 8.) heifsen, nach Astar-

loa (Apol. p. 228.) von ara, aria, Fläche, und der Silbe ba, niedrige, weite Ebene. Die jetzige Provinz Alava soll von den Eingebornen wirklich Araba genannt werden. Das unter den Iberischen Ortnamen vorkommende Alba scheint manchmal das lateinische Wort, wie in dem Beinamen von Urgao (Plin. I. 137, 15.) manchmal aber eine Zusammenziehung aus Alaba zu seyn. So vermuthlich bei dem Vardulischen Alba (Plin. I. 143, 12.) da dies in der heutigen Provinz Alaba lag. In andren Namen kann der ähnliche Laut von alboa, Seite, abhängige Bergseite, verwandt unsrem Halbe, herkommen. So leitet Astarloa (Apol. 229.) Albonica (Itin. Anton. p. 447.) im Innern von Spanien davon, und mit Uebergehung des Buchstabens n, von ica steil, Ort der steilen Bergseite, her. Albocella (Ptol. II. 6. p. 45.) bei den Vaccaern hat unstreitig denselben Ursprung, und es ist nur eine in den heutigen Dialecten noch übliche Buchstabenänderung, wenn im Itin. Anton. (p. 434.) der Ort Albucella lautet, da im Viscayischen Dialect albua für alboa gesagt wird. Die Endung cellum (eig. kellum) *) oder ocellum kehrt in dem Ocellum der Vettonen (Ptol. II. 5. p. 41.) dem Ocelum der Lucensischen Callaiker (Ptol. II. 6. p. 43.) dem Ocelloduri im Itin. Anton. (p. 434.) und, mit geringer Veränderung, in Ocilis bei Appian (VI. 47.) wieder. Auch in den Grajischen Alpen sind die Garo- oder Grajoceli (26.) und in derselben Gegend, aber in Gallia citerior, Ocelum. (Caes. de bello Gall. I. 10.) Ich wage um so weniger über die Abstammung zu entscheiden, als sich auch in Britan-

*) Wenn ich in dieser ganzen Abhandlung der Lateinischen Sitte folge, den k Laut mit c zu schreiben, so hat dies bloss den Grund, dass man bei dem Gebrauch des k gezwungen wird, dasselbe, gegen die allgemeine Gewohnheit, auch ganz bekannten lateinischen Namen, wie Kaesar augusta, zu geben, was offenbar sehr widrig ist.

nien eine Landspitze Ocelum findet, und der Name wohl ein Celtischer seyn könnte.

Von ara, Fläche, stammen ferner ab die Aravi, deren Name auf der Inschrift der Trajanischen Brücke des Tagus erwähnt ist (Cellarius I. 58.) Arabriga (Ptol. II. 5. p. 41.) bei den Lusitanern, es müfste denn, da so häufig lateinische und einheimische Wörter zu Namen im alten Spanien vereinigt sind, ara hier das lateinische Wort seyn. Aracillum (Florus IV. 12, 49.) der Cantabrer. Im Namen der Aranditaner (Plin. I. 229, 12.) ist ara mit andia, grofs, Ort, Volk der grofsen Ebne, zusammengesetzt. Mehrere Biscayische Familien tragen, nach Astarloa (Apol. p. 230.), den gleichen Namen. Aratispi zwischen Antequera und Malaga; ispi ist ein sehr Vaskischer Laut *). Bei den blofs mit ar anfangenden Namen, wie Arunda, Arunci (Plin. I. 139, 18.) bei den Celtikern in Baetica, ist die Ableitung zweifelhaft, da sie auch von arria, Stein, und andren Wörtern herkommen können.

Alavona der Vasconen (Ptol. II. 6, 48.) guter Weideort; ona gut, alalecua (Labort. Dial. alhagoa) pacage, Viehweide. Lecua heifst Ort **). Sollte die Lesart im Itin. Anton. (444.) Allobon die richtigere seyn, so wäre das Vaskische Stammwort alhor, Feld. (Oihenarts Sprichwörter.) Alone (Mela. II. 6, 6.) scheint zwar derselbe Name, doch vergleiche man das von den Auslegern des Mela über den vermuthlichen Griechischen Ursprung

*) Carter's journey from Gibraltar to Malaga. II. 147. Carter umfafst zwar in seiner Reise nur einen sehr kleinen Theil Spaniens, besitzt aber das Verdienst, die Lage der alten Städte in demselben genau erforscht zu haben, und einige sonst unbekannte von Münzen und Inschriften genommene Städtenamen anzuführen. Die ich blofs bei ihm angetroffen, sind Aratispi, Cartama, Nescania, Sabora.

**) Das Stammwort ala, das ich aber nur in Zusammensetzungen finde, ist das Lateinische alere, so wie lecua locus.

Gesagte. Aber in Alontigiceli und vielleicht auch in Alostigi (Plin. I. 139, 10.) könnte wohl derselbe Name mit der Localendung tegui liegen.

Aritium in Lusitanien, (Itin. Anton. p. 418.) von aria, Hammel, Ort wo es viel solcher Heerden giebt. (Astarloa Apol. p. 230.)

Von arria, Stein, mit der Localendung aga stammt Arriaca (Itin. Anton. p. 436.) in Carpetanien. Wenn Ptolemaeus (II. 6. p. 46.) Caracca dieselbe Stadt seyn soll, so ist dies eben so gewifs eine Namensverdrehung, als die andre vorkommende Lesart Attiaca. Dieselbe, den heutigen Vaskischen Namen ungemein gewöhnliche, Endung ist in dem Vasconischen Tarraga, (Ptol. II. 6. p. 48.) dessen Anfangssilbe ich aber nicht zu deuten weifs.

Nach Astarloa (Apol. p. 232.) ist Arsa (Ptol. II. 4 p. 40.) in Baeturien (nach heutiger Schreibart Arza) von arria, und der Silbe, die Ueberflufs anzeigt, Steinmenge.

Eben so erklärt Astarloa (Apol. p. 232.) Artigi *), in dem die Endsilben die Localendung tegui seyn sollen. Doch sagt er selbst, dafs man das Wort auch, von artea, Steineiche, (im Vizcayischen Dialect artia) und egui, Bergseite, Bergwinkel, Rand einer Sache, als Ort, der an einer mit vielen Steineichen besetzten Bergseite liege, deuten könne. Auf jeden Fall ist der Name ächt Vaskisch **).

*) Die Lesarten bei diesem Namen sind zwar bestritten, und das Artigi des Ptolemaeus (II. 4. p. 39.) soll Astigis seyn. (Mannert. I. p. 317.) Es giebt aber im Itin. Anton. (p. 416.) ein andres, und wenn man die Stellen vergleicht, so kann man nicht umhin, Artigi für einen wirklichen Namen, und keine Verschreibung zu halten. (Reichards Karte. F. e.)

**) Das Wort egui findet sich nicht in Larramendi, dagegen in dem handschriftlichen Wörterbuch heguia, bord, montagne. Dieser öfter vorkommende Fall, dafs dieses im Labortanischen Dialect geschriebene Wörterbuch Wörter aufführt, die Astarloa, der sich des Viz-

Einen eben so unverkennbar Vaskischen Namen trägt die Stadt Aspis. (Itin. Anton. p. 401.) Sie scheint ihn von ihrer Lage in der Tiefe zu führen. Denn aspi, wovon im Viscayischen Dialect die Adjectiva aspi-j-a und aspi-cu-a herkommen, heifst nach Astarloa unter, niedrigliegend, bei Larramendi mit veränderter Orthographie als Präposition azpian *). Verwandte Namen sind Aspavia (Auct. inc. de bello Hispan. 24.) und Aspaluca (Itin. Anton. 453.) In der Endung des letzteren glaubt Wesseling das lateinische lucus zu erkennen. Sie scheint aber eher das Vaskische lecua zu seyn, welches häufig Composita bildet.

Attacum der Celtiberer (Ptol. II. 6. p. 46.) Attubi (Plin. I. 139, 6.) und Attegua (Dio Cassius XLIII. 33.) in

---

cayischen bedient, mittheilt, und die in Larramendi's im Guipuzcoanischen Dialect abgefafsten Lexicon fehlen, beweist, dafs, wie ich auch oft im Lande hörte, die Dialecte der entfernteren Oerter sich im Gebrauch einzelner, nicht allgemein üblicher Wörter mehr ähnlich sind, als die der näheren, die sich aus nachbarlicher Eifersucht gegenseitig abstofsen; zugleich aber zeigt es auch, welch ein Verlust für die Kenntnifs der Sprache in ihrer Vollständigkeit es ist, dafs der würdige Astarloa nicht noch selbst seine Sammlungen herausgeben konnte.

*) Astarloa unterscheidet (Apol. 34.) zwischen be und aspi. Ersteres soll eine flache, ausgedehnte Niederung (baxo superficial) letzteres die Tiefe anzeigen, in der sich ein Körper befindet, wenn er von einem andren gedrückt, niedergehalten wird. Indefs scheint dieser feine Unterschied nicht überall in den Sprachgebrauch übergegangen zu seyn, da Larramendi ebensowohl cerupean, als ceruaren azpian, unter dem Himmel, sagt. Aspi und azpian sind aber selbst mit pi (gleichbedeutend mit pe und be) zusammengesetzt. Larramendi's Beispiele beweisen, dafs pe-an oder pi-an als untrennbares Affixum gebraucht wird, azpian dagegen als den Genitiv regierende, selbstständige Präposition. Hiernach erscheint azpian als eine Verbindung jenes Affixum mit einem eignen Nomen, welche zusammen aufs neue zu einer Präposition werden. In diesem Nomen, as und az, liegt daher noch ein Nebenbegriff, welcher, nach der Analogie andrer Wörter, die es zu weitläuftig wäre hier anzuführen, wohl der des Druckes, Stopfens zu seyn scheint.

Baetica erinnern an atea, Thüre, Thor, und Atarbea, Dach, worin die Stammsilbe mir auch at zu seyn scheint.

Balda (Ptol. II. 4. p. 39.) bei den Turdulern. Eine Etymologie wüfste ich nicht anzugeben, aber mehrere heutige Ortschaften sollen diesen Namen führen. (Astarloa Apol. p. 234.)

Balsa in Baetica (Plin. I. 229, 3.) und Balsio der Vasconen (Itin. Anton. 443.) von balsatu. Dies Verbum heifst vereinigen, ist verwandt mit bildu, und im Activum und Neutrum üblich. Der Mittelbegriff zwischen dem Wort und dem Namen kann also hier der des Städtevereins seyn. Dasselbe Verbum wird dann aber auch vom Wasser gebraucht, das zu einem Sumpf, Teich, balsa, zusammengeflossen ist, (woher vermuthlich das Spanische rebalsar stammt) und so können die Orte auch nach ihrer Lage benannt seyn.

Barnacis der Carpetaner (Ptol. II. 6. p. 46.) von barnacoya, tief, vermuthlich wegen der tiefen Lage zwischen Bergen. Barna, barrena heifst innerhalb, innerlich, und daher drückt es in den abgeleiteten Wörtern Tiefe, und Eindringen in dieselbe aus.

Von einer andren Form desselben Stammworts, nemlich von barruan, innerhalb, scheinen die Städtenamen Barum der Callaiker (Reichards Karte. A. b.) und Barea in Baetica (Plin. I. 140, 29.) abzustammen. Barrumbea heifst nach Larramendi techo. Darunter ist hier aber nicht das eigentliche Dach, sondern Beherbergung zu verstehen, denn die vollständige Vaskische Redensart ist echabarrumbea eman, Haus-Beherbergung geben. Auch wird barruquea, in welchem nur die erste Silbe hierher gehört, in dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch zwar durch toit à vaches, aber gleichfalls durch parc à mettre cet. erklärt. Es ist allerdings hierbei nicht zu übersehen,

dafs zwischen den Wörtern mit Einem und zwei r ein bedeutender Unterschied der Aussprache ist. Allein Barea heifst nach einer Variante bei Ptolemaeus auch Barria (II. 4. p. 39.)

Ob andre mit Bar- anfangende Namen, wie Barcino, Bardo u. s. f. dieselbe Abstammung haben, lasse ich dahingestellt. Es ist um so schwieriger, die Ableitung dieser Wörter mit Sicherheit anzugeben, da auch barria, neu, in ihren Namen enthalten seyn könnte.

Der Name der Asturischen Bedunesier, (Ptol. II. 6. p. 44.) wird abgeleitet von be, niedrig, und une, unia *) Gegend. (Astarloa Apol. p. 235.)

Bilbilis in Celtiberien (Itin. Anton. 437.) so wie das heutige Bilbao, stammt unstreitig von den Stammsilben pil, bil. Von der ersten kommt pillatu, von der zweiten bildu, beide in der Bedeutung von aufhäufen, die aber in bildu auch zu der von einsammeln, ernten, und sich vereinigen, versammeln, gesellen übergeht. Diese Abstammung pafst am natürlichsten auf Städte, als Versammlungsorte. Allein das zweite b in beiden Namen, im heutigen ba, zeigt die Praeposition unter an, so dafs wohl pilla, Haufe, hier als Berg stehen, und der Name die Lage der Orte anzeigen könnte. Bilbao liegt wirklich am Fufse von Bergen. Doch giebt es auch ein Derivativum von bildu, biribillatu mit der gleichen Bedeutung, welches nur eine Verstärkung des einfachen Worts ist, da in biri nur der Begriff des Drehens, des Runden (sich zu einer Kugel, einem Kreise versammeln) hinzukommt; r und l werden häufig verwechselt.

Bortinae in Vescitanien (Itin. Anton. 451.) vielleicht von borda, Meierhof. Da es aber auch Burtina ge-

*) Auch dies Wort fehlt bei Larramendi in dieser Bedeutung. Das handschriftliche Wörterbuch hat mit vorgesetztem g, gunea.

schrieben wird, so könnte der Name auch, wie der von Burdua in Lusitanien (Ptol. II. 5. p. 41.) von burdina, Eisen, abstammen.

In Burum der Callaiker (Ptol. II. 6. p. 43.) und Buruesca (der einfacheren und Vaskischer klingenden Form von Virovesca (Ptol. II. 6. p. 45. Itin. Anton. 394.) mag burua, Haupt liegen, das auch metaphorisch gebraucht wird, in Buruesca mit dem Völkerschaftsnamen der Esken (18.) verbunden, Hauptort der Vasken. Es war möglich, daſs auch weniger bedeutende Städte in verschiedenen Zeiten, und in Beziehung auf kleine Stämme (die auch allgemeine Namen führen konnten) solche Benennungen erhielten.

In Carabis der Celtiberer (Appian. VI. 43.) ist das Vaskische gara, Höhe, Gipfel, kenntlich. Ob die Endung von bi herstammt, lasse ich dahingestellt. Sie findet sich öfter, so in Telobis. (Ptol. II. 6. p. 48.)

Caviclum, Vaskischer Cavidum (11.) von cabia, Nest. Es liegt in dem Worte, das mit verstärktem Hauchton durch die Formen abia, habia und cabia durchgeht, kein sich auf Vögel beziehender Nebenbegriff, sondern der bloſse Begriff des Aufnehmens, in sich Fassens, so daſs es verwandt ist mit κάπτω, capio, happen u. s. f. Es wird in Derivatis daher auch auf Bienenstöcke angewandt.

Den Namen des Corensischen Ufers bei Plinius (I. 136, 16.) das nach andren Handschriften das Carensische heiſst, halte ich für einen einheimischen, der ein Wort enthält, das zugleich Wurzelwort des Vaskischen und Lateinischen *) ist. Plinius erwähnt die eingebogene (krumme)

*) Es giebt nicht wenig Fälle, wo die Vergleichung beider Sprachen auf gemeinschaftliche Wurzeln führt. Dieselben theilen sich in zwei Classen, in Wörter, die auch dem Griechischen gemeinschaftlich sind, wie curvus, κυρτός, und in solche, die sich im Griechischen

Gestalt dieses Ufers, und gur, cur ist die Stammsilbe, welche im Vaskischen (wie curvus im Lateinischen) krumm bedeutet. In den Wörtern in-guruan, im Kreise herum, und ma-curra, krumm, wie in mehreren abgeleiteten, ist dies offenbar *). Die Curgonier, nach andren Lesarten Gurgonier (Florus IV. 12, 47.) Curnonium (Ptol. II. 6. p. 48.) in Vasconien, und Curgia **) bei den Celtikern in Baetica (Ptol. II. 4. p. 40.) beweisen die Wiederkehr dieser Stammsilbe in den Iberischen Ortnamen.

Das Volk der Conier, oder wie es nach der Vaskischen Etymologie, und der Verwandlung in Kyneten und Cuneus richtiger scheint, der Cunier (3.) läfst sich von dem Worte gun, guena, der letzte, (Astarloa's Apol. 278.) ableiten, da sie wirklich am äufsersten Ende des Landes wohnten. Das Wort findet sich in dieser Gestalt in

nicht finden, wie urbs, uria. Um den eigentlichen Quellen der Lateinischen Sprache nachzuforschen, wäre vorzüglich eine Untersuchung derjenigen Wörter nothwendig, die sich nicht anders, als gezwungen aus dem Griechischen herleiten lassen. Man vergleiche hierüber Lanzi in seinem Saggio di lingua Etrusca. T. I. p. 440. p. 31 u. f. Bei der blofsen Durchsicht des Vossischen Etymologicum ergeben sich diese sogleich, da man bald inne wird, wo das Deuten des gelehrten Mannes keinen rechten Fortgang gewinnen will. Eine solche kritische Sichtung des leicht und schwer Etymologisirbaren im Griechischen (wo das Etymologisiren in dieser Hinsicht sich vorzüglich auf die Aufsuchung der innern Analogie beschränken müfste, um diejenigen Wörter zu finden, für die sich eine solche nicht füglich nachweisen läfst), im Lateinischen, und den Lateinischen Töchtersprachen wäre eine der wichtigsten Vorarbeiten zur Geschichte dieser Sprachen. Im gegenwärtigen Fall können die Wortstämme gur, curvus und uria, urbs leicht dieselben seyn, wie man schon sonst auf den Zusammenhang zwischen urbs und orbis aufmerksam gemacht hat.

*) Vergleiche das Wortregister in meinen Zusätzen zum Mithridates v. gurtu, agurea. Da man auf einigen Münzen eine sonst unbekannte Stadt Coere oder Coero findet, so meint Sestini (descriz. delle med. Isp. nel Museo Hedervariano p. 5.), dafs diese Stadt dem litus Corense den Namen gegeben habe. Doch ist diese Vermuthung durch nichts weiter bestätigt.

meinen Wörterbüchern nicht. Aber nach Larramendi heifst der letzte az-quena, worin die Endsilben Astarloa's guena zu seyn scheinen. Ueber die Composita dieses Namens Cunistorgis, Cunbaria (vielleicht um es von einem andren Baria zu unterscheiden, das äufserste) Conimbrica siehe 19.

Das Vasconische Gebirge Edulius (Ptol. II. 6. p. 43. Mannert I. 375.) kann von edurra, Schnee, zusammengezogen mit der Localsilbe ola, abgeleitet werden. Nach Larramendi heifst der Schnee elurra, aber in handschriftlichen Papieren Astarloa's finde ich ausdrücklich auch die Formen eurra, erurra und edurra.

In Egosa der Castellaner (Ptol. II. 6. p. 43.) scheint ego-itza, der Aufenthaltsort, von egon, stehen, sich aufhalten, zu liegen. Ego-varri der Callaiker (Plin. I. 227,7.) ist, nach der gleichen Etymologie, neuer Aufenthaltsort. Nur der Flufs Ego (Reichards Karte. A. c.) scheint diese Herleitung zu stören, wenn er nicht von der Stadt den Namen hat.

Der Name der Egurrer (Ptol. II. 6. p. 44.) eines Stammes der Asturer, erinnert an egurra, Vaskisch: Holz. Da dies Wort aber nicht für das stehende, lebendige, sondern für das schon gehauene, nutzbare gebraucht wird, so trage ich Bedenken, die Benennung davon herzuleiten.

Die Etymologie von Esuris ist oben (14.) vorzüglich in Rücksicht auf die Endung gegeben. Die Anfangssilbe glaube ich in Escua (Plin. I. 138, 1.) in Baetica *), und

*) Sestini (descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 27.) äufsert die, meines Erachtens, wenig begründete, Vermuthung, dafs die Stadt vielleicht Ascua geheifsen, und dafs sich die Münzen mit der Inschrift Ascui auf sie beziehen möchten. Er erwähnt in diesem ganzen Artikel nicht der bei Livius (XXIII. 27.) vorkommenden Carpetanischen Stadt Ascua, vermuthlich weil diese Münzen Carthagische sind, und es nicht wahrscheinlich ist, dafs diese dort geprägt worden wären.

Escadia (*Eiςκαδία*) des Appian (VI. 68.) wenn dies nicht derselbe Ort ist (Mannert. I. 317.), zu erkennen. Esi-tu, heifst einen offnen Ort einschliefsen, davon kommt das Substantivum esi-a, vallado, Umwallung. Dasselbe Substantivum mufs aber auch von Häusern gebraucht worden seyn. Dies zeigt, obgleich keines der Wörterbücher es sagt, die Analogie von ichi, gleichbedeutend mit esi-tu, wovon ichea, echea, Haus, stammt, und die Wörter es-caratza, Platz vor dem Hause und Feuerheerd, und escortea, Hof. Denn caraza druckt Gelegenheit zu etwas aus, und kann nur in der Verbindung mit dem Begriff des Hauses jene bestimmten Bedeutungen erhalten. Cortea oder gortea (vielleicht vom Spanischen entlehnt) heifst Hof, also Haushof. In jenen Namen ist daher das Eigenthümliche aller Städte, die Einschliefsung des freien Platzes in Häuser und Mauern, ausgedrückt. Die Endung von Es-cu-a, ist die Adjectivsilbe co, die im Vizcayischen Dialect in Verbindung mit dem Artikel zu cua wird. In Es-ca-di-a ist die Localsilbe di, und ca wird an Substantiva gehängt, um anzuzeigen, dafs etwas mit ihnen, und durch sie geschieht.

Ildum an der Südküste von Tarraconensis (Itin. Anton. p. 399.) von hildoa, Furche. Wenn man Sestini's Entzifferung der sogenannten Celtiberischen Schrift, (descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 157.) trauen darf, so heifst die Stadt auf einer Münze Ild-uri, Furchenstadt, Ackerstadt.

Illunum der Bastetaner (Ptol. II. 6. p. 47.) von illuna, dunkel, schwarz, auch vom umwölkten Himmel gebraucht.

Istonium in Celtiberien (Ptol. II. 6. p. 46.) von istilia, kleiner See, Sumpf (Span. charca). Die Endung ist ona, oder wohl richtiger unium von unea, Gegend, der Ort der kleinen Seeen.

Laberris in Asturien (Ptol. II. 6. p. 44.) führe ich mehr der oben in Ascerris (13.) da gewesenen Endung wegen an. Denn Astarloa's (Apol. p. 241.) Etymologie der Anfangssilben von labea, Ofen, die viel Oefen besitzt, ist unwahrscheinlich. Auf einer Münze mit unbekannter Schrift will Erro (Alfab. p. 282.) Otzerri gefunden haben, das ächt Vaskisch seyn, und kalter Ort heifsen würde.

Lambriaca, Flavia Lambris (24.) von lamboa, lambroa, dünner Regen, herabfallender Nebel (Span. bruma, Franz. brouée) im handschriftlichen Pariser Wörterbuch auch durch obscurité, nuage übersetzt. Die Benennung pafst zu der nördlich gebirgigen Lage.

Das Vorgebirge der Callaiker Lapatia (Ptol. II. 6. p. 42.) wird abgeleitet von lapa, einem Schalfisch, der sich an die Felsen hängt, und der Ueberflufs andeutenden Endsilbe tza (Astarl. Apol. p. 241.).

Der Flufs Larnum, die Larnenses (Plin. I. 142, 1. 143, 2.) bei den Laletanern, und eine Stadt Larna in in Celtiberien (Reichards Karte. B. g.) von larrea, Weideplatz, Heide, dergleichen es vermuthlich in diesen Gegenden gab. Larrea selbst kommt von larri-tu, wachsen, woher auch der Herbst larazquena, die letzte (Jahreszeit) des Wachsthums heifst.

Lastigi (Plin. I. 140, 1.) in Baetica erinnert, ohne dafs ich dies jedoch als eine mir sicher scheinende Etymologie angeben möchte, an lasta, der kiesige Sand, der zum Ballast der Schiffe gebraucht wird, oder an lastoa, Stroh, was auf die Bauart gehen könnte, da last-ola, eine Strohhütte heifst. Die Endung ist das Localaffixum teguia.

Lavara in Lusitanien (Ptol. II. 6. p. 41.) von lauba, flach, eben, wovon das Adverbium laubaro gebildet wird.

Von den Endsilben von Leo-n-ica wird (20.) die

Rede seyn. Die Anfangssilben können von leorra, trocken, dürr, leorpea (Span. tinada) im Freien für Heerden errichtetes Obdach, oder leuna, glatt, abgeleitet werden. Ich ziehe das letzte, als das leichteste vor, Stadt an der glatten Steile. (ica.)

Lissa der Jaccetaner (Ptol. II. 6. p. 48.) von lizarra (Labort. Dial. leiz-arra) Aesche. Ich würde vielleicht Bedenken tragen, diese Etymologie anzuführen, die willkührlich scheinen kann, wenn es nicht zwei andre Orte in Iberien gäbe, die Fraxinus heifsen, einen in Lusitanien, und einen bei den Bastetanern. (Itin. Anton. 420. 404.)

Lobetum (Ptol. II. 6. p. 47.) in der Nähe von Celtiberien, und Lubia der Arevaker (Plin. I. 143, 2.) können von lobioa, Viehhürde, nach dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch, oder von lubeta, aufgeschütteter Erddamm von lurra, Erde, abstammen. Mir ist das erste wahrscheinlicher, da die Städte in der frühesten Zeit nur eingeschlossene Orte zur Bergung der Menschen und Heerden waren.

Lucentum (Plin. I. 141, 2.) kann von lucea, lang, weit, kommen, wenn der Name wirklich einheimischen Ursprungs ist. Von dem der Lucenses der Callaiker (Plin. I. 144, 10.) ist dies zu bezweifeln, da ihr Hauptort Lucus Augusti hiefs.

Malia der Arevaker (Appian. VI. 77, 86.) Maliaca der Asturer (Ptol. II. 6. p. 44.) und Malaca in Baetica (Itin. Anton. 405.) sind, die beiden letzten mit der Localendung aca, rein Vaskische Wörter von mal-carra, Bergseite. Diese Bedeutung der Stammsilbe beweisen ferner malda, Hügel nach dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch, malla, Stufe, und das Adjectivum malcorra, rauh, schroff, worin wohl die ursprüngliche Bedeutung zu suchen ist. Malceca in Lusitanien (Itin. Anton. 417.) ge-

hört vermuthlich auch hierher, nur kenne ich die Endung nicht.

Der Fluſs Mearus bei den Callaikern an der Nordwestküste (Mela III, 1, 9.) bei Ptolemaeus (II. 6. p. 42. dem Reichard auf seiner Karte A. b. gefolgt ist) Metarus, von mea, so daſs Mela's Lesart nach der Etymologie die richtigere scheint. Mea (Labort. Dial. mehea) heiſst eng, locker und hohl im Gegensatz des Breiten und Dichten, daher fein, dünn. (Span. ralo, claro, angosto. Franz. mince, menu) Da das Wort den Begriff des Hohlen und Engen in sich fassen kann, so wird es von den Adern des Erzes gebraucht, und me-atzca, ist Bergwerk. In ähnlicher Bedeutung paſst es auf das enge Bett eines kleinen Flusses. Zu demselben Stamm rechne ich, da mea im Vizcayischen Dialect mia ist, Miacum in Carpetanien (Itin. Anton. 435.) wo es leicht Bergwerke geben konnte. In Absicht des Flusses Minius bemerke ich nur, daſs, den Lauten nach, dieselbe Ableitung zulässig wäre, da mihia, Zunge, zu demselben Primitivum gehörig, und wegen der Gestalt so benannt, auch miña heiſst, woher mintza, das Wort. Astarloa (Apol. 254.) leitet den Namen des Mi-ni-us ebenso, nur mit dem Unterschied ab, daſs er in der zweiten Silbe die Diminutivendung ño finden will. Für die Veränderung von me in mi führt er mehrere heutige Namen an.

Moron*) und Morosgi (Plin. I. 227, 2.) von morutu (welches, nur mit verändertem Vocal, zu murua ge-

*) Die Lage dieser bloſs bei Strabo (III. 3. p. 152.) vorkommenden Stadt ist sehr bestritten. Mannert und der Pariser Uebersetzer des Strabo setzen sie, wie auch aus dem Zusammenhange der Stelle des Strabo hervorzugehen scheint, an den Tagus, nur ersterer in den beiden Auflagen seines Werkes (a. Aufl. I. 328. n. Aufl. 346.) an verschiedene Stellen. Auf Reichards Karte (F. c.) liegt sie am Anas. Vielleicht glaubte er, daſs sie nur in dieser Lage, so wie sie Strabo

hörl) aufhäufen. Das daraus gebildete Substantivum mortua wird von Bergen gebraucht, und zwar von den höchsten. Das handschriftliche Pariser Wörterbuch übersetzt das Wort: Monts Pyrénées, und führt gleich darauf das Adjectivum an: mortuco chirripac, les sources d'eau ès hautes montagnes. Wenn bei Larramendi mortua eine Wüstenei heifst, so ist dies eine abgeleitete Bedeutung. Jene Namen stammen also von der Lage in Bergen her, und in Morosgi ist die Endsilbe gi die schon öfter da gewesene, und das s, wenn man es einzeln erklären müfste, könnte das z des Genitivs seyn.

Munda in Baetica (Plin. 139, 7.) der gleichnamige Flufs in Lusitanien (l. c. 228, 18.) und Mundobriga, von munoa, Hügel. Im Labortanischen Dialect heifst das Wort monhoa, monhua, montoa, und es ist daher gleich richtig, den Namen Monda zu schreiben *).

Murus in Carpetanien (Itin. Anton. p. 446.) kann sehr leicht blofs das lat. Wort seyn, wonach man die Mansion benannte. Allein in andren, offenbar einheimischen Namen kommt (vergl. 14.) die Silbe mur vor, und wird von Astarloa **) (Apol. p. 242. 243.) von dem Vaskischen murua,

---

nennt, ein Platz seyn konnte, aus dem Brutus gegen die Lusitaner losbrach, nicht am Tagus, wo sie mitten unter den Lusitanern gelegen hätte. Allerdings ist dies sonderbar, und die ganze Stelle des Strabo sehr verdorben.

*) Die Vaskischen Wörter, welche Berg bedeuten, sind in ihren Formen sehr zahlreich, und allein mit m kommen die Stammsilben mal, mul, men, mon, mun, vor. Bedenkt man die Unsicherheit der Etymologieen des lateinischen mons aus dem Griechischen, so wird man sehr geneigt, auch dies Wort Vaskischen Ursprungs zu halten.

**) Er führt hierbei an, dafs das Lat. murus aus dem Vaskischen herstamme. In der That heifst murua nicht blofs Hügel, sondern nach Larramendi (v. teso.) auch moles, und nach dem handschriftlichen Wörterbuch monceau, tas, pile. Die Ableitung von murus aus dem Griechischen scheint unstatthaft, und so können das

Hügel, Gipfel, Haufe, abgeleitet. Die grofse Menge von Ort- und Familiennamen mit dieser Stammsilbe, die er aus seiner Provinz anführt, setzt dies aufser Zweifel. Von altiberischen Namen gehören noch hierher Murgis, (Plin. I. 137, 1.) die Ostgränze von Baetica, nach Astarloa (Apol. p. 242.) die Hügellose, und die Murboger, die Nachbarn der Cantabrer. (Ptol. II. 6. p. 45.)

Dem oben (5.) angeführten Flavionavia verwandt ist der Flufs der Lucenser Navilubio. (Plin. I. 227, 7.) Wenn man sich auf die richtige Schreibart der Endsilben verlassen darf, so erinnern sie an das Vaskische Wort lubeta, Damm. Die einfache Wurzel findet sich in dem Flufs Nabius (Ptol. II. 6. p. 42.) derselben Gegend.

Octaviolca in Cantabrien (Ptol. II. 6. p. 45.) ist einer der mehreren, in Spanien vorkommenden, aus Römischen und einheimischen Elementen zusammengesetzten Namen. Die Endung ol ist die Vaskische Localendung (Astarloa Apol. p. 79.), Ort des Octavius. Ganz unverändert hat sich die Endung ola erhalten in der Lusitanischen Stadt Tribola (App. VI. 62. 67.) die Mannert, (I. 346.) ich weifs nicht warum, Tribala schreibt. Eben dies Affixum bildet wohl die Endung von Obucula im innern Baetica (Itin. Anton. p. 413.), das bei Appian (VI. 68.) Ὀβόλκολα lautet. Die Anfangssilben leitet Astarloa (Apol. p. 243.) sehr gezwungen so ab, als hiefse die Stadt Obecula, von o, Stammbuchstabe für Höhe, und be, niedrig, woher beecua, niedrige Sache, Stadt zwischen zwei Höhen und Tiefen. Die Anführung der heutigen Namen Obecola, Obe-

---

Vaskische und Lateinische Wort wohl einen gemeinschaftlichen Stamm haben. Blofse Aufnahme des lateinischen Wortes in die Vaskische Sprache ist hier unwahrscheinlich, da die Silbe mur in viele Namen und andre Wörter übergegangen ist, was einem fremden Worte nicht leicht zu Theil wird.

curi beweist nicht viel, da sie im Hauptvocal abweichen. Ueberhaupt kann die sehr häufige Endung der Iberischen Namen in ulo, ula, uli (wo die letzte nicht von uria herkommt) eben dies ola seyn, da auch die heutigen Dialecte o und u verwechseln. Beispiele sind Baecula, Baetulo, Barbesula, die Bastuler, Bergula (Ptol. II. 6. p. 47.) Calucula (Plin. I. 139, 8.) Carbula (Plin. I. 138, 7.) Castulo, der Fluſs Singulis, Turbula (Ptol. II. 6. p. 47.) die Turduler *) und Varduler. Indeſs erfordert die Anwendung dieser Erklärungsart auf jeden einzelnen dieser Namen viele Vorsicht, da die Endung bei einigen auch bloſs lateinischen Ursprungs, vielleicht diminutive (vergl. 14. Deobrigula u. s. f.) seyn könnte. Mit Gewiſsheit für einheimisch wird man sie nur da zu halten haben, wo der Ueberrest des Namens Vaskisch ist, wie in Abula der Bastetaner (Ptol. II. 6. p. 47.) von abe, abia, welches, nach Astarloa, (Apol. p. 73. 228.) Wald, Gebüsch (bosque) bedeutet, Waldort. Astarloa erwähnt Abula nicht, leitet aber (Apol. 228.) von abia, das Vorgebirge, Abarum, (Ptol. II. 5. p. 42.) lichter Wald, von abia und arua, abgesondert, undicht, her, indem er mit dem alten Namen die heutigen Abaroas und Abaroteguis vergleicht. (21. v. Avarus) **).

Wenn pinua, Fichte, nicht erst ein spät in die Sprache aufgenommenes Lateinisches Wort ist, so könnte Pintia im Lande der Vaccaeer (Ptol. II. 6. p. 45. Itin. Anton. 440.)

---

*) Es ist bemerkenswerth, daſs sich die Turduler ohngefähr eben so zu den Turdetanern, wie die Bastuler zu den Bastetanern (Mannert. 287. 418.) verhalten.

**) Larramendi erklärt abea (Guipuzc. Dial.) bloſs durch Säule, das handschriftliche Wörterbuch habea (Labort. Dial.) durch pilier. Dies mit Astarloa's Erklärung aus dem Vizcayischen zusammengenommen, deutet das Wort wohl einen hohen, schlanken Baum an. Diese Bedeutung, so wie der Klang erinnert an das lat. abies, welches wieder zu den schwer zu etymologisirenden Wörtern gehört.

davon abstammen, so wie Pinctus der Callaiker. (Ptol. II. 6. p. 44.)

Den alten Namen von Caesar augusta Salduba (Plin. I. 142, 10.) kann man von saldoa, Schaaf- oder Ziegenheerde, und die Endung vielleicht von ubera, Furth, (vgl. Ucubis 15.) ableiten, da die Stadt am Iberus lag. Es gab auch einen Fluſs und eine Stadt Salduba (Ptol. II. 4. p. 39. Plin. I. 136, 20.) in Baetica *). (Mannert. I. 308.) Ob auch Corduba, Calduba und Onuba, wenn diese Lesart, wie es aus den Münzen scheint (Flor. Med. II. 510. III. 104.) die richtigere ist, in Turdetanien (Ptol. II. 4. p. 39.) zu dieser Endung gehören, wage ich nicht zu entscheiden. Den letzten Namen leitet Astarloa (Apol. 244.) von oña und ba, am Fuſs eines Hügels, ab.

Der Fluſs Sanda (Plin. I. 227, 3.) von zana, Ader, in natürlicher Beziehung auf das Fluſsbett. Astarloa (Apol. 256.) ist durch die falsche Lesart Sanga zu der unwahrscheinlichen Erklärung eines Flusses ohne Adern d. h. wie er es deutet, ohne Arme (von ga, ohne) verleitet worden. Der Fluſs Saunium (Mela III. 1, 10.) in welchen der vorige fällt, in Cantabrien (Reichards Karte. A. f.) mag wohl auch hierher gehören. Das handschriftliche Pariser Wörterbuch führt auch savia als Synonymum von zana an, so daſs dies den Namen der Stadt der Pelendonen Savia (Ptol. II. 6. p. 45.) die vielleicht an einem Bach lag, erläutern könnte. Da aber nach einer, bei dem Volke erklärlichen Verwechslung (welcher auch das Deutsche Spannader sein Daseyn verdankt) zana **)

---

*) Astarloa (Apol. 199.) leitet den Namen von zaldia, Pferd, ab, und vergleicht ihn mit Zaldibar, welches die Spanier auch Saldua nennen. Ueber die Ableitung von dem Lateinischen Sal vgl. 20.

**) Man wird hierbei unwillkührlich an die deutschen Wörter Sehne und Zain erinnert. Das Vaskische zana heiſst in einer andren Form auch zaina.

auch Nerv heifst, so wage ich nicht zu entscheiden, welche beider Bedeutungen savia haben mag.

Sars, Flufs im Lande der Callaiker (Mela III. 1, 8.) und Sarabris, nicht unwahrscheinlich von saroya, Wald. Wäre die Endung von Sarabris vielleicht aus berri verdorben, so könnte man den Namen auch von sar, hineingehen, ableiten, da dasselbe Verbum auch Besitz nehmen heifst, so dafs der Ort als neue Ansiedlung bezeichnet wäre.

Selambina in Baetica scheint zwischen zwei Ebnen, von bi und celaya, Ebne, zu heifsen. Von demselben Worte können alle mit Sel anfangende Namen abstammen.

Cerra heifst nach Larramendi Rückgrat, nach dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch Hügel. Daher leitet Larramendi das Spanische Wort cerro, welches auch beide Bedeutungen in sich vereinigt, und das in der That nicht aus dem Lateinischen zu kommen scheint, davon ab. Ist dies richtig, und nicht vielmehr das Vaskische cerra Spanisch, so ergiebt sich die Etymologie der Städte Seria, Serippo und Serpa in Baetica von selbst.

Silpia (Livius XXVIII. 12.) in Oretanien kann von ciloa, Grube, Ort an einem niedrigen tiefen Thale, abstammen, und ebenso eine Lusitanische Stadt Silbis, die Sestini (descriz. delle Med. Isp. nel Mus. Hederv. 206.) anführt. Der Name des flumen Silicense (Hirtius de bello Alexandrino. 57.) ist ungewifs, und auch wohl nicht Vaskischen Ursprungs.

Subur der Laletaner, das an einem Flusse lag (Ptol. II. 6. p. 43.) und der Flufs Subis *) in derselben Gegend

*) Daseyn, Name und Lage dieses Flusses sind sehr ungewifs. Reichard (Karte. C. n.) nimmt zwei Orte Subur und Subis, und einen Flufs Subis an. Man vergleiche aber Mannert (a. Ausg. I. 399.

erinnern zwar an **zubia**, Brücke, allein Etymologieen dieser Art sind immer sehr unsicher.

Die Endungen von **Talabriga** und **Talamina** scheinen zwar (29. 30.) Celtischen Ursprungs. Aber dies hindert nicht, daſs der Ueberrest des Worts Vaskisch sey, und das in dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch aufbewahrte **tala**, excidium sylvarum, paſst sehr gut auf die Anlegung neuer Ansiedlungen. In **Talori** in Lusitanien (Cellarii not. orb. ant. I. 58.) ist die Silbe **Tal** vermuthlich mit **uria**, Stadt, verbunden, und das u nur später in o verändert worden. Eine Menge Ortschaften bei uns haben ihren Namen vom Ausroden der Wälder.

Tingentera in Baetica (Mela II. 6, 9. Mannert. I. 302. Reichards Karte H. e.) hatte vermuthlich seinen Namen von der Africanischen Küste her erhalten. Sonst würde man das Vaskische Stammwort **tinca**, fest, stät, schwerlich darin verkennen.

18.

Etymologie der Namen: Vasken, Biscaya, Hispanien, Iberien.

Da es für die gegenwärtige Untersuchung nicht unwichtig ist, woher die Vasken ihren alten und heutigen Namen führen, so habe ich die Etymologie desselben hier besonders abhandeln wollen.

Basoa, Wald, Gebüsch, ist ein Stammwort, von welchem die Namen der **Bastitaner**, oder **Bastetaner** und ihrer Stadt **Basti** an der Tarraconensischen Südküste (Itin. Anton. p. 401.) herkommen. Der Name der Stadt scheint nemlich zusammengezogen aus **Bas-eta**, Waldgegend, und

---

n. Ausg. I. 433.) und die Noten zu Mela II. 6, 5. in der Tzschuckischen Ausgabe.

das Adjectivum Bastitaner, oder Bastetaner daraus gebildet. Eine Lesart bei Ptolemaeus (II. 6. p. 47.) lautet Basitania, und das einfache Stammwort findet sich in Basi (Ptol. II. 6. p. 48.) der Stadt der Castellaner. Bascontum (Ptol. II. 6. p. 48.) in Vasconien ist baso-coa, zum Walde gehörig. Auf dieselbe Weise nun leitet man Vasconien und Vasconen ab *). Doch ist die Beständigkeit merkwürdig, mit der alle alten Schriftsteller das Wort mit v oder ua, nie mit b schreiben, auch Ptolemaeus, der doch Bascontum hat. Durch diese Etymologie ist aber der eigentlich einheimische Volksname noch nicht erklärt. Denn die heutigen Vasken nennen sich nicht Basocoac, sondern Euscaldunac, ihr Land Euscalerria, und ihre Sprache Euscara **), Eusquera, Escuara. In diesen Wörtern sind aldunac (von aldea, Seite, Theil, duna, der Adjectivendung, und c dem Pluralzeichen, die zu einer Seite, einem Theile gehören) erria, ara, und era nur Hülfssilben. Der Stamm des Worts ist Eusc oder Esc. Der in der heutigen Sprache liegende einheimische Name des Volks ist also der der Eusken, oder

---

*) Astarloa's Apol. p. 200. Meine Zusätze zum Mithrid. S. 7. §. 2.

**) Dieser Bedeutung ungeachtet liegt in Eusc-ara keinesweges das Wort Sprache. Sprache, Mundart, heiſst hiz-cuntza von hitza, Wort, und min-tzoa von mihia, miña, Zunge. Die Endung ara ist, als selbstständiges Wort, nicht üblich, sondern bildet andre Wörter entweder als Stammsilbe, oder als Affixum. Der dadurch ausgedrückte Begriff ist, daſs etwas in einer gewissen Folge, einem gewissen Verhältniſs mit, und zu etwas andrem geschieht. Daher ist ara-uz, zufolge, gemäſs, nach, (Span. segun, lat. secundum) z. B. orrenarauz, diesem gemäſs, daher; ferner ar-alde-tu, folgen (vom oben da gewesenen aldea) einer Seite gemäſs handeln; ferner ara-ua, Regel, Verhältniſs. Wörtlich heiſst daher Euscara, dem Euskischen gemäſs, nach Art des Euskischen, und Er-d-ara, (wovon gleich die Rede seyn wird) dem Lande gemäſs, nach Landesart. Era ist nur eine, für die Bedeutung gleichgültige, Lautveränderung.

Esken *), und es ist kein Grund vorhanden, denselben nicht auch für den im Alterthum üblichen zu halten. Ob nun dieser bei den fremden Schriftstellern in den der Vasconen ungeändert, oder ob der letztere, von basoa kommend, nur einem einzelnen Stamm angehörte, dürfte jetzt schwerlich mehr auszumachen seyn. Bei den Silben Eusc und Esc ist an eine Abstammung von basoa nicht zu denken. Dagegen führt diese Wurzel auf die Städte Vesci (Plin. I. 137, 16.) und Vescelia (Livius XXXV. 22.) und auf die Landschaft Vescitanien. (l. c. 142, 12.) Da in dieser die Stadt Osca lag, und der Canton vermuthlich nach ihr hiefs, so scheint Osca desselben Stamms mit der Wurzelsilbe Eusc oder Esc im Namen der Vasken. Osca nun spielt unter den Spanischen Ortnamen eine wichtige Rolle. Es kommt, aufser dem obengenannten, noch ein doppeltes vor, bei den Turdulern (Plin. I. 138, 1.) und in Baeturien. (Ptol. II. 4. p. 39.) Aufserdem giebt es Zusammensetzungen des Namens mit andren Silben, Ileosca, Etosca (14.) und Menosca (Plin. I. 227, 2.) von mendia, Berg, Berg-Osca, bei den Vardulern **). Dieser Familie von Namen scheint ferner Virovesca (Buruesca) der Autrigonen (Plin. I. 144, 3.) nicht fremd zu seyn. Endlich waren jenseits der Pyrenaeen, aber im eigentlichen Iberischen Aquitanien, die Auscii eine der Hauptvölkerschaften. Der Name ihrer Hauptstadt bei Mela (III. 2, 4.

---

*) Es wäre daher consequenter, auch im Deutschen das Volk Eusken, als Vasken zu nennen; nur ist der Unterschied klein, Vasken wohlklingender, an sich weniger fremd, und seit Schlözer bei uns eingeführt. Ueber die Namen der Bewohner der verschiedenen Landestheile s. meine Zusätze zum Mithridates S. 8.

**) Im Livius (XXII. 20.) liest man noch Honosca. Allein dieser Name findet sich in keiner einzigen Handschrift, sondern verdankt sein Daseyn blofs den Herausgebern. S. Gronovii epist. in quibus multa T. Livii loca geographica emendantur. Ep. 3. p. 21.

ibique interpr.) Elimberrum bestätigt ihre Abkunft. Er ist derselbe, als Illiberis in Spanien, Neustadt*). Man hat zwar der Lesart Elimberrum häufig die von Climberrum vorgezogen **), allein jene scheint nicht blofs der Vaskischen Etymologie, sondern auch dem Zeugnifs der Handschriften nach, die richtigere. Ob die Osquidates (Plin. I. 226, 6.) hierher gehören, ist zweifelhafter. Osca wird von Astarloa (Apol. p. 244.) der aber über die Wurzelsilbe des Worts Euscara gänzlich schweigt, nicht glücklich von osta, Lärmen, ruhmvolle Stadt, abgeleitet. Ich habe mich hier begnügt, den muthmafslichen Zusammenhang des Namens Osca mit dem Urnamen der heutigen Vasken zu zeigen. Die wahre Etymologie des letzteren ist mir allerdings selbst noch zweifelhaft, ich mache indefs hier einen Versuch dazu, den andre, der Sprache tiefer Kundige beurtheilen mögen. Eusi ist ein Verbum, und heifst bellen. Leider findet sich dies Wort blofs in Larramendi, auch bei ihm nur in seinen Supplementen mit der einsilbigen Erklärung Eusi, ladrar; eusia, ladrido. Der specielle Begriff des thierischen Bellens (welcher übrigens im Spanischen, wie in andren Sprachen, auch auf grofses Geschrei und Gezänk übergetragen wird) mufs hier nicht irre machen. Der ursprüngliche Begriff des Worts ist höchst wahrscheinlich blofs Ton, Klang, Geschrei. Nur daran, nicht an dem individuell Menschlichen, hält man zuerst den Begriff der Sprache fest. Klang, Geschrei aber wird sehr natürlich durch zusammenstofsende Vocale ausgedruckt: so heifst Geschrei sonst Vaskisch eia-gora, auhen-a, oju-a

*) Auch in den Spanischen Städten die mit Ili anfangen, findet sich die Variante Eli sehr häufig. Das m ist von den Griechen oder Römern, der Sitte ihrer Aussprache nach, eingeschoben. Dafs Barbaro zum Mela berris mit briga verwechselt, und jenes durch Stadt erklärt, ist durchaus unrichtig.

**) So auch Reichard in seiner Karte von Gallien.

und der Mund, vom Oeffnen und Hervorbringen der Töne, ao-a. In Eus- lag also der Begriff des Sprechens, der Sprache, und diesen in seiner ganzen Allgemeinheit trug das Volk natürlich auf seine besondre Sprache über, da es keine andre kannte. Eus-c-ara, heifst daher: nach Art der Sprache i. e. der einheimischen, als Sprache κατ' ἐξοχήν. Das Volk bezeichnete sich eben so natürlich durch die, welche die Sprache, d. h. die besondre, ihnen angehörende, redeten, und so wie die Wörter eusi und osta, Geräusch, Lärm, verwandt sind, so sind es die Namen Eus-c-aldunac und Os-ca. Astarloa, dem niemand die Kenntnifs der Analogie seiner Sprache bestreiten wird, kommt hier, indem er, wie oben gesagt worden, Osca durch osta erklärt, meiner Herleitung zu Hülfe, und irrt sich nur in der Anwendung der Begriffe. Einen andren Beweis, dafs der Name Osca eine allgemeine Beziehung auf das ganze Volk der Iberer hat, kann man von dem gemünzten Oscischen Silber (argentum Oscense) hernehmen, dessen Livius erwähnt, und es ist merkwürdig, dafs schon Florez dies gewissermafsen gefühlt hat. Er bemerkt nemlich mit Recht (Medallas II. 520.) dafs so ungeheure Summen von Silbergeld, als Livius an mehreren Stellen (XXXIV. 10. 46. XL. 43.) von den Römischen Feldherren nach Rom bringen läfst, unmöglich alle das Gepräge von Osca tragen konnten. Er macht zugleich darauf aufmerksam, dafs Silberminen gar nicht im Gebiet der Ilergeten, in welchem doch die einzige, sehr angesehene Stadt dieses Namens lag, sondern in Baetica häufig waren, und dafs in der Provinz erbeutetes Geld, nicht aus dem diesseitigen, sondern aus dem jenseitigen Spanien kommen mufste. Florez widerlegt ferner die Vermuthung, dafs Römer das anderswoher zusammengebrachte Silber hätten in Osca schlagen lassen, und seine Gründe haben nach seiner Zeit noch viel

größere Beweiskraft erlangt, da Sestini (Descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. pag. 78. 175.) gezeigt hat, daſs die einzigen ächten Münzen von Osca aus den Zeiten der Kaiser herstammen, so daſs man gar nicht weiſs, ob je vorher Münzen mit dem Namen Osca geprägt worden sind. Florez Meinung nach, verstanden die Römer unter argentum Oscense alles inländische mit inländischer Schrift versehene Iberische Geld, und setzten dieses den bigati entgegen. Diese Vermuthung hat in der That eine groſse Wahrscheinlichkeit, und man könnte davon wohl einen Beweis hernehmen, daſs die Römer in Spanien diese Schrift die Euscische, Oscische, (Vaskische) nennen hörten. Denn die Stadt Osca, wie ansehnlich sie seyn mochte, war es doch nicht in dem Grade, daſs sie hätte zum allgemeinen Stapelplatz für alles aus Spanien kommende Geld dienen sollen. Jeder Versuch, die Benennung dieses Silbers von ihr herzuleiten, bleibt daher gezwungen. Florez glaubt, daſs die Aehnlichkeit des alt-iberischen Alphabets mit dem Oscischen in Italien könne Veranlassung zu derselben gegeben haben. Allein er hat wohl hierbei nicht darauf geachtet, daſs das Adjectivum des Namens der Osci nicht Oscensis, sondern Oscus lautet *).

Noch muſs ich bemerken, daſs das Wort Eus-c-al-dun-ac auch in einer ganz nahen Beziehung auf die Sprache genommen wird, und demselben, in diesem Sinne, ein andres, Er-d-al-dun-ac, zum Gegensatz dient. Man bezeichnet durch das erstere diejenigen, welche die Vaskische, durch das letztere diejenigen, welche eine fremde

---

*) Nur eine gleiche Hinweisung auf die Osci Italiens, oder vielmehr eine ganz unstatthafte Verwechslung beider Namen scheint D. Antonio Augustin verleitet zu haben, den Namen der Stadt Osca durch alt zu erklären, ohne, wie Florez sagt, nur einmal die Sprache anzugeben, aus der er seine Ableitung schöpfte.

Sprache reden. Es wird aber, wie man aus der Vergleichung der hiervon handelnden Artikel bei Larramendi (v. lengua estrangera u. Romance) deutlich sieht, hierunter nicht jede fremde Sprache, sondern nur diejenige verstanden, welche den Vasken die nächste ist, nemlich das sogenannte Romance, wodurch die Spanischen Biscayer das Castellanische, die Französischen Basquen das Französische bezeichnen. Es liegt daher in dem Ausdruck erdara ursprünglich auch gar nicht der Begriff des Fremden, sondern das Wort ist aus dem vorhin erwähnten ara und erria, Erde, Land, und dazwischen geschobenem euphonischen d zusammengesetzt. Ursprünglich heifst es Landessprache, wie denn das handschriftliche Wörterbuch es auch durch langue du païs übersetzt, weil das Romance wirklich die Landessprache Spaniens und Frankreichs ist. Nur insofern der Biscayer und Basque diese allgemeine Landessprache ihrer besondren Volkssprache entgegenstellen, entsteht der oben erwähnte Gegensatz, und daher kommt es, dafs Larramendi das Wort einmal als lingua peregrina und das andremal als lingua Hispaniae vernacula erklärt. Es ist daher aus diesem Gegensatz nichts weiter über die ursprüngliche Bedeutung von Euscara zu schliefsen.

Dem heutigen Namen Biscaya oder Vizcaya entspricht, dem Laute nach, die Stadt Biscargis (Ptol. II. 6. p. 47.) oder Bisgargis (Plin. I. 142, 5.) in Ilergaonien. Es soll, nach Astarloa, (Apol. p. 236.) noch heute ähnliche Namen geben, und er leitet Biscargis von bizcarra, Hügel, ab *). In diesem Wort ist arra Endung, und die Stammsilbe biz, verbunden mit caya, Sache, giebt eine

*) Larramendi führt das Wort nicht an, und das handschriftliche Wörterbuch giebt demselben nur die abgeleitete Bedeutung von Rückgrat, Rücken.

viel bessere Etymologie für Vizcaya, Land der Hügel, Berge, als die ist, welche ich aus Astarloa's Papieren bei meinem Aufenthalt bei ihm ausgezeichnet habe, wo es von bitsa, Schaum, und caya, Bay, schaumvolle Bay, abgeleitet wird.

Die Abstammung des Namens Hispania scheint mir noch sehr wenig ins Klare gebracht. Astarloa's Meinung (Apol. p. 194—197.), dafs die Spanische Form España die ursprüngliche sey, und der Name von Ezpaña, welches Vaskisch die Lippe, der Saum, das Aeufserste einer Sache heifst, wegen seiner Lage am Meer, und am Ende Europas, herkomme, ist sehr wenig wahrscheinlich, da die Spanische Form Umänderung der früheren Lateinischen ist. Ich wüfste indefs auch nichts Befriedigendes anzugeben, und bemerke nur, dafs einige Vaskische Wörter mit isp anfangen, dafs es noch im Biscayischen solche Ortnamen giebt, wie Ispaster, welches an Plinius (I. 138, 3.) Ipasturgi in Baetica erinnert, und dafs Plutarch (Sertorius. c. 11.) einen Lusitanischen Landmann mit Namen Spanus erwähnt. Die Anfangssilbe His- findet sich unter den Iberischen Ortnamen nur noch in Hispalis, das, nach Isidorus (Orig. XV. 8.), wegen seiner sumpfigen Lage und seines Baues auf Pfählen, so hiefs *), eine Etymologie, auf die wohl eben so wenig etwas zu geben ist, als auf die oben angeführte des Solurius mons. In Umbrien lag ein Hispellum. (Plin. I. 171, 7.)

Den Namen Iberien begnügt man sich gewöhnlich von dem Flufs Iberus abzuleiten. Allein es ist, wie man sich die Wanderungen, oder die Sitze der Iberer denken mag, sehr unwahrscheinlich, dafs gerade dieser Flufs ihnen und dem Lande den Namen gegeben habe. Er erhielt ent-

*) a situ cognominata est, eo quod in solo palustri suffixis profundo palis locata sit, ne lubrico atque instabili fundamento caderet.

weder den seinigen vom Volke, oder dieser hat eine andre Etymologie, als der des Landes. Die einfache Wurzelsilbe findet sich in dem Flusse Ibïa an der Nordwestspitze Iberiens (Mela III. 1, 9.) und in der nur *) bei Livius (XXVIII. 21.) vorkommenden Stadt Ibis, deren Lage zwar nicht angegeben wird, die aber, dem Zusammenhange der angeführten Stelle nach, wohl in der Nachbarschaft von Neu Carthago war. Ferner gehört hierher die Stadt Ibylla bei Stephanus Byzantinus. Vaskische Wörter, die auf eine Etymologie hinführen können, sind ibilli, gehen, wandern, ibeni, setzen, anfügen, ibarra, Thal, ibaya, Flufs. Von dem letzten Worte, und eroa, erua, schaumvoll, heftig, leitet Astarloa (Apol. p. 253. 254.) den Namen des Flusses Iberus ab. Gleich dunkel ist das Verhältnifs des Namens der Iberer zu dem oben untersuchten der Eusken, Vasken, da auch der letztere, wie er jetzt in Beziehung auf alle Vaskisch Redende gebraucht wird, Ansprüche auf Allgemeinheit macht. Allein es ist auf keinen Fall erweisbar, dafs alle Iberische Völkerschaften sich selbst Iberer nannten, es ist dies sogar wenig wahrscheinlich, und vielmehr anzunehmen, dafs in sehr früher Zeit der Name eines Stammes bei den Ausländern zum allgemeinen wurde.

19.

Endungen der alt-iberischen Ortnamen.

Ich habe bis hierher diejenigen Namen aufgeführt, die gänzlich aus bekannten Wort-Elementen bestehen, und ihnen nur gelegentlich andre beigefügt. Ich werde jetzt die-

---

*) Sestini (descr. dell. med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 156.) will ihren Namen zwar auch auf einer Münze gefunden haben. Aber er ist mit den sogenannten Celtiberischen Buchstaben geschrieben, und wird von andren anders gelesen.

jenigen durchgehen, welche ihren Vaskischen Ursprung nur durch einzelne End- oder Anfangssilben verrathen, und vermöge dieser zu derselben Namenfamilie gehören.

Sehr gewöhnliche Endungen Iberischer Namen, sind uris (von der 14. gehandelt worden ist) briga, (von der in der Folge die Rede seyn wird) ba und pa, tani und tania, gis, ula (17.) und ippo.

Die Endung ba und pa drückt, wie im Vorigen an Astapa (13.) und Alaba (17.) gezeigt ist, aus, dafs etwas niedrig, oder am Fufs von etwas andrem ist. Manchmal kann aber das ba auch zu einem andren Wort, wie in Salduba (17.) gehören. Die Fälle, wo ich dies letzte annehme, abgerechnet, sind Beispiele der Endung in ba folgende Namen: Adeba (Ptol. II. 6. p. 47.), Alaba, Astapa, Ilipa, Noliba (Liv. XXXV. 22.) Norba, Serpa (Itin. Anton. p. 426.) Menoba. In dem letzten tritt zu dem ba der Vocal o hinzu, der Höhe anzeigt. Noch jetzt giebt es Orte, die Oba heifsen.

Die Endungen tani, tania leitet Astarloa durchaus von der Ortendung eta ab, als hiefsen sie immer etani, etania. In ihrer Allgemeinheit ist diese Behauptung gewifs unrichtig. Nicht blofs die Silben nus und nia, wie er will, sondern auch die tanus, tania können zur fremden Endung gehören, und gehören oft wirklich zu ihr. Von Toletum wird ebenso Toletanus, wie von Beneventum Beneventanus. Auch findet sich diese Adjectivendung da, wo gar an kein eta zu denken ist, in Namen, welche der Römer in is (Bilbilis, Bilbilitanus, Aranis, Aranditani) ia, (Belia, Βέλεια, Belitani) oder i (Astigi, Astigitanus, Plin. I. 139,3. Acci, Accitani) bildete *). Die Endung tanus kommt nemlich in allen die-

*) Diese Endung in i ist in den Spanischen Städtenamen sehr häufig. (Schneiders Formenlehre der lateinischen Sprache. 143—145.)

sen Fällen, wo das Primitivum kein t hat, von den Griechischen Adjectiven in ιτης (Priscianus I. 2. Ed. Putsch. p. 593.) Allein gewiss ist doch auf der andren Seite, dass es viel mehr Völker und Landschaften, deren Namen sich in tani und tania endigen, in Spanien, als in andren Ländern giebt, und dies lässt sich wohl nur dadurch erklären, dass der Bau dieser Namen der Endung ein t einverleibte, welches ganz richtig aus jener Localendung hergeleitet wird. In Hedeta der Edetaner (Ptol. II. 6. p. 47.) gehört eta unläugbar zum Wurzellaut. Namen dieser Art, bei denen ich Astarloa's Etymologieen nur da anführe, wo sie mir nicht ganz unwahrscheinlich vorkommen, sind: Ausetani, Authetani, (mit dem zischenden ϑ) von autsa, Staub, Land des Staubes, der Trockenheit (Apol. 207. 234.), Bastetani (18.) Bergistani, Carpetani, von gara, hoch, be, am Fuss, Gegend am Fuss der Berge (Apol. p. 208.), Cerretani, Characitani, Contestani, Cosetani, Edetani oder Sedetani, Exitani, Lacetani oder Jaccetani *), Laletani, Laeetani, wenn dieser Name nicht bloss eine Verschreibung des vorigen ist (Mannert I. 434.) Lusitani, von lucea, lang, ausgedehnt, gross, (Astarloa's Apol. p. 212.) Oretani von o, Andeutung der Höhe, dem euphonischen r und eta, wie das heutige Oregui von o und egui, Bergwinkel (Astarloa's Apol. p. 211.), Suessetani (Livius XXXIV. 20.), Turdetani. Ich habe aus diesem Verzeichniss alle Namen weggelassen, die regelmässige Römische Bildungen aus Städtenamen sind, wie die Accitani, Ossigitani, Toletani, u. s. f.

Die Etymologie der Endung gis ist schon im Vorigen da gewesen. Diese Endsilbe stammt entweder aus teguia,

---

*) Astarloa (Apol. 210.) leitet beide von Jatza und Latza ab, ohne alle Rücksicht auf die Aussprache.

einer Localendung, egui, Ecke, Winkel, (17.) oder den privativen Affixen ga oder gui (15.) her. Zu den schon im Vorigen angeführten, in gis endigenden Namen füge ich noch Oringis, und wegen der Aehnlichkeit der Bildung, Conistorgis (Appian. VI. 57.) nebst Anitorgis oder Anistorgis (Livius XXV. 32.) an der Südwestspitze Spaniens, hinzu. Die Endung ist wohl offenbar urgis, wasserlos, was, ungeachtet der Nähe des Flusses, auf Mangel an Quellen gehen konnte. Die Silben Coni- vergleicht Mannert (I. 343.) mit dem Namen der Conier (3.) oder Cuneer (Appian. l. c.) *). Ani- leitet er vom Anas her. In der neuesten Pariser Uebersetzung des Strabo (I. 402. nt. 3.) wird bezweifelt, dafs beide Namen derselben Stadt angehört hätten. An die Conier erinnert auch Coni-mbrica.

Von der Endung ippo kenne ich keine irgend wahrscheinliche Etymologie aus dem Vaskischen. Es gab zwei Städte Hippo in Spanien, in Baetica (Plin. I. 138, 1.) und in Carpetanien (Livius XXXIX. 30.). Zwei andre waren in Africa, deren Namen sich nur dadurch unterscheiden, dafs sie nicht, wie die Iberischen, feminina, sondern masculina sind. In beiden Ländern ist der Ursprung des Namens wohl Griechisch, und mag damit zusammenhängen, dafs die Münzen vieler Spanischen und Afrikanischen Städte ein Pferd im Bilde führen. In Vaskischen Namen finde ich das Wort Pferd (zamaria, zaldia,) wenigstens nicht mit entschiedener Deutlichkeit. Doch könnten die mit sal

---

*) Dieselbe Meinung äufsert Sestini (descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 24.) indem er das Entstehen des Namens der Stadt aus einer Wanderung der Cuneer nach Urgis ableitet. Auf ähnliche Weise erklärt er den auf Münzen vorkommenden Namen Cun-bar-ia. Da es aber auch bei den Vettonen eine Stadt gleicher Endung, Sibaria (Reichards Karte. C. d.) giebt, so hat diese Meinung wenig Wahrscheinlichkeit.

anfangenden (17. 20.) zum Theil davon herkommen *). Beispiele der Endung ippo sind Acinippo, Belippo, (Plin. I. 140, 6.) Baesippo, Basilippo, (Itin. Anton. p. 410.) Collippo, (Plin. I. 228, 6.) Irippo, Ventippo, (Florez Medallas. II. 474. 617.) beide nur durch Münzen und Inschriften bekannt, Lacippo, Orippo, (Plin. I. 138, 10.) Ostippo (Intin. Anton. p. 411. ibique interpretes) Serippo, (Plin. I. 140, 1.) Ulysippo. Es ist bemerkenswerth, daſs die meisten dieser Städte in Baetica, und die wenigen, Lusitanien angehörenden nah am Meere, also alle in Gegenden liegen, die von Fremden am meisten angebaut wurden. Nur das Carpetanische Hippo macht eine Ausnahme.

20.

Classen der alt-iberischen Ortnamen nach ihren Anfangssilben.

Von den Anfangssilben der Iberischen Ortnamen will ich, ohne jedesmal um die Etymologie ängstlich bekümmert zu seyn, nur diejenigen aufführen, welche mehreren Namen gemein sind, und daher, mit andren Wörtern zusammengesetzte, Stammsilben zu seyn scheinen. Diese Zusammenstellungen können immer für künftige Untersuchungen nützlich werden.

Ar- und Al, wo es von jenem herkommt, von ara, Fläche, arria Stein, artea, Steineiche, aria, Hammel, u. s. f. Alaba, Alavona, Alone, Alontigiceli, Alostigi, Arabriga, Aratispi, Aravi (17.) Arcilacis (Ptol. II. 4. p. 39.) Arcobriga, das aber vom lat. arcus abstammen mag, Areva und Arevaci (Plin. I. 140, 28.) Uxama Argellae, Arialdunum (Plin. I. 137, 17.) von

*) Daſs Astarloa es in: Celtiberia sucht, wird weiter unten gesagt werden.

dessen Endung weiter unten die Rede seyn wird, Ariorum montes (Itin. Anton. p. 432. ibique interpr.) welches, von den Heerden hergenommen, leicht der ältere in Mariorum und Mariani verdrehte Name seyn dürfte, Aritium (17.) Arocelitani (Plin. I. 142, 15.) Arriaca, Arsa, Artigi (17.) Aruci (Ptol. II. 4. p. 40.) Arucci (Itin. Ant. p. 427.) Arunci, Arunda.

As-. Diese Silbe, so wie ats-, atz-, und az gehört zu den gewöhnlichsten Anfangssilben im Vaskischen, und bildet eine überaus grofse Menge von Wörtern. Vergl. auch 13. Ascerri, Asido (Plin. I. 139, 2.) Asindum, (Ptol. II. 4. p. 39.) Aspavia, Aspis, Asseconia, (Itin. Anton. p. 430.) Asso (Ptol. II. 6. p. 47.) Asta, Astapa, Astigi, Astures.

Bae- oder Be-, da die Hand- und Inschriften meistentheils beide Lesarten geben. Be- dem oft angeführten ba gleichbedeutend, ist eine häufige Anfangssilbe Vaskischer Wörter, und Astarloa (Apol. 250.) leitet von ihr, in der Bedeutung tief, niedrig, den Namen des Flusses Baetis ab. Man könnte auch an Ibaya, Flufs, mit verloren gegangenem i, denken. Es würde aber voreilig seyn, hiernach auch die andren mit bae anfangenden Namen erklären zu wollen, da erst entschieden werden müfste, ob der Name Baetis wirklich zu den einheimischen gehört. Der Flufs führte auch andre, Tartessus, Perces, Certis: die beiden letzten werden den Landeseinwohnern zugeschrieben. (3.) Certis scheint Celtiberisch, da die Celtiberer eine Stadt Certima hatten. Doch giebt es auch rein Iberische Namen bei Celtischen Stämmen in Spanien, und es bleibt daher durchaus zweifelhaft, ob Baetis ein Iberischer Name ist, verschieden von dem Celtischen Certis, der vielleicht von den Celtikern in Baeturien herrühren mochte, oder ein ausländischer und vielleicht Punischer.

Für die letztere Meinung könnte man anführen, dafs Plinius, indem er (II. 621, 26.) erzählt, dafs es noch zu seiner Zeit in Spanien von Hannibal angelegte Silbergruben gab, welche von ihren Entdeckern den Namen führten, als ein Beispiel Bebulo nennt. Auch stimmt damit überein, dafs fast alle Namen mit der Anfangssilbe Bae an der Südküste, oder in ihrer Nähe, mithin in der, am meisten von Phöniciern und Carthagern besuchten Gegend liegen. Nur die Baedyi des Ptolemaeus (II. 6. p. 44.) die zu den Callaikern gehören, und die Stadt Baecula in Oretanien (vv. dd. ad Polyb. X. 38, 7.) auf der Gränze von Baetica, machen eine Ausnahme. Als eine solche müfste ich auch den Baenis, den Strabo (III. 3. p. 153.) als Beinamen des Minius angiebt, anführen, wenn nicht die Lesart mit Grunde bestritten würde. (Neueste Pariser Uebers. I. 443. nt. 2. Schweighäuser zu Appian VI. 71, 58.) Nichts hindert aber anzunehmen, dafs von den hierher gehörenden Ortnamen in einigen das bae oder be einheimischen, in andren fremden Ursprunges sey. Aufser den hier schon genannten finden sich noch folgende dieser Art: Baebro (Plin. I. 137, 17.) Baecor, Baelo, die auf Münzen Bailo heifst (Florez Medallas. II. 635.) Baesippo, Belippo (Plin. I. 140, 6.) Besaro (l. c.) Baetulo, Baeturien.

Bar- häufige Vaskische Anfangssilbe. Barbesula, Barcino, Varduli, Bardo (Livius XXXIII. 21.) Bardyetae (3.) *Βαρεία* (vergl. Anm. 69. Ptol. II. 4. p. 39.) da der Name schwerlich Griechisch ist, Bargiacis (Ptol. II. 6. p. 45.) Bargusii, Barnacis (Ptol. II. 6. p. 46.). Wörter, welche zu Etymologieen dieser Namen führen können, sind barria für berria, neu, barrutia, Umfang, barrena, barna, innerhalb, baratu, aufhören, anhalten, bleiben.

Ber- als veränderter Laut für bi, und als Stamm von

berria *), neu, ist schon oben (15.) da gewesen. Vergentum (Plin. I. 138, 10.) Bergidum, Vergilia, Bergium, Bergula **), Bernama (Ptol. II. 6. p. 47.) Berurium. Ich füge hier die mit bi anfangenden hinzu: Biatia (Ptol. II. 6. p. 46.) atia heifst Thür, Thor, Bibali, Bigerra, wobei man an das heutige Bigorre, Gegend zweier Höhen, erinnert wird ***), Bituris (15.) Man vergleiche bei Gelegenheit der Namen mit der Anfangssilbe Ber- 23. über Medobriga. Die Ortnamen, die mit Bel- anfangen, können, in sofern sie Vaskisch sind, von belaüa, Thal, herstammen.

Cal- Gal-. Beide Silben bilden viele ächt Vaskische Wörter, wenn auch keines mir zu recht entschiedenen Ableitungen Anlafs zu geben scheint. Calduba, Cale, Calenda, Callaici, Callet (Plin. I. 140, 6.) Calpe; dieser letzte Name, und einige andre dieser Classe können,

---

*) ber, zwei, borcea, ein andrer, und berria, neu, sind offenbar nah verwandte Wörter.

**) Diesen Namen ganz ähnlich ist das heutige Bergara in Biscaya.

***) In dem Namen der Bigerricae pallae (Menage v. Bigerrique) die ihren Namen von Bigorre hatten, wo sie verfertigt wurden, ist dieselbe Verwechslung der Vocale. Erro (Alfab. prim. 206.) sagt bei Gelegenheit einer, der Stadt Gili zugeschriebenen Münze, dafs im Labortanischen Dialect das Guipuzcoanische Wort ili (Stadt) durch die Aspiration zu gili werde, und setzt hernach hinzu: asi como en el dia para decir erri, pueblo, pronuncian sus poseedores gerri. Auf diese Weise könnten die Bigerriones in Aquitanien und selbst Bigerra in Baetica, da man die Vertheilung der Dialecte im Alterthum nicht kennt, von erria kommen. Allein die Anfangssilbe bi würde nicht zu dieser Bedeutung passen. Die Bemerkung der Vorsetzung eines g im Labortanischen Dialect ist übrigens sehr wichtig. In ilia und erria finde ich in meinen Hülfsmitteln diesen Buchstaben nicht, und habe auch im Lande immer nur hiria und herria aussprechen hören. Allein das Wort unea, Gegend, Land, heifst im handschriftlichen Pariser Wörterbuch gunea; es soll in dem Ländchen Soule üblich seyn. Die oben erwähnte Stadt Gili schreibt Sestini (descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 150.) auch Cili, und hält sie für den Hauptort der Ciliner, die zu den Callaikern gehörten.

wegen der Gefahr der Vorgebirge, von galdu, zerstören, caltea, Schaden, herkommen.

Car- Gar-, häufige Anfangssilbe, mit welcher in vielen Fällen der Begriff der Höhe verbunden ist. (19.) Caracca (Ptol. II. 6. p. 46.) Carabis, Caranicum (Itin. Anton. p. 424.) womit, wegen der Endung, Albonica (17.) Leonica (Plin. I. 142, 14.) und Caecilionicum (Itin. Anton. 434.) *) zu vergleichen sind. Carbula, Carca (Ptol. II. 6. p. 47.) Carcubium (Itin. Anton. p. 445.) Cares (Plin. I. 143, 1.) Carissa, (Ptol. II. 4. p. 39.) mit der Endung, die Ueberflufs anzeigt, jetzt za, die Caristier, oder mit mehr Vaskischer Endung von eta, die Carieter (Plin. I. 143, 14.) Carmona, Caronium (Ptol. II. 6. p. 43.) Carpesii (Mannert. I. 385.) Carpetani, Carteja. Zu derselben Wortfamilie gehört mit gleicher Bedeutung, wie gara, auch gora. Daher rechne ich hierher: Corbio (Livius XXXIX. 42.) Corduba, das Vorgebirge Coru.

Men-, auch Maen geschrieben, wie Be- und Bae. Men ist die Anfangssilbe sehr vieler Wörter im Vaskischen, und die Hauptbedeutungen sind Macht, Gewalt, und Höhe, Berg, wofür der vollständige Vaskische Ausdruck mendia ist. Die letzte pafst besser für Benennungen von Gegenden. Mendiculea (Ptol. II. 5. p. 41.) Mellaria, oder Menlaria, Menoba, Menosca, der Flufs Menlascus, Menlesa oder Mentisa. Astarloa (Apol. p. 242.) leitet auch Mediolum (Ptol. II. 6. p. 46.) der Celtiberer von mendia ab, als hiefse es, vielen heutigen Orten gleich, Mendiola. Doch weist er nirgends die Auslassung des n nach.

*) Man könnte die Endsilben nica und nicum in diesen Namen für lateinische Endungen halten, nur zu völliger Gewifsheit läfst es sich darüber freilich nicht kommen. Indefs ist n ein euphonischer, nicht selten eingeschobener Buchstabe im Vaskischen.

Ner- ist eine seltne Anfangssilbe Vaskischer Wörter. Dagegen findet sie sich in einigen Ortnamen. Von dieser Art sind Nertobriga, das zweimal vorkommt, Nerium und die Nerier, der Fluſs Nerua. Diesen letzten ausgenommen, gehören diese Namen nur Celtischen und Celtiberischen Orten an.

Or- kann zu den häufigsten Anfangssilben im Vaskischen gerechnet werden, und der Vokal o, der Anfangsbuchstabe von oña, Hügel, und der Hauptwurzellaut in gora und goia, hoch, drückt, auch für sich allein, wie in der Verbindung mit dem euphonischen r, sehr oft den Begriff der Höhe aus. Daher giebt es noch heute eine Menge Ortnamen, die mit o anfangen z. B. Oiz, Oienguren, Oienarte, Oion, Oizate, Oinaz, Oba, Oca, Oña, Oñate, Oria, Oguena u. s. w. Vergleicht man mit diesen Namen folgende alte, so drängt sich das Gefühl der Gleichheit der Sprachen auf. Obila (Ptol. II. 5. p. 41.) das Vorgebirge Oeaso, Orcelis (Ptol. II. 6. p. 47.) Oretani Orippo, das Gebirge Ortospeda (Ptol. II. 6. p. 43.) oder richtiger Orospeda (Strabo III. 4. p. 162.). In der Endung ist mit diesem das Gebirge Idubeda zu vergleichen; beide sind durchaus Vaskische Laute, o, hoch, r euphonisch, os ächt Vaskische Silbe, man mag sie nun von otza, kalt, oder otsa, Geräusch, ableiten: iduna, Nacken, eine auf Gebirge passende Metapher, be in der Endung. Oria, Oringis, Orgenomesci (Hard. ad Plin. I. 227, 5.) wo der erste Theil des Namens, wie das heutige O-guen-a, die letzte der Höhen heiſsen kann, die Orniaci. Mannert führt (I. 419.) noch ein Volk der Orisser an, und beruft sich dabei auf eine Stelle Diodors von Sicilien (XXV. ecl. 2.). Wie aber die Stelle jetzt gelesen wird, ist in derselben nicht von einem Volke, sondern von einem König Orisson die Rede. Für den gegenwärtigen Zweck ist beides

gleich. Der Name, er gehöre einem Volk, oder König an, ist von dem Wohnen in einer Menge von Bergen hergenommen, und beweist im letzten Fall, dafs auch im Alterthum, wie jetzt in Biscaya, die Eigennamen von den Wohnsitzen herstammten, eine Sitte, die überall da herrschend seyn mufs, wo ein Volk das Nomadenleben aufgegeben hat, aber noch an abgesonderten Wohnungen hängt, und sich nicht in Städte vereinigt *). In der Periode, in welcher wir Spanien durch die Griechen und Römer kennen, bestand zwar schon beides daselbst, das zerstreute Ansiedeln und das Zusammenwohnen, allein das Erstere hatte im Innern, und bei den mit Pflanzvölkern unvermischten Eingebornen offenbar das Uebergewicht. Es finden sich aber unter den Iberischen Eigennamen auch solche, die von persönlichen Eigenschaften hergenommen sind. So Indortes (Diod. l. c.) unstreitig von indarra, stark.

---

*) Bei den Altpreufsischen Namen, welche Vater in seiner neuesten Schrift: die Sprache der alten Preufsen, aus Urkunden zusammengestellt hat, läfst sich dieselbe Bemerkung machen. Sehr viele sind von den Wohnungen hergenommen, und die Wohnung soll sogar ihren Namen auf jeden Besitzer übertragen. (S. 147.) Es war übrigens ein sehr glücklicher Gedanke, eine Sprache, deren Daseyn kaum bekannt war, wieder ans Licht zu ziehen, und wer sich je mit dem germanisch-slavischen Sprachstamm beschäftigt hat, zu dem sie gehört, wird bewundern, dafs die Schwierigkeiten, welche dem Zusammentragen einer Grammatik und eines Wörterbuchs des Altpreufsischen entgegenstanden, haben so glücklich überwunden werden können. Ich glaube mich durch das Litthauische, mit dem ich einmal ernstlicher beschäftigt gewesen bin, überzeugt zu haben, dafs auch der Zusammenhang der Slavischen Sprachen mit dem Griechischen, und den vermuthlich diesem zum Grunde liegenden Sprachen, durch das Studium dieser germanisch-slavischen Sprachen viel besser erkannt werden kann. Sie scheinen nemlich den Charakter der gemeinschaftlichen Ursprache treuer bewahrt zu haben, und ich halte sie bei weitem nicht für ein blofs später entstandenes Gemenge von Slavischem und Deutschem. Auch von dieser Seite ist die Vatersche Schrift von der gröfsesten Wichtigkeit für die Sprachkunde.

Da die Griechen und Römer, vorzüglich die letzteren, kaum einen andren Buchstaben als s hatten, um einige der eigenthümlichsten und schwierigsten Vaskischen Laute auszudrücken, so können in diesen ch (tsch) ts, z, tz verändert worden seyn. Um aber dem Etymologisiren nicht ein zu weites Feld zu öfnen, bleibe ich bei dem s und z der Vaskischen Wörter stehen, und überlasse es den Eingebornen weiter zu gehen, denen tiefere Sprachkenntnifs das Recht giebt, kühner zu seyn. Unter den mit sal und zal anfangenden Vaskischen Wörtern eignen sich zu Ableitungen von Ortnamen: saldu, verkaufen, da die Städte natürliche Marktplätze waren, saldoa, Heerde, zaldia, Pferd. Ohne die folgenden Namen gerade auf eins dieser Wörter bestimmt zurückzuführen, sondern mich an der Aehnlichkeit des Klanges begnügend, stelle ich die mit sal anfangenden hier zusammen. Sala (Ptol. II. 4. p. 39.) Salacia, Salaniana (auch Salmana, Salamana geschrieben. Itin. Anton. p. 427.) Salaria, Salduba, Saleni (Mela III. 1, 10.) der Flufs Salia (Ib.) Salica (Ptol. II. 6. p. 46.) Salionca (Ptol. II. 6. p. 45.) worin die Endung auch vorzüglich Vaskisch klingt (ona, gut) Salmantica, womit die obige Lesart Salmana, ferner Nemanturista (Ptol. II. 6. p. 48.) Septimanca (Itin. Anton. 435.) Almantica (Reichards Karte. F. i.) Termantia, und Numantia *) zu verglei-

*) Es ist hier nur der Zweck, das ähnlich Klingende zum Behuf fernerer Untersuchung zusammenzustellen. Erro erklärt (Alfab. p. 174.) N-umantia von n das, nach ihm, Höhe bedeuten soll, und umantia, Sumpf, See, als die an einem Wasser auf der Höhe liegende Stadt. Schon die Vergleichung mit dem ganz nahe gelegenen Termantia macht diese Etymologie wenig wahrscheinlich. Alle oben angeführte Orte (Almantica, und das auch in sich anders gebildete Nemanturista ausgenommen) befinden sich im Gebiet der Celtischen Namen (23.) und gehören vielleicht zu denselben. Doch ist mir, aufserhalb Spanien, nur Celmantia in Ungarn als durchaus ähnlich gebildet, aufgefallen.

chen ist, die Flüsse Salo (Martialis X. 103, 2.) und Salsus (Auct. inc. de bello Hisp. c. 7.) Saltiga (Ptol. II. 6. p. 47.) wieder mit sichtbar Vaskischer Endung. Nicht bloſs der Fluſs Salsus, sondern auch andre der hier zusammengestellten Namen sind vermuthlich ganz, oder zum Theil Römischen Ursprungs, und von Salzquellen hergenommen. Sogar kann derselbe Name an einem Orte diese, an einem andren eine andre Bedeutung haben. So ist es sehr wahrscheinlich, daſs Salduba am Mittelländischen Meere (Plin. I. 136, 20.) von den, nach Carter, (I. 256.) dort noch überall sichtbaren Salzquellen den Namen trug. Dagegen ist die gleiche Etymologie bei dem alten Namen von Caesaraugusta, das mitten im Lande lag, zweifelhaft. (17.)

Se- ist eine sehr häufige Anfangssilbe alt-spanischer Namen. In Vaskischen Wörtern ist sie, wenn man ce (wie in celaya, Ebne) hinzunimmt, auch sehr gewöhnlich. Dennoch finde ich unter diesen Namen viel weniger, als unter den übrigen, Anlaſs, auf eine bestimmte Etymologie zu kommen, und auch Astarloa hat, ohne etwas darüber zu sagen, keinen dieser Art unter seine Ableitungsbeispiele aufgenommen. Besonders fremdartig klingen mir die mit Sege- und Segi anfangenden. Ich kenne kein Vaskisches Wort dieser Bildung. Sebendunum (Ptol. II. 6. p. 48.) Secerrae. (Itin. Anton. p. 398.) Segeda, das mit Segida, Segestica und Segobriga dasselbe scheint (Mannert. I. 403.) Segisa, (Ptol. II. 6. p. 47.) Segisama, Segisamum, Segisamunclo, Segobriga, Segovia. (Segubia des Ptolemaeus. II. 6. p. 46.) Man könnte verleitet werden, hierbei an das Vaskische gubia, Bogen, und die bei dem heutigen Segovia stehende Wasserleitung zu denken, allein der Ort muſste wohl schon vor diesem Römischen Bau seinen Namen haben, und Ptolemaeus Segubia ist nicht das heutige; dieses kommt im Intin. Anton.

vor. (Mannert. I. 398.) Segontia, Seguntia, Selambina (Plin. I. 137, 1.) Selensis, Selia, (Ptol. II. 4. p. 39.) Sepelaci, (Itin. Anton. p. 400.) Sepontia, (Ptol. II. 6. p. 45.) Seria (Plin. I. 139, 15.) Serippo, Setabis, Setelsis, (Ptol. II. 6. p. 48.) Setia, (Ptol. II. 4. p. 39. c. 6. p. 48.) Setida, (Ptol. II. 4. p. 39.) Setisacum, (Ptol. II. 6. p. 45.) Setortialacta (Ptol. II. 6. p. 46.).

Tar- und Ter- sind Anfangssilben, die nur äußerst selten im Vaskischen vorkommen. Tarraco, Tarraga, Tartessus, Termantia, Termessus.

21.

Namen von Individuen.

Andere Ueberbleibsel der Landessprache finden sich in den Personen- und Familiennamen. Doch ist von diesen natürlich eine viel geringere Zahl auf uns gekommen. Einige derselben sind offenbar Vaskischen Ursprungs, andre stimmen mit Ortnamen ganz oder zum Theil überein. Daſs in ihnen im Ganzen der Klang Vaskisch ist, zeigt vorzüglich die Vergleichung mit den Gallischen. Die häufigen Endungen dieser in -marus, (Civismarus, Induciomarus) -rix, (Ambiorix, Cingetorix) -dunus, (Conetodunus) -vicus, (Litavicus) sind Spanien ganz fremd. Einen eignen Charakter der Celtiberischen Namen zu bestimmen, erlaubt die geringe, zur Vergleichung vorhandene Zahl nicht. Da alle diese Iberischen Namen in den Schriftstellern zerstreut sind, so setze ich hier ein alphabetisches Verzeichniſs derselben her, das sich jedoch noch vermehren lassen wird. Ich habe auch die Namen bei Silius Italicus, die nicht, wie Phorcys, Aconteus und andre, offenbar fremden Ursprungs sind, aufgenommen, weil er, wie man aus Mandonius, Indibilis u. a. sieht, oft histori-

sche Namen zu seinem Gebrauch auswählte. Ob er selbst Spanischer Abkunft war, und noch mehr, ob er je die dortige Landessprache kannte, ist zwar höchst zweifelhaft. Allein unläugbar hat er zu einem Wettkampf den Namen Burrus, der von burruca, Kampf, stammt, sehr passend gewählt.

Abilyx, Saguntiner. (Polybius III. 98.) Abia, Vaskisch Gebüsch. Stadt Abula. (17.)

Alco, Saguntiner. (Liv. XXI. 12.) Vielleicht Griechischen Ursprungs, wie auch Livius durch den Gegensatz Alconem Saguntinum et Alorcum Hispanum andeutet. Es gab indeſs auch eine Celtiberische Stadt Alce (Liv. XL. 48.) und al deutet auch im Vaskischen, als Stammsilbe, Stärke, Muth, Entschlossenheit an, wie man aus al, ahal, können, ahala (Labort. Dial.) pouvoir, force, und dem gleichbedeutenden Guipuzcoanischen alaidea sieht. Daher kommt vermuthlich auch der Name der Celtiberischen Stadt.

Aletes, Entdecker der Silberbergwerke, und deshalb göttlich verehrt. Ein Hügel bei Neu Carthago wurde nach ihm benannt. (Ptol. X. 10.) Unstreitig ein Fremder.

Allucius, Celtiberer. (Dio Cass. Ed. Reim. Vol. I. p. 26. fr. 58. nr. 2.) Städte Lucentum, Ilucia (Liv. XXXV. 7.).

Alorcus, Spanier in Sagunt. (Liv. XXI. 12.) Stadt Ilorcum. (15.)

Amusitus, Ausetaner. (Livius XXI. 61.)

Andobales s. Indibilis.

Ambo, Celtiberer, (Appianus. VI. 46.) verräth seinen Gallischen Ursprung, wenn man den Ambiorix, die Völkerschaften der Ambiani, Ambivareti, Ambagri, und das Gallische Wort Ambacti vergleicht. Hiernach scheint die nur durch Münzen bekannte Stadt Amba (Sestini descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 22.) eine Celtische gewesen zu seyn.

Arauricus aus Corduba. (Sil. Ital. III. 403.)

Arganthonius König von Tartessus (Herodot. I. 163.) Der Name mag wohl viele Veränderungen erlitten haben.

Attanes, Turdetaner. (Livius XXVIII. 15.)

Avarus, Numantiner (App. VI. 95.) Der Name ist aber ganz Vaskisch. Die Etymologie ist weiter oben (17. v. Octaviolca) bei Abarum angegeben.

Audax, Lusitaner. (App. VI. 74.) Der ganz Römische Klang ist sehr verdächtig.

Balarus, Vettone (Sil. Ital. III. 378.).

Besasis, kommt bei Belagerung der Bastetanischen Stadt Turba vor. (Livius XXXIII. 44.) Der Name kann mit besoa, der Arm, woher bes-cona, Waffe, deren man sich in der Nähe bedient, mit der man Arm gegen Arm kämpft, zusammenhangen.

Bilistages, Ilergete. (Livius. XXXIV. 11.)

Budar wird zugleich mit Besasis genannt.

Burrus, Lusitaner. (Sil. Ital. XVI. 560.) S. oben.

Caesaras, Lusitaner. (App. VI. 56.) Wohl fremden Ursprungs.

Caraunius, Beiname des Numantiners Rhetogenes. (App. VI. 94.) Gara, Höhe. Vielleicht war der unvaskisch klingende Name (10.) Rhetogenes sein Celtischer, neben dem er den Iberischen Caraunius, von gara, hoch, und unea, Gegend, Land, der Hochländer, führte.

Carus, Celtiberer aus Segeda. (App. VI. 45.) Wenn der Name einheimisch ist, von gara.

Caucaenus, Lusitaner. (App. VI. 57.) Stadt Cauca.

Cerdubellus (Livius XXVIII. 20.) Er befand sich mit andren Hispani convenae in Castulo; dieser Aufenthalt beweist also nichts für seine Abkunft. Der Name scheint Celtisch an der Endung -bellus. Der Anfang ist dem auch Celtiberischen Certima (3.) ähnlich.

Colichas (Ptol. XI. 20.) bei Livius (XXVIII. 13.) nach Verschiedenheit der Ausgaben und Handschriften, Colchas, Colcas, Culcas, und in eben diesen Verschiedenheiten mit vorgesetztem s, Scolchas u. s. w. Er regierte in Baetica.

Connobas (App. VI. 68.)

Corbis (Liv. XXVIII. 21.) Stadt der Suessetaner Corbio. Von gora, hoch.

Corribilo, auch Corbilio, aus der Stadt Litabrum im diesseitigen Spanien. (Liv. XXXV. 22.)

Ditalcon, Lusitaner. (App. VI. 74.)

Edeco, (Pol. X. 34.) der Vaskischen Ableitung nach, weniger richtig bei Livius (XXVII. 17.) Edesco. Die beiden Anfangssilben sind die Stammsilben des Namens der Edetaner, und die Endung die gewöhnliche Vaskische Adjectivendung. (15.) Dafs er ein Edetaner war, wird nicht ausdrücklich gesagt, es ist aber nach dem Zusammenhang der Erzählung von ihm, da er in der Nachbarschaft von Tarraco regiert zu haben scheint, und nach einer Lesart bei Polybius, wahrscheinlich.

Galbus, Carpetaner. (Liv. XXIII. 26.) Der Name scheint Celtisch. Galba war auch der Name eines Belgischen Königs, (Caes. de bello Gall. II. 4.) und galba soll auf Gallisch einen sehr fetten Menschen (Suet. Galba. 3.) bedeutet haben.

Gargoris, einer der ältesten Könige der Tartessier. (Just. XLIV. 4.) Nach dem Pariser handschriftlichen Wörterbuch heifst garia, dünn, mager, grêle mince de corsage.

Glagus. S. 11.

Habis, der oft ausgesetzte und wundersam gerettete Iberische Triptolem (Justinus. XLIV. 4.) Da er in den Wäldern mit den Hirschen lebte, so rührt sein Name von abea, Gebüsch, her. (17.) Im Vizcayischen Dialect heifst

dies Wort abia, im Labortanischen (obgleich mit etwas verschiedener Bedeutung) habea, so dafs die Sprachanalogie vollkommen vorhanden ist.

Hilermus, auch, nach einer andren Lesart, Hilernus, (Liv. XXXV. 7.) wird in einer Schlacht gegen die Vaccaeer, Vettonen und Celtiberer genannt. Hiltcea (Lab. Dial.) tödten; Ermua, noch heute ein Ortname in Biscaya; ernatea, erwecken.

Ilerdes. (Sil. Ital. XVI. 567.) Vielleicht blofs vom Dichter nach der Stadt Ilerda gebildet.

Imilce, aus Castulo, Hannibals Gemahlin. (Sil. Ital. III. 106. Vergl. Liv. XXIV. 41.) Der Name scheint aber eher Punisch, als Iberisch. Silius nennt ihn eine Verdrehung des Griechischen Namens Milichus.

Indibilis aus der Gegend des Iberus, da er an einer Stelle des Livius (XXVIII. 24.) ein Lacetaner, an einer andren, wo aber die Lesart zweifelhaft ist, ein Ilergete (XXIX. 1.) heifst, auch mit diesen, und ein anderesmal mit den Suessetanern (Liv. XXV. 34.) gegen die Römer kämpft. Bei Polybius (III. 76, 7.) heifst er Andobales, vielleicht von andia, grofs. Stadt Intibili.

Indortes in Baetica. (20.)

Indo (Auct. inc. de bello Hisp. 10.) Mehrere Vaskische Wörter fangen mit ind- an, indarra, stark, indea, Schmerz u. a.

Istolatius in Baetica. (Diod. XXV. Ed. Bip. p. 355.) Die Endung ist fremd. Am übrigen Wort ist die Localsilbe ola kenntlich. Der Anfang kann von istilia, Sumpf, Lache, oder istoa, Pfeil, herkommen, je nachdem der Name von dem Wohnsitz, oder einer persönlichen Eigenschaft entlehnt angenommen wird.

Larius (Sil. Ital. XVI. 476.)

Larus, ein Cantabrer. (Sil. Ital. XVI. 46. 47.)

Leuco, Celtiberer. (App. VI. 46.)

Litenno, Celtiberer. (App. VI. 50.) Wohl ein Celtischer Name; in Gallien Litavicus.

Luscinus im jenseitigen Spanien. (Liv. XXXIII. 21.) Der Name klingt sehr Römisch.

Mandonius kommt zugleich mit Indibilis vor, und wird auch ein Lacetaner genannt, nicht aber, wie dieser, ein Ilergete. Vielleicht von manatu, befehlen. Mandiota ist ein Pracht-, ein Versammlungssaal. Man könnte auch an mandoa, Maulthier, denken. Doch giebt es auch in Gallien die Mandubier, und Mandubratius, so dafs die Ableitung sehr ungewifs ist.

Megara (nach andren Lesarten Megaravictus und Megaravistus) Numantiner (Florus. II. 18, 4.).

Mericus. (Liv. XXV. 30.). Mehrere Städte Meri- und Merobriga. (23.)

Minurus, Lusitaner. (App. VI. 74.)

Norax. (32.)

Olonicus (Epit. Liv. XLIII.) wird für denselben mit Salondicus gehalten (Supplem. Freinshemii. XLIII. 4.) Doch ist die Sache sehr ungewifs.

Orisson. (20.)

Orsua. (Liv. XXVIII. 21.) Die Stadt Urson heifst auch Orson.

Rhetogenes. S. Caraunius. Bei Valerius Maximus (V. 1, 5.) Rethogenes.

Rhyndacus, Celtiberer. (Sil. Ital. III. 384.) Da Silius Italicus der Stadt Uxama Sarmatische Mauern beilegt, so gründet sich dies vermuthlich auf eine Sage der ausländischen Abkunft ihrer ersten Bevölkerer. Daher bemerken schon die Ausleger zu dieser Stelle, dafs auch Rhyndacus vermuthlich fremd und dem Namen des Mysischen Flusses nachgebildet ist.

Salondicus, Celtiberer. (Florus. II. 17. 14.) S. Olonicus.

Spanus. (18.)

Tanginus (App. VI. 77.).

Tantalus (App. VI. 75.) Lusitaner, und Viriathus Nachfolger in der Feldherrnwürde. Der Name ist vermuthlich falsch. Bei Diodor (Frag. XXXIII. Ecl. 5. Ed. Bip. p. 72.) heifst er Tautamos.

Turrus oder Thurrus, Celtiberer. (Liv. XL. 49.)

Viriathus, der bekannte Lusitanische Anführer. Da der Name doch nur einheimisch seyn kann, so erinnert er an die vorzüglich, obgleich nicht ausschliefsend, zum Schmuck der Männer bestimmten Armketten, viriae Celtibericae. (Plin. II. 609, 3.) Man will dies Wort von vir herleiten. Allein da, nach Plinius, die Sache aus Gallien und Celtiberien (und wohl aus Iberien durch Celtiberer nach Gallien) kam, so entstand auch der Name vermuthlich aufserhalb Italien. Biruncatu heifst im Vaskischen drehen, wenden, und dieser Begriff, der sehr gut auf eine Spange pafst, die sich um den Arm windet, ist der ursprüngliche in der Silbe bir. Da ein Name nicht bei jedem, sondern nur bei dem ersten, der ihn trägt, bedeutend zu seyn braucht, so widerspricht Viriathus Abneigung gegen allen Schmuck (Diod. Fragm. XXXIII. Ecl. 5. Ed. Bip. p. 80.) dieser Etymologie nicht. Wäre der Name Celtiberisch, so könnte man an bir, ber, Spiefs, Speer, Lanze, denken *).

*) Ich bin hier nicht sowohl wegen des Namens des Viriathus, als wegen der dabei berührten einheimischen Wörter ausführlich gewesen. Die lateinischen vertere, und veru, über deren Ableitung aus dem Griechischen man sehr in Verlegenheit ist, scheinen zu diesen Iberischen und Celtischen Wurzeln zu gehören. S. 30. über die Beroner.

22.
Uebereinstimmung der Iberischen Ortnamen mit der Vaskischen Sprache im Allgemeinen.

Es war bei den bisherigen Untersuchungen meine Absicht darzuthun, dafs die alt-iberischen Ortnamen, dem gröfsten Theile und ihrer Masse nach, aus der Vaskischen Sprache abstammen, und dafs dieser Ursprung sich aus der heutigen noch hinlänglich herleiten und an ihr erkennen läfst. Ich habe zu diesem Behuf zuerst (8—11.) die Uebereinstimmung des Lautsystems in der Sprache, und den Namen gezeigt, dann (13—16.) die Reihen der letzteren aufgesucht, die sich an dieselbe Wurzel anschliefsen, hierauf (17.) eine Anzahl einzelner ausgehoben, die, ebenso wie jene Reihen, eine vollständige Erklärung aus dem Vaskischen zulassen, und endlich (19. 20.) einen sehr grofsen Theil der noch übrigen Namen, nach ihren End- und Anfangssilben classificirt, hinter einander aufgestellt, um, ohne bestimmtes Etymologisiren der einzelnen, die Aehnlichkeit der Wort- und Silbenendung, und des Klanges zu zeigen. Auf dies letzte Argument würde ich wenig Werth legen, wenn es nicht mit den vorhergehenden verbunden gewesen wäre. Wenn aber eine bedeutende Anzahl von Namen sich als Vaskisch ergiebt, wenn die Analogie der Namen und der Sprache sich durch ganze Reihen durchführen läfst, wenn sie in einigen Wörtern durch ausdrückliche Zeugnisse der Schriftsteller bestätigt wird, so ist es natürlich, und logisch folgerecht, nunmehr auch da, wo die Aehnlichkeit nur in einzelnen Elementen liegt, und vorzüglich nur durch den gleichen Laut begünstigt wird, dieselbe Analogie anzunehmen. Ich glaube daher meinen obigen Zweck erreicht, und den Beweis der Gleichheit der Namen und

der Sprache bis zur Ueberzeugung geführt, mithin die Behauptung der oben angeführten Schriftsteller, dafs das Vaskische schon vor der Zeit der fremden Ansiedelungen Localsprache war, von dem Verdacht der Partheilichkeit gereinigt zu haben. Es entsteht aber nun die Frage, ob die Vaskische Sprache die allgemeine, und einzige Ursprache des Landes war, und wenn dies nicht der Fall seyn sollte, innerhalb welcher Gränzen sie beschränkt blieb? Neben der jetzt gezeigten Gleichheit, mufs man daher auch die Verschiedenheit aufsuchen, die sich vielleicht zwischen einem Theil der alten Namen, und dem Vaskischen finden möchte. Dies nun ist allemal ein viel schwierigeres Unternehmen. Denn da alle Begriffe unter einander zusammenhangen, und die meisten, wenigstens metaphorisch, auf einander bezogen werden können, und da alle Sprachen ungefähr aus derselben Zahl von Lauten bestehen, die vielfacher Umänderungen und Uebergänge in einander fähig sind, so fällt der Beweis, dafs eine Anzahl Wörter gar keine Verwandtschaft mit einer gegebenen Sprache habe, immer sehr schwer. Die Sprachen besitzen überhaupt eine solche Neigung der Annäherung und des Uebergangs in einander, dafs man viel weniger dazu gelangt, Scheidewände zwischen ihnen aufzustellen, als Verwandtschaften zu entdecken. Wir haben nun zwar im Vorigen drei Classen von Namen (die mit Ner- und Se- anfangenden, und mit -ippo schliefsenden) auch viele einzelne gefunden, welche keine leichte Herleitung aus dem Vaskischen erlauben. Aber dies allein entscheidet noch nicht. Es müfste hier bewiesen werden, dafs diese Namen gar nicht aus der Sprache hergeleitet werden können, und wenn dieser Beweis unmittelbar und geradezu geführt werden sollte, so würde derselbe eine vollständige Kenntnifs des Vaskischen in allen seinen Mundarten voraussetzen, ohne noch zu gedenken, dafs eine Menge

einzelner Wörter, ja ganze Mundarten verloren gegangen seyn mögen. Die bisherige Untersuchung aber konnte noch weniger dahin führen, da in derselben mit Fleifs jede, auch noch so gelinde Umänderung der Töne vermieden worden ist, durch die man doch, nothwendiger Weise, wieder die Umänderungen aufheben müfste, welche die Zeit in der Ueberlieferung gewifs mit den meisten vorgenommen hat, so merkwürdig und wunderbar es auch ist, dafs doch gewisse Wurzellaute sich noch immer kenntlich erhalten haben. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, findet sich dennoch unter den alt-iberischen Namen eine Classe, welche sich, meinem Urtheile nach, nicht nur der Herleitung aus dem Vaskischen widersetzt, sondern auch zu Führung eines indirecten Beweises dient, und dadurch zur Entscheidung der Frage beitragen kann, ob die Halbinsel nur Einen Stamm von Bewohnern, oder mehrere mit verschiedenen Sprachen vor der Ankunft der Phönicier, Griechen und Römer besafs? Ich habe hierbei die auf -briga ausgehenden Ortnamen im Sinn, die mit Fleifs im Vorigen von mir übergangen worden sind. Um aber auch hier, ohne alle vorgefafste Meinung, blofs die Thatsache aufzusuchen, will ich zuerst alle Namen dieser Art, mit Aussonderung derer, die nur Verschreibungen sind, zusammenstellen, die Gegenden, wo sie vorkommen, bemerken, und, wo es angeht, Vermuthungen über die mit der Endsilbe verbundenen Vorsilben hinzufügen.

23.

Ortnamen mit der Endung briga.

Namen in -briga finden sich nun:

I. bei den Celtischen Völkerschaften:

1) den Celtikern in Baetica:

Nertobriga.

Turobrica. (Plin. I. 140, 1. Man vergleiche 16.)

2) bei den Celtikern in Lusitanien:

Caetobrix (Mannert. I. 342.) oder Cetobriga (VV. DD. ad Itin. Anton. p. 417. v. Catobriga.)

Lancobrica. (14.)

Medobriga und mehrere Meribriga und Merobriga. Medubriga, Medobriga, und Meribriga und Merobriga sind unstreitig dieselben Namen. (Mannert. I. 344.) Es ist schon im Vorigen (8.) gezeigt worden, wie sich auch im heutigen Vaskischen das einfache r in der Aussprache dem d nähert *). Bei Plinius (I. 230, 1.) haben die Medubricenses den Beinamen Plumbarii, offenbar von den Bleigruben. Beruna ist das Vaskische Wort für Blei, b und m wird aber an sich, und auch im Vaskischen nicht selten verwechselt, und so könnte dies Wort in Merobriga verborgen seyn.

3) bei den Celtikern in der Nordwestspitze der Provinz Tarraconensis:

Adobrica (Mela III. 1, 9.) und Abobrica. (Plin. I. 227, 12.) Beide Namen gehören vermuthlich demselben Ort an, und der letztere scheint der wahre. Mannert (I. 359.) hält Abobrica und Brigantium für dieselbe Stadt, aber

---

*) Auch in Bengalen wird eine gewisse Art des d, wie ein sehr stumpfes (very obtuse) r ausgesprochen. (Wilkins' Sanskrit Grammatik. p. 8.) Allein dort scheint die Aussprache des r auf das d überzugehen, und es härter zu machen. Die Aehnlichkeit beider Buchstaben mag dort darin liegen, dafs der Laut beider aus der innersten oberen Hölung des Mundes hergenommen wird. Denn das in Bengalen so ausgesprochene d ist gerade dasjenige, welches man im Sanskrit-Alphabet, als käme es aus dem Innern des Kopfes, das cerebrale nennt, der dritte Buchstabe der dritten Consonanten-Classe des Deva-nâgari Alphabets. Im Vaskischen wird im Gegentheil aus dem r mehr ein d, und das r verliert sein ihm sonst eigenthümliches Schnarren. Das Vaskische d hat wenigstens meinem Ohr nie verschieden von dem unsrigen geklungen.

Reichard hat sie, meines Erachtens richtiger, auf seiner Karte abgesondert.

4) bei den Celtiberern, indem ich unter diesem Namen alle sechs Celtiberischen Völkerschaften zusammenfasse:

Arcobriga.

Augustobriga.

Centobriga, wenn dies wirklich ein verschiedener Ort, nicht bloſs ein andrer, vielleicht verschriebener Name ist. (Mannert. I. 403.)

Nertobriga.

Segobriga.

II. bei den Iberischen Völkerschaften:

1) bei den Turdetanern zwischen dem Anas und der Küste des Oceans:

Lacobriga. (14.)

Merobrica.

ferner in Baeturien:

Mirabriga.

2) bei den Lusitanern:

Arabriga. (16.)

Conimbrica. (19.)

Ercobriga. (Reichards Karte. D. b.)

Ierabrica. (Itin. Anton. p. 419.)

Mundobriga. (Itin. Anton. 420.)

Talabriga.

3) bei den Vettonen:

Augustobriga.

Caesarobriga.

Castobrix. (Reichards Karte. F. a.) Man vergleiche über diesen sehr bestrittenen Ort, und die verschiedenen Lesarten des Namens, die Ausleger zu Anton. Itin. 417.

Cottaeobriga. (Ptol. II. 5. p. 41.)

Deobriga, womit Dea *) Vocontiorum in Gallien zu vergleichen ist.

4) bei den Callaikern:

Coeliobriga. (Ptol. II. 6. p. 44.)

Tuntobriga. (Ptol. II. 6. p. 44.)

5) bei den Asturern:

Nemetobriga.

6) bei den Cantabrern:

die Juliobrigenses, die Einwohner des Portus Victoriae an der Küste.

Juliobriga, im Innern des Landes. (Mannert. I. 370.)

7) bei den Murbogern:

Deobrigula (14.)

Auf der Gränze der Murboger und Vaccaeer Desobrica. (Itin. Anton. p. 449.)

8) bei den Autrigonen:

Deobriga.

Flaviobriga.

9) bei den Vaccaeern:

Amallobrica. (Itin. Ant. p. 435.)

Lacobrica.

10) bei den Oretanern:

Merobriga. (Ptol. II. 6. p. 46.)

In der Geographie des Anonymus Ravennas kommen noch folgende andre Orte in -brica vor: Abulobrica in der Nähe von Intercatia, also wohl bei den Vaccaern (IV. 44.) Porbriga bei Abelterium und Aritium Praetorium, also bei den Lusitanern. (l. c.) Sobobrica und Tonobrica in der Gegend von Virovesca und Segisamum, also bei den Cantabrern und Autrigonen. (l. c. 45.)

---

*) Dafs dies dea nicht das lat. Wort ist, bestätigt auch Wesseling ad Itin. Anton. p. 357. Der Name hängt wohl mit dem Celtischen Wort Divona zusammen. (Mannert. Th. 2. H. 2. S. 86. not. a.)

Terebrica bei Olysippo, und Langobrica in Lusitanien. (l. c. 43.) Tenobriea an dem Ocean. Ich habe diese hier besonders zusammengestellt, weil man sich bei diesem Schriftsteller weder auf die Richtigkeit der Namen, noch der Lage verlassen kann.

Giebt man darauf Acht, bei welchen Völkerschaften sich diese Namen finden, so läſst sich, um ihr Gebiet zu bezeichnen, eine Linie ziehen, die an der Nordküste des Oceans an der Gränze der Autrigonen, welche ihr westlich bleiben, anfängt, dergestalt südlich hinabsteigt, daſs die Caristier und Varduler ihr östlich liegen, bis sie die Gränze der Vasconen und Celtiberer erreicht, von da an aber der Gränze erst der Celtiberer, dann der Oretaner und endlich dem Baetis bis ans Meer folgt. Was dieser, queer durch ganz Spanien laufenden Linie nördlich und westlich liegt, ist das Gebiet der in -briga endenden Namen, die sich in allen Theilen desselben, dagegen in keinem des Striches finden, der östlich und südlich an den Pyrenaeen und dem Mittelländischen Meer hinstreift. Bemerkenswerth ist, daſs in diesen letzteren keine Celtische und Celtiberische Völkerschaft fällt, dagegen Biscaya mit seiner Küste von Bilbao an, und im Innern mit seiner östlichen Hälfte, ferner ganz Navarra, folglich gerade der gröſste Theil derjenigen Spanischen Provinzen, in welchen itzt Vaskisch gesprochen wird, so wie die ganze Küste des Mittelländischen Meeres. Innerhalb des Gebietes der Namen mit der Endung -briga befinden sich dagegen die Cantabrer, alle Bewohner der Küste des Oceans von ihnen an bis zum Baetis, alle Celtischen und Celtiberischen Stämme, und die Völker des Mittellandes von ihnen aus gegen Westen gerechnet. Dieses Gebiet nimmt den gröſsesten Theil von Spanien ein, doch hat auch jener Strich an den Pyrenaeen eine bedeutende Breite, und läuft nur am Meere schmal hin. Man könnte

zwar einwenden, dafs diese in -briga ausgehenden Namen wohl durch ganz Spanien verbreitet gewesen seyn, sich aber nur in Beispielen aus den angeführten Volksstämmen erhalten haben möchten. Allein dies wäre ein wunderbares Spiel des Zufalls, und die Theilung der ganzen Halbinsel in zwei so zusammenhangende Länderthteile, die zum Theil durch Flüsse, den Iberus und Baetis, zum Theil durch die Gebirgskette des Idubeda geschieden sind, ist so auffallend, dafs man sich wundern mufs, dafs niemand bisher darauf aufmerksam gemacht hat.

24.

Ortnamen, in welchen r mit vorhergehendem stummen Consonanten vorkommt.

In der Endung -briga klingt schon das br unvaskisch. Indefs ist die Verbindung des r mit einem vorhergehenden stummen Buchstaben viel häufiger, als die des l, und ich will jetzt die unter 11. aufgeschobene Zusammenstellung der Namen dieser Art hier nachholen. Es finden sich

in Baetica: Abra (Sestini desc. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 19.) Baebro. Brana, (Plin. I. 140, 7.) Brutobria. (Steph. Byz. h. v.) Episibrium, (Plin. I. 137, 17.) Merucra, (Plin. I. 139, 8.) Nebrissa. Sucrana (Plin. I. 139, 8.) Trite, (Steph. Byz. h. v.) Ipagrum oder Egabrum, (Itin. Anton. 412.)

bei den Celtikern in Lusitanien: Bretolaeum, (Ptol. II. 5. p. 41.) Catraleucus, (l. c.)

bei den Lusitanern: Chretina (l. c.) Eburobritium (Plin. I. 228, 7.) Die Insel Londobris, Landobris (Ptol. II. 5. p. 41.) oder Lanucris (Marcianus Heracleota. Huds. geogr. min. Vol. I. p. 43.) Oxthracae. Tribula.

bei den Callaikern: Die Callaici Bracarii. Brevae. Brigantium. Flavia lambris, (Ptol. II. 6. p. 44.) auch Lambriaca. (Mela. III. 1, 8.) Die Gravii oder Grovii. Pria, (Itin. Anton. 430.) Trigundum, (Itin. Ant. p. 424.) Volobria, (Ptol. II. 6. p. 44.)

bei den Celtikern in der Nordwestspitze der Provincia Tarraconensis: die Praesamarcae.

bei den Asturern: Brigaecium, wo -aecium griechischen Ursprungs, oder griechischer Verdrehung von οἰκέω, und Brig einheimisch seyn kann. Die Trigaecini, wenn der Name nicht ein Schreibfehler ist. (Mannert. I. 367.)

bei den Cantabrern: Brauon. (Ptol. II. 6. p. 45.)

die Autrigones, und bei ihnen Lucronium, (Reichards Karte. B. h.) Tritium.

bei den Vardulern: Tritium Tuboricum.

bei den Vasconen: der Fluſs Magrada.

bei den Vaccaeern: Sarabris, (Ptol. II. 6. p. 45.)

bei den Carpetanern: Brutobria, (Reichards Karte. D. g.) Consabrum, (Itin. Ant. p. 446.) Contrebia.

bei den Oretanern: Trogilium. (Reichards Karte. E. e.)

bei den Celtiberischen Völkerschaften: Tritium Metallum. Tucris.

bei den Contestanern: Eliocroca, (Itin. Anton. 401.) Sucro. Die Insel Strongyle. (Avieni ora marit. v. 453.)

bei den Ilergaoniern: Tenebrium. Traete.

bei den Laletanern: der Fluſs Rubricatus.

bei den Indigeten: der Fluſs Sambroca.

im diesseitigen Spanien, ohne daſs die Lage sonst genauer bekannt ist, Litabrum. (Liv. XXXV. 22.)

Cantabria, Cantabri und Artabri habe ich weggelassen, da der Laut, auf den es hier ankommt, in diesen

Namen in der, von Griechen und Römern gegebenen En-
ung liegen kann.

Die Namen dieser Art sind, wie sich voraussetzen liefs,
urch ganz Spanien zerstreut, und es wäre kaum nöthig
ewesen, sie einzeln aufzuführen. Ich habe es jedoch ab-
ichtlich gethan, weil aus der Vergleichung derselben mit
en in -briga endenden noch deutlicher hervorgeht, dafs
in besondrer Grund vorhanden seyn mufs, warum diese
inen abgeschlossenen Theil des Landes einnehmen. Es
it indefs auch unter den hier zusammengestellten Namen
in Unterschied. Diejenigen, in deren Anfangs- oder End-
ilben bri, brig, brum, bret, britium vorkommt, fin-
en sich nur in denselben Gegenden, als das, wie es scheint,
uit ihnen verwandte briga. Denn auch Stephanus Bru-
obria *), von welchem allein dies zweifelhaft scheinen
önnte, lag immer in der Nähe des Baetis. Unter den
brigen, namentlich denen in Baetica, und an der ganzen
littelländischen Küste sind natürlich viele, durch Griechen
nd Römer **) entstandene, wie Strongyle, oder durch

*) Nach Stephanus Byz. lag dieser Ort zwischen dem Baetis und
en Tyritanern, woraus man Turdetanern (da Tyritaner nichts be-
eutet) gemacht hat. Wenn diese Veränderung richtig ist (und Gro-
ovius Vorschlag: zwischen den Tritanern, von der Stadt Trite,
heint nicht empfehlungswürdig) so mufs man wohl unter den Turde-
anern die jenseits des Anas wohnenden verstehen, und die Stadt zwi-
hen beide Flüsse stellen. Denn weil auf diese Weise Celten dazwi-
hen wohnten, so konnte man auf dieser Seite allenfalls: zwischen
em Baetis und den Turdetanern sagen, was auf der andren Seite,
gen die Säulen zu, abgeschmackt gewesen wäre, da dort vom Baetis
ı blofs Turdetaner waren.

**) Doch ist nicht allen Etymologieen von Städtenamen in dieser
egend aus dem Griechischen, welche die Alten anführen, Beifall zu
eben. So ist die des Namens Nebrissa von νεβρὶς (Sil. Ital. III. 393.)
fenbar verwerflich, und Florez (Medallas. III. 98.) ist dadurch ver-
itet worden, auf einer Münze einen Stier für einen Hirsch anzuse-
en. Es scheint übrigens, wenn auch der Beweis aus der einzigen

sie verdrehte, wie vermuthlich Episibrium, Tenebrium und andere. Denn statt daſs, wie Silius Italicus bei Gelegenheit der Grovier und Castuler meint, (III. 107. 366.) die barbarische Zunge ursprünglich Griechische Namen entstellte, haben Griechen und Römer wohl viel häufiger die einheimischen zu den Lauten ihrer Sprachen hinübergebeugt. Namen, welche offenbar lateinisch oder griechisch sind, wie Scombraria, Contributa, Transducta, Evandria habe ich natürlich unerwähnt gelassen.

25.

Versuche, die Endung briga aus dem Vaskischen abzuleiten.

Es fragt sich nun, ob die Endung briga Vaskisch, oder ein fremdes Element unter den übrigen Namen ist? Larramendi (Lex. v. briga) und Astarloa (Apol. p. 215-223) behaupten das erstere. Beide leiten das Wort von uria, Stadt, ab, jener mit dem Zusatz der Localsilbe aga, dieser des privativen Affixum ga. Astarloa erinnert mit Recht, daſs in aga das a nie verloren gehe. Seine eigne Etymologie ist aber die gezwungenste, die man sich denken kann. Bri-ga soll städtelos, also unbebaut, wüst, heiſsen. Die gesetz- und ordnungslosen Versammlungen, welche die Nationen vor der Einsetzung bürgerlicher Einrichtungen hielten, kamen in solchen Gegenden zusammen, und hieſsen danach. Mit der Zeit wurden diese Versammlungen geordnet, permanent, und verwandelten sich in feste Ansiedelungen, Städte. So ging der Name auf den Begriff über,

---

Münze, die man auf diese Stadt deutet, ziemlich schwach ist, richtiger, Nabrissa zu schreiben. Man sehe die Anmerkungen zu Strabo III. 3. p. 143. in der von Siebenkees angefangenen Ausgabe, und Sestini descr. delle med. Isp. nel Mus. Hedervariano p. 70.

der seinem Ursprung gerade entgegengesetzt war. Es würde unnütz seyn, solche Behauptungen widerlegen zu wollen. Sollte briga einmal ein Vaskisches Wort seyn, so wäre wohl das natürlichste, es blofs für eine Dialectveränderung von uria zu erklären, zu welcher fremde Verdrehung hinzugekommen seyn könnte. Dafs u hier in b übergegangen sey, behaupten auch Larramendi und Astarloa, und zwischen die Endvocale ia schiebt auch jetzt der Vizcayische Dialect einen Consonanten ein. Dessen ungeachtet halte ich es für ausgemacht, dafs dieses Wort weder selbst ein Vaskisches, noch aus einem Vaskischen verdreht ist. In keinem der Vaskischen Dialecte kommt eine Verwechselung des b und u vor, Larramendi und Astarloa berufen sich dabei auch nur auf andre Sprachen, und der zwischen die Endvocale eingeschobene Consonant in dem Vizcayischen uri-j-a, ist nur ein Zischlaut (ein sanftes tsch) wie er sich leicht zwischen zwei Vocale schiebt, um ihr Zusammenkommen zu verhindern. Die Verbindung von b mit r ist überdies im Vaskischen ein ungesetzmäfsiger Laut, und die Vaskischen Dialecte folgen, ihrer Verschiedenheiten ungeachtet, immer dem Lautsystem der ganzen Sprache. Was aber, meines Erachtens, die Frage entscheidet, ist die Vergleichung, die sich zwischen den Endungen uris und briga, diesem Wort und dem unbestritten Vaskischen iria oder uria, mit dem es in der Bedeutung allerdings übereinzukommen scheint, anstellen läfst. Nirgends wird das eine mit dem andren verwechselt, Lacuris und Laco-briga sind zwei durchaus geschiedene Namen, nicht blofse Dialectveränderungen, oder Verdrehungen; beide Arten der Namen findet man bei denselben Völkerschaften neben einander, so im Gebiet der Callaiker Iria Flavia und Coeliobriga nebst andren in briga ausgehenden. Ferner zeigen sich die rein und ächt Vas-

kischen Formen Calaguris, Graccuris, Lacuris, soviel mir bekannt ist, nirgends aufser der Iberischen Halbinsel, wenn auch sonst wohl einige wenige Namen, die mit iria und uria übereinzukommen scheinen. Dagegen trift man briga nicht, wie Astarloa behauptet, blofs in Samarobriva und Artobriga, sondern auch sonst in Gallien, in Britannien, in den südlichen Donaugegenden, und, wenn man bria für dasselbe Wort hält, bis in Thracien an. In der Halbinsel selbst aber nimmt briga nur ein bestimmtes Gebiet ein. Ich halte es daher entschieden für keinen Iberischen Laut. Das einzige, was man mit einem Scheine des Rechts dafür angeführt hat, dafs nemlich die Zusammensetzungen mit diesem Wort, in Verhältnifs des Raumes, viel häufiger in Spanien, als anderwärts sind, kann, wie man weiter unten sehen wird, auch auf andre Weise erklärt werden. Aus der Beschaffenheit der mit der Endung briga verbundenen Wörter läfst sich kein Schlufs ziehen, da ebensogut, als Römische Namen und Wörter mit derselben zusammengesetzt sind, es auch Vaskische seyn können, wie fremde Völker sehr oft vorgefundene Namen in den neuen, von ihnen herkommenden zum Theil beibehalten.

26.

Ortnamen Aquitaniens.

Ehe ich mich aber zu den Ableitungen von briga aus andren Sprachen wende, ist es der Ort, itzt, wo die Untersuchung uns von selbst über die Gränzen der Halbinsel hinüberführt, die Ortnamen erst der angränzenden, dann entfernterer Länder mit den Spanischen zu vergleichen. Ich werde hierbei, wie im Vorigen, fürs erste blofs bei dem Eindrucke stehen bleiben, welchen die Gleichheit, oder ent-

schiedene Aehnlichkeit der Laute macht, ohne mich von den Zeugnissen der Alten über die Wanderungen der Völker, oder den Meinungen der Neueren leiten zu lassen, da ich den letzteren vielmehr neue Thatsachen aus diesem Gebiet unterzulegen wünschte. Ich fange mit Aquitanien an. Dafs dieser Theil Galliens nur eine Fortsetzung Iberischer Wohnsitze war, bestätigt sich auch durch die Vergleichung der Namen. Zu Belegen dieser Behauptung können folgende dienen:

Calagorris (Itin. Anton. p. 457.) bei Hieronymus, der es geradezu mit dem Spanischen zusammenstellt.

Die Vasates und Basabocates von basoa, Wald.

Iluro, wie die gleichnamige Stadt der Cosetaner. (15.)

Bigorra, von bi, zwei, und gora, hoch, die Garites *), von gara, hoch, die Auscii mit ihrer Stadt Elimberrum und die Osquidates (18.) sind unläugbar Vaskische Namen.

Das Vorgebirge Curianum, neben welchem sich das bassin d'Arcachon mit einer Krümmung ins Land zieht, die sich an der ganzen Küste auszeichnet, dem litus Corense (17.) vergleichbar, von der Stammsilbe gur, krumm, die Bercorcates, von demselben Stamm, wie Bigorra, (20.) und die Bigerriones, dem Iberischen Bigerra gleich, lassen sich ebenfalls mit Wahrscheinlichkeit aus dem Vaskischen ableiten.

Dagegen kommt bei den ächt Aquitanischen Stämmen kein den Celten ganz eigenthümlicher Name vor, kein in -dunum, -magus, oder -vices ausgehender, ebensowe-

*) Von derselben Wurzel abstammend ist der Name der Garoceli, den man in Caesar (de bello Gall. I. 10.) las, ehe er, blofs, wie es scheint, weil das Volk in den Grajischen Alpen wohnte, in Grajoceli umgeändert wurde. Doch hat auch Reichard auf seiner Karte von Gallien Grajoceli beibehalten.

nig einer in -briga. Die Rutener, deren Hauptstadt Segodunum hiefs, werden schon von einigen zur Narbonensischen Provinz gerechnet, und gehörten wenigstens nicht zum eigentlichen Aquitanien. (Mannert. Th. 2. B. I. p. 133.) Lugdunum lag zwar in diesem, gehörte aber den Convenae, d. h. einem Gemisch von Menschen mehrerer Völkerschaften aus dem Heer des Sertorius. Eine wunderbare Erscheinung aber ist es, dafs die einzige, im eigentlichen Aquitanien wohnende Völkerschaft, welche, nach Strabo's ausdrücklichem Zeugnifs, Celtisch war, und daher auch nicht zum Aquitanischen Völkerverein gehörte (IV. 2, 1. p. 190.) die Bituriges, einen durchaus Vaskischen, und mit Ausnahme der Endung, bei den Spanischen Vasconen selbst vorkommenden Namen trägt. Man vergleiche Bituris (15.). Wir werden zwar in der Folge sehen, dafs die Namen, welche von dem Wort, welches Vaskisch und Celtisch Wasser bedeutet, abstammen, sich in Gallien und Spanien nur durch das hinzugefügte d unterscheiden, welches vielleicht auch, obgleich selten, wie im Flufs Aturis (Ptolemaeus II. 7. p. 49.) in t übergieng *). Soweit wäre daher der Name, als der einer Celtischen Völkerschaft, nicht sonderbar zu nennen. Allein die ganze Bildung ist unläugbar Vaskisch, und dennoch ist es nicht wahrscheinlich, wenn auch der Ort schon vor dem Einwandern der Völkerschaft so geheifsen haben sollte, dafs diese von ihm einen fremden Namen angenommen habe. Die Endsilben riges finden sich in den gleichfalls Celtischen Caturiges in den hohen Alpen zwischen Gallien und Italien wieder, die aber früher auch von Iberern besetzt waren.

*) Mannert sagt, (Th. 2. B. 1. p. 116.) dafs bei Ausonius Adurus stehe. In den Ausgaben aber, die ich nachgeschlagen, finde ich diese Lesart nicht angemerkt, wohl aber (Parent. IV. 11. Mosella. 468.) des Silbenmafses wegen, Aturrus.

27.

Ortnamen der Südküste Galliens.

In dem Narbonensischen Gallien an der Seeküste gab es, den Zeugnissen der Schriftsteller zufolge, noch Ueberreste Iberischer Völkerschaften, welche früher mit Ligurern vermischt daselbst wohnten. Von Namen mit entschieden Iberischem Laut finde ich jedoch nur Illiberis der Bebrycer, und Vasio der Vocontier. Dafs Dea der Vocontier, wenn es wirklich in Deobriga wiederkehrt, ein Celtischer Name in Spanien, nicht aber ein Iberischer in Gallien ist, habe ich schon im Vorigen (23.) erwähnt. Die Bebryces erklärt Mannert (Th. 2. B. I. p. 57.) für ein Volk von Iberischer Abkunft, an einer andren Stelle (p. 60.) nennt er dies jedoch nur wahrscheinlich. Ausdrücklich wird es von keinem alten Schriftsteller, soviel mir bekannt ist, behauptet, und dem Laut nach zu urtheilen, sollte man eher glauben, dafs dies Volk nur in Iberische Wohnsitze eingewandert sey. Die Bebrycer erinnern an die Briger, und mit ihnen verwandt kann die Endung des Namens Allo-broger (bei Stephanus Byzantinus Allobryger, und wie er sagt, am häufigsten, nemlich bei Griechischen Schriftstellern, Allobriger) seyn. Von dieser aber heifst es bei dem Scholiasten des Juvenalis (ad sat. 8. v. 234.) dafs sie Celtisch sey, und Ackerland, Gegend, bedeute.

28.

Ortnamen des übrigen Gallien.

In dem übrigen Gallien fühlt man, indem man die Namen durchgeht, dafs man in eine andre Sprache eintritt. Diese werden uns daher behülflich seyn, auch in Spanien

mehreres nunmehr als wirklich fremdartig zu erkennen, was wir bisher nur Schwierigkeit fanden, aus dem Vaskischen abzuleiten. Zwar gebricht es auch nicht an Namen, welche in ihren Anfangslauten denen auf der Halbinsel ähnlich sehen. In den Endungen, wie in Gelduba, das man mit Corduba, Salduba u. a. m. vergleichen könnte, dessen Endung aber vermuthlich mit den Ubiern, zu welchen die Stadt gehörte, zusammenhängt, ist dies seltner. Es giebt Ardyes um die Rhone von ihrer Quelle bis zum Genfer See, Arialbinum in Germania superior, Arverner und Arvii, (vergl. 19.) die Cadurci, wie das Spanische Ilurci, (14.) die Caracates, Carasa, Carcaso, Carnutes, Carocotinum, Carpentoracte, Carsici, Corbilo, (vergl. 20.) Turones, (vergl. 16.) u. s. w. Es wäre aber ein durchaus unrichtiges Verfahren, diese Namen darum für Vaskisch, oder die ähnlichen in Spanien für Celtisch zu halten. Es liegt in der Natur der Sprachen, dafs dieselben Silben mehr oder weniger in allen mit verschiedenen Bedeutungen wiederkehren. Als wirklich aus dem Vaskischen abstammend, konnten die Namen dieser Art nur in Spanien wegen des Umstandes betrachtet werden, dafs dort wirklich noch heute Vaskisch gesprochen wird, und dafs es unter den alt-iberischen Namen eine bedeutende Anzahl unläugbar und ihrem ganzen Bau, nicht einer einzelnen Silbe nach, aus dieser Sprache abzuleitender giebt. Wo dies letzte fehlt, kann die bloſse Aehnlichkeit und selbst Gleichheit einer Anfangssilbe nicht einmal zu einer Vermuthung berechtigen, wenn nicht andre Beweise hinzutreten. Dies ist aber hier so wenig der Fall, dafs man, Aquitanien und die Küste des Mittelländischen Meers ausgenommen, kaum einen einzigen Namen mit wahrhaft Vaskischem Gepräge in Gallien antrifft. Die Bituriges habe ich ausnahmsweise oben angeführt.

29.

Ortnamen der von Celten bewohnten Länder. Endungen derselben.

Die Eigenthümlichkeit der Celtischen Namen, soweit Celten ihre Wohnsitze erstreckten, zeigt sich in den Endungen -briga, -dunum, -magus und vices. Ohne hier auf eine Ableitung von briga einzugehen, nenne ich -briga nur insofern Celtisch, als Namen dieser Art in Gallien, Britannien, dem von Celten besetzten Striche Deutschlands, und Spanien vorkommen. Gleich allgemein verbreitet sind die Namen Brigantium und Brigantes. In Spanien fanden wir (24.) ein Brigantium bei den Callaikern, und ein Brigaecium bei den Asturern. In Gallien ist gleichfalls ein Brigantium, und der Name des Hafens Brivates gehört wohl zu dem gleichen Stamm. In Britannien machten die Briganten, von welchen die Stadt Isubrigantum den Namen hat, nicht blofs die bedeutendste Völkerschaft aus, sondern derselbe Volksname findet sich auch in Irland. An der Ostspitze des Bodensees, also im Celtischen Deutschland, lag Brigantium, und an der Donau im heutigen Ungarn Bregetium. Vielleicht haben nicht alle diese, von dem westlichen Ende Spaniens bis zum östlichen Pannonien zerstreute Namen einerlei Etymologie. Die Stadt Brigobanne an den Quellen der Donau scheint wirklich ihren Namen von dem Flusse Brig zu führen. Sie ist auch die einzige, mir bekannte, wo in zusammengesetzten Namen brig- vorangeht. Dennoch dringt sich die Ueberzeugung auf, dafs ein Name, der überall erscheint, wo Celten gewohnt haben, ihnen angehört haben mufs. Composita von -briga sind nun,

wenn man bria und briva hinzurechnet, in Gallien: an der Südküste der Name der Segobrigier;

in dem von den Römern zum eigentlichen Aquitanien hinzugeschlagenen Lande, der der Nitiobrigier;

Samarobriva, das heutige Amiens;

Eburobrica (Itin. Anton. 361.) zwischen Auxerre und Troyes.

Baudobrica (Itin. Anton. p. 374.) Bontobrice und ad Magetobria in der Rhein- und Moselgegend, wo schon Celtische und deutsche Völkerschaften neben einander wohnten; in der Schweiz der Name der Latobriger oder Latobrogier. (Caes. de bello Gall. I. 28. Orosius. VI. 7.)

In Britannien gab es ein doppeltes Durobrivae, und Durocobrivae.

Im Celtischen Deutschland findet man Artobriga, Regensburg.

Ich bin bei den Namen in briga ausführlicher gewesen, weil es darauf ankommt, zu entscheiden, ob Celtische Stämme sie in Iberien ein-, oder Iberische in andre Länder ausgeführt, oder bei einem ehemaligen Durchzuge zurückgelassen haben.

Die Namen mit den Endungen dunum, durum, magus, vici und vices sind theils anerkannt Celtischen Ursprungs, theils wenigstens nie für Iberisch gehalten worden. Es würde daher unnütz sein, dieselben einzeln aufzuführen: es kommt blofs auf ihre Beziehung auf die altiberischen Ortnamen an. Im Ganzen finden sich dieselben, wie die in briga, und häufiger, in allen ehemals hauptsächlich von Celten besetzten Ländern, also in Gallien, Britannien und dem südlichen Deutschland.

Die Endung dunum ist Spanien nicht ganz fremd: es giebt bei den Bracarischen Callaikern ein Caladunum (Ptol. II. 6. p. 44.), in Baetica Arialdunum (Plin. I. 137, 17.)

bei den Castellanen Sebendunum *) (Ptol II. 6. p. 48.). Es würde aber voreilig seyn, diese Namen darum alle, oder auch nur zum Theil für Celtisch zu halten. Die Sache ist aufs mindeste sehr ungewifs. Dun, mit dem Artikel duna, ist eine sehr gewöhnliche Endung der Vaskischen Adjective, und zeigt Ueberflufs an; so ist ar-dun-a, voll Würmer, von arr-a, Wurm, erstu-ra-dun-a, angstvoll, von erstura, Angst, und viele andre. Auch Volksnamen werden so gebildet, Eusc-ara die Art, Sprache der Eusken, Vasken, Eusc-al-dun-ac (mit Veränderung des r in l) die Eusken oder Vasken. (18.) Dies letzte konnte vorzüglich leicht zu Ortnamen Anlafs geben. Caladunum kann Vaskisch eine Gegend bedeuten, die an Binsen reich ist. (Man vergl. Calaguris 14.)

Durum macht sowohl die Anfangs- als Endsilbe von Namen aus; so ist in Gallien Durocasis und Divodurum, in Britannien Durovernum, in Deutchland Bojodurum, in Nieder-Moesien Durostorum u. a. m. In Spanien und Portugal finde ich blofs den Flufs Durius, Octodurum (Ptol. II. 6. p. 45.) und Ocelloduri, (17.) beides Städte der Vaccaeer. Auch könnte man noch Udura (Ptol. II. 6. p. 48.) bei den Lacetanern hierher rechnen. Doch gehört der letzte Name vermuthlich nicht hierher, und die ersten sind sämmtlich in dem Gebiet der Namen in briga. Die Namen, in welchen tur die Hauptsilbe ist, und die ich grofsentheils von iturria, Quell, abgeleitet habe, (16.) ziehe ich nicht hierher, weil in diesem

*) Cellarius (I. p. 117.) macht hieraus Besen- oder Beseldunum, und vergleicht den Ort mit dem heutigen Besalu, indem er dabei den Ptolemaeus anführt. In der Bertischen Ausgabe ist keine solche Variante angemerkt. Auf Münzen soll der Name, nach Sestini (descr. delle med. Isp. nel Mus. Hedervariano p. 164.) jedoch in Celtiberischer Schrift, Subendunum heifsen.

durum der harte Laut nicht scheint mit dem weichen verwechselt worden zu seyn *). Denn bei so vielen Namen dieser Art kommt doch, soviel ich gesehen, diese Veränderung nicht vor, und die in Hispanischen Ortnamen so häufige Silbe tur ist in den von Celten besetzten Ländern sogar verhältnifsmäfsig selten. Es ist überhaupt sehr merkwürdig, mit welcher Beständigkeit einzelne Buchstaben sich durch viele Jahrhunderte unverändert selbst in Fällen erhalten, wo die Umänderung gewissermafsen gleichgültig wäre, und dies beweist, wie fest verbunden mit den Organen, der Einbildungskraft und der Denkart der Nationen die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Sprachelemente sind. Der Durius, noch heute Duero, konnte seinen Anfangsconsonanten wegwerfen, oder ihn in den harten Laut umwandeln, und die Bedeutung des Namens, als der einer Wassermenge, blieb immer dieselbe. Dennoch erhielt sich das ursprüngliche d (das vermuthlich nicht einmal zum Wurzellaut gehört) **) mitten in einem Lande, wo die andren Formen vorherrschend waren. Astarloa (Apol. 250 bis 252.) zeigt auf eine Weise, die keinen Verdacht einer willkührlichen Erklärung erregt, dafs in vielen Vaskischen Namen das d blofs, ohne irgend eine Abänderung der Bedeutung, dem Vocal vorgesetzt wird. Dennoch scheint es mir nicht richtig, wenn er, weiter gehend, durum geradezu für Vaskisch (aus ura) erklärt. Das dur oder dour

*) Ob der Aturis hiervon eine Ausnahme macht, (26.) ist noch sehr zweifelhaft.

**) Nach Lhuyd (Archaeol. Brit. p. 288. col. 3.) findet sich die alte Wurzelsilbe uy noch in Flufsnamen von Wales. Der Punkt unter dem u deutet an, dafs das u lang ist, und vor dem y eine eigne Silbe macht. Owen (lex. h. v.) leitet dur von wr ab. Er folgt hierin dem oben (4.) erwähnten System der Wortherleitung aus Ursilben allgemeiner Bedeutung. Wr bezeichnet den Zustand des darauf, darüber, oder dabei Seyns. (of being on, over, or at.)

der Celtischen Sprachen (Wasser) mag ursprünglich allerdings dasselbe Wort nicht nur mit dem Vaskischen ura, sondern auch mit dem Grundlaut von ὕδωρ seyn. Allein man würde in alle Sprachuntersuchungen nur Verwirrung bringen, wenn man nicht stufenweise rückwärts gienge, und zunächst den Zustand vor Augen behielte, in welchem sogar solche Sprachen, die gemeinschaftliche Abstammung haben, von einander bestimmt verschieden sind. Dafs aber eine solche Verschiedenheit in dem Vaskischen ura und dem Celtischen dur in der That vorhanden ist, beweist der Umstand, dafs die Iberischen Namen sich (selbst wenn man Astarloa's Meinung annimmt, bis auf wenige Ausnahmen) in jenem, die Celtischen durchaus in diesem gleich bleiben. Ich kann daher Durius, Ocelloduri, Octodurum nicht für zufällige Abänderungen alt-iberischer Namen, sondern nur für Celtische, von eingewanderten Celten mitgebrachte, halten.

Mit magus verbundene Namen giebt es in der Iberischen Halbinsel nicht, und das Gleiche läfst sich von den in vici und vices endenden sagen. Ergavica (Ptol. II. 6. p. 46.) gehörte zwar zu den Celtiberern, allein es wird bei Livius (XL. 50.) blofs Ergavia genannt. Eben so kommt es auch, als Ort der Vaskonen, bei Ptolemaeus vor, (l. c. p. 48.) welcher ebendaselbst eine andre gleichnamige Stadt in noch einfacherer Form, Erga, erwähnt. Der eigentlich einheimische Laut ist also wohl Erga und Ergavi, und ca nur die Römische Endung.

30.

Aufsuchung einzelner Celtischer Namen unter den Ortnamen Iberiens.

Auf demselben Wege, den wir hier mit Silben, welche ganze Classen von Namen bilden, eingeschlagen haben,

lassen sich nun auch andre fremde Elemente unter den alt-iberischen Namen entdecken.

Ich nenne hier zuerst Ebora oder Ebura. Dieser Name kommt mehreremale in Spanien vor, an der Küste von Baetica, (Mela. III. 1, 4.) bei den Turdulern tiefer im Lande *), (Ptol. II. 4. p. 39.) bei den Edetanern, (Ptol. II. 6. p. 47.) bei den Carpetanern, (Aebura geschrieben. Livius XL. 30. und auf Reichards Karte) bei den Lusitanern, (Plin. I. 229, 10.) bei der Celtischen Völkerschaft der Praesamarker. (Mela. III. 1, 8.) Aufserdem gab es noch die schon oben erwähnten Orte Ripepora (10.) gleichfalls in Baetica, und Eburobritium (24.) bei den Lusitanern. Der Name war also häufig in Spanien, und nicht auf einen einzelnen Strich des Landes beschränkt. Wie die Namen in briga und dunum, kann man ihn aber auch aufser Spanien in allen, hauptsächlich von Celten bewohnten Gegenden verfolgen. In Gallien finden sich Eburobrica, (Itin. Anton. p. 361.) Eburodunum (l. c. p. 342.) an der Südküste gegen Italien hin, die Aulerci Eburovices (Plin. I. 225, 7.) in der heutigen Normandie; in Britannien das bekannte Eboracum oder Eburacum; in Süddeutschland wieder ein Eburodunum (Mannert. III. 471.) in Oesterreich; in Ober-Ungern Eburum. (l. c. p. 467.) Die Eburones sind zwar auch eine deutsche Völkerschaft, (Caes. de bello Gall. II. 4.) dies kann aber nicht gegen den Celtischen Ursprung des Namens beweisen, da sie auf der linken Seite des Rheins, nahe bei den Trevirern, und also mitten unter Celten wohnten, dieser Name auch vielleicht nicht der war, den sie sich selbst gaben, sondern den ih-

*) Nach der franz. Uebersetzung des Strabo (Th. I. p. 396. nt. 1.) könnten diese beiden Städte eine und dieselbe seyn. Auf Reichards Karte aber liegt die eine am Meer, die andre im Gebiet der Turduler am Baetis.

nen die Gallier beilegten, von welchen ihn Caesar hörte. Auf jeden Fall aber ist durch das Gesagte klar, daſs er kein Iberischer seyn kann. Ob die Eburini (Plin. I. 165, 17.) in Lucanien auch hierher gehören, bleibt zweifelhaft, da sie ganz auſser den Strichen liegen, in welchen wir Celtische Wanderungen historisch kennen. Auch eines Galliers, der den Namen Eporedirix führte, wird bei Caesar (de bello Gall. VII. 38.) erwähnt *).

Der Name der Segobrigier, der nachherigen Commoner (Ptol. II. 10. p. 55. Mannert II. Band 1. S. 81.) an der Südküste Galliens, ist derselbe, als der der Stadt Segobriga. (23.) Alles trift hier zusammen, nicht bloſs den letzten, sondern auch den ersten Theil dieses Namens für Celtisch, uud nicht für Iberisch zu halten. Die Stadt gehört den Celtiberern an, und wenn auch an der Gallischen Küste des Mittelländischen Meeres Iberische Völkerschaften wohnten, so hielt Justinus (XLIII. 4.) die Segobrigier offenbar für Gallier. Wir haben auch oben (20.) gesehen, daſs überhaupt die mit Se- besonders aber mit Seg- anfangenden Namen wenig Verwandtschaft mit Vaskischen Wurzeln zu haben scheinen. Alle diese, oben einzeln zusammengestellten Namen kommen innerhalb des (23.) Gebietes der in -briga ausgehenden vor, die meisten bei den Celtiberern selbst. Unter den Celtischen Völkerschaften sind diese Namen sehr häufig; so findet sich Segodunum (ganz gleich mit Segobriga) in Gallien, zwar nahe am

*) Davies (Celtic researches. p. 207.) erklärt die beiden ersten Silben von Ebo-durum durch Koth, (mud) so daſs das Ganze: Ort des schmutzigen, sumpfigen Wassers hieſse. Auf Ebora würde diese Etymologie wohl nicht angewendet werden können. Ich finde nicht einmal bei Lhuyd die Irischen Wörter eban, eab, auf die er sich beruft. Der Name der auf Münzen vorkommenden Stadt Bora von unbekannter Lage (Florez Medallas. III. 17.) scheint nicht mit Ebora zusammenzuhängen.

eigentlichen Aquitanien, aber nicht in demselben, und im südlichen Deutschland am Main, ferner mit bloſser Umänderung des o in e *) Segedunum in Britannien (Camden's Britannia 858. Cellarii not. orb. ant. I. 346. bei Mannert II. 2. p. 124. und Reichard unrichtig Sagedunum) Segontia in Britannien, durchaus wie das Spanische, und andre Orte ebendaselbst und in Gallien, die jeder leicht für sich auffinden wird. Ich gedenke nur noch der Stadt Segestica der Pannonier. Der ganz gleiche Name findet sich in Spanien. Die Pannonier waren zwar eine Illyrische Völkerschaft, vergleicht man aber alle übrigen ähnlichen Namen, so ist es doch natürlicher, anzunehmen, daſs die Pannonier den Ort, ehe sie dahin kamen, schon so benannt fanden, als die Analogie, die in allen dieser Art liegt, aufzugeben, und ihn nicht für Celtisch ansehen zu wollen.

Ich habe schon oben (20.) Zweifel gegen die von Astarloa versuchte Ableitung des Namens der Celtiberischen Stadt Mediolum von dem Vaskischen mendia, Berg, geäuſsert. Man kann in der That denselben kaum als einen Celtischen verkennen. In Gallien gab es ein doppeltes Mediolanum, bei den Santonen und den Aulerci

*) Camden setzt Segedunum an den Platz von Seghill (was aber Mannert II. Heft 2. p. 124. 126. für unrichtig zu halten scheint) und fügt hinzu, daſs Segedunum Brittisch dasselbe heiſse, als Seg im Englischen. Aber dies veraltete Englische Wort für sedge, eine Wasserpflanze, Binsen, ist Sächsischen Ursprungs (Niedersächsich Segge) und taugt auch wenig zu einer Wurzel für häufige Ortnamen. Löscher (literator Celta. p. 40.) bemerkt auch, daſs die Namen dieser Orte Celtischen Ursprungs sind. Aber seine Herleitung von dem Deutschen Sieg ist durchaus unstatthaft, da dies Wort nicht Celtischer, sondern Germanischer Abkunft ist. Ich bin weit entfernt, Etymologieen aus der Sprache von Wales, die mir nicht genug bekannt ist, zu wagen, aber seg heiſst in dieser unzugänglich, was sehr gut auf Ansiedelungen paſst, bei welchen Befestigung der Hauptzweck war.

Eburovices; die schon früh nach Italien überwandernden Gallier gaben ihrer neuen, dort errichteten Stadt denselben Namen, (Mannert Th. 2. B. 1. p. 22.) Auch in Britannien, und in Deutschland, jedoch wahrscheinlich Gallischen Ursprungs, (Mannert. III. 454.) war ein Mediolanum oder Mediolanium, da der Name wechselt. Zu derselben Wurzel mit diesem mufs man nun auch den Mons Medullius der Callaiker rechnen, welcher an die Medulli, eine Gallische Völkerschaft an der östlichen Südküste, erinnert, und wohl bemerken, dafs der Berg und die Stadt in den Gegenden liegen, wo sich auch die in -briga ausgehenden Namen finden.

In denselben kennen wir Nemetobriga (23.) und die Nemetater. (Ptol. II. 6. p. 44.) Auch diese Namen scheinen Celtisch, wenn man die ganz ähnlichen in Gallien: Augustonemetum im heutigen Auvergne, Nemetacum und Nemetocenna (wenn dies nicht blofs ein andrer Name desselben Orts ist) damit vergleicht. Der Name der Nemeter in Germania superior kann wohl derselbe seyn, obgleich dies eine Deutsche, nur nach Gallien übergewanderte Völkerschaft war. Bullet (I. 71.) leitet Augustonemetum von nemet, nach ihm, Tempel, geheiligter Ort, ab, und wirklich heifst naomhtha im Irländischen (Lhuyd h. v.) heilig. Der alte Name von Nismes, Nemausus, scheint desselben Ursprungs *).

*) Bullets wunderbares Unternehmen, verschiedene Sprachen in Ein Wörterbuch zusammenzuwerfen, ist schon von Schlözer (Allgem. Welthistorie XXXI. 340. nt. N.) gehörig gewürdigt worden. Es mufste aber Schlözern noch abentheuerlicher erscheinen, da er einen viel gröfseren Unterschied zwischen dem Gallischen und der von ihm kymrisch genannten Sprache voraussetzt, als in der That vorhanden ist. Ein noch gröfserer Fehler Bullets, als dieser der ganzen Anlage seines Werks, ist seine Unzuverlässigkeit in den einzelnen Wörtern, die ich wenigstens im Vaskischen bemerkt habe. Sie wirkt natürlich auf seine

Der Name der Celtiberischen Völkerschaft der Berooner kann mit dem noch heute in Wales üblichen Worte ber, Speer, Spiefs (Owen) zusammenhangen, das auch in Nieder-Bretagne gewöhnlich ist, wo es noch ein andres verwandtes bîr, Pfeil (Le Pelletier) giebt. Ich möchte daher das Wort berones bei Hirtius (de bello Alexandr. 53.) weder für den Volksnamen, noch, da alle Codices, nach Oudendorp, darin übereinstimmen, für eine falsche Lesart halten. Es war unstreitig ein Celtischer Ausdruck für Be-

---

Etymologieen zurück. So leitet er (I. 409.) Astura von einem Celtischen Wort stur, Flufs, ab, und zerschneidet daher den Namen ganz unrichtig. Von Stura wird in der Folge (32.) die Rede seyn. Allein wenn wirklich im Celtischen ein Flufs stur geheifsen haben sollte, so hat dies Wort wenigstens mit dem Spanischen Namen Astures u. s. f. nichts zu thun. In andren Fällen drückt er sich wenigstens nicht genau genug aus. Bei einem Flufs der Pyrenaeen, la Cava, heifst es an der angeführten Stelle bei ihm: Cav, nom appellatif de rivière, devenu propre de celle-ci. Hieraus sollte man schliefsen, dafs es noch itzt im Vaskischen ein Wort cav, Flufs, gäbe, oder doch ein solches verloren gegangenes bekannt wäre. Dies ist aber nicht der Fall. Die Sache ist blofs die, dafs mehrere Bäche der französischen Pyrenaeen gave heifsen, und nur nach den Orten unterschieden werden, an denen sie fliefsen, und dafs man hieraus allerdings sieht, dafs ein Appellativum zu einem Nomen proprium geworden ist. Dies Appellativum ist aber darum noch nicht nothwendig eines, welches Flufs bedeutet. Vergleicht man vielmehr die Stammsilbe gav mit cavus, κοῖλος, hohl, so sieht man, dafs ihre ursprüngliche Bedeutung die der Höhlung, Spalte, Lücke, ist. Hiermit stimmen auch die davon metaphorisch abgeleiteten Vaskischen Wörter gabenda, (Fehler, Unvollkommenheit) gabe (Praepos. ohne, und Verneinung anzeigende Endung) und gava, oder gaba (Nacht) überein. Erst auf diese Weise wird die Silbe auf das Flufsbette, als eine Höhlung, Spalte im Felsen, oder dem Erdboden, angewandt, und zwar, wie oben gesagt, auch nur in Namen, und nur im Französischen Basquenlande. Ich berufe mich daher auf Bullet nur da, wo ich ihn durch sichrere Gewährsmänner bestätigt finde. Aus diesem Grunde wird weiter unten seiner Herleitung einiger, mit Vin- und Vind- anfangenden Namen, von einem Schottischen Wort Bin oder Vin, Hügel, nicht erwähnt.

wafnete, und der Ursprung des Namens der Völkerschaft *).

Den Namen der Suessetaner für einen Celtischen zu erklären, dürfte der der Suessionen in Gallien allein nicht hinreichend seyn. Von Italien, wo derselbe Laut wiederkehrt, nachher.

Ueber Amba s. 21.

Wenn man mit Mannert (III. 655.) -mina für eine Celtische Endung halten darf, so muſs hier auch die Stadt der Callaiker Talamina (Ptol. II. 6. p. 44.) erwähnt werden, deren Anfangssilben in einem andren Lusitanischen Stadtnamen, Talabriga, mit -briga verbunden sind.

Durch einen groſsen Theil des Gebiets hin, in welchem die Celtischen Namen sich vorzugsweise finden, von den Callaikern bis zu den Cantabrern, zog sich die Gebirgskette des Vindius (Ptol. II. 6. p. 43.) oder Vinnius, wie sie Florus (IV. 12, 49.) wohl fälschlich nennt. Unfern des östlichen Endes derselben lag die Stadt Vindeleja (Itin. Anton. pag. 454.) Vendelia bei Ptolemaeus (II. 6. p. 45.). Ein ähnlicher dritter Name ist mir in der Halbinsel nicht bekannt. Dagegen giebt es in Gallien und Britannien zehn bis zwölf, welche Vind- zur Anfangssilbe haben, und nur in der Endung verschieden sind. Dies

*) Der Name der Celtiberischen Völkerschaft der Arevaci kann auch ein Celtischer scheinen, wenn man seine Endung mit der des Namens der Gallischen Bellovaci (Caes. de bello Gall. II. 4.) vergleicht, und hinzunimmt, daſs die Anfangssilben des letzteren an einen andren Celtiberischen Stamm, die Belli, erinnern. Allein Erro, (Alf. prim. 194—196.) zeigt sehr richtig, daſs die ersten drei Silben des Namens (areva, oder areba) von den Vaskischen Wörtern area und ba herkommend, tiefe Ausdehnung, niedrige Ebne bedeuten, und diese Ableitung wird durch Plinius Zeugniſs (I. 140, 28.) bestätigt, nach welchem die Völkerschaft ihren Namen von dem Flusse Areva erhielt.

reicht, meines Erachtens, hin, diese Namen für Celtisch anzuerkennen, und ich weiſs nicht, ob die etymologischen Gründe, die Vindelici für Wenden anzusehen, so erheblich seyn dürften, als Mannert (III. 526.) sie hält. Die Analogie der Gallischen und Britannischen Namen, verbunden mit den Wohnsitzen des Volks, machen es vielmehr natürlicher, sie selbst und ihren Namen für Celtisch zu erklären. Auch der der Breones oder Briones, eines Zweiges von ihnen, hat einen Celtischen Laut, und ist mit Brigantium und Briga verwandt. Wenn die anderweitigen Gründe, in den Vindelici Wenden zu erkennen, in sich überwiegend wären, so würden allerdings die hier für das Gegentheil aus ihren Namen hergenommenen nicht hinreichen, sie zu entkräften. Allein ein Anderes ist es, wenn, wie Mannert selbst zu meinen scheint, jene Gründe nur den etymologischen unterstützen sollen. Der Name Vindobona, oder Vindomina erscheint hiernach ganz Celtisch, und die Wegwerfung des d in Vianiomina, und dem heutigen Wien ist nicht auffallender, als die Abänderung des mons Vindius in Vinnius. (Mannert l. c. p. 655.) Den itzigen Namen hat die Stadt übrigens von dem kleinen Fluſs Wien, wie sie auch in alten Ausfertigungen Stadt an der Wien genannt wird *).

Sicor, den Gallischen Hafen, dem Spanischen Fluſs Sicoris gleich, übergehe ich, weil sich aus einem einzelnen Namen nichts mit Sicherheit schlieſsen läſst.

---

*) Dieselbe Meynung über Vindobona, und dieselbe Vermuthung über die Vindelici äuſsert auch Löscher (literator Celta. p. 36.) indem er hinzusetzt, daſs Vinde einen wasserreichen Ort bedeute.

31.

Aufsuchung einzelner Vaskischer Namen unter den Ortnamen der Celtischen Länder.

Ich glaube durch das Vorige überzeugend dargethan zu haben, dafs es, aufser den Phönicischen, Griechischen und Römischen, unter den Spanischen Ortnamen andre unvaskische, und solche giebt, die unstreitig schon vor dem Eindringen jener gebildeten Nationen, in der Halbinsel vorhanden waren. Auch scheint mir der Celtische Ursprung der angeführten aufser Zweifel gesetzt. Mehrere gleicher Art mag es noch unter den mit Stillschweigen übergangenen geben. Eine genaue Aussonderung im Einzelnen würde indefs ein vergeblicher und trüglicher Versuch seyn. Es genügt, durch solche Reihen von Beispielen, als erforderlich sind, einen Beweis durch Induction hervorzubringen, die Sätze, auf die es ankommt, zu begründen. Itzt aber mufs dieselbe Vergleichung der fremden Namen auch die Frage beantworten, ob unter diesen unläugbar Vaskische gefunden werden? Von Gallien haben wir das Gegentheil schon im Vorigen (28.) gesehen. In Britannien und den südlichen Donaugegenden kommen einige, solchen Spanischen, deren Iberischen Ursprung man nicht in Zweifel ziehen kann, ähnliche, oder gleiche Namen vor. Ich setze, zu ganz unpartheiischer Prüfung, alle her, die ich von dieser Art gefunden habe, und übergehe nur diejenigen, in welchen die Aehnlichkeit blofs in einzelnen Silben besteht, über die ich mich 28. ausführlich erklärt habe.

In Britannien ist der Flufs Ilas (Ptol. II. 3. p. 35, wo Ἴλα der Genitiv ist) mit Ula (14.) zu vergleichen, Isca mit Osca, (18.) Isurium mit dem Spanischen Esuris (14.) und wegen der ganz gleichen Endung mit Verurium und

Solurius mons (15.) das Vorgebirge Ocelum, oder Ocellum mit dem Ocelum der Callaiker, und andren ähnlichen Namen (17.) in Spanien, die aber alle nur in Gegenden vorkommen, die sonst viel Celtische haben, und die ich hier nur darum mit erwähne, weil doch eine Vaskische Spur in ihrem Anfangs-o liegt.

In den Donaugegenden findet sich das ganz Vaskische Astura auf der Gränze zwischen Noricum und Pannonien, der Fluſs Carpis (Mannert. III. 510.), des Volks der Carpi, über deren Abkunft Ungewiſsheit herrscht, (l. c. 397.) nicht zu gedenken, und noch weiter östlich Urbate, und der Fluſs Urpanus.

Ich erwähne hier auch der Berunenses in Rhaetien. Beruna heiſst im Vaskischen Blei. Man vergleiche das oben (23.) über Medobriga Gesagte. Ich bemerke hierbei, daſs ich immer am wenigsten auf Herleitung halten würde, wo der alte Name völlig mit einem heutigen Wort übereinkommt. Dieſs ist gewiſs meistentheils nur Spiel des Zufalls. Das Natürliche ist, daſs sich bloſs die Wurzellaute erhalten. Nur solche Fälle können nicht hierher gerechnet werden, wo, wie in iria, ura u. a. m. das heutige Wort fast nur aus dem reinen Wurzellaut besteht.

Einige der hier angeführten Namenähnlichkeiten, wie z. B. die von Astura, sind allerdings sehr auffallend. Allein sie können, meines Erachtens, nicht berechtigen, anzunehmen, daſs Vasken diese Gegenden besessen, oder durchwandert haben. Sie finden sich auch in viel entfernteren Ländern. So giebt es einen Ort Bituris in Assyrien, einen Fluſs Deba in Mesopotamien, und andre Namen mehr, die mit Hispanischen übereinkommen. Ich erwähne dieser Aehnlichkeiten hier mit Fleiſs, weil man aus ihnen eine Einwendung gegen jede Art der Untersuchung, wie die gegenwärtige ist, hernehmen und meinen könnte, daſs, da

an so vielen Orten ähnlich lautende Namen vorkommen, sich daraus überhaupt nichts schließen lasse, und jede Vergleichung von Ortnamen unfruchtbar und unnütz bleibe. Ein solches Raisonnement wäre offenbar unrichtig. Wenn man erst alle Hispanischen Ortnamen mit Aufmerksamkeit durchgeht, und dabei geographisch diejenigen Striche zusammennimmt, in welchen sich die einheimischen reiner, oder vermischter mit andren finden, hernach dasselbe mit den Gallischen versucht, so drängt sich das Gefühl auf, dafs man die Wohnplätze verschiedener Völkerstämme vor sich hat. So entschieden Vaskische Laute, und so leicht und ungezwungen Vaskisch zu etymologisirende Namen, als ich 13 — 17. zusammengestellt habe, bietet weder Gallien, noch Britannien, noch der Strich an der südlichen Donau dar, um nur bei diesen Ländern stehen zu bleiben, und erst einen Unterschied zwischen Iberischen und Celtischen Namen festzuhalten. Besonders fühlbar wird dies durch die Prüfung der Namen des zwischen inne liegenden Aquitaniens, das man, obgleich es einen Theil Galliens ausmacht, ganz verschieden vom Ueberrest erkennt. Kommen nun auch in andren Ländern einzeln und zerstreut Namen vor, welche Iberischen, d. i. Vaskischen, ähnlich sind, so dürfen uns diese nicht an jenem Totaleindruck irre machen. Sie können aus so mannigfaltigen Ursachen entstanden seyn, dafs sich aus ihnen schlechterdings keine sichere Folgerung ziehen läfst. Oft ist ihre Aehnlichkeit nur scheinbar; auch vollkommen identische Namen, wie Bergium in Deutschland, (Bamberg) und Vergium, oder Bergium der Ilergeten, können verschiedne Wurzeln haben, und haben sie höchst wahrscheinlich. In weit von einander entfernten Sprachen finden sich gleiche Stammsilben, wie das Vaskische gora, das Polnische góra, (ausgesprochen gura) das Sanskritische giri, hoch, Berg. Die Aehnlichkeit der

daher entspringenden Namen beweist mithin nichts für die Gleichheit der Nationen. Es können auch einzelne Umstände, ganz eigentliche Zufälligkeiten, ohne Wanderung, oder Vermischung der Völker selbst, einen einzelnen Namen in entfernte Gegenden versetzen. Man muſs immer in der Geschichte dasjenige unterscheiden, was eine Folge der allgemeinen Natur des Menschen, seiner Bedürfnisse und Neigungen, und der gleich allgemeinen Ortverhältnisse ist, und dasjenige, was aus dem Entschluſs, der Wilkühr, und dem Geschick der Individualität hervorgeht. Nur nach diesem doppelten Grundstoff kann man das Gewebe der Weltgeschichte von Faden zu Faden verfolgen, und den Spuren der schaffenden Kräfte in ihr nachforschen. Man darf ferner hier nicht die besondre Natur der Namen vergessen, vorzüglich der Namen der Städte, oder, wenn dies Wort zu vornehm klingt, der zu bleibendem und sichrem Wohnsitz bestimmten Ansiedelungen *). Die Gründung und die Benennung solcher Ansiedelungen war weder eine gleichgültige, noch leichte Sache, sie gehört schon einem Grade der Cultur an, man folgte also dabei der Analogie, und wie man das Bauen der Häuser, das Befestigen der Mauern von andren gelernt hatte, so machte man ihnen wohl auch die Namen nach. In diese war meistentheils ein allgemeines Wort, wie Wohnplatz, Stadt oder dergleichen, verwebt, und in einem gewissen Bereich bediente man sich, da der Mensch immer der Analogie folgt, gern der nemlichen. Auch jetzt findet man meistentheils ähnliche Namen gruppenweise bei einander, bei uns z. B. in einer Gegend viele

*) Man vergleiche die Beschreibung, welche Strabo (IV. 5, 2. p. 200.) von den Städten (πόλεις) der Britannen macht. Es waren bloſse, mit Verhauen umgebene Waldplätze, in welchen sich Hütten und Ställe befanden. Die Gallischen und Iberischen Städte waren aber freilich anderer Art, und gröſstentheils mit Mauern versehen.

in -**heim**, in einer andren in -**leben** u. s. f. ausgehende. Einzeln verschlagene Völkerhaufen, Familien, ja Individuen benennen auch wohl den neuen Wohnsitz nach dem alten entfernten. Es läfst sich daher wohl erklären, wie einzelne Vaskische Namen wirklich hatten in entfernte Gegenden gelangen können. Dagegen sieht man auch ein, wie es möglich war, dafs von den gleich Celtischen Endungen -**briga** und -**magus** die letzte gar nicht, die erste häufig und beinahe ausschliefslich in Spanien gefunden wird. Man braucht darum nicht einmal, obgleich auch das denkbar wäre, diese Endungen für Dialectverschiedenheiten zu halten. Endlich mufs man bedenken, dafs die Wanderungen der Völker sehr verschiedene Epochen gehabt haben. Aus jeder können, auch in Ortnamen, Spuren übrig seyn. Aber der Geschichtsforscher kann nur den deutlichen, den sich häufig zeigenden, nicht den ganz isolirt da stehenden folgen. Dafs nun zu der Zeit, aus welcher die alt-iberischen Ortnamen herstammen, welche die Griechen und Römer vorfanden, die Iberer mit Celten vermischt Spanien bewohnten, dafs aber zu eben dieser Zeit, oder kurz vorher, nicht umgekehrt auch Iberer das nördliche Gallien und die Donaugegenden besafsen, oder durchstrichen, ist, auch aus den Ortnamen, klar. Dies hindert aber nicht, dafs die Iberer nicht frühere Wanderungen gemacht haben können, von welchen isolirte Merkmale geblieben sind. Auf ähnliche Weise findet man Spuren der lebenden Geschöpfe in verschiedenen Erdstraten, nur dafs die Strata, welche die Geschichte durchsuchen kann, nicht so kennbar geschieden sind. So lange aber die Merkmale, wie hier, zu sehr vereinzelt da stehen, ist es weiser, sich der zu leicht irrigen Deutung zu enthalten.

32.

Vaskische Namen in Italien.

Ich habe von der bisherigen Untersuchung Italien abgesondert, weil dies Land eine andre Behandlung erfordert. Wenn auch Celtische Namen in demselben vorkommen, wie Mediolanum, (30.) die beiden sich in den Po ergiefsenden Ströme Duriae (Plin. I. 173, 8.) Segesta Tiguliorum (Plin. I. 150, 2.) in Ligurien u. a. m. so gehören sie fast ausschliefslich den Provinzen an, welche wirklich von Galliern besetzt worden waren, und von ihnen den Namen führten. Doch scheinen auch diesen die bekannten Celtischen Endungen briga, dunum und vices fremd zu seyn. Magus findet sich in dem ehemaligen Namen der Ligurischen Stadt Industria, Bodincomagum. (Plin. I. 174, 5.) Er war dem Ort von seiner Lage am Padus gegeben, welchen die Ligurer, in ihrer Sprache, Bodincus (Polybius II. 16, 12. *Βόδεγκος*) den bodenlosen, nannten. Plinius sondert in dieser Stelle die Ligurische Sprache von der Gallischen Sprache ab. Dieser gehörte der Name Padus an, der von den am Ufer wachsenden Fichten hergenommen seyn soll. Bodincus erinnert an das Deutsche Boden und den Bodensee, so wie an die Wörter andrer Sprachen, die mit jenem Deutschen Worte zusammenhängen. Tiefe und Grund sind verwandte Begriffe, wie das Griechische *βυθὸς* und *πυθμὴν* zeigen, und so gehen die sie bezeichnenden Appellativa sehr gut in Benennungen von Flüssen und Seen über.

Man kann daher Italien nicht wie diejenigen Gegenden behandeln, worin gerade die Celtischen Namen die herrschenden seyn mufsten. Es fehlt auch noch an allen sichren Kennzeichen, nach welchen die wahrhaft alt und ein-

heimisch Italischen Namen, die ohne Zweifel unter den vorhandenen noch verborgen liegen, als Einem grofsen Volk angehörig, zusammengefafst werden könnten. Keine der früheren einheimischen Sprachen ist mehr in lebendigem Gebrauch, und die schriftlichen Denkmale, schon mit Griechischem und Lateinischem vermischt, erwarten noch die Bearbeitung, die es möglich machte, sichere Resultate dieser Art aus ihnen zu ziehen. Die beiden Länder, welche im Alterthum die gebildetste Sprache und die blühendste Literatur besafsen, Griechenland und Italien, theilen das Schicksal, dafs über ihre früheren Bewohner viel gröfsere Ungewifsheit, als über die von Barbaren besetzten herrscht, und dies ist eine natürliche Folge ihrer gebildeten Sprachen selbst, die alles, was nicht mit ihnen zusammenfliefsen konnte, verdunkelten und in Vergessenheit brachten. Da Italien auf diese Weise selbst keinen festen Anhaltungspunkt darbietet, so können dessen Ortnamen nicht, wie die Celtischen, gebraucht werden, um durch sie die fremdartigen auf der Hispanischen Halbinsel zu erkennen. Wir werden uns vielmehr begnügen müssen, diejenigen auszusondern, welche mit den als wahrhaft Iberisch und Vaskisch anerkannten eine auffallende Aehnlichkeit haben. Ich beschränke mich dabei blofs auf die Angabe dieser Aehnlichkeit, ohne für jetzt an mögliche Folgerungen daraus zu denken, oder gar von vorausgesetzten Vermuthungen aus, zu der Prüfung der Namen überzugehen.

I r i a (Plin. I. 150, 6.) bei den Taurinern, (Mannert. III. 487.) erinnert an das Vaskische Wort S t a d t, und I r i a Flavia der Callaiker. Da aber Ptolemaeus die Spanische Stadt (II. 6. p. 44.) *Ἴρια*, die Italische (III. 1. p. 71.) *Εἴρια* schreibt, so scheint der Anfangsvocal dieser die mit dem e-Laut vermischte Aussprache gehabt zu haben, welche Anlafs gab, einige Silben im Lateinischen früher durch ei,

und nachher durch ein langes i auszudrucken. Dies macht daher die Abstammung zweifelhaft.

Die Ilienses in Sardinien. Sie sollen zwar Trojaner gewesen seyn, und ihr Name soll von Ilium abstammen; abgerechnet indeſs, daſs alle Erzählungen dieser Art groſsen Zweifeln ausgesetzt sind, so ist gewiſs, daſs zu Pausanias Zeit (X. 17, 4.) dies Volk das Gebirge bewohnte, und sich in Kleidung und Lebensart in nichts von denen unterschied, die Pausanias Libyer nennt. Bei ihnen selbst, die wie Barbaren lebten, konnte mithin keine Spur des Trojanischen Ursprungs zu finden seyn, und es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daſs nur ihr Name auf diese Vermuthung führte, und daſs man hernach das Mährchen hinzudichtete, daſs ihre Vorfahren von Aeneas übrigen Begleitern durch widrige Winde abgekommen, und das Volk später vor den Libyern (deren Lebensart es doch angenommen haben soll) in die Gebirge geflüchtet sey, und sich hinter unwegsamen Klippen und Abgründen befestigt habe. Daſs diese Ilienser auch der Gestalt nach (τὰς μορφάς) den Libyern ähnlich gewesen wären, ist noch widersprechender, wenn man den Ausdruck nicht von dem durch Tracht, Waffen und Haltung hervorgebrachten Aeuſsern versteht. Schon aus andren Gründen hat man Ilienses für eine Verdrehung aus Jolaenses gehalten. (VV. DD. ad Melam. II. 7, 19.) Es ist aber viel wahrscheinlicher, daſs sich ein barbarisches, ursprünglich da wohnendes, oder sehr früh eingewandertes Gebirgsvolk mit diesem Namen dort fand. Auf diese Weise ist ihr hartnäckiger Widerstand noch erklärlicher, den sie den Römern in solchem Grade leisteten, daſs Livius sie (XL. 34.) gentem ne nunc quidem omni parte pacatam nennt. Ist ihr Name Vaskisch, so hieſs ihr befestigter Wohnort Iria, oder Ilia, und sie selbst bei Griechen und Römern Ἰλιεῖς und Ilienses.

Dafs Iberer nach Sardinien einwanderten, sagt Pausanias ausdrücklich (l. c.) so wie, dafs sie zuerst eine Stadt auf der Insel gründeten. Nur erinnert der Name derselben, Nora, und des Iberischen Anführers Norax, mich an keinen Vaskischen Wurzellaut. (Ritter's Vorhalle. 356.)

Uria (Plin. I. 167, 4.) in Apulien, kommt mit dem Vaskischen Worte uria, und der Stadt Urium der Turduler überein. (14.) Ptolemaeus hat zwar Hyrium, aber es ist zweifelhaft, ob es derselbe Ort ist.

Namen, die man als abgeleitet von dem eben angeführten, oder von ura, Wasser, (15.) ansehen kann, sind folgende: Urba Salovia bei den Picenern (Ptol. III. 1. p. 72. die Lesart ist zweifelhaft, doch nicht in der Silbe, auf die es hier ankommt) Urbinum, Ort von zwei Gewässern, (15.) Urcinium, (Ptol. III. 2. p. 75.) auf Corsica, gleichlautend mit Urce der Bastetaner; die kleine Insel Urgo, (Plin. I. 159, 23. doch bei Steph. Byz. Orgo) zwischen Corsica und Etrurien, übereinkommend mit Urgao in Baetica; die Ursentini (Plin. I. 166, 1.) in Lucanien, wie Urso, Ursao in Baetica; vielleicht Agurium (Ptol. III. 4. p. 79.) in Sicilien, doch giebt es keinen ganz ähnlichen Namen in Spanien. Denn Agiria im Itin. Anton. (p. 447.) ist zu ungewifs, da man auch Argiria liest, und der Ort sonst nicht genannt wird.

Astura (Plin. I. 152, 16.) Flufs und Insel bei Antium. Festus nennt den Flufs Stura, und setzt hinzu: flumen quod quidam Asturam vocant. Dies macht nun sehr zweifelhaft, ob das a ursprünglich zum Worte gehörte, und nur mit der Zeit verloren gieng, oder, wie so vielfältig, ein blofser Vorschlag der Aussprache war. In Spanien erlaubt die Analogie vieler andren, zum Theil heutiger und Vaskischer Orte, ebenso wie das Formationssystem der Sprache, keine andre Etymologie, als die oben (13.) vor-

getragene. In Italien kann dasselbe Wort auf andre Weise und aus einer andren Sprache gebildet seyn, und wirklich habe ich, als ich selbst an dem Ort war, keine Spur eines Felsen dört gefunden, nemlich bei dem Thurm, der jetzt Astura genannt wird. Das ganze Ufer von da bis Nettuno (Antium) ist flach und sandig.

Asta im inneren Ligurien (Plin. I. 150, 8.) wie das Vaskische Wort für Fels, und Asta der Turdetaner. Sonst finde ich keinen von dieser Wurzel abstammenden Namen, deren es mehrere (13.) im alten, und ungemein viele im heutigen Spanien giebt. Man mufs indefs bei diesem Namen nicht vergessen, dafs er auch vom Griechischen ἄστυ, ἄστυρον (Astura) abstammen kann. Die Möglichkeit der Abstammung von ähnlich klingenden Griechischen Wörtern mufs man bei allem Etymologisiren Italischer Namen gegenwärtig haben.

Die Osci kann man nicht mit dem Spanischen Osca, und andren gleichnamigen Städten zusammenstellen, da sie eigentlich Opici hiefsen, woraus Opsci wurde, und da mithin das s nicht zur Wurzel gehört. Noch weniger können die Volsci hierher gerechnet werden, deren Name vielmehr von einem ganz andren Wortstamm herzukommen scheint *).

Die Ausones erinnern allerdings an das Spanische Ausa und die Ausetaner. Sollte aber ihr Name doch

*) Ich trete hierin der in den Heidelberger Jahrbüchern (Jahrgang 9. S. 851.) geäufserten Meinung bei. Die Wurzeln beider Namen sind sichtbar verschieden, so wie auch die von Ausones und Aurunci. Lanzi (III. 617.) findet auch zwischen Volsci, Tusci und Etrusci eine grofse Verwandtschaft, worin ihm aber wohl niemand beistimmen wird. Nach Niebuhr (Römische Geschichte I. 50.) war zwischen Opscus und Tuscus in der alten Sprache sicher ein Gegensatz, eine Behauptung, die sich, da keine Gründe angegeben sind, schwer prüfen läfst. So verschieden urtheilen Männer von anerkannter Gelehrsamkeit über dieselben Namen.

dem der Ausunci verwandt seyn, so müfste er andre Wurzeln haben.

Der Flufs Arsia (Plin. I. 175, 19.) in Istrien, erinnert an arsa in Baeturien.

Basta in Calabrien (Plin. I. 166, 14.) kommt mit Basti der Bastetaner überein. (18.)

Die Basterbini (Plin. I. 168, 7.) ein Zweig der Salentiner. Das Vaskische erbestatu heifst auswandern, sein Land (erria) vertauschen; hiervon, und von dem oben erwähnten basoa, Wald, könnte man den Namen herleiten, und ihn so erklären, als zeigte er Ausgewanderte aus dem Volk des Waldgebirgs an. Erbita kommt (Diod. XIX. 6.) in Sicilien vor.

Biturgia (Ptol. III. 1. p. 72.) in Etrurien, fast gleichlautend mit Bituris des Vasconen. (14.)

Campania. Stephanus Byzantinus (v. *Κάμπος*. Etymol. magn. v. *Καμπανοί*. p. 488, 39. ed. Sylb.) leitet den Namen von dem der Stadt Campus, und diesen von ihrem Gründer Campanus ab. Die wahre Etymologie ist aber von campus, Feld, und auch die Alten fühlten schon diesen Zusammenhang, wie aus dem Etymol. magnum (l. c. u. v. *καμπή*) hervorgeht, wo nur die Ordnung der Ableitung umgekehrt, und das Wort aus dem Namen genommen wird. Eustathius zum Dionysius führt ausdrücklich auch diese Etymologie an. Man vergleiche auch Vossius Etymologicon h. v. Im Lateinischen sowohl als im Griechischen, soweit das Wort zugleich Griechisch ist, scheint sein Ursprung in Sicilien zu liegen, wie Hesychius (v. *κάμπος*) bezeugt, dafs die Rennbahn dort so genannt wurde. Die Benennung schrieb sich wohl nicht von der Beugung beim Wettrennen, sondern von der Ebne her, und der Sicilianische Ursprung des Worts ist deswegen merkwürdig, weil der wahre Sitz desselben im Vaskischen zu seyn

scheint. Denn Vaskisch ist campoan, draußen, der Gegensatz von barruan, (Larram. Gramm. 324.) drinnen. Von dieser Bedeutung kommen Verba her, die herausnehmen, herausgehen heißen; als Feld, Ebne wird das Wort viel weniger gebraucht. Der ursprünglichere Begriff des draußen Seyns, des Freien, Offnen, ist also im Vaskischen. Doch scheint das Kretische *καμὰν*, Acker, (Hesychius h. v.) was wohl ganz unrichtig von *κάμνω* abgeleitet wird, auf eine noch einfachere Stammsilbe, sowohl des Vaskischen, als lateinischen Worts hinzuführen. Es ist vermuthlich mit *χάω*, *γαῖα* verwandt. Iberische Ortnamen, die sich mit einiger Sicherheit hier anführen ließen, finde ich nicht.

Curenses (Plin. I. 169, 5.) der Sabiner, wie das litus Corense in Baetica, und fast gleichlautend Gurulis in Sardinien (Ptol. III. 3. p. 77.) Vergl. 17. Der erste Name aber hat allerdings eine andre natürlichere, und mehr italische Ableitung *).

---

*) Es sey mir hier eine kurze Zusammenstellung einiger Wörter erlaubt, deren Aehnlichkeit mir zu auffallend scheint, um sie nicht für verwandt zu halten. Curia war, nach Servius ein alt-italisches Wort. Es kam gewiß nicht von cura her. Ich erkenne darin dieselbe Wurzel, als in urbs. Das c streitet dagegen nicht. Urvus war dasselbe als curvus, und beide Wörter gehören gerade auch hierher. Urvus deutete die in sich zurückkehrende Krümmung an, woher urvare, umgeben, und so war der Hauptbegriff in urbs und urvus, das Einschließen, Absondern eines besondern Platzes vom allgemeinen. Derselbe scheint mir in Curia zu liegen. Für die ursprüngliche Bedeutung möchte ich den den Curien bestimmten Tempel halten. Es war natürlicher, die Volksabtheilung nach dem Gebäude, in dem sie opferte, als dieses nach ihr zu nennen. Sowohl hier bei der Curie, als bei der urbs, war der Begriff des Ziehens der Gränze nicht der gewöhnliche des Bezeichnens, sondern der heilige der Weihung, der Absonderung des geweihten vom ungeweihten Platze. Das Ziehen der Umkreislinie geschah mit dem aratrum, namentlich dem urvum aratri. In arare habe ich immer nur den Begriff des Ziehens der Furche, einer geraden Linie, zu finden geglaubt. Es ist das, was den an Ackerbau noch nicht gewöhnten Menschen am meisten in Erstaunen setzen mußte,

Hispellum (18.) in Umbrien.

Der Fluſs *Lambrus* (Plin. I. 173, 8.) der sich in den Po ergoſs, kann mit *Lambriaca* und Flavia *lambris* der Callaiker (17.) verglichen werden.

Murgantia, eine Stadt der Siculer (Diodorus Sic. XIV. 78.) die mit mehreren Abänderungen ihres Namens bei den Schriftstellern vorkommt. Sie wurde, nach Strabo's Vermuthung (VI. 2, 4.) von einem barbarischen gleichnamigen Volke gegründet. Dies Volk sondert Strabo zwar von den Iberern ab, die, laut Ephorus Zeugniſs, noch früher nach Sicilien kamen, aber hierin läſst sich wohl der Nachricht nicht buchstäblich trauen, und wenn ein Volks-

---

eine gerade Linie, offenbares Werk der Menschenkunst, in der unregelmäſsigen, unsymmetrischen Natur. So rühmt sich Ulyſs, die Furche schnurgerade ziehen zu können. Es stimmten daher bei der Gründung der Städte auf Italische, wie es scheint, bei den Etruskern zuerst beginnende Weise das praktische Bedürfniſs, die religiöse Sitte, und die Sprache in ihren uralten Wurzellauten zusammen. Im Griechischen ist dieselbe Analogie in ὅρος, und ἀρόω, auch in κυρτὸς, nur daſs eine Form des letzten, ohne Anfangsconsonanten, fehlt. Aber die heilige und politische Anwendung dieser Laute auf Tempel, Städtegründung und Volkseintheilung ist nicht vorhanden. Im Deutschen ist *aeren*, pflügen, *krumm*, *Reihe*. Im Vaskischen ist *ara-tu*, pflügen, aber der Grundbegriff von Linie, gerader Linie, Regel, in *ara* und *era*, (s. S. 61. Anm. **) ebenso abwechselnd im Vocallaut, wie im Griechischen ὄρω und ἔρω; *gur*, ist die Krümme andeutende Wurzelsilbe, und *uria*, Stadt. Diese heiſst zwar auch *iria*, allein es fragt sich, ob in allen diesen Wörtern nicht das *r* (der schneidende Buchstabe, auf dem sich lange in demselben Tone fortschnarren läſst) wie unser *Reihe* zu beweisen scheint, der wesentliche Laut ist. Auch das deutsche Wort *Ort* gehört zu dieser Familie; der Beweis würde mich nur hier zu weit führen. In dieser Zusammenstellung, in der mir nichts gezwungen scheint, und in welcher jeder einzelne Punkt sich aus bekannten Zeugnissen erweisen läſst, stehen den Römern die Vasken am nächsten, und der Uebergangspunkt sind die Etrusker. Die Sprache scheint Gleichheit in der Cultur durch Ackerbau, und in den politischen Instituten darzuthun. Ich bin indeſs weit entfernt, darum schon die Etrusker zu Stammvätern der Iberer, oder umgekehrt machen zu wollen.

stamm mit Vaskischem Namen da gefunden wird, wo es, der Erzählung nach, auch Iberer gab, so kann man wohl annehmen, dafs dieser Stamm wirklich ein Iberischer war. Der gleichnamige Ort in Spanien ist Murgis, die Wurzel (17.) murua, und was für diesen Ursprung des Namens spricht, ist, dafs die Form Morgetes, Morgantina nur bei den Griechen vorkommt, die alles Barbarische verdrehten, dagegen bei den Römern, deren Sprache alt-italische Laute beibehalten hatte *), durchaus die in u die herrschende ist.

Suessa in Latium und Campanien (Plin. I. 154, 10. 383, 9.) wie die Suessetaner, ein Stamm der Ilergeten. (30.) Zu Suessa verhält sich Suessula (Plin. I. 155, 9.) als Namensform, eben so, wie Deobrigula zu Deobriga und mehrere andre, oben (14.) angeführte Spanische Städte zu einander.

33.

Vaskische Namen in Thracien.

Ehe ich diese kurze Musterung der Ortnamen eines Theils des westlichen Europa beschliefse, mufs ich noch mit wenigen Worten einiger Thracischen erwähnen. Denn wenn man sich die Völker von Osten nach Westen wandernd denkt, so ist Thracien ein Theil der grofsen Heerstrafse dieser Wanderungen. Von den Celten dürfte aufserdem kaum zu läugnen seyn, dafs sie diese Gegenden berührten, da sich Spuren ihrer Züge und Wohnsitze von Pannonien bis Lusitanien hin finden. Ganz speciell aber führt eine Familie von Namen die Forschung hierher, die in -briga und -bria, von welcher sogar der Ursprung hier gesucht wird. Bria soll nehmlich auf Thracisch eine

*) Für ein solches alt-italisches Wort, dem Vaskischen verwandt, möchte ich murus halten. Man vergleiche S. 55. Anmerkung **).

Stadt heifsen. (Steph. Byz. v. Μεσημβρία. Strabo VII. 6, 1. p. 319.) Drei Städte, Mesembria, (Herodotus VI. 33.) *) Selymbria (Strabo l. c.) und Poltyobria (Nicolaus Dam. fragm. l. 5.) führen diese Endung; und sind, dem Zeugnifs der Griechischen Schriftsteller nach, aus fremden Namen der sie gründenden Pflanzer, und einem einheimischen Appellativum zusammengesetzt. Dasselbe ist bei vielen Städten des Alterthums, auch bei einigen Spanischen, der Fall, aber bei Mesembria, oder Mesambria, wird dieser Ursprung zweifelhaft, da es noch einen zweiten Ort dieses Namens in einer ganz andren Gegend, am Aegaeischen Meer, (Herodotus VII. 108.) gab. Das einfache Wort findet sich, nur mit verändertem Vocal, in der Thracischen Stadt Brea, nach welcher (Hesychius v. Βρέα) die Athenienser eine Colonie schickten. Keine Stadt, sondern eine Gegend bezeichnet der Name Briantica, welchen der ganze dortige Strich um den Flufs Lissus herum trug, und merkwürdig ist es, dafs dieser Name neu war, und an die Stelle des früheren, Gallaica, trat. Auch die bekannte Völkerschaft der Bryger oder vielmehr Briger (Ritter's Vorhalle Europ. Völkergesch. 254.) kann hier nicht unerwähnt bleiben, so wenig ich es für gewifs halte, dafs zwischen ihr, und jenen Namen in -bria und -briga **) Zusammenhang ist.

Von Namen, die den Vaskischen entschieden ähnlich wären, bemerke ich nur folgende: Iliga (Itin. Hierosolym. p. 567). Es soll eine Verdrehung von Helice (Itin. An-

*) In dieser Stelle billigt zwar Wesseling die Veränderung von οἴκησαν in οἴκισαν. Allein jenes ist offenbar richtiger, da die Stadt nicht neu gegründet wurde, sondern schon vorhanden war.

**) Daraus, dafs Herodianus (Stephanus Byz. v. Βρίγες) dies Volk Βρίγαντας nannte, läfst sich geographisch, oder historisch, nichts folgern. Es ist eine blofs grammatische Bemerkung.

ton. p. 136.) seyn, allein Helice selbst sieht vielmehr wie eine Umbeugung des wahren einheimischen Namens in Griechische Laute aus. Der Ort lag in einer rauhen Gegend, die, wenn man Vaskisch etymologisiren wollte, wohl deshalb, vor Erbauung des Fleckens, die Städtelose geheifsen haben könnte.

Des Flusses Arsia ist schon bei Italien (32) gedacht worden.

Oescus Triballorum, ein alter einheimischer Ort- und Flufsname, allenfalls mit Osca zu vergleichen.

Wären der Aehnlichkeiten auch mehrere und nähere, so würde ich nicht glauben, darauf achten zu dürfen. In einem so entfernten Lande, wo jeder sichre historische Grund, nach Namenähnlichkeiten zu suchen, aufhört, können auch entschieden gleiche Laute allzu leicht von ganz verschiednen Wurzeln herstammen.

34.

Rückblick auf den Gang der Untersuchung, Aufstellung der zu beantwortenden Fragen.

Die Grundlage dieser, hauptsächlich auf die aus dem Alterthume her noch sichtbar gebliebenen Spuren der Vaskischen Sprache gerichteten Arbeit, war die Prüfung der Ortnamen, als der fast einzigen übrigen Denkmale, in den Ländern, in welchen sie muthmafslich angetroffen werden konnten. Izt, da diese vollendet ist, kommt es darauf an, auf dieselbe weiter fortzubauen, dabei aber vorzüglich die Zeugnisse der alten Schriftsteller zu Hülfe zu nehmen, da etymologischen Beweisgründen allein zu folgen immer ein misliches Unternehmen ist. Ob die Vorfahren der heutigen Vasken wirklich die alten Iberer waren? ob nur ihnen, und ihnen sprachverwandten Stämmen, oder zugleich auch

anders redenden dieser Völkername zukam? ob diese Iberer, oder auch andre, und welche Nationen (aufser den bekannten Ansiedelungen der gebildeten Völker des Alterthums) die Spanische Halbinsel bewohnten? wie weit die Iberer aufserhalb derselben angetroffen werden? und ob sich über ihre Abkunft auch nur muthmafslich etwas bestimmen läfst? sind die hier zu beantwortenden Fragen.

35.

Unbestreitbare Sitze Vaskisch redender Iberer.

Die Ortnamen der Vasconen, wie Ptolemaeus (II. 6. p. 48.) sie zusammenstellt, enthalten nicht nur gerade die am meisten, als Vaskisch zu erkennenden Laute, sondern sie sind auch von fremden, wie sie sich in andren Theilen Spaniens finden, rein.

Gerade in ihren Wohnsitzen wird noch heute Vaskisch gesprochen, und wir können daher von keinem Punkt ausgehen, von dem es gewisser wäre, dafs die heutige Sprache, natürlich mit den durch die Zeit hervorgebrachten Veränderungen, auch die der alten Iberer war. Gerade dies Volk litt auch am wenigsten von den Ereignissen, welche das übrige Spanien trafen. Die einzige verzweifelte Gegenwehr von Calaguris abgerechnet, waren sie nicht mit den Römern in Kriege verwickelt, und konnten sich in ihren Gebirgen leicht, wenn auch nicht von ihrer Herrschaft, doch von der Gemeinschaft mit ihnen frei erhalten. Dieselben Verhältnisse fanden bei ihren nächsten Nachbarn gegen das Mittelländische Meer, und bei den Völkern jenseits der Pyrenaeen Statt. Ebendaselbst aber bieten auch die Ortnamen (23. 26.) theils das wenigste Fremdartige, theils das Vaskisch Eigenthümlichste dar. Hier also, in und auf beiden Seiten der Pyrenaeen, wo, nach dem ein-

stimmigen Zeugniss des Alterthums, Iberer wohnten, kann über die Einerleiheit dieser Iberer mit den Stammvätern der heutigen Vasken nicht einmal ein scheinbarer Zweifel entstehen. Aquitanien hatte auch, wie die Vasconen selbst, von Heereszügen der Römer wenig zu erdulden. Dafs aber bei Französichen und Spanischen Schriftstellern die Vasken gerade Cantabrer genannt werden, ist, wenn man vom Alterthum spricht, offenbar unrichtig. Denn wenn die Versetzung, die August veranstaltete, oder Einfälle, die sie selbst später zur Gothen-Zeit vornahmen, die Cantabrer bis in das heutige Biscaya brachten, so gehört dies nicht hierher. Diese Voraussetzung selbst aber ist noch höchst zweifelhaft, und kann leicht nur daher entstanden seyn, dafs die Nationaleitelkeit sich sträubte, die heutigen Biscayer als Nachkommen der in der Geschichte wenig berühmten, und als unkriegerisch geachteten Caristier und Varduler anzusehen. (Oihenart. Not. utriusque Vasc. c. 6. p. 18.) An sich waren nicht nur die Wohnsitze der Cantabrer von den Vasconen noch durch jene beiden Völker, und die Autrigonen getrennt, sondern bei den Cantabrern, und ihren östlichen Nachbarn beginnt auch die Vermischung der Ortnamen mit Lauten, die ich nicht für Vaskisch erkennen kann *). Selbst im Charakter beider Nationen, wie ihn die Alten schildern, ist ein Unterschied. Die Cantabrer waren so kriegerisch, dafs dieser Charakterzug ihnen gleichsam zum beständigen Beiworte dient. Der Vascone wird als nicht minder tapfer bezeichnet, er verachtete sogar,

*) Juvenal scheint sich (Sat. XV. v. 93—110) der beiden Namen Vasconen und Cantabrer als gleichbedeutend zu bedienen. Es kann aber aus dieser Stelle, wenn man sie genau betrachtet, nichts gegen ihre Verschiedenheit gefolgert werden. Da, wo er, vermuthlich nur des Verses wegen, Cantaber für Vasco setzt, kam es nicht darauf an, gerade dies Volk, sondern nur im Allgemeinen die Gegend zu bezeichnen, die es bewohnte.

sich in der Schlacht mit einem Helm zu bedecken, und heifst daher der des Helms Ungewohnte. (Sil. Ital. III. 358. V. 197. IX. 232.) Diese Sitte mag mit seiner überhaupt leichten Bewaffnung (Sil. Ital. X. 15.) zusammenhängen. Hätte aber der Krieg zu den gewohnten Beschäftigungen der Nation gehört, so würde daraus von selbst der Gebrauch sichrer schützender Waffen entstanden seyn. Der friedlichere Sinn der Vasconen geht auch sonst aus der Geschichte hervor, und war wohl eine Folge der Ruhe, deren sie in ihren Gebirgssitzen genossen.

36.

Zusammenstellung der Vaskischen Ortnamen Iberiens nach den Völkerschaften der Halbinsel.

Entschieden und unläugbar Vaskische Namen sind über die ganze Hispanische Halbinsel verbreitet. Dies beweist die oben (13—20.) vorgenommene Musterung ihrer Ortnamen. Da ich diese aber dort, ohne Rücksicht auf die geographische Lage, nach ihren Wurzeln durchgieng, so will ich sie hier nach den Völkerschaften zusammenstellen, doch nur die entschieden beweisenden, mit Auslassung aller, die sich, blofs dem Klange nach, an jene, als Reihen, anschliefsen, oder von denen die Etymologie gewagter scheinen könnte. Denn es kommt hier gar nicht darauf an, viel, sondern sicher zu beweisen.

1. Baetica.

a. die Iberischen Völkerschaften, die Turdetaner und Turduler.

Astigi, dreifach. Astapa. Asta. (13.) Esuris. Ulia. Ilipa. Ilipula, doppelt. Iliberi. (14.) Urbona. Urgia. Urgao. Urso. Ucubis. Illurco. Ilurgis. (15.) Iliturgis. (16.) Aranditani. Arsa. Artigi. Balda. Balsa.

Litus Corense. Escua. Malaca. Munda. Murgis Onuba. Salduba. Selambina. (17.) Vesci. Osca, doppelt. (18.) Menoba. (19.) Carissa. (20.)

b. die Celtischen Völkerschaften.

Laconimurgi. (14.) Turiga (16.) und Curgia, (17.) die aber vielleicht Eins sind.

2. Lusitanien.

a. überhaupt, und die Lusitaner.

Langobriga. Langobriten. (14.) Verurium. (15.) Aravi. Moron. Fl. Munda. Mundobriga. Talabriga. Talori. (17.) Mendiculea. (30.)

b. die Vettonen.

Laconimurgum. (14.)

c. die Celtischen Völkerschaften.

Lancobrica. (14.)

3. Provincia Tarraconensis.

a. die Völkerschaften des Nordens.

aa. die Callaici, die dortigen Celtici mit eingeschlossen.

Iria Flavia. Ulla. (14.) Mearus. Navilubio. Lambriaca. Lapatia. Talamina. (17.)

bb. die Astures.

Ihr Name selbst. Asturica. (13.) Die Bedunesier. Flavionavia. Laberris. Malinca. (17.)

cc. die Cantabri.

Aracillum. Murbogi. Octaviolca. Fl. Sanda. (17.)

dd. die Caristii.

Ihr eigner Name, vorzüglich in der Form: Carietes. (3.)

ee. die Varduli.

Alba. Morosgi (17.) Menosca. (18.)

ff. die Vascones.

Graccuris. Calaguris. (14.) Bituris. (15.) Iturissa. (16.) Alavona. Balsio. Die Curgonii. Edu-

lilis mons. Tarraga. (17.) Bascontum. (18.) Menlascus. Oeaso. (20.)

b. die Völkerschaften des Mittellandes.

Solurius mons. Urbiaca. (15.) Albonica. (17.) Die Gebirge Orospeda, Idubeda. (20.)

aa. die Vaccaeer.

Albocella. (17.)

bb. die Carpetaner.

Ihr Name, vorzüglich in der Form: Carpesii. (20.) Ilurbida. (15.) Ilarcuris. (14.) Arriaca. (17.)

cc. die Oretani.

Ihr eigner Name Oria. (20.) Lacuris. (14.)

dd. die Ilergetes.

Calaguris. (14.) Ileosca. Vescitania. Osca. (18.)

ee. die Lacetani.

Ascerris. (13.)

ff. die Celtiberischen Völkerschaften.

Urcesa. (15.) Turiaso. (16.) Alaba. Bilbilis. Larna. Malia. (17.)

gg. die Castellaner.

Egosa. (17.) Basi. (18.)

c. die Südküste.

Ildum. (17.)

aa. die Bastetaner.

Ihr eigner Name. Basti. (18.) Urce. (15.) Abula. (17.)

bb. die Contestaner.

Lucentum. (17.)

cc. die Edetaner.

Hedeta. (19.) Uduba. (15.) Leonica. Salduba. (17.)

dd. die Ilercaoner.

Ihr eigner Name, vorzüglich in der Form: Illurgavonenses. (15.) Biscargis. (18.)

ee. die Cosetaner.
Iluro. (15.)
ff. die Laletaner.
Fl. Larnum. (17.)

37.

Verbreitung der Vaskischen Sprache über die ganze Halbinsel.

Wenn man dieses Verzeichniſs mit Aufmerksamkeit durchgeht, so kann man, wie es mir scheint, sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daſs es keinen ausgedehnten Strich der Halbinsel giebt, in welchem nicht Orte, oder Gegenden durch Völker benannt worden sind, die eine, dem heutigen Vaskischen in dem Lautsystem, den Wurzelwörtern, den Endungen und Zusammensetzungen gleiche Sprache redeten. Bei allen gröſseren Stämmen finden sich solche, und wenn sie bei den Autrigonen, Lobetanern, Olcadern, Cerretanern, Ausetanern und Indigeten fehlen, so sind dies gerade die kleineren Völkerschaften, von denen überhaupt weniger Namen auf uns gekommen sind. Der Zufall kann sehr oft gemacht haben, daſs die ächt Iberischen Namen nicht von den Schriftstellern erhalten wurden, und die Ursach kann theils in der Fremdheit der Laute, theils darin liegen, daſs sie unbedeutende Flecken und Dörfer bezeichneten. Die bedeutenderen Städte bekamen oft ihre Benennungen von Fremden. Daſs viele Ortnamen auch Vaskisch seyn mögen, die sich nur von uns nicht mehr sicher etymologisiren lassen, muſs ohnehin immer vorbehalten bleiben. Indeſs ist es gewiſs, daſs die Vaskischen Namen auf der Halbinsel ungleich vertheilt sind. Die meisten finden sich, dem Verhältnisse des Raumes nach, bei den Vasconen, nächst ihnen bei den Turdetanern

und Turdulern in Baetica. Die Häufigkeit der ächtesten und ursprünglichsten Laute in den Namen dieser Provinz läſst kaum einen möglichen Zweifel übrig, daſs die Turdetanische Mundart dieselbe, oder wenigstens eine ganz ähnliche mit der heutigen Vaskischen war *). Auffallend wenig Vaskische Namen, nach der Gröſse des Landes, sind in Lusitanien, obgleich einige gar nicht zu bezweifelnde. Der Grund kann aber darin liegen, daſs gerade in Lusitanien die Endung **briga** die herrschende Form der Namen der gröſseren Städte ist, und nun sind es doch nur diese, von welchen die Geographen und Geschichtschreiber gewöhnlich reden. Es blieb also wenig Gelegenheit übrig, wahrhaft einheimische Namen auf uns zu bringen. In dem ganzen, im Vorigen angedeuteten Gebiet der Namen, die mir fremd, uniberisch scheinen, sind die Vaskischen dünner gesäet. Ständen dieselben aber auch ganz vereinzelt da,

---

*) In Niebuhrs Römischer Geschichte (I. 111.) wird gerade das Gegentheil, als eine ganz ausgemachte Sache, behauptet. Aber, heiſst es, gäbe selbst diese Untersuchung (nemlich die der Wörter der Bergsarden durch einen des Vaskischen Kundigen) ein anderes Resultat, so wäre die Hypothese dennoch nicht widerlegt, indem die Sprache der Turdetaner von derjenigen, wozu die baskische, als Dialect, gehört, ganz verschieden war, und für uns völlig verloren ist. Es ist sehr zu bedauern, daſs diesem Ausspruche kein Beweis beigefügt ist. Meine Untersuchungen führen mich auf das entgegengesetzte Resultat. Ich sehe schlechterdings keinen Grund, warum die Turdetanische Sprache hätte eine andre seyn sollen: ich finde in den Ortnamen einen vollkommen genügenden Beweis der Einerleiheit derselben mit der Vaskischen, und ich wüſste, ohne diese anzunehmen, nicht einmal ein Mittel, die beträchtliche Anzahl ächt Vaskischer Namen in Baetica zu erklären. Den Celten in der Provinz kann man also weder geographisch, noch linguistisch beimessen, und die Turduler, an die sich hier allenfalls denken lieſse, waren, nach Strabo (III. 1. p. 139.) so innig mit den Turdetanern verbunden, daſs nicht zwei verschiedene Sprachen bei beiden angenommen werden können. Carter (Journey from Gibraltar to Malaga I. 83.) sagt, daſs, nach Plinius, die Turdetanische Sprache ein Dialect der Celtiberischen war. Es ist nicht einzusehen, auf welche Stelle des Plinius er sich hierbei beziehen mag.

gäbe es blofs in Baetica Astapa, Iliberis, Urgao, in Lusitanien Mandiculea, an der Nordküste Iria, Flavionavia, im Innern Oria, den Orospeda und Idubeda, an der Südküste Lucentum, Iluro u. s. f., so würden diese isolirten Namen immer zeigen, dafs dort Vaskisch redende Iberer hingedrungen, oder von da verdrängt worden waren, und nothwendig würden sie auch die Zwischenländer, durch die man zu diesen Orten gelangt, einmal haben durchziehen müssen. Ich glaube daher, die auch sonst schon aufgestellte Behauptung, dafs die alten Iberer Vasken waren, den heutigen in der Sprache gleich, oder ähnlich, und dafs diese Iberer in allen Gegenden Spaniens wohnten, ohne auf einen einzelnen Theil des Landes beschränkt zu seyn, aufser allen Zweifel gesetzt zu haben.

Einen in der jetzigen Sprache selbst liegenden, und mir sehr wichtigen Beweis ihrer weiten ehemaligen Verbreitung, die ungemein grofse Vielfachheit ihrer Wort- und grammatischen Formen, habe ich schon in meiner früheren Schrift angeführt *). Dafs so zahlreiche Formen in beschränkten Wohnplätzen, und bei einem, oder wenigen Volksstämmen entständen, wäre durchaus unnatürlich. Dagegen begreift man dieselben vollkommen, wenn man annimmt, dafs eine Menge in grofser Verbreitung lebender Stämme durch Zeit und Begebenheiten in wenige Gebirgsthäler zusammengedrängt wurde.

Endlich sey es mir vergönnt, hier einer merkwürdigen Verwandtschaft von Begriffen in der Sprache zu erwähnen, die vielleicht nicht ganz unbeweisend ist. Atzean heifst zurück, hinter, und atzea, der Fremde. Das Volk dachte sich also ursprünglich den Fremden nur hinter sich. Sollte dies nicht anzeigen, dafs die Nation seit undenklichen Zei-

*) Zusätze zum Mithridates S. 38.

ten zwischen den Pyrenäen und dem Ocean am Ende Europa's safs, lange unvermischt blieb, und nur durch Ueberlieferung wufste, dafs hinter ihr, in den von ihren Vätern einmal durchwanderten Gegenden, andre Völker wohnten?

38.

Die Iberer machten ein grofses Volk aus.

Bildeten aber alle Iberer nur Ein Volk mit mehreren Mundarten, oder mehrere mit wahrhaft verschiedenen Sprachen? und gab es auch vielleicht, aufser ihnen und den Celten, noch andre einheimische Völkerschaften auf der Halbinsel? Denn die punischen, griechischen und römischen Ansiedelungen bleiben, wie schon oben bemerkt worden, ein für allemal von dieser Untersuchung ausgeschlossen. Die so eben aufgestellten Fragen sind nicht ganz leicht zu beantworten. Der Name der Iberer ist nicht blofs ein ethnographischer, sondern grofsentheils ein geographischer. Nur die Bewohner der Nordküste des Mittelländischen Meeres, vom Rhodanus an westlich, wurden ursprünglich mit demselben belegt. Dem inneren Spanien wurde anfangs noch kein gemeinschaftlicher Name gegeben. Polybius (III. 37, 10.) sagt ausdrücklich, dafs zu seiner Zeit der am Ocean liegende Theil der Halbinsel noch keinen solchen hatte. Herodots Iberien (I. 163.) war offenbar nur das Küstenland, und nur von der Küste, vermuthlich, da ihrer zugleich mit Ligyern gedacht wird, von der Gallischen, waren wohl die Iberer, die er als Miethstruppen (VII. 165.) in Sicilien erwähnt. Erst viel später dehnte man den Namen Iberien auf das ganze Land aus, und es ist nicht anzunehmen, dafs dieser Ausdehnung Forschungen zum Grunde lagen, durch die man sich wirklich von der Gleichartigkeit der nördlichen und südlichen Stämme über-

zeugt hätte. Mannert, der in allen seinen Urtheilen sehr vorsichtig ist, bemerkt mit Recht, dafs sich, (nemlich aus den Alten) nicht beweisen lasse, dafs die nördlichen und westlichen Bewohner mit den eigentlichen Iberern im Südosten des Landes von einerlei Ursprung sind. (I. 238.) Dafs sich die Alten auch diese gemeinschaftliche Abstammung nicht deutlich vorstellen mochten, scheinen mehrere Stellen, und unter diesen eine Diodors von Sicilien (V. 34.) über die Vaccaeer zu beweisen. Denn indem er dies Volk, als ein eignes, von den Celtiberern absondert, sagt er nicht, dafs es ein Iberisches war. Es scheint nach ihm ein Volk für sich auszumachen. Die Lusitaner rechnet er jedoch zu den Iberern. Appian dagegen nennt *) die Vaccaeer ausdrücklich einen Stamm der Celtiberer (VI. 51, 43. 54, 26.) so dafs man sieht, wie unsicher die Kenntnifs der Alten von diesen Völkerschaften war. Auf diese Weise wäre es daher gar nicht unmöglich, dafs im Norden und Westen Völkerschaften gewohnt hätten, die, ohne zu den Celten zu gehören, doch nicht Iberer, oder wenigstens Iberer mit ganz verschiedener Sprache gewesen wären. Mehr als diese blofse Möglichkeit dürfte gleichwohl nicht vorhanden seyn. Auch nach Mannerts Urtheil, steht der Voraussetzung der Gleichheit aller Bewohner Spaniens, aufser den Celten, nichts entgegen, und man kann weiter gehen, und sagen, dafs, wenn man sich auch blofs auf die Schriftsteller beschränkt, gar kein Anlafs ist, eine andre Meinung zu hegen. Zwei bestimmte und positive Gründe aber, der Name der Celtiberer, und die Resultate der Untersuchung aller

*) In der Stelle der Einleitung zu seiner Geschichte (c. 3.) Ἰβηρία τε πᾶσα bis τελευτῶντας mufs dies Participium, dem Sinn nach, auch auf Ἰβηρία bezogen werden. Es ist also daraus nichts über die besonderen Wohnsitze der Celtiberer zu ersehen. Sie werden nur erwähnt, weil sie mit den Iberern die ganze Bevölkerung des Landes ausmachten.

Ortnamen sprechen entschieden für die Annahme, dafs nur Iberer und Celten (und kein drittes Volk mit ihnen) die Halbinsel bewohnten. Der Name der Celtiberer geht offenbar in sehr frühe Zeiten hinauf, und da die Vermischung der Celten mit Iberern nicht an der Küste, sondern gewifs nördlicher, wenigstens im Mittellande, geschah, so mufste man doch auch dort schon damals Iberer kennen. Wenn ich annehme, dafs dieser Name zwar bei Fremden, aber doch durch die Erzählungen der Eingebornen entstand, so erhellt, dafs diese im Stande waren, über ihre Nachbarn im Innern ein richtiges Urtheil zu fällen. Indefs ist hier immer die Gränze ungewifs, wie tief hinein die Iberer sich erstreckten. Dagegen läfst der Beweis aus den Ortnamen keine Unbestimmtheit übrig. Wir haben gesehen, dafs die Vaskischen über die ganze Halbinsel, ohne alle Ausnahme, verbreitet sind. Nun vorauszusetzen, dafs dessen ungeachtet die Iberer der Nordküste und im Westen, aufser den Celten, noch mit einem andren Volke vermengt gelebt hätten, von dem weder die alten Schriftsteller, noch die Ortnamen irgend eine deutliche Spur enthalten, wäre eine grundlose und höchst unwahrscheinliche Vermuthung *).

---

*) Der Meinung, dafs die Ligurer, welche, mit Iberern untermischt, an der Südküste Galliens wohnten, Theile Spaniens innegehabt hätten, (Risco's Fortsetzung der España sagrada. T. 32. p. 7—9.) habe ich nicht erwähnen zu dürfen geglaubt. Sie beruht blofs auf Thucydides (VI. 2.) Nachricht von der Vertreibung der Sicaner aus Iberien durch Ligyer, und Mannert hat (I. 447. 448.) sehr richtig gezeigt, dafs diese Sicaner, welche Beschaffenheit es mit ihnen haben mag, nicht aus Iberien, sondern höchstens aus den Iberischen Wohnsitzen an der Südküste Galliens haben kommen können. Wäre dies nicht, so müfste der Ligurer in Spanien auch von andren Schriftstellern Erwähnung geschehen seyn. Risco bezieht sich auf Avienus, Ora maritima (v. 129—130.). Aus dieser Stelle geht aber über die Ligurer nichts anders hervor, als was auch sonst über ihre Wohnsitze in Gallien bekannt ist. (Mannert. Th. 2. Band I. p. 2.)

39.

Die Iberer hatten nur Eine Sprache.

Die Iberer machten Ein Geschlecht (γένος) aus, das aber, nach seinen Stämmen (φῦλα) in verschiedene Namen abgesondert war. Dies bezeugt Herodórus (Vossius de hist. graecis. III. p. 374.) in einer bei Stephanus von Byzanz (v. Ἰβηρίαι) aufbehaltenen Stelle seines 10. Buchs der Geschichte des Hercules. Mit gleicher Bestimmtheit druckt sich, soviel mir bekannt ist, kein andrer alter Schriftsteller hierüber aus, allein keiner auch redet von einer solchen Verschiedenheit der Iberischen Stämme, dafs sie auch Verschiedenheit der Sprache voraussetzte. Plinius, der den Unterschied zwischen den Iberern und Celtikern in Iberien so bestimmt und gleichsam schneidend angiebt, würde gewifs das nemliche in Absicht grofser Verschiedenheit unter den Iberern selbst thun. Es kommt aber nirgends nur die mindeste Spur davon bei ihm vor. Man beruft sich dagegen auf Strabo (III. 1. p. 139.) und auf den ersten Anblick scheint der aus ihm hergenommene Beweis allerdings unwiderleglich. Indem er von den Turdetanern, ihren alten schriftlichen Denkmalen und Gedichten spricht, sagt er: „auch die andren Iberer bedienen sich der Schrift, nicht „auf eine Weise; denn auch nicht Einer Sprache." *) Die-

---

*) καὶ οἱ ἄλλοι δ' Ἴβηρες χρῶνται γραμματικῇ, οὐ μιᾷ ἰδέᾳ· οὐδὲ γὰρ γλώττῃ μιᾷ. In der neuesten Pariser Uebersetzung heifst diese Stelle: Les autres Ibères s'appliquent aussi aux belles lettres; mais leur littérature n'est pas partout la même, parcequ'ils ne parlent pas tous la même langue. Den Worten Strabo's diesen Sinn zu geben, hindert schon die Bildungsstufe, auf der jene Völker natürlich stehen mufsten. Auch würde er schwerlich haben sagen wollen, dafs ihre Literatur nicht überall dieselbe wäre, da dies die Literatur nirgends seyn kann. Der Epitomator Strabo's (Hudson's Geogr. min. Vol. II. p. 25.) hat den Ausdruck Grammatik von der wahren und eigentlichen Sprach-

jenigen, welche die ausschliefsende Herrschaft des Vaskischen im alten Spanien vertheidigen, haben diese Worte gewöhnlich so ausgelegt, als redete Strabo nur von verschiedenen Mundarten. In der That verachteten die Griechen und Römer so sehr alle Bemühung, sich von dem, was die barbarischen Völker betraf, genau, und seiner Eigenthümlichkeit gemäfs zu unterrichten, dafs eine solche Verwechslung, die auch uns noch bei Sprachen andrer Welttheile oft genug begegnet, wohl möglich wäre. Sie wäre sogar um so verzeihlicher, als noch heute die Dialecte der so nah neben einander wohnenden Vasken dergestalt in Aussprache und grammatischen Formen verschieden sind, dafs immer einige Gewöhnung dazu gehört, wenn sie einander geläufig verstehen sollen. Zur Zeit der Ver-

---

lehre genommen. *Ἀλλὰ καὶ ἄλλοι Ἴβηρες οὐχ ὁμόγλωσσοι ὄντες, γραμματικαῖς χρῶνται τέχναις ἕκαστοι κατὰ τὴν ἰδίαν γλῶσσαν.* Vermuthlich hat er dadurch ausdrucken wollen, dafs sie in Regeln gebrachte Sprachlehren besäfsen. Aber der natürliche Sinn ist der oben von mir angegebene, und derselbe, in welchem Harpocration in der in Wolfs Prolegomena zum Homer p. 63. nt. 29. angeführten Stelle das Wort braucht. V. *Ἀττικοῖς γράμμασι· τὴν γὰρ τῶν εἴκοσι τεσσάρων στοιχείων γραμματικὴν ὀψέ ποτε παρὰ τοῖς Ἴωσιν εὑρεθῆναι.* Ganz ähnlich ist das Lateinische literatura, ut antiqui vocabant, die Kunst, per quam pueris elementa traduntur. (Sen. epist. 88. Ed. Bip. 344. 345.) Dieser Sinn wird im Strabo auch durch die unmittelbar vorhergehende, von den Turdetanern handelnde Stelle bestätigt. Sie bedienen sich, heifst es, der Schrift (*γραμματικῇ*) und besitzen die Schriften (*τὰ συγγράμματα*) ihrer alten Ueberlieferungen. Beide Worte beziehen sich hier offenbar auf einander. Ganz denselben Sinn hat die Stelle, welche in der Pariser Uebersetzung (p. 435. nt. 8.) nach Vossius citirt ist, und auch bei Stephanus vorkommt: *γραμματικῇ δὲ χρῶνται τῇ τῶν Ἰταλῶν οἱ παρὰ θάλατταν οἰκοῦντες τῶν Ἰβήρων.* Hier pafst weder Literatur, noch Grammatik. Hätte das letztere ausgedrückt werden sollen, so war Sprache das rechte Wort. Aber Schrift und Schriftart geben den wahren Sinn, und die Schrift konnte ebensowohl zum Schreiben in der einheimischen, als der fremden Sprache gebraucht werden. Florez hat diese Stelle vollkommen richtig gefafst. (Medallas. II. 522.)

breitung der Nation über einen ungleich grösseren Raum konnte es mehrere, und noch weiter von einander abweichende Mundarten geben. Es liefs sich aber dagegen erinnern, dafs Strabo bei der Schilderung Galliens (IV. 1. p. 176.) wohl zeigt, dafs er Mundart und Sprache nicht miteinander vermischt. Denn indem er auch von den Galliern sagt, dafs sie nicht einerlei Sprache reden, bestimmt er dies näher dahin, dafs einige ein wenig in ihren Mundarten abweichen, bezeugt dagegen an derselben Stelle die gänzliche Verschiedenheit der Aquitanischen und Gallischen Sprache. In Gallien stellt er den Unterschied eher zu klein dar, und setzt sich dadurch in Widerspruch mit Caesar, der (de bello Gallico I. 1.) die drei Theile Galliens verschieden an Sprache, Einrichtungen und Gesetzen nennt *). Wären die Sprachen, welche Strabo unter den Iberern annimmt, so verschieden, als diejenigen, deren Quellen wir im alten Gallien zu suchen haben, so wären sie wohl abgesonderte Sprachen, nicht aber Mundarten zu nennen. Denn das Bas Breton, und das Gallische weichen bei weitem mehr, wie blofse Mundarten, von einander ab. Die Stelle des Strabo mufs aber, meines Erachtens, von einer andren Seite richtiger gedeutet werden. Das Mifsverständnifs liegt in dem Ausdruck Iberer. Wie schon im Vorigen gesagt ist, gieng dieser Name zwar von einem Volk aus, nachher aber auf ein Land über, und ist daher sehr oft mehr geographisch,

*) Schlözer Allgem. Welthist. XXXI. 339. erklärt sich zwar hier sehr richtig für Caesars Meinung. Doch geht er auf der andren Seite zu weit, und hält Vasken, Galen und Kymren, wie er sie nennt, für gleich verschiedene Volksstämme, da ihre, noch heute bekannten Sprachen, deutlich zeigen, dafs sie nur zwei ausmachten, und Gelen und Kymren zu demselben gehörten. Indefs bleibt die angeführte, ganz in dem eigenthümlichen Geiste des trefflichen Mannes geschriebene Stelle immer die erste, welche Licht über diese, damals noch sehr dunkle Materie verbreitete.

als ethnographisch. Auf diese Weise nun nimmt ihn Strabo gewöhnlich *). Iberer sind ihm Bewohner Iberiens, gleichbedeutend unsrem heutigen Spanier, wenn dieser Name für die ganze Halbinsel gälte. Die völlig in Römer verwandelten Iberer, sagt er, (III. 2. p. 151.) heifsen togati, und unter diesen sind auch die Celtiberer begriffen. In gleicher Allgemeinheit braucht er das Wort an vielen andren Stellen. (III. 1. p. 137. c. 2. p. 141. 146. c. 4. p. 163. 165.) Er scheint nicht einmal von den Iberern, als eignem Volke, unabhängig von ihren Wohnsitzen, einen richtigen Begriff zu haben. Denn da er von den Völkern des eigentlichen Aquitaniens spricht, (IV. 1. p. 176. c. 2, 1. p. 189.) sagt er nicht, dafs sie Iberer sind, sondern nur, dafs sie den Iberern gleichen. Daraus ist sogar ein Mifsverständnifs in einer Stelle seiner Beschreibung der Pyrenaeen entstanden. Die Thäler derselben, heifst es, (III. 4. p. 162.) sind von den Cerretanern besetzt, die zum gröfsten Theil ein Iberisches Volk sind. Er meint damit, dafs die gerade auf der Gränzscheide ansässigen Cerretaner theils zu Iberien, theils zu Gallien gehören, man hat ihn aber meistentheils so verstanden, als hätten die Cerretaner, die ganz Iberer wären, nur einen Theil der Thäler inne gehabt **). In andren Stellen werden die Iberer zwar offenbar als ein abgesondertes Volk, im Gegensatz der eingewanderten Bewohner

*) Diodor von Sicilien in der merkwürdigen Stelle über die Celtiberer ist hierin genauer; er spricht von Iberern und Iberien nur als Nation, und Wohnsitz einer Nation, und sagt, als er von den Pyrenaeen redet, (V. 35.) ausdrücklich, dafs sie Gallien von Iberien, und auch von Celtiberien scheiden. Dagegen braucht Polybius (XI. 31. und fr. 14. ed. Schweigh. T. V. p. 57.) Iberer und Celtiberer als durchaus gleichbedeutend.

**) In der neuesten Pariser Uebersetzung wird zwar (I. 473. Anm. 1.) die richtige Erklärung, die schon Marca angab, angeführt, allein blofs mit dem Zusatz, dafs die Stelle auch diesen Sinn haben könne.

Spaniens, genannt (III. 3. p. 152. c. 4. p. 163. 164.); allein alsdann ist der Gegensatz immer ausdrücklich hinzugefügt, oder durch den Zusammenhang angedeutet. In der Stelle nun, von der wir hier reden, ist es klar, dafs der Ausdruck Iberer blofs in der allgemeinen geographischen Bedeutung genommen wird. Denn wenige Zeilen vorher sagt Strabo, dafs die Turdetaner die Verständigsten und Gebildetsten unter den Iberern *) sind, und will ihnen doch unstreitig damit den Vorzug vor allen Bewohnern der Halbinsel einräumen. Versteht man die Stelle auf diese Weise, so dafs nicht unter den Iberern, wohl aber in Iberien mehr als Eine Sprache geredet wurde, so bringt man Strabo mit Plinius, und den übrigen alten Schriftstellern in Einklang, und findet noch heute durch die übriggebliebenen Ortnamen diese Aussage bestätigt. Denn offenbar wurde von den Celten auf der Halbinsel Celtisch, und da vermuthlich nicht alle aus einer Gegend, und zu Einer Zeit einwanderten, vielleicht Celtisch auf verschiedene Weise, wie in Gallien selbst, gesprochen **). Die gleiche Bestätigung in Absicht der Schrift ergiebt sich selbst aus den noch so sehr mangelhaften Untersuchungen über die alt-spanischen Münzen und Inschriften. Man findet darin nur Ein Turdetanisches, d. i. Iberisches Alphabet, aber ein davon verschiednes Celtiberisches, und vielleicht auch ein zum Theil Phönicisches ***). Auch Erro (Alfabeto de la lengua primitiva

*) Σοφώτατοι ἐξετάζονται τῶν Ἰβήρων.

**) Mannert scheint die Sache ebenso zu nehmen, obgleich er sich auf die Frage nicht ausdrücklich einläfst. Die reinen Iberer haben, nach ihm, nur Eine Sprache (I. 238.), von den Turdetanern, die zu den vermengten gehören, schweigt er in dieser Hinsicht. Strabo erwähnt in der Stelle, wo er von der Gleichheit der Sitten und Lebensart aller Bewohner der Nordküste (III. 3. p. 155.) redet, der Sprache nicht besonders, sondern es läfst sich nur hinzuschliefsen, dafs die Gleichheit sich auch auf sie ausdehnte.

***) Velasquez (Ensayo sobre los Alfabetos de las letras descono-

p. 98. 244.) giebt eine Verschiedenheit der Buchstaben auf den Celtiberischen und Turdetanischen Münzen zu.

40.

Vermischung der Iberischen Völkerschaften mit Celtischen Stämmen.

Zwei Sätze scheinen mir, nach dem Vorigen (35—39.) fest zu stehen. Die alten Iberer sind das Stammvolk der heutigen Vasken, und diese Iberer machten, über die ganze Halbinsel verbreitet, Eine, dieselbe Sprache redende, nur in Völkerschaften mit verschiedenen Mundarten getheilte Nation aus. Die Vaskische Sprache war also die einzige desjenigen Volks in Hispanien, dessen Einwanderung, wenn es nicht autochthonisch dort safs, vor alle auf uns gekommene Ueberlieferung fällt. Wir müssen itzt sehen, mit welchen fremden Nationen diese Iberer vermischt lebten, da die Untersuchung der Ortnamen uns auf fremde, neben den Vaskischen, geführt hat. An den Küsten siedelten sich, und sehr früh, Phönicier, Griechen und Carthager an, und drangen mehr oder weniger tief in das Land selbst ein. Plinius erwähnt (I. 137, 3.) nach M. Varro, auch Perser, von deren Zügen nach Spanien wohl sonst nichts vorkommt. Die Römer verwandelten einen grofsen Theil der Halbinsel, mit Ausrottung der einheimischen Sitten und Sprache, in eine, Italien durchaus ähnliche Provinz. Alle diese Einwanderungen aber übergehe ich hier, und verweile nur bei denjenigen fremden Völkerschaften, die, auch Barbaren (in

---

cidas p. 40.) nimmt ausdrücklich drei Alphabete, ein Turdetanisches, Celtiberisches und Bastulo-Phönicisches an. Auch nach Bellermanns Untersuchungen (Ueber die Phönicischen Münzen. St. 3. p. 27.) sind die punischen Inschriften auf Spanischen Münzen nicht alle rein punisch, sondern mit andren Charakteren vermischt.

dem Sinn, den die Alten diesem Worte gaben) und dem westlichen Europa angehörend, sich in Spanien niedergelassen hatten. Dies sind bloſs Celten, und sie kommen bei den alten Schriftstellern in doppelter Gestalt vor, rein Celtisch am Anas, (Strabo III. 1. p. 139.) und mit diesen verwandt (l. c. c. 3. p. 153.) in der äuſsersten Nordwestspitze des Landes, dem heutigen Galicien, dann mit den Iberern zu Einem Volke verschmolzen, als Celtiberer. Jene werden bei Römischen und Griechischen Schriftstellern gewöhnlich nicht Celten, noch Gallier, oder Galater, sondern Celtici genannt, vermuthlich, um sie dadurch, als einen abgesonderten, zu den Celten gehörenden, von ihnen hergekommenen, aber nicht sie selbst ausmachenden Zweig zu bezeichnen. Die Stadt Celti (Plin. I. 138, 8.) hat unstreitig von ihnen den Namen. Sie lag zwar nicht eigentlich im Gebiet der Celtiker, aber doch, zwischen Ecija und Merida, in einer Gegend, die von diesen Stämmen nicht unbesucht bleiben konnte. Sie bildete aber bei den Römern ihr Adjectivum nicht in -cus, sondern in -tanus (Celtitanus) (Florez Medallas I. 361.) nach Art der andren Spanischen, in i endenden Städte. Die Ansiedelung im Nordwesten war noch geschichtlich mit den Umständen, unter welchen sie sich zugetragen, bekannt, und war die jüngste. Sie geschah von der am Anas aus. Die an diesem Fluſs Wohnenden stammten, nach Plinius, von den Celtiberern (I. 139, 14.) ab. Warum aus diesen beiden Stämmen, und ihren Nachbarn nicht auch ein Mischvolk wurde, ist itzt wohl nicht mehr zu erklären. Ebensowenig läſst sich etwas über die Zeit der Einwanderung der zu Celtiberern gewordenen bestimmen. Die bekannten Stellen der Alten über sie (die hauptsächlichste ist bei Diodorus Sic. V. 33.) enthalten nichts, was dazu führen könnte. Es bleibt sogar zweifelhaft, ob Sagen von ihrer Einwan-

derung, und ihrem Verschmelzen mit den Eingebohrnen vorhanden waren, oder ob beides nur als Erklärung der Thatsache, daſs man Celten und Iberer vermischt fand, hinzuerfunden ward. Eins oder das Andre muſs nothwendig der Fall seyn, und vermuthlich entstand der Name bei den fremden Pflanzvölkern Spaniens, aber nach Berichten, die sie von den Eingebohrnen erhielten. Auf jeden Fall ist er viel älter, als wir ihn zuerst in der Römischen Geschichte antreffen, und beweist dadurch, wie schon oben bemerkt worden, daſs auch damals die Bewohner des Mittellandes, und nicht bloſs die der Küste Iberer hieſsen. Daſs er dem Volke von Fremden gegeben ist, bleibt sichtbar. Es kommen noch zwei ähnliche, nur nicht gleich berühmt gewordene Namen vor, der der Celtoscythen (Plut. Marius II.) mit dem man, aus Unkunde des wahren, die in Italien einbrechenden Cimbern und Teutonen benannte, und der der Celtoligyer (Strabo. IV. 6, 3. p. 202.) den man den Salyern, oder Salluviern beilegte. Von diesem wird ausdrücklich gesagt, daſs er kein ursprünglicher, sondern ein erst später entstandener sey. Vermuthlich kannte man die Völkerschaften nicht gleich so genau, oder die Vermischung erfolgte auch vielleicht erst später. Nicht bloſs bei den Celtiberern sondern auch bei den Celtikern finden sich einige, jedoch bei den letzteren sehr wenige Vaskische Ortnamen (36.) Plinius bezeugt ausdrücklich (I. 139, 14.) daſs die Ortnamen der Celtiker ihren fremden Ursprung verriethen, und seine ganze Nachricht ihrer Abstammung von den Celtiberern gründet sich nur auf diese Verschiedenheit der Namen, der Sprache, und heiligen Gebräuche, nicht, wie es scheint, auf wirkliche Sage. Ihre Ortnamen kamen auch in Celtiberien vor, und auch in ihren neuen Wohnsitzen in Baetica führten ihre Städte eigne Beinamen. Diese Beinamen sind, bis auf den letzten der von Plinius

angegebenen, alle Lateinische. Der letzte, Emanici, scheint es nicht, und könnte wohl ein Turdetanischer, also Vaskischer, seyn. Eman, geben, ist ein Vaskisches Wort, doch soll dies hier nur für den Laut, nicht die Etymologie beweisen. Zu bedauern ist, dafs in dem andren Beispiel dieser Art in dieser Stelle: Ucultuniacum quáe et Turiga nunc est (Harduin ad. h. l.) ein Schreibfehler zu seyn scheint *), da der erstere Name, um nicht die ganz gleich fortlaufende Construction zu unterbrechen, ein Dativus seyn müfste. Auf jeden Fall ist Turiga ein Vaskischer Name, und durch das nunc scheint nur angedeutet, dafs der neue Ort von seinen Iberischen Anwohnern damit belegt wurde. Beiläufig mufs ich hier noch erwähnen, dafs Astarloa (Apologia p. 198.) alle Verschmelzung von Celten und Iberern verwerfend, Celtiberia für eine Verdrehung von Zaltiberia hält, und dies durch pferdereiches Ufer erklärt.

41.

Ausdehnung und Gränzen dieser Vermischung.

Aufser den Celtiberern, und den beiden rein Celtischen Stämmen, wohnten aber, meiner Ueberzeugung nach, auch noch in andren Theilen der Halbinsel Celten und Iberer mit einander vermischt. Mannert hat hierüber (I. 237—240.)

*) Das unmittelbar vorhergehende Beispiel Contributae Julia hat das Besondre, dafs der aus Celtiberien kommende Name kein einheimischer ist. Sollte daher vielleicht Plinius dieser Stadt den Celtiberischen, welchen die Celtiberer ihr vermuthlich auch in ihrer Sprache gaben, hinzugefügt haben, und sollte dieser Name Ucultuniacum (als Apposition von Julia) seyn? Turiga wäre dann der Turdetanische Name, und die Stadt hätte vier, zwei Römische (einen in Celtiberien, den andern in Baetica) einen Celtiberischen, und einen Turdetanischen. Da neuere Ausgaben des Plinius hinter Julia blofs ein Comma setzen, so scheinen sie diese Construction wirklich andeuten zu wollen.

ein andres System aufgestellt. Nach ihm ist die Südküste von Iberern bewohnt, zu welchen sich fremde Pflanzvölker gesellt haben. Im Mittellande waren die Iberer mit den Celten vermengt: diese Mischung trift vorzüglich die Vaccaeer, Carpetaner, Oretaner und andre dort befindliche Stämme, die er jedoch immer von den eigentlichen Celtiberern trennt. Sie geht aber nur das Mittelland an: die übrigen Iberer (also die der Nordküste, und nach ihm wohl auch der gröſsere Theil der Lusitaner) blieben unvermengt. Ich dagegen glaube, daſs die Vermengung auch die Nordküste bis zu den Vardulern hin, und alle Bewohner Lusitaniens traf, und daſs die ganz unvermischten Iberer nur von den Vardulern an, um die Pyrenaeen bis gegen das Mittelländische Meer zu suchen sind, an diesem aber die Vermischung mit zur See gekommenen Pflanzvölkern, jedoch ohne Celtischen Zusatz, anhebt. Der besondre Name des Landes und Volks der Celtiberer bleibt jedoch immer auf das ganz mittelländische Gebiet der sechs bekannten Völkerschaften beschränkt, so wie es Livius sehr richtig bestimmt: Celtiberia quae media inter duo maria est. (XXVIII. 1.) Keine mir bekannte Stelle eines alten Schriftstellers beschränkt die Ausdehnung der Celtiberer auf die von Mannert angegebene Weise. Vielmehr schreiben ihnen einige ausdrücklich eine unbestimmte Verbreitung zu. „Da ihre Macht angewachsen war," sagt Strabo (III. 2. p. 148.) „machten sie, daſs auch das ganze um sie her gelegne Land nach ihnen benannt wurde." Plinius setzt sie bestimmt an den westlichen und nordwestlichen Ocean (I. 139, 14.) in der Stelle, wo er die Celtiker am Anas von ihnen aus Lusitanien herkommen läſst, und da, wo er sagt (I. 230, 6.), daſs die Cassiterischen Inseln Celtiberien gegenüber liegen. Denn da er immer sorgfältig Celtiberer und Celtiker unterscheidet, so kann er hiermit nicht die

Artabrer meinen *). Auch neuere Schriftsteller haben schon dieselbe Meinung einer gröfseren Verbreitung der Celtischen Stämme gehabt, wie man bei Hardain zu den angeführten Stellen des Plinius, und in den Anmerkungen zur neuesten Pariser Uebersetzung des Strabo (I. 389. nt. 3.) nachsehen kann. Was aber diese Meinung zur Gewifsheit erhebt, und zugleich die Gränze der Vermischung mit Celten angiebt, ist, dünkt mich, die oben versuchte Ausscheidung der Celtischen Ortnamen, und die (23.) angegebene, ihr Gebiet umschliefsende Linie. Zwischen dieser und dem Ocean ist wenigstens kein grofser Strich des Landes von Celtischer Beimischung frei geblieben; zwischen ihr, den Pyrenaeen, und dem Mittelländischen Meere dagegen hat wenigstens nie ein bedeutendes Eindringen statt gefunden, wenn auch einzelne Punkte mögen Celtisch geworden seyn, wie Ebura in Baetica und Edetanien (30.) anzudeuten scheint. Livius erzählt (XXXIX. 56.) dafs die Römer mit den Celtiberern in agro Ausetano, also ziemlich entfernt von ihren Gränzen gegen die Pyrenaeen hin, fochten, und einige Städte eroberten, welche diese daselbst befestigt hatten. Es geht aus der Stelle auch nicht hervor, dafs die Celtiberer dies blofs als Hülfsvölker der Ausetaner, oder

*) Risco (España sagrada T. 32. p. 15.) bezieht sich, um zu beweisen, dafs die ganze Nordküste von Celten besetzt war, auch auf Appianus VI. 28. wo es heifst, dafs Asdrubal, als er Soldaten an der Nordküste zusammen zu bringen suchte, mit den in Sold genommenen Celtiberern nach Gallien übergieng. Aber unter diesen verstand er nicht die Mannschaft, die er erst beschäftigt war, sich an der Nordküste zu verschaffen, sondern diejenige, welche er früher in Celtiberien gemiethet hatte. Dies ist aus c. 24 klar. Mehr würde die gleichfalls von Risco angeführte Stelle des Xiphilinus (Exc. e Dionis libr. 53. ed. Leunclavii p. 71.) beweisen, worin derselbe die Asturer und Cantabrer *Κελτικὰ ἔθνη* nennt, wenn dieser späte Epitomator überhaupt da als eine Autorität gelten könnte, wo er offenbar etwas anders, als Dio selbst, sagt.

gar als Miethstruppen, wie sie sonst wohl bei Spanischen Völkerschaften waren (Livius XXXIV. 17.), gethan hätten. Indefs mochte diese Besetzung eines ihnen fremden Gebiets nur zufällig und vorübergehend seyn. Allein die Fälle dieser Art beweisen immer, dafs man die Vermischung der Iberer mit Celten wenigstens nicht mehr beschränken kann, als hier geschehen ist. Plinius Meynung über Lusitanien insbesondere wird durch diese Untersuchung auf das stärkste bestätigt, da ein grofser Theil aller Celtischen Namen sich in dieser Provinz befindet. Ich glaube, (25. 29 — 31.) den Beweis der Fremdartigkeit, und des Celtischen Ursprungs gewisser Spanischer Namen dergestalt geführt zu haben, dafs billigerweise kein Zweifel übrig bleiben kann. Die in -briga endenden Namen geben hierbei den Leitfaden an die Hand, und wenn Etymologieen, wie wahrscheinlich sie auch seyn mögen, doch oft noch Ungewifsheit übrig lassen, so bleibt gegen die von mir gewählte Art der Beweisführung, meines Erachtens, nichts bedeutendes einzuwenden. Wenn es offenbar ist, dafs diese Namen, aufser Spanien, überall da vorkommen, wo Celten Wohnsitze, oder Wanderungsstrafsen gehabt haben, wenn dasselbe auch in Spanien da der Fall ist, wo der Aufenthalt Celtischer Völker historisch sicher ist, so läfst sich wohl mit Gewifsheit zurückschliefsen, dafs auch da Celten gewohnt haben werden, wo sich diese Namen finden, ohne dafs geschichtlich bekannt ist, dafs der ursprüngliche Volksstamm dort mit Fremden vermischt gewesen sey. Wie mit den in -briga ausgehenden Namen, verhält es sich aber, wie ich gezeigt, mit einer Anzahl von andren, die immer hinreicht, einen Beweis durch Induction zu begründen.

42.

Etymologie der Endung -briga.

In Absicht der Etymologie glaube ich dargethan zu haben, dafs briga kein Vaskischer Laut ist. Bei keinem alten Schriftsteller wird es ein Spanisches Wort genannt *). Festus sagt, (v. Lacobriga) nur, dafs der Name Lacobriga aus lacus und der Spanischen Stadt Briga (also einem nomen proprium) zusammengesetzt sey. Dagegen giebt es zwei Ableitungen sehr nahe verwandter Wörter bei den Alten, die eine aus dem Celtischen, die andre, schon oben (33.) angeführte, aus dem Thracischen. Nach dem Scholiasten des Juvenal (ad Sat. 8. v. 234.) heifsen Allobroger aus einem andren Lande hergekommene Leute von brogae, auf Celtisch bei den Galliern Acker, und Alla, ein andrer **). In der That heifst noch itzt in beiden Mundarten der Nieder-Bretagne und Wales bro nicht blofs ein bebautes Feld, sondern auch überhaupt eine Gegend, ein Land, und all, ein andrer. (Owen's und Le Pelletier's Wörterbücher hh. vv.) Dasselbe Wort führten auch die Nachbarn der Allobroger, die Latobroger im Namen, die aber gewöhnlicher Latobriger genannt werden, und ein von Caesar (de bello Gall. II. 3.) erwähnter Remer Antebrogius. Des Thracischen Ursprungs von βρία ist oben (33.) gedacht worden. Es war aber, nach Hesychius, auch ein Griechisches Wort, jedoch vielleicht nur von den Thraciern zu den sich so häufig in Thracien ansiedelnden Grie-

---

*) Bei neueren kommt es vor, jedoch ohne gültige Zeugnisse. So bei Resende de antiquitate Lusitaniae, I. 4. p. 196.

**) Ideo autem dicti Allobrogae, quoniam brogae Galli agrum dicunt, alla autem aliud. Dicti igitur, quia ex alio loco fuerant translati.

chen herübergekommen. Es bedeutete ein Dorf auf dem Lande, und seine Bedeutung hatte sich also schon erweitert, oder war noch nicht beschränkt worden. Denn das eine und das andere kann der Fall gewesen seyn, je nachdem man Stadt, oder Gegend als die ursprüngliche annimmt. Man könnte briga auch mit πύργος (wie man es mit Burg verglichen hat) für Ein Wort, mit versetztem Consonanten, was eine nicht ungewöhnliche Sprachform ist, halten, und Elibyrge (14.) in Tartessus bei Stephanus führt darauf. Allein alle solche Ableitungen von Wortformen gebildeter Sprachen, wozu vorzüglich die Cluverische (Germania antiqua. p. 49—51.) von Brücke gehört, sind höchst unwahrscheinlich, und ich glaube nicht, daſs man weiter gehen kann, als zu sagen, daſs es eine alte Wurzelsilbe bri, oder bro gab, die Land, Ansiedelung, Stadt bedeutete, und von welcher alle diese Namen abstammen. Daſs diese Silbe den Celten angehörte, scheint erwiesen. Sie mochte aber auch zugleich einer andren Sprache eigen seyn, wie es mehrere, den meisten Europäischen Sprachen gemeinschaftliche Stammwörter giebt. Es ist mir sogar wahrscheinlich, daſs die Vaskischen iri und uri, wenn man die Verwandtschaft in entfernteren Stufen aufsucht, damit zusammenhiengen. Auf diese Weise braucht man nicht mit Goropius Becanus (Hispanica p. 24.) zu behaupten, daſs die Iberer und Thracier dieselbe Sprache redeten, um doch das Thracische bria dem Celtischen briga in Spanien und Portugal nicht fremd zu halten. Mehr dem Laut, als der Bedeutung nach, verschieden von briga sind die Endungen britium (Eburobritium. 24.) und briva (Samarobriva. 29.) -britium scheint mit Celtischen Wörtern, die Gericht bedeuten, zusammenzuhangen. Vergobretus hieſs (Caes. de bello Gall. I. 16.) die höchste Magistratsperson bei den Aeduern, und Oberlin (ad l. c.)

erklärt dies sehr richtig aus dem Irländischen durch fear go breith, (Schottl. breath) Mann zum Gericht. In Nieder-Bretagne heifst breuta, Processe führen, und Breut, Gericht. (Le Pelletier v. Breugeou) in Wales brawd, Gericht; und brawdwr, Richter. (Owen). Da die Gerichte der Lehnsherren in Nieder-Bretagne breugeou, breujou genannt werden, so könnte die Bedeutung von briga, als Stadt, selbst davon herkommen. Allein das oben Gesagte scheint mir richtiger. — briva erklärt man durch Brücke. Dies ist einzig aus Samaro-briva, Brücke der Somme, hergenommen, obgleich Mannert (Th. 2. B. I. S. 196.) mit Recht erinnert, dafs man für den Namen des Flusses, da er nie besonders bei den Alten vorkommt, auch keinen andren Beweis, als den Namen der Stadt hat. Indefs ist auf der andren Seite richtig, dafs die einzigen Orte, in welchen die Endung sich sonst findet, solche sind, in welchen der Ueberrest des Namens Wasser anzeigt. Es sind dies nemlich in Britannien Durocobrivae und zwei Durobrivae. Wenig entfernt von dem einen von diesen lag der Ort Durolipóns, der eine Uebersetzung desselben scheint. Indefs ist es immer auffallend, dafs sich für diese Bedeutung in den noch übrigen Celtischen Sprachen gar kein ähnliches Wort aufweisen läfst, welches Brücke hiefse.

43.

Verhältnifs der Iberischen Celten zu den Iberern und Galliern. Sitten, Charakter und gottesdienstliche Gebräuche dieser Stämme.

Auf welche Weise aber die Verschmelzung der beiden Völker zu Stande kam, ob beide sich zu einer Verfassung verbanden, oder ob die Eingebornen von den Einwandernden theilweise verdrängt, und unterjocht wurden, welchen

Einfluſs die Vereinigung auf die Sitten ausübte? über alle diese wichtigen Fragen lassen uns die alten Schriftsteller durchaus im Dunkel. Ihre Schilderungen gewähren uns nur im Ganzen den Eindruck, daſs die Celtischen Völkerschaften in Iberien in Character und Sitten bedeutend verschieden waren von den Galliern, und daſs sich unter den Völkern der Halbinsel selbst kein so groſser und auffallender Unterschied zeigt, als man bei zwei selbstständigen Nationen von verschiedener Abkunft hätte vermuthen sollen. Die Vereinigung muſs viele Jahrhunderte bestanden haben, und auch nicht auf sehr gewaltsamem Wege geschehen seyn, um dem Eingebornen genug Kraft und Selbstständigkeit zu lassen, seine Eigenthümlichkeit zu der vorwaltenden zu machen. Denn es ist nicht zu läugnen, daſs die Celten der Halbinsel mehr zu Iberern, als umgekehrt diese zu jenen geworden waren, und daſs der Totaleindruck, den ihre Bewohner in allen Schilderungen und Erzählungen hervorbringen, fast ein ebenso verschiedener von dem der Gallischen Völker ist, als wir das nemliche oben (31.) von den Ortnamen behaupteten. Beide Erscheinungen sind einander beinahe vollkommen gleich. Dennoch waren die Celtischen Stämme sehr bedeutend an Zahl, und von überwiegendem politischen Einfluſs. Denn die Celten waren das bei weitem mächtigste und am schwersten zu bekriegende Volk auf der Halbinsel, und verbreiteten sich, wenn wir auch alle Beweise aus bloſsen Namen aufgeben, über das ganze Mittelland und einen groſsen Theil der Westküste. Es fragt sich indeſs auch sehr, ob man die Iberischen Celten so geradezu mit den Galliern vergleichen kann. Die Alten gehen hierbei mit vieler Vorsicht zu Werke. Sie bedienen sich nicht einmal desselben Namens, nennen jene ausschlieſsend Celtici, und brauchen wiederum diesen Namen nicht wenn von den Celten über-

haupt, oder den Galliern die Rede ist *). (Strabo: Κελτοί. III. 4. p. 164.) Dafs nach und aus Gallien Wanderungen vorfielen, wissen wir; die Gallier, welche wir zu Caesars Zeit, und überhaupt, auch früher, durch die Römer kennen, mögen daher von noch früheren, und gewissermafsen ursprünglicheren sehr verschieden gewesen seyn. Selbst ohne Wanderungen, können sie im Laufe der Zeit Einrichtungen und Sitten angenommen haben, die ihnen vorher fremd waren. Es scheint sogar weder nothwendig, noch richtig, sich die Iberischen Celten gerade als Colonieen, abgerissene Volkshaufen der in Gallien wohnenden zu denken. Mannert (Th. 2. B. 1. S. 23.) bemerkt sehr richtig, dafs sie sich wahrscheinlich schon beim ersten Zug der Celten nach Gallien bis nach Iberien vorgedrängt haben. Hat es mehr als Einen solchen Zug gegeben, so können die Stämme, welche nachher in Iberien erscheinen, in Gal-

*) Eine Ausnahme machen die Excerpte aus Diodor's 25. Buch (Ecl. 2.) wo Istolatios, der gegen den Hamilcar focht, στρατηγὸς τῶν Κελτῶν genannt wird, und wo doch nur von Celtischen Stämmen in Spanien die Rede seyn kann. Der Name steht hier ebenso, wie bei Herodot, und man mufs die oben bemerkte genauere Unterscheidung als der späteren Zeit, wo das Land mehr bekannt war, angehörend ansehen. Eratosthenes setzte an einer Stelle seines Werks sogar Galater (Gallier) bis Gades hin, erwähnte derselben aber hernach bei seiner Beschreibung Iberiens gar nicht. Polybius rügt (XXXIV. 7. aus Strabo II. p. 107.) diesen Widerspruch. In einem Treffen des Cn. Scipio gegen Mago und Hasdrubal kommen bei Livius (XXIV. 42.) Gallica spolia, und duo reguli Gallorum, Moenicaptus et Civismarus vor. Dies ist aber nicht von Celtikern, oder Celtiberern, sondern von Hülfstruppen aus Gallien zu verstehen. Der Ausdruck Galli wird nie von Spanischen Celten gebraucht, und die Endung des Namens Civismarus findet sich mehreremale in Gallien, nie aber in Spanien. Indefs wüfste ich nicht, dafs sonst irgendwo Gallische Hülfstruppen im Carthagischen Heer in Spanien genannt würden. Die Worte derselben Stelle: sed gens nata instaurandis reparandisque bellis, die man, des Folgenden wegen, auf Gallien beziehen könnte, gehen aber auf Spanien, wie die Vergleichung von XXIII. 49. und XXVIII. 12. zeigt.

lien, als ältere Bewohner, neuen Einwanderungen Platz gemacht haben. Es wäre sogar nicht unmöglich, dafs sie mit den Iberern autochthonisch in der Halbinsel selbst gesessen hätten, und erst mehr zusammengedrängt worden wären, als die Südküste von Fremdlingen besetzt wurde. Denn, dafs Celten einen Theil von Gallien, den östlichen, soweit unsre Geschichte reicht, bewohnten, leidet keinen Zweifel, und es ist durchaus ungewifs, wie weit sich diese Wohnsitze erstreckt haben, und ob sie nicht so weit gegangen sind, als es die der Iberer und Ligurer erlaubten. Auf die Nachricht bei Diodor von Sicilien und Appian (VI. 2.) von ihrem Eindringen, dem Kriege gegen die Iberer, und ihrer Versöhnung mit ihnen, ist nicht wie auf etwas historisch Ausgemachtes zu fufsen, obgleich auch Strabo allerdings (III. 4. p. 158.) die Sache so ansah. Das einzige, wahrhaft historische Factum war das Zusammenwohnen der beiden Nationen, und um dies zu erklären, bildete man, ohne Zweifel, jene Sage aus. Es ist nicht wahrscheinlich, dafs sich durch unabhängige Ueberlieferung eine solche aus so frühen Zeiten, und so wenig bekannten Gegenden her sollte erhalten haben. Indefs gestehe ich, dafs ich mich immer für die Meinung der Einwanderung erklären würde. Hätten Iberer und Celten vor allem Menschengedenken zugleich und nicht so, dafs die einen in die Ansiedelungen der andren zogen, Spanien besetzt gehalten, so fänden wir sie höchst wahrscheinlich auch in geschiedenen Wohnplätzen. Die Vermengung, wie sie, nach dem Zeugnifs der Schriftsteller und der Ortnamen, vorhanden war, ist bei dieser Hypothese nicht zu erklären. Dafs übrigens in dem Theile von Iberien, welcher schon wirkliche, einheimische Bildung besafs, die noch rauheren Celten auch mehr von dieser Bildung annahmen, ist natürlich, und wird von den Celtikern am Anas von Strabo, nach Polybius Zeugnifs (III. 2. p. 151.)

ausdrücklich gesagt. Man sieht aus derselben Stelle, daſs auch da, wo nicht die innigere Vermischung Statt gefunden hatte, welche den vereinten Namen hervorbrachte, doch Iberer und Celten Heirathen unter einander schlossen. Denn die aus solchen Verbindungen entspringende Gemeinschaft der Abkunft hatte wohl Strabo im Sinn, wenn er in der angeführten Stelle sagt, daſs die Celtiker durch die Nachbarschaft und Verwandtschaft (συγγένειαν) mit den Turdetanern mildere Sitten und politische Einrichtungen erhielten. An eine wahre Bluts- und Stammverwandtschaft, wie Strabo dieselbe, indem er sich desselben Wortes bedient, (III. 3. p. 153.) zwischen den Celtikern am Anas und an der Nordwestküste annimmt, kann hier nicht gedacht werden, da einer solchen zwischen Iberern und Celten sonst nirgend erwähnt wird, und diese Stelle auch offenbar nur die Folgen des Zusammenwohnens dieser Celtiker mit den Turdetanern zu schildern bestimmt ist *).

*) Indem ich hier annehme, daſs sich die Celten auch über die Nordküste Spaniens verbreiteten, und daſs sie nicht nothwendig von den Galliern, wie wir diese kennen, abzustammen brauchen, kann ich nicht unerwähnt lassen, daſs Risco (Espana sagrada. T. 32. p. 1—33.) diese Behauptungen gleichfalls aufstellt. Allein er thut dies in Gefolge eines ganz andren, und meines Erachtens, durchaus unrichtigen Systems. Nach ihm ist Spanien und Portugal die eigentliche Heimath, und der ursprüngliche Sitz der Celten: sie sind es, die von dort die Iberer und Ligurer vertreiben, über die Pyrenaeen ziehen, und Gallien erst mit Celten bevölkern. Die Mischung mit Iberern findet nur in kleinen Massen, und auf diesem Zuge Statt: Lusitanien ist ihr anfänglicher und hauptsächlichster Wohnsitz, von da aber verbreiten sie sich über die ganze Nord- und Westseite, so daſs die Cantabrer, Vasconen und die Bewohner Aquitaniens reine Celten sind. Diese Meinung gründet er auf die bekannten, von ihm offenbar falsch gedeuteten Stellen Herodots, auf das Zeugniſs des Plinius von den Sitzen der Celten in Lusitanien, die Aussage Strabo's von der Gleichheit der Sitten aller Bewohner der Nordküste, und die weiter oben gedachte, auch miſsverstandene Stelle des Avienus von der Vertreibung der Ligurer durch die Celten. Die Widerlegung dieser Ansicht liegt von selbst in

Dafs Celten und Iberer durchaus verschiedene Völker-
tämme sind, jeder mit eigenthümlicher Sprache, bezeugen
lie Alten deutlich und bestimmt. (Strabo IV. 1. p. 176.
. 2, 1. p. 189.) Auch die bewährtesten neueren Schrift-
teller kommen darin überein *). Nur diejenigen suchen es
n Zweifel zu ziehen, welche, wie Bullet, Vallançay und
ndere, das ganze westliche Europa ausschliefslich den
'elten zutheilen möchten. Die Iberer waren im Ganzen
nehr ein friedliches, und ruhiges Volk. Statt dafs sie selbst
uswärtige Züge versucht haben sollten, wurden sie nach
ınd nach mehr von der Rhone nach Westen weggedrängt.
's möge nun dies in ihrem Character gelegen haben, oder
larin, dafs sie, wie Strabo (III. 4. p. 158.) sagt, aus trotzi-
em Selbstvertrauen, Verbindungen mit andren scheuten,
nd daher, ohne zu grofsen Unternehmungen **) zu kom-
ıen, nur zu kleinen Räubereien aufgelegt waren, so bleibt
ie Erscheinung immer dieselbe, und unterscheidet sie be-
timmt von den Galliern. In den Kriegen gegen die Rö-
ıer waren sie hartnäckig und ausdauernd, aber auch vor-

---

er ganzen gegenwärtigen Untersuchung. Risco begeht den wesentli-
hen Fehler, gar keinen bestimmten Begriff der verschiedenen Völker-
amen zum Grunde zu legen, und um das Einzige, woran sich die
tämme unterscheiden lassen, die Sprachen, ganz unbekümmert zu
leiben. Seinem System nach, müfsten Gallien und Iberien dieselben
prachen gehabt haben, oder wenigstens, wenn auch mit Nuancen,
lofs Celtische. Den Völkerstamm der Iberer übersieht er fast ganz,
ıd nirgends ist aus seiner Abhandlung zu erkennen, welche Meinung
eigentlich über die Turdetaner, und die übrige Südküste hegt. Er
günstigt daher auch durchaus die von mir, als unwahrscheinlich vor-
estellte Hypothese, dafs die Celten Spanien autochthonisch inne hat-
n. Indefs geht immer deutlich hervor, dafs er gefühlt hat, dafs man
e Celtischen Stämme in Iberien nicht auf einen zu kleinen Raum
schränken darf, und dafs zwischen ihnen und den nachher bekann-
n Galliern bestimmte Unterschiede obwalteten.

*) Niebuhr Röm. Gesch. I. 113.

**) Florus. II. 17, 3.

züglich nur die mit Celten vermischten. Auch darf man nicht vergessen, dafs sie meistentheils erst von den Römern aufgereizt wurden, dafs viele Kriege durch die Raubsucht der Praetoren, mehrere ohne, einige gegen den Willen des Römischen Volkes entstanden. Einmal gereizt, war ihre Vaterlandsliebe, ihre Anhänglichkeit an ihre Freiheit, und ihre Freunde, ihre Todesverachtung, und ihre aus diesem Allem entspringende Wildheit ohne Gränzen. Räubereien nahmen vorzüglich die Bergbewohner und Lusitaner allerdings regelmäfsig vor. Aber sie wurden durch die Noth, und durch die immer wachsende Volksmenge dazu gedrängt. Die ordentlich verfassungsmäfsig gewordene Gewohnheit des jährlichen Ausziehens eines Theils der waffenfähigen Mannschaft erklärt dies zur Gnüge. Der Kriegszustand, welcher durch die Römer in Spanien fast bleibend wurde, mufste auch die Verwilderung, und dadurch das Uebel selbst vermehren, das er vertilgen sollte. Hierin konnte erst die völlige Unterjochung eine Aenderung bewirken. Diese aber gelang nur allmählich, und wie Mannert sehr scharfsinnig gezeigt hat, erst seitdem Sertorius die verschiedenen Völkerschaften vereinigt, und Römischen Sitten und Einrichtungen näher gebracht hatte. Wenn man erwägt, dafs die Iberer früher den gröfsten Theil der Gallischen Südküste inne hatten, und sich, wie wir weiterhin sehen werden, auf allen gröfseren Inseln des Mittelländischen Meeres fanden, so scheint es, dafs wir sie nur in der Zeit kennen lernten, wo ihre Verbreitung und Gröfse im Abnehmen waren, und dafs sie gegen die uns bekannt gewordenen Bewohner Galliens, da solche Bestimmungen immer nur relativ seyn können, zu einem früheren Völkergeschlechte gehörten. Darauf deutet auch der Bau ihrer Sprache, verglichen mit dem der alt-britischen hin. Nun aber scheint es mir nicht blofs ein dichterischer Wahn, dafs

diese früheren Menschengeschlechter ihre Wohnsitze friedlicher inne hatten und wechselten. Nimmt man allmähliche Bevölkerung des Erdbodens an, so kann das Drängen und Streiten um die ernährende Spanne des Raums nur einer späteren Epoche angehören. Wir besitzen kaum Bruchstücke über die Verfassung der einzelnen Völker. Aber das von der jährlichen Ackervertheilung, und der Gemeinschaft der geernteten Früchte bei den Vaccaeern Erzählte (Diodorus Sic. V. 34) erinnert an einen durchaus ursprünglichen Zustand der Gesellschaft. Die Iberer flöfsten auch, seit ihrer Vereinigung mit Celten, nie ihren Nachbarn aufserhalb Spanien Besorgnisse feindlicher Heereszüge ein. Schon hierin liegt ein bedeutender Unterschied gegen Gallien. Entscheidender aber und wichtiger ist es, dafs einige, den Galliern eigenthümliche Einrichtungen und Charakterzüge den Iberischen Celten gänzlich fremd gewesen zu sein scheinen. Von den ersteren fehlte ihnen das Druiden- und Bardeninstitut und das Priesterregiment. Denn gewifs würden die alten Schriftsteller nicht davon geschwiegen haben, wenn auch die Hispanichen Celten diese Einrichtungen gekannt hätten. Es ist merkwürdig, dafs die Druiden, nach Caesar (de bello Gall. VI. 13.), aus Britannien nach Gallien gekommen waren. Sollte diese Sage auch unrichtig seyn, oder anders erklärt werden müssen, so beweist sie wenigstens, dafs man das Druideninstitut nicht als allen Celtischen Stämmen ursprünglich eigen ansah. Es mufs auch den Iberern unbekannt gewesen seyn, da nirgends desselben Erwähnung geschieht, und da dasselbe, wenn es im alten Spanien, wie in Gallien, geherrscht hätte, eine Vereinigung der einzelnen Völkerschaften bewirkt haben würde, die man dort schlechterdings nicht antrifft. Denn alle Druiden, unter deren Einflufs die einzelnen Nationen standen, hat-

ten bekanntlich Ein Oberhaupt, und gemeinschaftliche Versammlungen.

Vielleicht hängt es hiermit zusammen, dafs, wie oben (5.) bemerkt worden, der Vaskischen Sprache der regelmäfsige Uebergang der Buchstaben in einander, nach den Stellungen, die sie in der Rede annehmen, und die gleich feste Zurückführung der Wörter auf Wurzellaute nicht wie z. B. der von Wales eigen ist. Denn es dürfte wohl keine ganz unrichtige Voraussetzung sein, dafs eine so künstliche Ausbildung des grammatischen Sprachbaues vorzüglich der Sorgfalt der Priester- und Sängerinstitute zuzuschreiben ist, die sich allein im Besitz aller gelehrten Kenntnisse befanden.

In den Sitten und dem Charakter der Celten diesseits und jenseits der Pyrenaeen findet sich auch manche Verschiedenheit. Die Gallier werden, sei es mit Recht oder Unrecht, eines grofsen Hanges zur Knabenliebe beschuldigt. (Athenaeus XIII. 79. Diodorus Sic. V. 32.) Von den Celtiberern wird nichts erwähnt, was auf diese unnatürliche Gewohnheit schliefsen liefse. Sie scheinen in diesem Punkt den Iberern ähnlich gewesen zu sein, die lieber ihr Leben, als ihre Keuschheit aufopferten. (Strabo III. 4. p. 164.) Auch von der lärmenden Wildheit, der leeren Prahlsucht, und den Uebertreibungen, welche den Galliern (Diodorus Sic. V. 31.) vorgeworfen werden, scheinen ihre Stammverwandten in Iberien frei geblieben zu sein.

Werden aber auch einige der hauptsächlichsten Züge Gallischer Sitten und Einrichtungen bei den Iberischen Celten nicht gefunden, so unterscheiden sie sich darum doch immer von den unvermengten Iberern. Plinius Zeugnifs läfst hierüber keinen Zweifel übrig. Dafs die Celtiker, sagt er, von den Celtiberern aus Lusitanien gekommen sind, ist sichtbar an ihrem Gottesdienst, ihrer Sprache und

ihren Ortnamen. Hiernach war also bei den Celtiberern Sprache und Gottesdienst rein Celtisch geblieben, und hatte sich nicht mit Iberischer Weise vermischt, wenn man nicht etwas von dem Schneidenden in dieser Behauptung auf die Eigenthümlichkeit dieses Schriftstellers schieben darf, der gern seinem Stil grelle und auffallende Farben giebt. Bei keinem andren alten Schriftsteller ist wenigstens der Contrast so stark gezeichnet, und es ist auf jeden Fall zu bedauern, dafs dem im Ganzen so scharf angedeuteten Gemälde die Auszeichnung der einzelnen Züge fehlt. Strabo hat bei seiner Sittenschilderung Iberiens offenbar einen andren, als den ethnographischen Zweck. Er will zeigen, wie die Verschiedenheit der Sitten Folge des Klimas, des Bodens, und der gesellschaftlichen Lage ist. Er beschreibt zuerst die zu einem hohen Grade der Bildung schon durch sich selbst gelangten Turdetaner (III. 1. p. 139.) dann die Lusitaner, oder genauer genommen die Bewohner des Striches zwischen dem Tagus und den Celtikern in Nordwesten (3. p. 154.), und nach ihnen die Bergbewohner *) (p. 155.) zu welchen er alle Völker der Nordküste von den Callaikern bis zu den Vasconen und zu den Pyrenaeen zählt, endlich fügt er (4. p. 163—165.) einige allgemeine Züge über alle Iberer hinzu. Der Celtiberer erwähnt er nur, insoweit ihn jene Schilderungen gelegentlich darauf

---

*) Die neueste Pariser Uebersetzung (I. 447.) bezieht diese ganze Stelle der Bergbewohner noch auf die Lusitaner. Sie übersetzt daher: *Ἅπαντες δὲ οἱ ὄρειοι* tous ces montagnards, und *Τραγοφαγοῦσι* κ. τ. λ. Les Lusitans préfèrent cet. Dies scheint nicht richtig. Nur insofern die Lusitaner Bergbewohner sind, pafst auch auf sie das Gesagte. Das Land zwischen dem Tagus und der obern Küste hatte aber auch Ebenen, und der Zusammenhang zeigt offenbar, dafs Strabo bis zu den Worten: *ἅ. δ. οἱ ὄ.* ausschliefsend von den Lusitanern reden wollte, von da an aber nicht mehr von einem Volksstamm, sondern von Bewohnern einer gleichen Gegend.

führen: absichtlich und abgesondert beschreibt er sie nicht, und noch weniger so, daſs er ihre Verschiedenheit von den Iberern angäbe. Nicht einmal, daſs sie ihre eigne Sprache reden, kommt vor, was um so mehr beweiſst, daſs er dies schon an einer anderen Stelle angedeutet zu haben glaubte. Diodor von Sicilien aber schildert in der oft angeführten Stelle die Celtiberer besonders, und vergleicht sie auch mit den Lusitanern. Der Hauptunterschied liegt nun hier in der Art Krieg zu führen, und den Charakterseiten, die diese bestimmen, und durch sie entwickelt werden. Mannert (I. 393.) hat ihn sehr treffend gezeichnet. Die Lusitaner kämpften mehr mit List, Schnelligkeit und Gewandtheit, da diese die angestammten Charakterzüge der Iberer waren (Strabo III. 4. p. 158. 163.) den Celtiberern fehlte es eben so wenig an Gewandtheit und Schnelligkeit, aber sie waren gewaltiger und muthiger im offnen Angriff und stehenden Kampfe, als jene. Auch in den Waffen war Unterschied, doch der bedeutendste nur in der Gröſse der Schilde. Die Celtiberer hatten den langen Gallischen*) beibehalten, indeſs der Lusitaner, seiner Art zu kämpfen nach, einen kleinen vorzog, den er leicht nach allen Seiten dem Stoſs entgegenwandte. Der freie Angriff der Celtiberer forderte überhaupt besser schützende Waffen, sie sahen daher auch mehr auf Sicherung durch Helm und

*) Wenn die Iberischen und Gallischen Schilde als gleich, oder wenigstens ähnlich (Polybius III. 114. Livius XXII. 46.) beschrieben werden, so kann dies nur von den Celtiberischen, wenigstens nicht von den Lusitanischen, gelten. Daſs zwar auch der Gallische Schild den Körper nicht vollkommen deckte, geht aus Polybius (II. 30, 3.) und Livius (XXXVIII. 21.) hervor. Es war aber nicht, weil es ihm an Länge, sondern an Breite und Wölbung fehlte. Wesseling (ad Diod. V. 30.) hat dies zur Genüge aufgeklärt, und mit den Beweisstellen belegt. Es ist daher unrichtig, wenn es in den Schweighäuserschen Noten zu Polybius (Vol. V. p. 699.) von den Gallischen Schilden heiſst: scilicet brevia erant.

Panzer. Die Lusitanische Schildbewafnung wurde als die eigenthümliche des ganzen jenseitigen Spaniens, die Celtiberische als die des diesseitigen angesehen (scutatae citerioris provinciae, et cetratae ulterioris Hispaniae cohortes. Caes. de bello civ. I. 39.) Da aber zur vollständigen Kriegführung beide, die leichte und schwere, verbunden werden mufsten, so kommen auch kleine Schilde und milites cetrati bei den Celtiberern (Diodorus Sic. V. 33.) den Carpetanern (Livius XXIII. 26.) und überhaupt im diesseitigen Spanien (cetrati citerioris Hispaniae. Caesar de bello civ. I. 48.) vor. Nur dafs die Lusitaner sich je zu den langen und schweren Schilden bequemt hätten, findet man nirgends *). In den Reutertreffen scheint kein Unterschied gewesen zu seyn. Das abwechselnde Fechten zu Fufs und zu Pferde war beiden gemein. Dagegen war die gewöhnliche Lebensweise nicht dieselbe. Die Iberer waren mäfsiger, auch die Wohlhabenden afsen nur sparsam und zwar, wie sie beschuldigt werden, aus Geiz. (Athen. II. 21.) Die Bergbewohner nährten sich zwei Drittheile des Jahres hindurch von Brod, das sie aus zerriebenen Eicheln **) ver-

*) Eine nach den Münzen gemachte ausführliche Beschreibung der Spanischen Bewafnung findet sich in Florez. (Medallas. I. 111. u. f.) Nach Diodor von Sicilien wanden die Celtiberer aus Haaren gemachte Bedeckungen um die Beine, καὶ περὶ τὰς κνήμας τριχίνας εἱλοῦσι κνημῖδας. Dies ist noch heutiges Tages Sitte im eigentlichen Vizcaya, nur dafs die Bedeckung, welche Chapinua heifst, nicht aus Haaren und Filz, sondern aus Wolle besteht. Statt der Strümpfe werden nemlich Streifen von wollenem Zeuge von der Fufsspitze aus um das Bein gewunden und mit Bindfaden fest umwickelt und gebunden, der an der Abarca, einer Sohle, die sich nur ein wenig um den Fufs in die Höhe krempt, befestigt ist. Der Landmann verfertigt sich diese Sohlen aus Rindsleder selbst. So hat sich also eine Celtiberische Sitte bei den heutigen Vasken erhalten. Die Beschuhung, an welcher Seneca noch in seiner Zeit (Consolatio ad Helviam 8.) die Abkömmlinge der Cantabrer erkannte, war vermuthlich die nemliche.

**) Artea ist eine Eichenart. Wenn auch diejenige diesen Na-

fertigten. Die Celtiberer dagegen lebten reichlicher, afsen viel Fleisch allerlei Art, und die Gastfreiheit war bei ihnen Tugend und Ehrenpunkt. Der Butter wird nur bei den Bergbewohnern des Nordens, nicht bei den Celtiberern insbesondere erwähnt *). Auch in den Getränken beider Nationen findet sich ein Unterschied. Die Iberer der Gebirge tranken, aufser dem Wasser, Zythus, einen aus Gerste bereiteten Trank, die Celtiberer eine Art Meth, da es in ihren Waldgebirgen viel Bienen gab. Doch kommt auch bei ihnen jener, unter dem einheimischen Namen Celia vor **), (Florus II. 18, 12.) so wie sie, ebensowohl, als die Iberer, Ackerbau trieben ***). Man mufs sich überhaupt

---

men trägt, welche die efsbare Eichel giebt, und die auch im nördlichen Spanien wächst, so kommt das Vaskische artoa, Brod, vermuthlich davon, und von der Gewohnheit des alten Eichelbrodes, dessen auch in Juvenals (VI. 10.) glandem ructante marito gedacht wird. Diese Ableitung ist wenigstens näher, als die von aratu, ackern, und wahrscheinlicher, als die vom Griechischen ἄρτος.

*) Man vergleiche, was über den Ursprung der Butterbereitung, die von den Barbaren zu den Griechen kam, und eine auszeichnende Sitte der Nordischen und Germanischen Völker blieb, sehr treffend und scharfsinnig in Ritters Vorhalle Europäischer Völkergeschichten (p. 357.) bemerkt ist. Dafs sie auch den Iberern eigen war, deutet auf den Ursprung des Volkes hin.

**) Orosius beschreibt (V. 7. ed. Havercampi p. 302.) die Bereitung, und leitet das Wort a calefaciendo ab. Da er wohl nicht celia von calidus ableiten konnte, und ein geborner Spanier war, so deutete er vermuthlich bei dieser Etymologie auf ein Spanisches Wort hin, das diesen Begriff ausdrückte. Im heutigen Vaskischen kenne ich nur quea, Rauch (auch guea und im Labort. Dial. kea) und quedarra, Rufs (im Labort. Dial. kelderra) die allenfalls Veranlassung zu solcher Ableitung geben könnten. Obgleich aber das Spanische quemar von ihnen herkommt, so finde ich doch kein Vaskisches abgeleitetes Wort dieser Stammsilben, welches brennen, kochen oder dörren hiefse.

***) Mannert (I. 394.) spricht ihnen denselben ab. Allein mehrere Stellen der Alten beweisen das Gegentheil. Ich führe nur aus Appian an, dafs der aus dem Müssigliegen ihrer Aecker entstehende Mangel

hüten, die Völker, welche die alten Barbaren nennen, mit den Wilden, wie wir sie heut zu Tage in Amerika und der Südsee finden, zu verwechseln. Sie standen durchaus auf einer andren Bildungsstufe, und es ist überhaupt sehr die Frage, ob jener Zustand der Wildheit, der aber auch in Amerika vielerlei Modificationen erleidet, der einer werdenden, oder vielmehr der einer durch grofse Umwälzungen und Unglücksfälle zerschlagenen, aus einander gerissenen, und untergehenden Gesellschaft ist. Ich halte das letztere bei weitem für wahrscheinlicher. Aufser den hier genannten finde ich kaum andre irgend bedeutende Verschiedenheiten zwischen den Iberern und Iberischen Celten bemerkt. Dagegen hatten beide Mehreres mit einander gemein. Zum grofsen Theil läfst sich zwar hieraus keine Folgerung ziehen. Viele Züge in den Schilderungen der Berg-Iberer, ihr Wassertrinken, ihr Liegen auf dem Boden *), die Einfachheit ihrer Lebensweise, die Sorglosigkeit um jede Verbesserung derselben, die Verachtung aller häuslichen Geschäfte, die gänzlich den Weibern anheim fielen, die Stärke **) und Abhärtung dieser letzteren, der Muth, und die fast gleichgültige Todesverachtung, sind allgemeiner Natur, und verrathen nicht einen bestimmten Nationalcharakter, sondern den gesellschaftlichen Zustand überhaupt,

---

die Numantiner (VI. 79, 29.) zu Friedensvorschlägen bewog, dafs Scipio bei Numantia das Getreide grün abmähen liefs (VI. 87, 16.) dafs Gracchus den Dürftigen unter den Einwohnern von Complega (einer Celtiberischen Stadt) Ländereien anwies u. s. f. (VI. 84, 83.)

*) Hom. Ilias. XVI. 233—235.

**) Die Abhärtung des weiblichen Geschlechts hat sich in Biscaya und den angränzenden nördlichen Provinzen Spaniens erhalten; nirgends verrichten die Weiber beschwerlichere Arbeiten, und tragen so grofse Lasten. Dafs dies wirklich noch Stammeigenthümlichkeit ist, läfst sich daraus schliefsen, dafs dieselbe nur dort, in den Provinzen, wo sich die Nachkommen der Urbewohner unvermischter erhalten haben, nicht im übrigen Spanien, angetroffen wird.

und die Bildungsstufe des Volks. Doch zeichnet sich Einiges auch hierin wieder besonders aus. So war die Todesverachtung bei den Iberern durchaus nur auf edle Beweggründe gebaut, und man findet kein Beispiel, daſs sie, wie von den Galliern (Athen. IV. 40.) erzählt wird, ihr Leben für Geld, oder für eine Anzahl Becher Wein feilboten, ein Wahnsinn, der an das Unglaubliche gränzt. Einige Gewohnheiten und Charakterseiten, die weniger allgemeiner Natur sind, hatten die Iberer mit den Galliern gemein. Hierhin gehört vor allem die Sitte, sich und ihr Leben einem geachteten Manne zu weihen. Sertorius hatte, nach Plutarchs (c. 14.) vielleicht vergröſsernder Erzählung, Myriaden solcher Krieger um sich. Diese überlebten niemals im Kampfe denjenigen, welchem sie sich weihten, und kam er entfernt von ihnen um, so hingen sie seinem Namen auch nach seinem Tode an, wie die Calaguritaner *) durch ein furchtbares Beispiel, und die gräſslichste Aufopferung aller ihrer Weiber und Kinder (Val. Max. VII. 6. Ext. 3.) bewiesen. Ob es aber auch bei ihnen als Pflicht galt, zu sterben, wenn er das Leben durch Krankheit, oder einen Zufall verlor, wie bei den Galliern (Athen, VI. 54.) wird nicht gesagt, und scheint mir zweifelhaft. Bei Sertorius Tode würde es erwähnt worden seyn. Diese Uebertreibung einer natürlich edlen Gesinnung mochte von dem Aberglauben, oder der Ruhmsucht herstammen, deren die Römischen und Griechischen Schriftsteller die Gallier beschuldigen. Daſs diese Weihungen

*) Die Inschrift, welche Swinburne aus den Catalonischen Annalen genommen hat (Pariser Uebers. des Strabo I. 487.) und die von der Weihung vieler Schaaren an die Manen des Sertorius handelt, kann wohl nicht als ächt angesehen werden. Schon die Erwähnung der terrae mortalium omnium parentis macht sie, dünkt mich, verdächtig.

auch den Celtiberern eigen waren, sagt Valerius Maximus (II. 6, 11.) ausdrücklich. Iberer und Celten nahmen ferner ihr Mahl sitzend ein, nicht liegend, wie Griechen und Römer; jedoch die Gallier auf der Erde, die Iberer auf Sitzen, die an den Wänden des Hauses angebracht waren. Beide beobachteten auch einen Rangunterschied in den Plätzen, und dem Vertheilen der herumgetragenen Speisen. (Athen. IV. 36.) Den Cantabren und Celten war die Gewohnheit gemein, dafs Männer und Weiber sich mit Urin wuschen, und die Zähne damit rieben, eine Sitte die aus Gesundheitsgründen auch von den sonst ausdrücklich als reinlich beschriebenen Celtiberern beibehalten wurde. Dafs sie auch in andren Theilen Iberiens üblich war, wird nicht gesagt. In der Farbe der Kleidung unterschieden sich die Iberer von den Galliern bestimmt, und hierin hatten die Celtiberer die vaterländische Sitte mit der fremden vertauscht. Die Männer trugen alle schwarze Kleider von grober haarähnlicher Wolle, und die Weiber wenigstens zum Theil solche Schleier; die Gallier schmückten sich farbig und bunt. Die schwarze Farbe galt wohl aber nur von der häuslichen Bekleidung der Spanier im Frieden. In der Schlacht bei Cannae (Polybius III. 114. Livius XXII. 46.) zeichneten sich gerade die Spanier durch die glänzende Weifse ihrer linnenen, mit Purpurstreifen geschmückten Gewänder aus. Auf diese Weise wechseln die Nuancen der Aehnlichkeit und Verschiedenheit zwischen den Iberern und Iberischen Celten dergestalt ab, dafs auch die sorgfältigste Vergleichung bei weitem nicht soviel Aufschlüsse über ihre gegenseitige Eigenthümlichkeit liefert, als nöthig wäre, um den Grad der Verschmelzung beider Nationen mit einiger Sicherheit beurtheilen zu können.

Da Plinius ausdrücklich, als Beweis der verschiedenen Abkunft der Celtiker, ihren Gottesdienst anführt, so ist sehr

zu beklagen, dafs die Geographen und Geschichtschreiber der Alten uns hierüber so dürftige Nachrichten hinterlassen haben. Aus der Erwähnung der Opfer aller Art, des Schlachtens eines Bocks zu Ehren des Mars, des Opferns gefangener Menschen und Pferde, des Wahrsagens nach den, im Leibe des Opfers bleibenden Eingeweiden, und nach dem Fall und dem Todeskampf der Gefangenen läfst sich, obgleich auch hier kleine Verschiedenheiten vorkommen, wenig folgern, da diese Gewohnheiten mehreren Völkern, und namentlich auch den Galliern mehr oder weniger angehörten. Dafs aber die Religion der Iberer und Celtiberer von demjenigen abwich, was Griechen und Römer bei sich, und vermuthlich auch in Gallien zu sehen gewohnt waren, geht aus kurzen, sich bei ihnen findenden Andeutungen hervor. Einige, heifst es (III. 4. p. 164.) bei Strabo, sprechen den Callaikern allen Glauben an die Götter ab, und sagen, dafs die Celtiberer und ihre nördlichen Nachbarn in den Vollmondnächten vor den Thüren mit ihren ganzen Familien einem namenlosen Gott zu Ehren die Nacht in Tänzen und Feier zubringen *). Beider Ausdrücke, des Abläugnens aller Religion, und des namenlosen Gottes, bedienen sich die Alten (Strabo XVII. 2, 3. p. 822.) auch bei andren Nationen, und es läfst sich wohl einzig daraus schliefsen, dafs sie der wahren Gottesverehrung dieser Völker unkundig waren, zugleich aber doch auch, dafs bei denselben gar nicht, oder nicht auffallend

*) In der neuesten Pariser Uebersetzung wird zu dieser Stelle θύειν (I. 481. nt. 3.) hinzugesetzt, und Corai hat in seiner Ausgabe des Strabo dies Wort, jedoch zwischen Klammern, in den Text aufgenommen. Obgleich die Construction durch diesen Zusatz allerdings leichter und fliefsender wird, so ist er doch keinesweges nothwendig, und da hier von einem ganz eignen Dienst eines namenlosen Gottes die Rede ist, so ist es noch sehr zweifelhaft, ob bei diesen Nachtfeiern wirklich geopfert wurde.

Vielgötterei Statt fand. Auf diese Mondfeiern bezieht Erro (Alfab. 129—144.) einen halbmondförmigen Kreis, oft mit einem Punkt, oder Häkchen in der Mitte, welcher sehr häufig auf alt-spanischen Münzen vorkommt, und es spricht für diese Auslegung, dafs dies Zeichen auch nicht selten von einem Sterne begleitet ist. Ein Vollmond aber findet sich niemals, so viel ich weifs. In Bellermann's Bemerkungen über die Phönicischen und Punischen Münzen (St. 3. p. 25.) wird diese Linie für ein Jod, die Zahl 10 bedeutend, und das Werthzeichen der Münze angebend, erklärt. Wenn man aber bei Florez (Medallas. I. 154. und Taf. 3. nr. 10. 13. und in andren Beispielen) die Münzen mit deutlicher Abbildung des Mondviertels, und eines, oder mehrerer Sterne sieht, so kann man nicht zweifelhaft bleiben, dafs die Spanischen Münzen Gestirne in ihr Gepräge aufnahmen. In einer, wie es scheint, sehr alten Münze von Asido ist der Stern blofs durch ein Kreuz (l. c. Taf. 4. nr. 5.) angedeutet. Wichtig ist Florez Bemerkung, dafs auf den älteren Münzen Baetica's der Stier immer von einem Halbmonde begleitet ist, den er auf den Münzen andrer Provinzen nicht führt. Florez hält ihn auf diesen für ein blofses Symbol des Ackerbaues, allein auf jenen, in Verbindung mit dem Monde, für eine religiöse, aus dem Orient kommende Vorstellung. (I. 164.) Welche Beschaffenheit es aber auch hiermit, und mit der Religion der Celtiberer überhaupt habe, so ist aus der obigen Stelle klar, dafs sie ihnen nicht ausschliefslich angehörte, sondern auch einem Theile der an sie stofsenden Nordküste. Dafs auch die gottesdienstlichen Gebräuche einander so ähnlich waren, zeigt, dafs entweder die Celtiberer sich, wie es die Ortnamen angeben, über die ihnen namentlich zugeschriebenen Wohnsitze hinaus verbreiteten, oder dafs beide Nationen sich in Sitten und Gewohnheiten dergestalt genähert hat-

ten, dafs diese auch in den unvermengten Stämmen mit einander übereinkamen. Von Tempeln findet sich in den Theilen der Halbinsel, die nicht mit südlichen Pflanzvölkern in Verbindung standen, keine Erwähnung, obgleich wohl, wie es scheint, Spur in Celtischen Ortnamen, wie Nemetobriga (30.). In der sehr dunkeln Stelle Strabo's (III. 1. p. 138.) wo er Artemidorus und Ephorus Meinungen über den angeblichen Tempel des Hercules auf dem Vorgebirge Cuneus einander entgegenstellt, ist von gewissen Steinen die Rede, von denen an mehreren Stellen immer drei oder vier zusammen lagen, und welche mit gottesdienstlichen Gebräuchen in Verbindung zu stehen schienen. (Pariser Uebersetzung. I. 385. nt. 4. 5.) Man sieht aber nicht, ob sich auch in dem übrigen Spanien *) solche Steinhaufen fanden, und in dieser Stelle ist aufserdem von fremden Ankömmlingen die Rede, obgleich die Steine wohl der Landessitte und nur die hinzugefügten Mährchen Fremdlingen angehören könnten **). Einer eignen Sitte der Ibe-

*) Ich erinnere mich, in einem der Englischen Reisebeschreiber Spaniens gelesen zu haben, dafs man an der Gränze von Galicien grofse Steinhaufen antrifft, die davon herrühren, dafs jeder Galizier, welcher auswandert, um, nach der dort herrschenden Gewohnheit, im übrigen Spanien Arbeit zu suchen, entweder beim Weggehen, oder beim Wiederkommen, einen Stein auf diese Haufen wirft. Sollte hierin vielleicht ein Ueberrest einer ehemaligen, itzt nur anders gedeuteten und angewendeten Sitte verborgen seyn?

**) Diese allerdings sehr schwierige Stelle scheint mir durch die Veränderungen und Zusätze der Ausleger noch nicht auf eine befriedigende Weise hergestellt. Der hauptsächlichste Fehler liegt in dem Wort ψευδοποιησαμένων. Corai's σπονδοποιησαμένων empfiehlt sich, wenn man blofs auf den Zusammenhang der Construction sieht, als eine glückliche Verbesserung. Allein es scheint mir doch sehr bedenklich, in einer Stelle, die gerade von heiligen Gebräuchen handelt, einen neuen durch blofse Muthmafsung hinzuzufügen. Denn die Andeutung der Libationen, welche Corai in dem nachfolgenden θύειν findet, dürfte doch wohl zu schwach seyn. Da schon das Bewegen und Forttragen der Steine eine gottesdienstliche Sitte scheint, so findet das

rer erwähnt Aristoteles (Polit. VII. 2, 6.) dafs sie nemlich soviel Spiefse (ὀβελίσκους) um das Grabmal eines Kriegers steckten, als er Feinde umgebracht hatte. (Zoëga de obeliscis. p. 349.) Kein Schriftsteller gedenkt bei den Iberern der Gallischen Sitte, den Göttern kostbare Geschenke, vorzüglich ungemünztes Gold, zu weihen, es entweder in heilige Teiche zu versenken, oder auch in Tempel, oder auf offne geweihte Plätze zu legen, wo es gegen den Raub nur durch die Scheu vor den Göttern geschützt war *). (Strabo IV. 1, 13. p. 188. Diodorus Sic. V. 27.) Nur Justin hat uns eine Sitte aufbewahrt, die damit in Beziehung stehen könnte, und zugleich die Callaiker gegen den, ihnen

---

Opfern hieran einen hinlänglichen Gegensatz. Soll noch ein andrer gesucht werden, so bleibt die Wahl immer willkührlich, wie denn andre Ausleger auch auf Gebete (εὐχὰς) gekommen sind. In einer Anmerkung Xylanders findet sich die Lesart ψευδοποιεῖσθαι, welche er verwirft, indem er sagt, dafs er nicht begreife, was sie bedeuten solle. Würde aber die Construction nicht ungemein hart durch die Stellung dieses Infinitivs, unmittelbar nach μεταφέρεσθαι, so gäbe diese Lesart den einfachsten und natürlichsten Sinn. Die Stelle hiefse alsdann blofs: es lägen dort Steine, von welchen gefabelt werde, dafs sie von Ankömmlingen nach einer vaterländischen Sitte umgedreht, und von einem Orte zum andern getragen würden. Zu opfern sey nicht gestattet, noch u. s. w. στρέφεσθαι und μεταφέρεσθαι stehen in natürlicher Beziehung auf die vorhergehenden Worte κατὰ πολλοὺς τόπους. Was vom Bekränzen der Steine, von ihren eignen Ortbewegungen, von Gebeten, im Gegensatz der Opfer, bei den Auslegern vorkommt, scheint mir willkührlich in die Stelle hineingetragen. Ephorus hatte von einem Tempel des Hercules erzählt. Er oder andre hatten das von dem Umwenden der Steine hinzugesetzt. Artemidorus läugnet beides. — Erro (Alfab. 182.) deutet diese Stelle ganz unrichtig, wenn er darin finden will, dafs es überhaupt in Baetica keine Tempel und Opfer gab; Strabo redet blofs von einer einzelnen Gegend. Erro legt auch, indem er doch den Strabo citirt, dem Ephorus gerade die entgegengesetzte Meinung von der bei, welche Strabo von ihm erzählt.

*) Im Tempel des Hercules in Gades gab es jedoch Weihgeschenke, die Caesar, nach der Besiegung der Söhne des Pompejus, nicht unangegriffen liefs. (Dio Cassius. 43, 39.) Der Gottesdienst in diesem Tempel war aber noch zu Appians Zeit (VI. 2, 35.) Phönicisch,

gemachten Vorwurf der Götterverachtung rechtfertigt. Das Land, sagt er, (XLIV. 3.) ist so goldreich, dafs sie oft mit dem Pflug Goldschollen herausreifsen. Innerhalb der Gränzen desselben ist ein heiliger Berg, den es frevelhaft gehalten wird, mit dem Eisen zu verletzen. Wird aber einmal die Erde vom Blitze getroffen, was in diesen Gegenden häufig geschieht, so ist es erlaubt, das aufgedeckte Gold, wie ein Geschenk der Gottheit, zu sammeln. Es bleibt zweifelhaft, ob die Heiligung des Berges hier in irgend einem Bezuge auf das Gold, als ein Lieblingseigenthum der Gottheit geschehen war. Bestand sie in blofser Weihung der Erde, so haben wir hier ein Beispiel eines Weiheplatzes, wie sie in Gallien vorhanden waren. Heiligkeit der Bäume, wie bei den Germanen, scheint hier gar nicht gemeint zu seyn. Das in der Stelle erwähnte Eisen ist offenbar nur das des Pfluges.

44.

Ueber den Aufenthalt Iberischer Völkerschaften aufserhalb Iberien; in den von Celten bewohnten Ländern.

Ich habe bis hierher zu zeigen versucht, welche Sprache redend, mit welchen Völkern, in welchen Gränzen, und auf welche Weise vermischt, die Iberer die Spanische Halbinsel bewohnten, es bleibt jetzt noch übrig, zu sehen, ob und wo sie aufserhalb derselben gefunden werden? Ueber Gallien ist in dieser Beziehung schon im Vorigen geredet worden. Sie hatten einen Theil der Südküste und Aquitaniens inne, und diese Gegenden gehörten eben so wohl, als Spanien selbst, zu ihren ursprünglichen, d. h. zu den Wohnsitzen, worin die Geschichte sie zuerst kennt. In den übrigen Theilen Galliens aber kann ich keine irgend sichre

Spur ihres Daseyns finden, und daher auf keine Weise annehmen, daſs sie auch in diesen ehemals gewohnt hätten, und nur in jene nach und nach zurückgedrängt worden wären.

Das Gleiche gilt, meines Erachtens, von Britannien. Indeſs ist doch die Meinung von nach Irland und England übergegangenen Iberern seit den Zeiten der Römer vielfältig gehegt worden, und Tacitus (Agricola 11.) findet sie durch die braunere Gesichtsfarbe der Silurer, ihr gekräuseltes Haar, und die Lage ihres Landes bestätigt. Man sieht indeſs, wie schwach diese Gründe sind. In den mit Städten besetzten, von den Römern oft durchzogenen Theilen der Britischen Inseln findet sich keine Spur Vaskischer Abkunft, dagegen die deutlichsten der Uebereinstimmung mit dem gegenüberliegenden Gallien. Bloſs über die, den Alten nur durch einzelne Kriegszüge, und selbst dadurch nur wenig bekannten Caledonier im Norden von Schottland kann man zweifelhaft bleiben. Mannert (Th. 2. H. 2. S. 93.) hält es für sehr wahrscheinlich, daſs sie mit den Iberern zu einerlei Stamm gehörten. Für Celten glaubt er sie auf keinen Fall, schon wegen ihrer Feindseligkeiten gegen diese, erklären zu können. Da sie aber dies nicht waren, so sieht er sie für die, seiner Annahme nach, vor der Einwanderung der Celten in West-Europa vorhandene Nation an, die nun entweder wirklich die von den Celten zugleich nach Spanien und Nord Schottland zurückgedrängte Iberische war, oder eine andre, von allen Völkern Europens abgesondert da stehende. Er erwartet die Entscheidung hierüber von einer genauen Vergleichung der Vaskischen mit der Galischen *) Sprache. Es ist gewiſs

*) Ich schreibe Galische nicht Gaelische Sprache nach Stewarts Vorgang. Ausgesprochen muſs das Wort aber immer nach der Englischen Aussprache werden, die sich allerdings der Deutschen von

sehr richtig gesehen, daſs diese Streitfrage nur aus den Sprachüberbleibseln, nicht aber aus den geographischen und geschichtlichen Nachrichten bei den Alten entschieden werden kann. Diese wuſsten offenbar zu wenig von diesen Gegenden, und nicht einmal Ortnamen bieten einen Anhalt dar, da keine Orte mit Namen, die der Römer gekannt hätte, darin vorhanden waren. Wenn aber Mannerts Behauptung mehr, als bloſse Muthmaſsung seyn soll, so müſste nicht nur eine nahe Verwandtschaft zwischen dem Vaskischen und Galischen, sondern auch eine Verschiedenheit beider von den alten Sprachen Galliens erwiesen werden. Denn sonst würde das Vaskische und Galische bloſs zu Celtischem gemacht. Nun aber widersetzt sich, meines Erachtens, gerade das Studium aller dieser Sprachen, so wie sie noch heute vorhanden sind, durchaus einer solchen Annahme, da auf der einen Seite das Vaskische sich sehr bestimmt vom Galischen absondert, und auf der andren die nahe Verwandtschaft, und sogar die Identität alt-gallischer Mundarten mit dem Galischen höchst wahrscheinlich ist. Eine genaue und ausführliche Vergleichung der vier hier in Rede stehenden Sprachen (der Vaskischen, Galischen, Irländischen und Nieder-Bretagnischen) ist zwar noch nicht vorgenommen worden, und es ist auch, bei der Ungleichheit der Hülfsmittel, sehr schwierig, gleich gründliche Kenntniſs aller zu besitzen. Aber daſs die drei letzten zu Einem und demselben Stamme gehören, ist von bewährten Sprachforschern anerkannt *). Von der Vaskischen

Gaelisch nähert. Sieht man jedoch Gaelic, als die richtige Orthographie in der Sprache selbst an, so bemerkt Stewart in seiner Grammatik p. 5. nt. 8. daſs zwischen Gaelic und Gailic erst nach der, noch nicht vollkommen ausgemachten Etymologie des Worts entschieden werden könne.

*) Daſs diese drei Sprachen wirklich verschiedene Sprachen, und nicht bloſs verschiedene Mundarten Einer Sprache sind, ist gewiſs.

hat man bis jetzt nur Gleichheit einzelner Wörter, und auch diese zum Theil sehr unsicher nachgewiesen. Von diesem Verhältnifs dieser Sprachen zu einander kann sich auch jeder überzeugen, der nur ihre Grammatik mit einiger Sorgfalt durchgeht. Bei dem Vaskischen befindet man sich durchaus auf einem andren Gebiet, und schon der erste Anblick lehrt, dafs, wenn überhaupt zwischen der Vaskischen und den Britischen Sprachen eine andre, als ganz allgemeine Aehnlichkeit und Verwandtschaft vorhanden seyn sollte, es in viel entfernteren Graden der Fall ist. Dafs die Uebereinstimmung zwischen der Vaskischen und den Britischen Sprachen nicht so grofs ist, als zwischen diesen letzteren selbst, ist offenbar, und leidet keinen Zweifel. Die Frage, welche ich noch nicht mit Sicherheit zu beantworten wagen möchte, kann blofs die seyn: ob sich zwischen der Vaskischen und den Britischen Sprachen überhaupt gar keine Verwandtschaft findet? oder ob die etwa vorhandene wenigstens nur eine solche ist, wie man auch zwischen dem Vaskischen und dem Lateinischen, Griechischen und Deutschen antrift? Was dagegen die Sprachen des alten Galliens betrift, so beschränkt sich die Gleichheit der Sprache von Gallien und Britannien, so weit sie sich durch das Zeugnifs der Schriftsteller und die Gemeinschaft der Sängerinstitute beweisen läfst, zwar nur auf die den Römern genau bekannten Gegenden, nemlich Eng-

---

Auch leidet es keinen Zweifel, dafs die Galische und Irländische viel näher unter einander, als mit der von Nieder-Bretagne und Wales, verwandt sind. Nur die Grade dieser Verwandtschaft bedürfen einer genaueren Bestimmung. Es wäre daher doppelt wünschenswerth, dafs Ahlwardt, der diese Sprachen genauer kennt, als dies je der Fall bei einem Ausländer gewesen ist, und sie vorurtheilfreier, und aus allgemeineren Gesichtspunkten betrachtet, als Eingeborne es zu thun pflegen, Veranlassung fände, die Resultate seiner Untersuchungen hierüber bekannt zu machen.

land und einen Theil von Irland. Allein die alt-gallischen Sprachen können unmöglich von dem Galischen und der Sprache von Wales verschieden gewesen seyn. Dies beweisen die Namen der Personen und Orte, die sich großentheils aus beiden Sprachen ableiten lassen, mehrere noch übrige Wörter, und der Umstand, daſs auch nicht die mindeste Spur die Annahme einer dritten gänzlich untergegangenen Sprache unterstützt. Wäre indeſs auch die von Nieder Bretagne allein die herrschende gewesen, so wäre ebendamit doch zugleich bewiesen, daſs auch die ihr verwandte Galische zu den Celtischen gehörte. Nimmt man nun noch hinzu, daſs die letztere, so lange wir geschichtliche Nachrichten besitzen, die Landessprache Schottlands war, so scheint mir dem Beweise der Celtischen Abkunft der Caledonier nichts weiter zu mangeln. Mit dieser Voraussetzung stimmt es auch überein, daſs Tacitus (Agricola 11.) den Caledoniern röthliches Haar zuschreibt, weshalb er ihnen einen Germanischen Ursprung anweist. Ihre Feindseligkeiten gegen die Celten können hiergegen keinen Beweis abgeben. Nationalfeindschaft ist oft zufälliger und politischer Natur, und gerade am heftigsten unter verwandten Stämmen, wenn einmal Eifersucht unter ihnen Wurzel faſst.

Wie nun diese beiden Hauptzweige der Britischen Sprachen (die von Wales, und die Galische nebst der Irländischen) neben einander in Gallien bestanden, wo doch, nach Strabo's Urtheil, die Mundarten nicht so weit von einander abwichen, oder ob sie wirklich beide dort zugleich und dauernd vorhanden waren, ob sie ehemals schon an sich mehr übereinstimmten, oder doch durch den gemeinschaftlichen Wohnsitz in Gallien sich einander mehr näherten, ob gerade die Absonderung der Caledonier dazu beitrug, ihre Verschiedenheit zu bilden, und zu erhalten? alles dies sind Fragen, die nicht in den Kreis der gegenwärtigen

Untersuchung gehören. Mir genügt es zu zeigen, dafs Iberer an der Bevölkerung Nord- und Mittel-Galliens und Britanniens keinen Antheil hatten, soviel wenigstens die Geschichte, auch nur nach dem Zeugnifs der Ortnamen, davon urtheilen kann.

45.

Iberer auf den drei grofsen Inseln des Mittelländischen Meeres.

Da wir die Iberer aufserhalb Spanien nicht im Norden verbreitet finden, so müssen wir uns gegen Süden wenden. Dafs sie nun hier die drei grofsen Inseln des Mittelmeeres, Corsica, Sardinien und Sicilien, zum Theil inne hatten, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Die Alten behaupten es, und es giebt, wie es mir scheint, keinen Grund, es zu bezweifeln. Die Iberer mochten nach Spanien und Gallien eingewandert, oder dort autochthonisch im Besitz des Landes gewesen seyn, so war ihre Verbreitung auf so wenig entfernte Inseln leicht und natürlich. Einige wenige, aber zuverlässig scheinende Sprachspuren in den Ortnamen (32.) bestätigen die Vermuthung.

Ueber Corsica ist die Hauptstelle die bekannte des Seneca (Consolatio ad Helviam. 8.). Indem er über den häufigen Wechsel der Einwohner der Länder Betrachtungen anstellt, geht er die verschiedenen, nach Corsica gekommenen Colonieen durch; erst Phocaeer, dann Ligurer, und auch Spanier. Die letzten erkennt er an der Aehnlichkeit der Gebräuche; gleiche Kopfbedeckung, gleiche Beschuhung mit den Cantabrern, auch einige Wörter. Denn die ganze Sprache war in dem Umgang mit den Griechen und Ligurern von der vaterländischen abgewichen. Gegen

dies Zeugnifs Seneca's, der selbst ein Spanier war, scheint sich nichts einwenden zu lassen. Da er aber Spanier und Cantabrer, die auch schon mit Celten vermischt waren, erwähnt, so geht nicht klar hervor, dafs die Ansiedler gerade Iberer waren, und noch weniger, ob sie einen bedeutenden Theil der Insel einnahmen. Niebuhr (Röm. Gesch. I. 110.) nennt, indem er sich auf diese Stelle bezieht, die Iberer ältere Bewohner, als die Ligurer. Dies scheint aber nicht in Seneca's Worten zu liegen. Es giengen, sagt er, darauf Ligurer über, auch Spanier. Die Gewohnheit der Muttersprache konnten sie durch den Umgang mit den Völkern verloren haben, die sie vorfanden, und an die sie sich anschliefsen mufsten. Wenn Diodor von Sicilien (V. 14.) den Bewohnern von Corsica eine verdrehte und schwer zu verstehende Mundart beilegt, so meint er damit nicht eine eigenthümliche Landessprache, welche Fremde gar nicht verstanden hätten, sondern nur verdorbenes und ausgeartetes Griechisch.

Pausanias Erzählung von der Gründung der ersten Sardischen Stadt durch Iberer habe ich schon oben (32.) angeführt. Es ist sonderbar, dafs weder in Niebuhr's Römischer Geschichte, noch in der Beurtheilung derselben in den Heidelberger Jahrbüchern (Jahrg. 9. S. 862.) wo die Bevölkerung Sardiniens durch Iberer bestritten wird, dieser Stelle Erwähnung geschieht. Ganz zu verachten scheint doch die Sage nicht zu seyn. Dafs sich aber noch Vaskische Wörter im heutigen Sardischen Dialect finden sollten, ist auch mir sehr unwahrscheinlich. Wenigstens sind mir in den Büchern, die ich von diesem Dialect besitze, keine solche aufgefallen.

Soviel auch über Sicilien, und die Abkunft der Sicaner gestritten worden ist, so bleibt es doch immer gewifs, dafs diese Insel in den frühesten Zeiten, dem Zeugnifs der

alten Schriftsteller nach, Iberische Bewohner hatte *). Die Sicaner mögen aus Spanien gekommen seyn, oder man mag die Gallische Südküste, von der sie eigentlich herstammten, mit dem, ausschliefslich Iberien genannten Lande verwechselt haben, so steht jene Thatsache immer fest. Es kommt hierbei nicht einmal darauf an, ob die Sicaner Iberer gewesen sind, denn auch aufser den Sicanern werden Iberer auf der Insel genannt. Für die gegenwärtige Untersuchung, welche diese Fragen nur aus dem beschränkteren Gesichtspunkt der in den Ortnamen noch übrigen Sprachspuren in ihren Kreis zieht, genügt es, an das oben (32.) über die Morgeten und Murgantia Gesagte zu erinnern, und den Zeugnissen der Alten diese Bestätigung hinzuzufügen.

Auf allen diesen Inseln werden jedoch andre ursprüngliche Bewohner, als die Iberer, angegeben, ja auf Corsica und Sardinien diese gänzlich und einzig als Einwanderer angesehen. In Sicilien dagegen sind die Meinungen getheilt, und einige Schriftsteller zählen die Iberer ebensowohl, als die Cyclopen und Laestrygonen, den Urbewohnern bei. Sicilien also, oder wenigstens ein Theil dieser Insel wird ebenso geschildert, als Iberien und die Gallische Südküste, wo vor den Iberern die Geschichte auch kein andres Volk kennt, wenigstens, wenn sie auch die Kyneten nennt, keines, als von den Iberern oder Celten verschieden mit Bestimmtheit bezeichnet.

46.

Iberer in Italien.

Ehe es aber möglich ist, eine Vermuthung über die Art zu wagen, wie die Iberer diese Inseln inne gehabt ha-

*) Man vergleiche Niebuhr's Römische Geschichte I. 110. Heidelb. Jahrbücher Jahrg. 9. S. 862. Mannert. I. 447. 448. und aufser den dort angeführten Stellen, Strabo IV. 2, 4. p. 270.

ben mögen, ist es nothwendig, einen Blick auf Italien, als das ihnen zunächst gelegene Land, zu werfen. Die Prüfung der Ortnamen (32.) führt zu dem Resultat, dafs sich nicht hinlängliche Spuren des Vaskischen in ihnen finden, um das Daseyn von Iberern in Italien danach allein mit irgend einem Grade der Gewifsheit, ja selbst nur mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Indefs sind doch einige solche Spuren unläugbar vorhanden, und mehr, als in den Ländern, die wir, aufser Hispanien selbst, von Celten besetzt kennen. Eine aus andren Gründen entspringende Muthmafsung kann sich daher auch dieses Anhaltpunktes bedienen. Es wird also immer auf anderweitige Untersuchungen über die früheste Bevölkerung Italiens ankommen. Dafs diese durch Lanzi's Bemühungen, so verdienstvoll dieselben an sich sind, bereits abgeschlossen und vollendet wären, hat mir nie einleuchten wollen. Bei wiederholtem und aufmerksamem Lesen seines Buchs hat es mir immer geschienen, als überzeugte es nicht, risse aber allerdings den Leser von Schritt zu Schritt in einem Systeme fort, wo man sich am Ende die gewaltsamsten Erklärungen gefallen läfst, weil man stufenweise von Gewaltsamkeit zu Gewaltsamkeit geführt worden ist *). Da diese Forschungen jetzt von einem Manne angestellt worden sind, der ausschliefslich durch die Kenntnifs der alten Sprachen, und der aus ihnen hervorgegangenen neueren gebildet war, so müfsten sie, wenn man klar sehen wollte, nunmehr von einem andren wiederholt werden, der sich zugleich vorzugsweise im Besitz der Ursprachen des westlichen Europa befände. Ich gestehe indefs, dafs ich zweifle, dafs auch

*) Auch Niebuhr (Römische Geschichte. I. 65.) hat, und wie es mir scheint, mit vollem Rechte, Zweifel gegen die Art erhoben, wie die Italienischen Gelehrten die Sprachen der Urvölker Italiens behandeln.

ein solches Unternehmen eine belohnende Ausbeute liefern würde. Ich wenigstens habe durchaus nicht hinlängliche Spuren Vaskischer Wurzelwörter in den von Lanzi erklärten Inschriften gefunden, um irgend ein bedeutendes Resultat daraus zu ziehen. Es hat mir immer geschienen, daſs diese Inschriften überhaupt nicht gemacht sind, um einer Untersuchung über die Bewohner Italiens vor aller Einwanderung Griechischer Stämme, zum Grunde gelegt zu werden. Alle, die wir kennen, sind aus einer Zeit, in welcher, wie sie selbst offenbar beweisen, schon eine groſse Vermischung der Ursprache Statt fand, wenn auch, wie ich gewiſs glaube, eine solche in ihnen zugleich verborgen ist. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daſs die Fragen über die frühesten Bewohner Italiens in der That zu den nicht mehr aufzulösenden gehören. Können aber noch Aufklärungen darüber erhalten werden, so scheint es mir nur durch die Untersuchung, nicht der inschriftlichen Denkmale zunächst, obgleich sie hernach zu Hülfe genommen werden müssen, sondern durch die der Sprachen selbst möglich. Die Vaskische, die Britischen und Germanischen Sprachen müssen zugleich genau und behutsam, und vorzüglich, mit Absonderung einer regellos Alles verbindenden, und jede Aehnlichkeit aufhaschenden Etymologie, an der leitenden Hand strenger und gesetzmäſsiger Analogie, mit den Sprachen des Alterthums und untereinander verglichen werden. Auf diesem Wege wird es sich ergeben, ob eine dieser Sprachen, und welche vorzugsweise, der Lateinischen in ihrer, sie von der Griechischen unterscheidenden Eigenthümlichkeit verwandt ist, und hieraus werden sich alsdann weitere Folgerungen ziehen lassen *). Wenn ich dasjenige,

*) In einer 1816 erschienenen kleinen Schrift: de latinae linguae accentibus libellum primum in publico proposuit Fridericus Lindemann verspricht der Verfasser ein ausführliches Werk über die alten Spra-

was mir bis jetzt hierüber bekannt ist, mit den hier angestellten Untersuchungen zusammennehme, so würde ich die Muthmafsung wagen, dafs die Iberer in der frühesten Zeit auch über Italien und die Inseln des Mittelmeeres, als Autochthonen verbreitet gewesen sind, oder dafs, wenn man einmal alle Völker von Osten nach Westen wandern läfst, die Iberer sich von der grofsen Völkerstrafse Thraciens südwärts, die Celten nordwärts geschlagen haben. Iberische Colonien mögen wohl auch von der Nordküste des Mittelmeeres nach den Inseln einzeln gegangen seyn, allein wenn die Besetzung dieser durch Iberer, als Urvölker, bedeutend war, so konnte sie nicht auf diesem Wege geschehen. Alsdann waren jene Nordküsten natürlicher die späteren Wohnsitze. Denn bedeutende Länderbesetzungen können nur durch grofse und entschiedene Völkerwanderungen gedacht werden, und diese konnten, dem Charakter der Iberer und der Lage Spaniens nach, nur nach diesem Lande hin-, nicht von ihm ausgehen.

47.

Ueber die Verwandtschaft der Iberer mit den Celten.

Wenn ich im Laufe dieser Untersuchung bisweilen von Autochthonen rede, so ist es nicht meine Absicht, dadurch etwas objectives zu entscheiden, sondern nur die zufällige

---

chen der Italischen Völkerschaften. Es ist mir aber nicht bekannt, dafs bis itzt etwas davon erschienen sey. Die eben genannte Schrift enthält schon die Herleitung einer beträchtlichen Anzahl lateinischer Wörter, die nicht Griechischen Ursprungs sind. Es wäre aber zu wünschen, dafs sich der Verfasser bestimmter über dasjenige erklärte, was er unter Celtischen Sprachen versteht. Nach mehreren Beispielen zu urtheilen, scheint er dieselben nicht so scharf von den Germanischen abzusondern, als es von den besten Sprachforschern neuerer Zeit, und meinem Urtheile nach, mit Recht, geschehen ist.

Gränze unserer Kenntniſs zu bezeichnen. Ureinwohner sind mir nur diejenigen, welche uns die Geschichte weder nöthigt, noch veranlaſst, als eingewandert anzusehen. Nur in diesem Verstande habe ich auch die Iberer in Spanien, Gallien und den Inseln des Mittelmeeres mit diesem Namen belegen, nicht die Frage, woher nun diese Iberer gekommen seyn mögen? abschneiden wollen. Hier indeſs, wo es nicht der Ort ist, die zur Entscheidung derselben nöthigen Sprachuntersuchungen anzustellen, berühre ich sie nur, um einem möglichen Misverständnisse vorzubeugen. Ich habe weiter oben (43.) die Iberer als in Stamm, Sprache und Charakter von den Celten verschieden dargestellt, und halte dies auch für die richtige ethnographische Ansicht. Ich habe indeſs dadurch nicht ausschlieſsen wollen, daſs nicht vielleicht doch früher beide Nationen zu Einem Völkergeschlecht hätten gehören, ja die Iberer sogar ein Zweig des groſsen Celtischen seyn können. Was Mannert *) von den Ligurern scharfsinnig geäuſsert hat, daſs sie zwar nicht von denjenigen Celten abstammen, die man in Gallien kennen lernte, aber doch wohl mit ihnen gemeinschaftliche Zweige eines älteren östlichen Stammes gewesen seyn mögen, kann auch von den Iberern gelten. Allein so lange tiefere Sprachuntersuchungen nicht darüber ein helleres Licht verbreiten, bleiben alle Meinungen dieser Art allein im Felde der Muthmaſsungen.

48.

Ueber die Meinung der nahen Verwandtschaft des Vaskischen mit Americanischen Sprachen.

Um nunmehr zu der Vaskischen Sprache zurückzukehren, deren Anwendung auf die geschichtlichen Denk-

*) Th. 2. B. 1. S. 17. Ritter's Vorhalle. S. 373.

male und Zeugnisse von den frühesten Bewohnern Spaniens den Zweck dieser Untersuchung ausmacht, so gehet, dünkt mich, aus allem Bisherigen deutlich hervor, dafs dieselbe eine rein Europäische, und zwar eine der ältesten, und wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, der ursprünglichen unsers Welttheils ist. Sie gehört keinem vereinzelten, vielleicht aus fernen Welttheilen verschlagnen Völkerhaufen, sondern einem alten, weit verbreiteten, in die frühesten Schicksale West-Europas eng verwebten Völkerstamme an. Man hat, und mit Recht, auf die Sonderbarkeit ihres grammatischen Baues, namentlich ihrer Conjugation, aufmerksam gemacht, und ihre Aehnlichkeit hierin mit den Amerikanischen Sprachen bemerkt. Zuerst, und auf eine in den allgemeinen Bau der Sprachen eindringende Weise, hat dies Vater gethan (Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung S. 210.) dem die Sprachkunde in der Vollendung des Adelungischen Mithridates, welcher in seiner Bearbeitung eine durchaus andre und ungleich befriedigendere Gestalt erhalten hat, eine Grundlage verdankt, ohne die es keinem Einzelnen leicht werden würde, in ihr neue Fortschritte zu machen. Diese Vergleichung ist in sich treffend, und im höchsten Grade merkwürdig. Sie kann auch weiter ausgedehnt werden, als auf die Conjugation, und trift sogar in mehr zufällig scheinenden Dingen zu. So mangelt z. B. der f-Laut den meisten Americanischen Sprachen, wie der Vaskischen, und so herrscht in jenen, wie in dieser, eine Abneigung gegen alle unmittelbare Verbindung stummer und flüssiger Consonanten, bei welcher die flüssigen in der nemlichen Silbe folgen sollen. Dagegen gehen die letzteren in den Americanischen Sprachen eher voran. In der Othomi Sprache z. B. giebt es Verbindungen von n mit fast allen andren, denselben unmittelbar folgenden Consonanten. Allein keine dieser gram-

matischen Aehnlichkeiten kann dazu berechtigen, unmittelbare Abstammung, oder Verwandtschaft anzunehmen. Ob die Wurzelwörter gleichfalls Aehnlichkeit bewähren, läſst sich noch nicht hinlänglich entscheiden, da es hierin noch an der gehörigen Bearbeitung der Americanischen Sprachen fehlt. Das bis jetzt davon Angemerkte ist, soviel ich es kenne, sehr unbedeutend. Besteht man daher doch darauf, Verwandtschaft zu finden, so kann es nur die entfernte, sich in die äuſserste Dunkelheit der Vorwelt, wo die Forschung aller Geschichte und Ueberlieferung entrathen muſs, zurückziehende seyn, wo entweder die Völker noch auf einem kleinen Raum beisammen lebten, von dem aus sie sich erst später verbreiteten, oder wo Meer und Land noch anders vertheilt, verbunden und geschieden war *), und wo der Einbildungskraft freier Spielraum bleibt. Meines Erachtens aber muſs über diese Aehnlichkeiten ein ganz andres Urtheil gefällt werden. Zuerst ist zu bemerken, daſs sie, bei genauer Untersuchung, theils nicht so groſs, theils nicht so sonderbar erscheinen. Die Vaskische Conjugation bietet in ihrem Zusammenhange eine Form

*) Eine solche Hypothese ist in einer in America herausgekommenen, in Europa vielleicht noch wenig bekannten Schrift aufgestellt. Researches on America being an attempt to settle some points relative to the Aborigines of America, by James H. Mac Culloch, jun. M. D. Baltimore, by Jos. Robinson. 1817. 8. Der Verfasser führt darin aus (p. 85.) daſs es keine zu gewagte, oder voreilige Behauptung sey, daſs es ehemals Continente von groſsem Umfange in dem Stillen, Indischen und Atlantischen Meere gab, ohne Zweifel seit der Sündflut schon sehr zerrissen und zerstückt, doch noch nicht in dem Grade, um Menschen und Thiere zu verhindern, in ihren weiten Gegenden hin und her zu streifen: daſs während dieser Wanderungen dies Land untergieng, allein die davon übrigen Trümmer eine Anzahl von Thieren und Menschen erhielten, welche nun abgesondert und vereinzelt blieben, bis die Schiffahrt sie wieder mit einander vereinigte. Diese Zerstörung soll sich 2323 Jahre vor Christi Geburt zugetragen haben, 846 Jahre nach der Sündflut, und 15 nach der Babylonischen Sprachverwirrung. (p. 84.)

dar, die ich, in keiner Americanischen Sprache auf diese Weise angetroffen habe. Ein höchst wichtiger Unterschied liegt schon darin, dafs die regelmäfsige Conjugation immer mit einem Hülfsverbum zusammengesetzt ist, in den Americanischen Sprachen dagegen die Conjugation mit einem Hülfsverbum, meiner Erfahrung nach, sogar selten angetroffen wird. Dagegen finden sich Spuren von der Eigenthümlichkeit der Vaskischen Conjugation, namentlich von der Andeutung des Objects in der Flexion der Conjugation, auch in andren Europäischen Sprachen. Die grammatischen Eigenthümlichkeiten dieser Art haben mir aber immer mehr Zeichen der Bildungsstufen, als der Verwandtschaft der Sprachen geschienen, und viel genauere Untersuchungen, als man bisher angestellt hat, müssen erst ausweisen, ob sich mit einiger Zuverlässigkeit bestimmen läfst, was darin nur hierauf, und was wirklich auf gleiche Abstammung zu schliefsen berechtigt. Die meisten Eigenthümlichkeiten der Sprachen noch ganz uncultivirter Nationen in dem Declinations- und Conjugationssystem lassen sich daraus erklären, dafs der Wilde, um grammatische Formen zu bilden, bedeutsame und, dem Sinn nach, zusammengehörende Silben, so eng als möglich, verbindet. Dies leidet besonders auf die Verbindung des Objects mit dem Verbum Anwendung. Die vielfachen dadurch entstehenden Formen können alle aus jenem Verfahren abgeleitet werden, ohne dafs es nöthig wäre, anzunehmen, dafs die Nationen besondre Vorliebe dafür besäfsen, oder besondren Scharfsinn gerade auf diesen Theil der Grammatik gewandt hätten. Die Sache liegt sogar oft weit mehr in der Abtheilung des Ganzen der Rede in Worte, als in einer Verschiedenheit der logischen Ansicht. Man geräth in der That bei diesen Sprachen sehr oft in grofse Verlegenheit, ob man Silben und Wörter als zu Einem Wort

verbunden ansehen soll, oder nicht? Denn, genau genommen, wird die Einheit des Worts nur durch den Accent bestimmt, dieser aber ist meistentheils unbekannt *). Es kommt dabei ferner die Zurückziehung des Tons von enclitischen Silben und die Frage in Betrachtung, ob es Zusammenziehung in Ein Wort anzeigt, wenn der Anfangsbuchstabe des einen der auf einander folgenden durch den Endbuchstaben des andren Veränderungen erleidet. Daher wird die Entscheidung manchmal sehr schwierig. Ein Beispiel giebt die Mixteca Sprache, bei der man ungewifs bleibt, ob sie das regierte Substantivum dem Verbum, wie die Mexicanische, einverleibt, oder demselben nur, wie unsre Sprachen, folgen läfst. Die feste Wortabtheilung, aus welcher nachher die Abschleifung mancher Wort-Elemente und verschiedener Laut entsteht, gehört erst den Fortschritten der Bildung an, und daher steht auch die eben erwähnte Conjugationsart, insofern sie auf der Wortabtheilung beruht, mit jenen Fortschritten in Verbindung. Wenn sich aber der eigenthümliche Bau der Vaskischen Sprache wirklich so ansehen läfst, dafs er die Bildungsstufe, und das Alter derselben bezeichnet, so möchte ich, so schwer es auch ist, in diesem Gebiet Behauptungen von solcher Allgemeinheit zu wagen, sie ohne Ausnahme für diejenige unter den Europäischen Sprachen halten, welche sich am wenigsten verändert hat, und demjenigen Baue, welcher für den ursprünglichen gelten kann, am nächsten geblieben ist. Dafs hierin eine neue Bestätigung der, auch aus andren Gründen, wahrscheinlichen Vermuthung liegt, dafs die

---

*) Es ist merkwürdig, dafs auch aus der späteren und jetzigen wissenschaftlichen Bearbeitung des Sanskrit's die Accentlehre gänzlich ausgeschlossen scheint, da doch die Handschriften der Vedas die Zeichen drei verschiedener, den Griechischen ganz ähnlichen, Accente enthalten sollen.

Iberer zu den frühdsten und ältesten uns bekannt gewordenen Europäischen Völkern gehören, ist schon oben (43.) bemerkt worden. Sie reichen sichtlich über diejenigen, deren Sprachen uns bekannt geworden sind, namentlich über die Römer und Griechen hinaus, und können, wenn man einen Vergleichungspunkt sucht, nur mit den vorhellenischen Pelasgern in Eine Linie gestellt werden.

49.

Resultate der bisherigen Untersuchungen.

1. Die Vergleichung der alten Ortnamen der Iberischen Halbinsel mit der Vaskischen Sprache beweist, daſs die letztere die Sprache der Iberer war, und da dies Volk nur Eine Sprache gehabt zu haben scheint, so sind Iberische Völker und Vaskisch redende gleichbedeutende Ausdrücke.

2. Die Vaskischen Ortnamen finden sich, ohne Ausnahme, auf der ganzen Halbinsel, und die Iberer waren daher auf derselben in allen ihren Theilen verbreitet.

3. Es giebt aber unter den Ortnamen der Halbinsel ändre, von welchen die Vergleichung mit den Ortnamen der von Celten bewohnten Länder zeigt, daſs sie Celtischen Ursprungs sind, und an diesen lassen sich die Wohnsitze der mit den Iberern vermischten Celten auch da auffinden, wo uns die geschichtlichen Zeugnisse verlassen.

4. Hiernach wohnten nun die mit Celten unvermengten Iberer nur um die Pyrenaeen herum, und an der Südküste. Die Vermischung beider Nationen nahm die Mittelländer, Lusitanien, und den gröſsten Theil der Nordküste ein.

5. Die Iberischen Celten waren zwar den Celten, von welchen die Gallischen und Britischen alten Ortnamen, nebst den noch in Groſsbritannien und Frankreich lebenden einheimischen Sprachen herstammen, in der Sprache gleich; allein sie waren vermuthlich keine bloſsen Pflanzvölker Gal-

lischer Stämme (aus einem zurückbleibenden Stamm einzeln auswandernde Mannschaft) wie die Verschiedenheit des Charakters und der Einrichtungen zeigt. Sie mochten in Gallien vor Menschen-Gedenken sitzende, oder früher eingewanderte Volkshaufen seyn. Auf jeden Fall war in ihrer Vermischung mit den Iberern nicht der uns von den Römern her bekannte Gallische Charakter, sondern der Iberische vorwaltend.

6. Ausserhalb Spaniens gegen Norden findet sich, wenn man das Iberische Aquitanien, und einen Theil der Küste des Mittelmeers ausnimmt, keine Spur von Iberern. Namentlich gehörten die Caledonier nicht zu dem Iberischen, sondern zu dem Celtischen Stamm.

7. Gegen Süden aber saſsen die Iberer auf den drei groſsen Inseln des Mittelmeeres, wie geschichtliche Zeugnisse und Vaskische Ortnamen zugleich beweisen. Doch waren sie vermuthlich, wenigstens nicht alle, aus Iberien, oder Gallien dort eingewandert, sondern hielten diese Wohnsitze vor Menschen-Gedenken inne, oder kamen aus dem Osten her.

8. Ob sie auch zu den Urvölkern des festen Landes von Italien gehörten ist zweifelhaft. Doch finden sich mehrere Vaskische Ortnamen daselbst, die eine solche Vermuthung begründen können.

9. Die Iberer sind von den Celten, wie wir diese durch Griechen und Römer, und in den Ueberresten ihrer Sprachen kennen, in Charakter und Sprache verschieden. Es giebt indeſs keinen Grund, alle Verwandtschaft zwischen beiden Nationen abzuleugnen; die Iberer können vielmehr sehr wohl selbst ein zu den Celten gehöriger, nur früher von ihnen abgezweigter Stamm seyn.

Alle diese Sätze hat die gegenwärtige Untersuchung aber nur in so weit feststellen können, als dies durch die

Vergleichung der Ortnamen, als einer Reihe durch sich selbst sprechender Geschichtsdenkmale, mit dem Vaskischen möglich war. Es war ihr Zweck, sich hierauf zu beschränken, und auf diese Weise die bisherigen Untersuchungen, welche gröſstentheils die einheimische Sprache Iberiens aus ihrem Kreise ausgeschlossen hatten, zu prüfen, zu bestätigen, und zu erweitern. Um aber die Untersuchungen über die Urbewohner der Halbinsel vollkommen abzuschlieſsen, müſste man noch, unabhängig von geschichtlichen Zeugnissen und Ortverhältnissen, das Vaskische, als Sprache, mit den übrigen Westeuropäischen Sprachen vergleichen, wodurch namentlich der letzte der hier aufgestellten Punkte allein gehörig aufgehellt werden kann. Dies aber ist ein viel schwierigeres, ganz andre Vorarbeiten forderndes Unternehmen.

50.

Iberische Denkmale mit einheimischer Schrift.

Es wird vielleicht befremdend scheinen, daſs ich mich in dieser Abhandlung nicht zugleich über die Inschriften auf Steinen, Metallplatten, irdenen Gefäſsen und Münzen erklärt habe, die man in schwer zu entziffernder Schrift in Spanien gefunden hat. Es läſst sich, wenn man auch noch keine der bisherigen Entzifferungen für befriedigend annehmen will, mit Grunde voraussetzen, daſs ein groſser Theil dieser Inschriften in der Landessprache abgefaſst ist, und sie gehören daher allerdings in eine Arbeit, die bestimmt ist, jede Aufklärung zu benutzen, welche die Vaskische Sprache über die Urgeschichte Spaniens zu liefern vermag. Ich habe auch schon seit Jahren nicht vernachlässigt, mich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen. Ich habe mich aber überzeugt, daſs dies ganze Studium sich noch selbst in solcher Dunkelheit und Verwirrung befindet, daſs man vergebens hoffen würde, andere Fragen durch dasselbe auf-

zuhellen. Es ist bis jtzt nur von Personen behandelt worden, welche entweder des Vaskischen unkundig, oder partheiisch für dasselbe eingenommen waren. Beide sind meistentheils nur ihren Einfällen gefolgt, und selbst die erste und wesentlichste Vorarbeit, die Aufsuchung der Zeichen und ihrer Bedeutung, ist noch von keinem nach einem regelmäfsigen Plane angelegt, und vollständig ausgeführt worden. Soll dies Studium je zu sichren Resultaten führen, so mufs man anfangen, von neuem die Denkmale, meistentheils Münzen, in den Sammlungen aufzusuchen, da man sich auf die Abbildungen bei Velasquez, Lastanosa Florez u. a. m. wohl schwerlich überall verlassen kann, die, Inschriften dann nach den Orten, zu denen sie gehören, ordnen, und nun ein genaues und vollständiges Verzeichnifs der auf ihnen vorkommenden Buchstaben und Zeichen anlegen. Nach diesem allein kann ein vollständiges Alphabet festgestellt werden, und erst, wenn dies geschehen, läfst sich an eine Erklärung denken. Bei dem einen und dem andern darf man aber nicht vergessen, dafs man höchst wahrscheinlich Inschriften ganz verschiedner Sprachen, Vaskische, Punische und Celtische vor sich hat. Den jetzigen Erklärungen fehlt es noch durchaus an einer solchen sichren Grundlage, und ebenso ist auch schon in Spanien selbst geurtheilt worden. D. Antonio Valcarcel versprach in einer kleinen, 1773 in Valencia erschienenen Abhandlung *) durch hundert bisher nicht herausgegebene Münzen zu zeigen, wie weit man noch entfernt sey, die wahre Art der Lesung dieser unbekannten Schrift zu verstehen, und es ist nicht zu glauben, dafs die seit seiner Zeit gemachten Versuche ihn bewegen würden, diese Behauptung zurückzunehmen. Denn auch seitdem sind diese Inschriften von

*) Medallas de las Colonias, municipios y pueblos antiguos de España por D. Antonio Valcarcel Pio de Saboya i Spinola p. 21.

jedem, der sich damit beschäftigt hat, verschieden, und immer auf eine zu einseitige Weise behandelt worden. Sestini nimmt in seiner Erklärung der Spanischen Münzen des Hedervarischen Cabinets das Griechische Alphabet zur Grundlage der Entzifferung an. Erro hat sich zwar selbst ein Alphabet zusammengestellt; er bezeichnet aber bald denselben Buchstaben mit drei, vier und fünf verschiedenen Zeichen, bald verschiedene mit demselben; er liest bald vorwärts, bald rückwärts, nimmt Auslassungen von Vocalen, Zusammenziehungen von Buchstaben und Abkürzungen von Wörtern an; und man sieht nicht, dafs diese Annahmen sich auf eine hinlängliche Menge von Beispielen gründen, um die Besorgnifs aufzuheben, dafs sie nur gebraucht werden, irgend eine Erklärung herauszubringen. Bei dieser Verschiedenheit der Meinungen und dieser Unvollständigkeit des Verfahrens habe ich bedenken getragen, mehrere bisher ganz unbekannte Ortnamen anzuführen, welche Erro und Sestini auf Münzen mit einheimischer Schrift entdeckt haben wollen. Den, besonders bei den Römischen Schriftstellern, vorkommenden doppelten einheimischen und Lateinischen Ortnamen entsprechend ist es, dafs eine grofse Menge von Münzen Inschriften in zwei Sprachen, der Lateinischen und einer andren, enthalten, und dafs diese Inschriften (soviel sie itzt erklärt sind) zwar manchmal, bei weitem aber nicht immer Uebersetzungen von einander ausmachen. Dasselbe haben wir auch bei den Namen gefunden.

Unter diesen Umständen schien es mir nicht rathsam, durch die Einmischung dieser, noch gar nicht gehörig erklärten Inschriften noch mehr Ungewifsheit in eine Untersuchung zu bringen, die schon an sich mit grofser Behutsamkeit und Vorsicht geführt werden mufs.

Register.

(Die Zahlen zeigen die Seitenzahl an.)

I.

Namenregister.

A.

B.



D.

E.

F.

G.

H.

I. J.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

II.

Wortregister.

Inhaltsanzeige.

Ueber

Goethe's zweiten Römischen Aufenthalt
von Juni 1787 bis April 1788.

(Goethe's Werke. Vollständige Ausg. letzter Hand. Band 29. Stuttgart u. Tübingen. 1829. 12.)

Goethe beschreibt in dem neu erschienenen Bändchen seiner Italiänischen Reise seinen zweiten längeren Aufenthalt in Rom. Er reiste im Herbst des Jahres 1786 schnell, um bald den Punkt zu erreichen, auf den alle seine Erwartungen gespannt waren, hielt sich dann vier Monate in Rom auf, gieng nach Neapel, besuchte Sicilien, und kehrte gegen den Anfang des Sommers des Jahres 1787 nach Rom zurück, um daselbst bis zum folgenden Frühling zu verweilen. Erst in dieser Periode konnte er mit vollkommener Ruhe die große Umgebung genießen, und ungestört die ernsten Studien verfolgen, die ihn in wahrhaft leidenschaftlichem Drange über die Alpen geführt hatten. Kein Ort verträgt sich so wenig, als Rom, mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt, und fertig zu seyn glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daſs man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, mög-

lichst fern halte. Man mufs sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört überlassen. In keiner anderen Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten. Auch so wird man sich, auf gewisse Weise umgestaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderen Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man versetzt wird, der gediegnen Bestimmtheit, vor die man tritt, schwindet dann von selbst das Dunkle, Ungewisse, Form- und Wesenlose dahin. Wie durch eine besondere Gunst des Geschickes, der wir uns dankbar erfreuen können, steht Rom für uns da zugleich als ein Vollendetes und Unendliches der Einbildungskraft und der Idee, das sich aber in lebendigem Daseyn erhalten hat, mit leiblichen Augen geschaut werden kann. Goethe nennt dies (S. 180) sehr ausdrucksvoll „die Gegenwart des classischen Bodens, die sich dem Gefühl, dem Begriff, der Anschauung offenbart." Wie der Künstler sich eines Modelles bedient, um sich von der festen Grundlage der Wirklichkeit zur Idee zu erheben, so ist umgekehrt in dieser Stadt und ihren Umgebungen die Idee des höchsten Kunstschönen, der Begriff des welthistorischen Ganges der Menschheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Bestehenden in der Zeit, wie in einem ungeheuren Bilde auf alle Zeiten verkörpert hingestellt. Die Wirkung Roms beruht nicht auf dem Reichthum, den es in sich fafst, es gilt durch sich selbst. Es gewährt „die sinnlich geistige Ueberzeugung, dafs dort das Grofse war, ist und seyn wird." (S. 180.) Seine Gröfse liegt, neben so unendlich vielem Einzelnen,

in etwas, das unentreiſsbar an das Ganze, an das Gemisch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die sie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge historischer Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet ist. Dies zeigte sich deutlich in der Zeit, wo es seiner besten Kunstschätze, der merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, auf unwürdige und schmachvolle Weise beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterschied zwischen den Ländern und Städten, welche selbst der Schauplatz des classischen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menschheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunstwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen so nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zusammengetragenem Geräth. Dort ist gleichsam der Boden selbst mit ihrem Sinne geschwängert, und scheint sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen. Rom hat, was in diesem Verstande von keiner anderen Stadt gesagt werden kann, das Eigenthümliche, daſs es in seinem wahren Gehalt nur mit vollkommen gesammeltem Gemüth, wie ein groſses Kunstwerk, nur indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setzt, empfunden und gefaſst werden kann. Es weckt aber auch die Stimmung, die es fordert, und die besten und edelsten Kräfte gehen dort in reger und freudiger Thätigkeit auf. „Der Strom," wie Goethe einen seiner Briefe beschlieſst, „trägt fort, sobald man nur das Schifflein bestiegen hat" (S. 217.). Die Römer, so stolz sie auf ihren Namen und ihre Stadt sind, erkennen beide mehr aus dem Wiederscheine des Eindrucks, den sie auf die Fremden machen. Ihnen ist Rom die Wirklichkeit, in der sie sich täglich bewegen, nicht, wie uns, ein Land der Einbildungskraft und der Sehnsucht. Mit den eigentlichen Reisenden fühlt man

sich, wenn man selbst länger in Rom war, selten recht in Uebereinstimmung. Auch Goethe äufsert dies in einigen Stellen. Wahrhaft empfunden wird daher Rom nur von denen, welche auf längere oder kürzere Zeit wirklich ihr inneres Leben, wie in eine neue, geistige Heimath, dahin versetzen, Studien beginnen, oder an längst begonnene anknüpfen, oder sich frei dem reinen Genusse der sich so lieblich allen Sinnen erschliefsenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung überlassen. Zu dieser Classe der Fremden sind, durch ihr Leben und ihre Beschäftigung selbst, die ausländischen Künstler hingewiesen. Zu dieser gesellte sich natürlich, und auf wahrhaft einzige Weise, auch Goethe vom ersten Augenblick seiner Ankunft an, allein da die auf das Unbekannte gerichtete Neugier und das freudige Staunen bei dem zum erstenmale Erblickten immer störend einwirken, noch voller und eigner während der Zeit seines zweiten Aufenthalts.

Er ergiebt sich aus dem Vorigen, dafs die Schilderung eines solchen Aufenthalts, eines inneren Lebens in Rom, eine wirkliche Selbstschilderung ist, und diese hat der Verf. hier mit einer Offenheit und Wärme, einem so scharf und richtig eindringenden Blick, einer so liebenswürdigen, durch den Moment der glücklichsten Gegenwart inspirirten Heiterkeit gegeben, dafs man zweifelhaft bleibt, ob man darin mehr die Tiefe oder die Anmuth bewundern soll. Der grofsen, gediegenen, das gesammte Gebiet der Kunst und das Wesen und die Formen der Natur, als die Grundlage des Dichtens, das selbst ein begeistertes Entziffern der Natur ist, aufsuchenden Sinnesart des Mannes steht überall das reiche, ungeheure Rom mit Allem, was es in sich fafst, und woran es erinnert, gegenüber. Goethe fühlte sich durch ein unwiderstehliches Bedürfnifs nach Rom, wie nach einem Mittelpunkt, hingezogen, die heimathlichen Umgebun-

gen erschienen ihm als ungenügend, darin sein höchstes und eigenstes Streben zu verfolgen. So war die Zeit seines Entschlusses zur Italiänischen Reise sichtlich eine merkwürdige Epoche in seinem Leben, so wie der Aufenthalt in Rom unläugbar eine entscheidende für die Folge desselben geworden ist. Diese Sehnsucht nun, welche der erste aus Rom geschriebene Brief als eine Art von Krankheit schildert, und die durch sie eingetretene Stockung lösen sich auf die befriedigendste, heiterste, lichtvollste Weise in Rom durch den Anblick und die Gegenwart der gröfsten und würdigsten Gegenstände, welche sich in Natur und Kunst der sinnlichen Anschauung darbieten können. Von seinem Eintritt in Italien an, ist Goethe unablässig beschäftigt, sieht, studirt Gemälde, Bildwerke, Alterthümer, zeichnet, malt, modellirt, stellt musikalische Versuche an, sucht das Italiänische Theater in seinen Kreis zu ziehen, verfolgt seine Naturstudien, und — was deutschen Lesern diesen Aufenthalt vorzüglich werth macht, dichtet. Die Göschensche Ausgabe seiner Schriften war bei seiner Abreise eben im Druck begriffen, und er verlor sie die ganze Reise hindurch nicht aus den Augen. Erwin und Elmire, Claudine von Villabella, und Egmont werden umgearbeitet und vollendet; der Plan zum Tasso wurde, da das Stück, nach dem Urtheile des Dichters, wie es damals war, weder geendigt, — noch weggeworfen werden konnte, umgeändert; von dem funfzehn Jahre früher angefangenen Faust wurde nicht blofs der Plan zu Ende gebracht, sondern auch eine Scene ausgeführt; aufserdem entstanden in dieser Zeit mehrere der kleinen Gedichte, von denen ich hier nur das wunderliebliche: *Amor als Landschaftsmaler* erwähne. Der Elegieen und Epigramme wird in diesen Briefen nicht gedacht. Die Ideen über die Metamorphose der Pflanzen gediehen vorzüglich in Sicilien zur Reise; und traten da ein-

mal störend der Nausikaa in den Weg, von welcher die neue Ausgabe ein Fragment mittheilt, über deren Idee und Plan sich aber dieser Briefwechsel näher erklärt. Auf die Theorie über die Farbenentstehung deutet nur eine einzige Stelle hin. Die meisten dieser Beschäftigungen wurden in fördernder und erheiternder Gesellschaft vorgenommen, und verbinden sich mit einem schauenden und geniefsenden Leben, aus dem auch kleine gesellschaftliche Ereignisse und Abentheuer eingewebt sind. Namen, die man auch sonst mit Rom, seinen Kunstschätzen und Alterthümern zusammenzudenken gewohnt ist: Angelica Kaufmann, Rezzonico, Reifenstein, Hirt, Heinrich Meyer, Tischbein, Hackert, Moritz, der Musiker Kaiser, kehren in dem Briefwechsel oft wieder, und vergegenwärtigen dem mit Römischem Aufenthalt nicht ganz Unvertrauten noch lebendiger die Epoche, von welcher die Rede ist. Die bedeutendsten Punkte in Rom, dessen reizendsten Umgebungen, Tivoli, Frascati, Albano, werden erwähnt und gelegentlich geschildert, ebenso einzelne Kunstwerke, Gemälde und Statuen, von treffenden und geistreichen Bemerkungen begleitet. An solchen Bemerkungen auch über viele andere Gegenstände, über Raphael und Michelangelo und die Vergleichung beider mit einander, Tasso und Ariost, die ältere und neue Italiänische Literatur, einige merkwürdige Italiänische Charaktere, wie Filippo Neri, die Eigenheiten des Volks, seine Belustigungen, das Theater u. s. f. sind diese Briefe überhaupt sehr reich. So enthalten und berühren dieselben eine unglaubliche Menge von Einzelnheiten, und der Reiz der Schilderungen und Raisonnements wird dadurch erhöht, dafs diese an keinem anderen Faden hinlaufen, als an dem des zufälligen täglichen Lebens. Die Reise ist übrigens alles eher, als eine beschreibende. Zwar enthält sie einzelne Schilderungen, die nur Goethen so gelingen konnten, und alle,

auch die kürzesten, tragen den Stempel seiner Art, immer das Bezeichnende herauszuheben, auf das hinzuzeigen, woran der Gegenstand begriffen werden muſs, und ihn, wie er klar gesehen worden, wieder klar vor das Auge zu stellen. Ich erinnere hier unter Vielem nur an die Stellen über die *Aqua Paola* (S. 175) und den Anblick von Frascati bei Mondschein (S. 101). Indeſs spricht doch Goethe im Ganzen von den Gegenständen, wie man zu Leuten redet, welche dieselben schon soweit kennen, daſs ihnen nur der lebendige Anblick fehlt. Die Schilderung der groſsen *Gegenwart* ist eigentlich das Thema des Buchs. Durch Beschreibung und bildliche Anschauung war Goethen und denen, an die er sich wendet, Rom längst bekannt. Sehr schön vergleicht er im ersten aus Rom geschriebenen Briefe diesen lebendigen Eindruck mit der Belebung der Statue Pygmalions. „Als sie endlich auf den Künstler zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein" (S. 203). Dennoch giebt es, und wird es schwerlich eine treffendere und anschaulichere Schilderung Roms geben, als diese Briefe enthalten. Denn Rom in allen seinen mannigfaltigen Beziehungen schildert sich gleichsam durch die That in dem Eindruck auf einen Mann, der es nicht besucht um bloſs zu genieſsen, oder enthusiastisch erregt zu werden, sondern erfüllt von dem wahren, gediegenen, groſsen Begriffe der Kunst in ihrer Verbindung mit der Natur und der Menschheit, ernsthafte Studien an dem einzigen kolossalen Gegenstande vorzunehmen, welcher diesen Begriff noch in der gröſsesten Treue und Reinheit an sich trägt. Zugleich aber gestaltet sich das Bild der inneren Bestrebungen Goethe's in ihrer bewunderungswürdigen Ausbreitung und Einheit auf die befriedigendste Weise vor uns, und wir sehen, vorzüglich durch die Schilderung des zweiten Römischen Aufenthaltes,

wie die befriedigte Sehnsucht, die nach allen Seiten hin gemachten Fortschritte, die Früchte eines angestrengten, aber noch weit mehr eines begeisterten Studiums für die ganze Folgezeit hin fortwirken konnten, deren wir uns nun schon über vierzig Jahre erfreuen und hoffentlich noch lange erfreuen werden. Die Art des Einflusses des Römischen Aufenthalts wird dadurch noch deutlicher, daſs in diesem 29. Theil nach jedem monatlichen Abschnitt der Correspondenz Berichte eingewebt sind, welche theils längere Ausführungen einzelner Gegenstände enthalten, theils den Briefwechsel, wo er dessen bedarf, erklären oder ergänzen. Man wird dadurch oft in den Stand gesetzt, den augenblicklichen Eindruck der Gegenwart mit einem späteren Urtheil zu vergleichen.

Eine der angelegentlichsten Beschäftigungen Goethe's in Rom, ja man kann sagen, die hauptsächlichste, war das Zeichnen und eigne Ausüben der bildenden Kunst. Von den ersten Wochen nach der Ankunft an, wurde es vorgenommen und bis in die letzten fortgesetzt, und richtete sich sowohl auf Landschaften, als Figuren. Es war sichtbar ein selbständiger, leidenschaftlicher Drang, unabhängig von dem poetischen, der ihn zur bildenden Kunst hintrieb. Auch verfolgte er die dazu nöthigen Studien, als sollten sie keinen anderen Zweck haben, als der in ihnen selbst lag. Das Dichten und Arbeiten an seinen Werken nahm nur daneben seinen Fortgang, und erscheint bisweilen so untergeordnet, wie es wohl ein Geschäft einer Lieblingsneigung ist. Indem er sich aber so zwischen beiden theilte, Zeichner und Dichter zugleich war, konnte es ihm nicht entgehen, wie beides doch nur aus derselben Quelle in ihm floſs, aus seiner groſsartigen, naturgemäſsen Art dichterischer Darstellung, *wie* diese es ihm zum Bedürfniſs machte, die Natur zu sehen, und wie *dies* Sehen von selbst den

Trieb mit sich führte, das Geschehene in allen Formen darzustellen, deren die Kunst fähig ist. Er drückt sich hierüber selbst sehr treffend in zwei, gegen das Ende seines Römischen Aufenthalts geschriebenen Stellen aus. „Dafs ich zeichne und die Kunst studire, sagt er, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern, denn schreiben mufs man nur wenig, zeichnen viel." (S. 163.) Zwei Monate später heifst es: „Ich bin fleifsig und vergnügt, und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, dafs ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und dafs ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren, und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne grofses Studiren gelingen liefs. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, dafs ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue." (S. 281.) Diese Stelle ist in mehreren Rücksichten ungemein merkwürdig. So bestimmt also war der Drang zur bildenden Kunst, so entschieden die Anlage dazu, dafs Goethe dadurch gewissermafsen über seine Bestimmung irre und ungewifs werden konnte, und jetzt erst, wo man schon entschieden Grofses von ihm besafs, und wo er an den bedeutendsten seiner Dichtungen, welche der Römische Aufenthalt und die nächstfolgenden Jahre zur Reife brachten, schon wesentlich vorgearbeitet hatte, zur Ueberzeugung gelangte, dafs er eigentlich zum Dichter geboren sey. Zugleich kann man nicht ohne die innigste Rührung lesen, welch' eine kurze Spanne der Dichtungszeit er sich noch zumifst, und wie bescheiden und anspruchlos er sich über das Geleistete und noch zu Leistende ausspricht. Nie kann Deutschland dem Schicksal dankbar genug für die Gunst seyn, die es ihm in der rüstigen Lebensdauer dieses Mannes verlieh. Als er jene Stelle schrieb, hatte er noch

nicht die Hälfte seines bis jetzt durchwanderten Lebens zurückgelegt, und noch bewundern wir in seinen, sich immer folgenden Productionen immer neue Entwickelung jener dichterischen Kraft, immer neue Mannigfaltigkeit der Erfindung, und die Reife der Kunstform, die nur da möglich ist, wo das Genie es nicht verschmäht, sich mit immer fortgesetztem Studium zu verbinden.

Das bisher Gesagte zeigt den Punkt, auf welchen dieser sich über eine Masse von Gegenständen einzeln, abgerissen und zufällig verbreitende Briefwechsel den Leser, als das sich im Ganzen aus ihm Ergebende führt. Wir finden Goethe in einer Zeit, wo eine große Zahl seiner bedeutendsten Werke theils noch gar nicht vorhanden, theils nur unvollendet, oder in noch unvollkommener Gestalt bloß einem engen Kreise vertrauter Freunde, oder auch diesen nicht einmal bekannt war. Wir werden seinem inneren Schalten und Weben nahe geführt, in die Mitte seiner Studien in der regsamsten Periode derselben versetzt. Wir thun also hier, was gewiß jeder längst aus Goethe's Schriften versuchte, auf einem anderen Wege, gleichsam in der Werkstatt seiner Hervorbringung, mit neuer Bewunderung erfüllte Blicke in ein Leben, an welches sich in den Meisten von uns großentheils das Beste und Höchste des Gedachten und Empfundenen anschließt. Indem wir aber so auf den Mann gerichtet sind, zeigt sich uns zugleich, wie er in Römischer Größe neuen Schwung, in Römischer Helle und Klarheit neuen inneren Einklang gewinnt, und wie das — was es immer auch sey, denn die leblosen Mauern und der todte Stein sind es nicht — was dem Menschen, und man kann es mit Stolz, wie mit Wahrheit sagen, vor Allen dem Deutschen von Geist und Gemüth in dieser wundervollen Stadt entgegentritt, Goethen zu einem Elemente wurde, in welchem seine Thätigkeit neues Leben, sein Blick in Natur und Kunst neue Ansichten gewann.

Diesen zugleich begeisternden und bildenden Einfluſs drückt er, was überhaupt die in diesen Briefen zerstreuten Aussprüche vorzugsweise bezeichnet, sehr kurz und passend in den Worten aus: „Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu seyn." (S. 163.) Es ist vielleicht dem Leser nicht unerwünscht, hier über beide, den Dichter und den Ort, gerade in ihrer hier erwähnten gegenseitigen Stellung auf einander noch einige Betrachtungen zu finden.

Man wird sehr leicht veranlaſst, Goethen bald mit den Alten, bald mit einigen groſsen neueren Dichtern zu vergleichen. Zu dem Ersteren führt so Vieles in der ganzen Manier, Stellen von Homerischer Einfachheit gleich im Werther, ganze Compositionen: Iphigenia, Hermann und Dorothea; mehrere Elegieen und Epigramme; zu dem Letzteren vorzüglich einige dramatische Stücke, Götz, Egmont, einzelne Lieder. Allein wie vieles tritt in der Iphigenia still und groſs aus den Schranken des Alterthums heraus; welch' ein anderer Geist weht in Egmont, als in irgend einem anderen neueren Dichter. Nimmt man nun gar einige ganz Goethische Producte, Tasso, Faust, mehrere der Balladen, so viele der lyrischen Gedichte, so scheint es mir, findet man keine Vergleichung recht fruchtbar, und bleibt ruhig dabei stehen, daſs Goethe nur mit sich selbst vergleichbar ist. Was einen Dichter gerade als den bezeichnet, der er ist, läſst sich immer schwer auch nur ungefähr mit Worten angeben. Es kommt aber hier auch nicht auf eine Schilderung, und noch weniger auf eine Würdigung Goethe's, als Dichter, an. Die Absicht ist hier bloſs, auf das hinzuweisen, was sich über sein Dichten und Studiren aus seinen eignen hier gemachten Mittheilungen ergiebt, und da wird man vorzüglich auf Folgendes geführt. Goethe's Dich-

tungstrieb, verschlungen, wie so eben angeführt worden ist, in seinen Hang und seine Anlage zur bildenden Kunst, und sein Drang, von der Gestalt und dem äufseren Objekt aus dem inneren Wesen der Naturgegenstände und den Gesetzen ihrer Bildung nachzuforschen, sind in ihrem Princip Eins und ebendasselbe, und nur verschieden in ihrem Wirken. Denn so rein und entschieden sich auch Goethe, wenn man nicht gerade auf diesen Zusammenhang achtet, als Dichter und Naturforscher, zu diesen getrennten Richtungen hinwendet, so scheint es gewifs, dafs, ohne jene Naturansicht, sein Dichten ein verschiedenes seyn würde und so entsteht gar sehr die Frage, ob, hätte ihn nicht das Dichten so mächtig gedrängt, das Wort in Anschauung zu verwandeln, und gerade in der sinnlichen Erscheinung eine reinere und tiefere Wahrheit zu suchen, er zu dieser eigenthümlichen, sich nur in eignen Entdeckungen bewegenden Erforschungsweise der Natur gekommen wäre? Goethe selbst spricht diesen Zusammenhang nicht, wie den der Poesie mit der bildenden Kunst aus, er beklagt sich vielmehr scherzhaft, und beinahe im halben Ernst „über die vielerlei Geister, von welchen der Mensch verfolgt und versucht wird" und fragt, „warum die Neuern doch so zerstreut, so gereizt zu Forderungen sind, die sie nicht erreichen, noch erfüllen können?" (S. 44.) Allein die Sache kann schwerlich zweifelhaft bleiben. Die Dichtung ist in jedem wahren Dichter immer zugleich eine Weltansicht, sie entspringt aus der Art, wie sich seine Individualität den Erscheinungen gegenüber stellt, und bestimmt dieselbe hinwiederum, beides in so innig durchdrungener Wechselwirkung, dafs das den ersten Impuls Gebende nicht zu erkennen ist. Auch kleinere Gedichte machen die gleiche Anforderung; die von dem Dichter zu lösende Aufgabe, den Gegenstand in seiner lebendigen Erscheinung, seinen noth-

wendigen Verknüpfungen aufzufassen und darzustellen, kehrt ebensowohl bei einem Einzelnen, als bei einem Ganzen der Erscheinungen zurück. Genau betrachtet, steht die bildende Kunst in ganz gleicher Beziehung auf den ganzen organischen Bau der Natur, und nimmt ebenso die Gesammtheit der Kräfte des Künstlers in Anspruch. Allein ihre, von der poetischen verschiedene Wirkungsweise bringt dennoch eine Verschiedenheit auch hierin hervor. Der Dichter kann nicht unmittelbar sinnlich den Sinnen darstellen, er kann nur die Phantasie des Zuhörers anregen, das Bild aus sich selbst, aber in der von ihm bestimmten Form hervorzubringen. Dazu aber bedarf er seiner ganzen Persönlichkeit, da das Wort, wenn es lebendige Kraft besitzen soll, seine Wurzeln in alle Tiefen des Gemüths schlagen muſs. Die Poesie kann daher nie, gleich einem abgesonderten Talent, in der Seele daliegen, sie umspannt immer die ganze Persönlichkeit, wenn gleich es allerdings viele Fälle geben kann, wo der Mensch dem poetisch Ergriffenen und Dargestellten im prosaischen Bewuſstseyn nicht nahe zu kommen vermag. Aus der hier angegebenen Verschiedenheit stammt es auch, daſs sich die Poesie nicht auf gleiche Weise, als die bildende Kunst, üben läſst. Denn das Erfinden läſst sich in ihr nicht gleich rein vom Nachahmen trennen, Rhythmus und Sprache lassen sich nicht, wie das Auge und wie die Hand beim Zeichnen gewöhnen, ohne den Gedanken und die Empfindung in einer Unterordnung zu halten, die ihm nicht gebührt. Das nur aus innerer Freiheit hervortretende Dichten, kann auch nicht ohne Schaden zu sehr äuſserlich und mechanisch angeregt werden. Darum sagt Göthe in der vorhin angeführten Stelle so wahr: „schreiben muſs man wenig und zeichnen viel." Er deutet damit an, daſs der Dichter die Uebung, den Gegenstand aus der Wirklichkeit in die künstlerische

Darstellung überzutragen, in der schwesterlich verwandten Kunst zu erlangen suchen soll, um den hierin geübten Sinn analog auf die seinige anzuwenden. Allein das bis zu diesem Grade lebendige Gefühl der Verwandtschaft dieser Künste und beider mit der Naturforschung mufs vorzugsweise in der Individualität des grofsen Künstlers gesucht werden, und so führt uns dies zur genaueren Betrachtung dieser zurück.

Der Weg, den die sinnliche Anschauung im Zeichnen nimmt, um wieder dem Auge darstellbar zu werden, ist an sich sehr verschieden von dem, auf welchem der Dichter sie durch ein ganz anderes Medium gleichsam vor das Auge des Geistes führt. Das Ziehen der Contoure ist da verschieden, das Malen gleicht da ein wenig dem des Amor im Goethischen Gedicht; der in Glut getauchte Finger bewegt sich nur in flüchtigem Auftupfen, und die Gegenstände stehen hingezaubert da, regen sich, glänzen und rauschen. Der Punkt der Aehnlichkeit und das Charakteristische in der Goethischen Dichtungsweise, da die Dichtung in jedem grofsen Geiste einen individuellen Gang nimmt, liegt in der Art der Auffassung. Bei organischen oder unorganischen Dingen die Gestalt in der Gestalt aufsuchen, die wahre in der erscheinenden, ist, oft ihm selbst unbewufst, das Geschäft des bildenden Künstlers. Mit anderen Worten heifst dies versuchen, die Gestalt aus ihrem Mittelpunkt, ihren nothwendigen Bedingungen zu begreifen. Darum studirt der Zeichner Anatomie — zerstört die Erscheinung, um sie wieder aufzubauen — Pflanzen, die Form der Berge, charakterisirt durch die sie bildenden Gebirgsarten. Auf dieser breiten Basis ruht auch in Goethe's Dichtungen alles, was in der dichterischen Wirkung davon abhängig seyn kann. Ueberall ist ein festgegliederter Bau, jede Gestalt bewegt sich, wie aus ihrem Wesen hervor, ist erst wahr,

ehe sie Anspruch darauf macht, schön zu seyn. Darum ist aber auch für Goethe und für jeden, der mit ihm zu empfinden vermag, die künstlerisch nachahmbare Gestalt der Dinge etwas unendlich Hohes. Um dies darzuthun, zu zeigen, welch einen Abgrund, ein Labyrinth (das sind seine eignen Ausdrücke S. 38, 214.) er in ihr und vor Allem in der menschlichen fand, brauche ich nur einige seiner zerstreuten Aeufserungen hier zusammenzustellen. „Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles andere verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden." (S. 212.) „Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet, auch ist alles vergebens, was man aufser Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge." (S. 213.) „Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernsteren Epoche vorspukten. Ich bin nun recht im Studio der Menschengestalt, welche das *non plus ultra* alles menschlichen Wissens und Thuns ist. Meine fleifsige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt geniefs' ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich sehe wohl ein, dafs man ein ganzes Leben studiren kann, und am Ende doch noch ausrufen möchte: *jetzt* seh ich, *jetzt* geniefs' ich erst." (S. 216.) „Wie könnt' ich ausdrücken, was ich hier (in der Gypssammlung der Französischen Akademie) wie zum Abschied empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist; man

fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen sollte, sey die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht allsobald, wie unzulänglich er sey; selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäſsigkeit der Bewegung mir einigermaſsen zu verdeutlichen gesucht, hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daſs die Form zuletzt alles einschlieſse, der Glieder Zweckmäſsigkeit, Verhältniſs, Charakter und Schönheit." (S. 322.) Aus diesen Stellen, denen man andere ähnliche zugesellen könnte, zeigt sich, welches Sehen der Gegenstände hier gemeint ist, und wie die Erscheinung den ergreift und festhält, der ihr so zu begegnen weiſs. Zum Grunde liegt, was Goethe an einer andren Stelle von sich erwähnt, der ihm von Jugend an inwohnende Trieb, nicht zu ruhen, bis ihm nichts mehr Wort, Name, Ueberlieferung, Alles lebendiger Begriff, anschauende Kenntniſs ist, (S. 7. 29.) „die Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, die Treue, das Auge Licht seyn zu lassen" (Italiän. Reise 1ster Theil, S. 217.) also eine vollkommene Abwesenheit aller Täuschung durch Phantasie oder Ueberwürdigung. Dies ist besonders in dieser Italiänischen Reise merkwürdig. Von den ersten Tagen in Rom an, nach dem leidenschaftlichen Drange, dahin zu gelangen, ist es nur, als wäre die Zunge der vorher schwankenden Wagschale nun in ihr Gleichgewicht eingetreten. Alles ist Klarheit und Ruhe, und ein gelaſsnes Empfangen der Eindrücke, eine der ersten Selbstwahrnehmungen: die Dinge nie richtiger geschätzt zu haben, als da. Eine solche Anschauung geht auf den Begriff der Gestalt; das Gesetz ihrer innern Verknüpfung, die Reihe ihrer Entfaltungen wird zum Studium, und man besorgt nicht, dadurch den Zauber der Erscheinung zu zerstören. Allein Begriff und Studium

können nur Vorbereitungen, Hülfsmittel seyn, Maafs angeben, Schranken setzen; die Gestalt ist immer Eins und ein Ganzes, immer mehr und ein Andres. Da tritt nun das Unbegreifliche, durch kein Studium Erreichbare ein, das was nur gefühlt und geschaffen, nicht gemacht werden kann. So geht das Kunstwerk wieder in ein Naturwerk über. Dies ist unnachahmlich in einer Stelle gesagt, die auch beweist, dafs, was Goethe hierin über die bildende Kunst ausspricht, ihm in gehöriger Anwendung auch durchaus für die Poesie gilt. „Soviel ist gewifs, die alten Künstler haben ebenso grofse Kenntnifs der Natur und einen ebenso sicheren Begriff von dem, was sich vorstellen läfst und wie es vorgestellt werden mufs, gehabt, als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Classe gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen, als sie recht zu kennen, und in Frieden hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkührliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, Gott." (S. 80.) Die Entwicklungslehre der organischen Bildungen schliefst sich hier an, geht aber weiter. Es werden die Gesetze ganzer Reihen von Gestalten aufgesucht, ihre Entfaltung nicht blofs im Raum, sondern auch in der Zeit, was dem Inneren des Menschen näher tritt, die mannigfaltigste Anwendung auf den Gedanken und die Empfindung verstattet. So schliefsen sich in Goethe Natur, Kunst und Poesie in dem auf jede von ihnen unabhängig gerichteten Anschauungsvermögen zusammen, und die Dichtung ruht auf der Basis einer Wahrnehmung, die gerade dadurch, dafs sie sich recht an das Endliche, einzeln Erscheinende hält, zeigt, wie unendlich die Welt des zu Schauenden und Darzustellenden, wie unergründlich ge-

rade das Einzelne ist. Die festen Verhältnisse der Dinge, die Entwickelungsgesetze ihrer Verwandlungen, die reinen Maafse der Schönheit, alles in dieser Dichterindividualität geschöpft, erkannt, geahndet an der sinnlichen Anschauung selbst durch das künstlerische und naturbeobachtende Auge, und der Phantasie überliefert, macht die Form aus, in welcher nun erst das individuell und einzeln Interessirende würdig und poetisch auftreten kann. Dadurch dafs ihm sein Genius die Bürgschaft verleiht, dafs Alles, was er poetisch empfindet, sich von selbst in diese Form giefst, trägt Goethe's Dichtung das Gepräge an sich, das unsere mit Recht immer gesteigerte Bewunderung erweckt.

Wenn man irgend ein, gröfseres oder kleineres, Goethisches Gedicht liest, und ein solches auswählt, wo der Gegenstand die hier erwähnte Behandlungsweise hervortreten läfst, so fühlt man mehr, dafs der Dichter sich nach lebendiger, ihm in der Realität sinnlich zuströmender Klarheit und Fülle sehnen mufste, als dafs man sich überzeugen kann, dafs er dieser äufseren Zugabe wirklich bedurft hätte. Die Fülle und Klarheit, von der man umgeben ist, die Wahrheit und der Glanz, die einander erhöhen, statt sich zu schaden, strömen so unmittelbar aus dem Charakter dieser Dichtung hervor, dafs der Geist, der sie schuf, sie nicht einem fremden Einflufs verdanken konnte. Goethe, das fühlt jeder, wäre immer derselbe Dichter gewesen, wäre auch seine Sehnsucht nach Italien nie befriedigt worden. Aber man begreift diese Sehnsucht besser und mehr, je reiner man sich dem Eindrucke dieser Individualität in allen ihren Erscheinungen überläfst. Ein südliches Land, eine in vielem Betracht neue Naturumgebung, das Meer, das Goethe vorher nicht gesehen zu haben scheint, und dessen erstes Erblicken immer bei jedem, der Natur nicht Verschlossenen Epoche macht, das Anschauen alter und neuer

Kunst, die in Rom wie in einander verschlungen stehen, und endlich das Unaussprechliche, wodurch diese Stadt auf uns wirkt, mufste die Sehnsucht eines Gemüthes erregen, das im Sehen, Fühlen und Bilden sich gerade allen diesen Einflüssen zuneigte. Goethe schreibt über die ihm nach Rom nachgeschickten vier ersten Bände seiner Schriften: „ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstab darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun desto lebhafter an." (S. 86.) In ein so reiches, so aus seinen innersten Tiefen schaffendes Daseyn mufste sich Römische und Italiänische Gegenwart mächtig und innig verweben.

Man fühlt indefs bald, dafs diese Wahrnehmung und Darstellung voll ewiger Naturwahrheit und aufser aller Wirklichkeit liegender Reinheit und Gröfse, doch nur gleichsam eine Hälfte der Eigenthümlichkeit Goethischer Dichtung ausmacht, und auf etwas anderes hinweist, das ihr scheinbar entgegensteht, dem aber unser Gemüth versucht ist, einen noch mächtigeren Antheil an der Totalwirkung zuzuschreiben. Ich meine hier den inneren leidenschaftlichen Drang der Seele, die Mächte des Busens, die der Aufsenwelt nicht zu bedürfen scheinen, die Welt der Gedanken und Empfindungen. Ich brauche keine der Stellen und Gedichte namhaft zu machen, in welchen dies vorzugsweise lebendig ist. Sie haben alle in unserem Innern oft wiedergeklungen. Was wäre das Leben, ohne die Begleitung der Dichter, deren edles Vorrecht es ist, ihren Aussprüchen ein solches Gepräge zu ertheilen, dafs sie bei allen Vorfällen des Tages in uns zurückkehren, unbedeutenderen einen sinnvollen Gehalt geben, bei den bedeutendsten aber der Wirklichkeit entrücken, bald in tiefe Wehmuth versenken, bald auf einen Gipfel tröstender Beruhigung erheben? Wer verdankt nicht auch in dieser

Art Goethen und Schillern, die beide, wie verschieden in sich, gleiche Macht auf das Gemüth ausüben, unendlich viel? wer gesellt nicht, nach Maſsgabe eignen Gefühls und eigner Dankbarkeit, diesen Namen andere bei? Wenn man sich nun näher vergegenwärtigt, was in dem hier berührten Gedanken- und Empfindungsgange wiederum Goethen eigenthümlich bezeichnet, wie — um nur Einiges anzuführen — die höchste Fülle und Kraft hervorzubrechen scheint aus einem Heiligthume, in dem sie lange verschlossen kochte und webte, wie die schrankenloseste Freiheit doch immer innerlich gehalten wird durch die Scheu vor höher, wenn gleich dunkel waltenden Mächten, wie das fertige Werk einem Symbole gleicht, das weniger sich selbst enthüllt, als zum Enträthseln des tiefen Sinnes begeistert, wie es, von den verwickeltsten, unklarsten Empfindungszuständen an bis zum zartesten Hauche sich selbst unbewuſster Unschuld keine Falte des Busens giebt, die der Dichter nicht unverändert darzulegen verstände, so fühlt man doppelt die Macht der Verknüpfung dieser nach den beiden Endpunkten unsres Daseyns ziehenden Elemente, der eben geschilderten Individualität der Empfindung mit jenem Drange nach Leben und sinnlicher Klarheit, jener die Gestalt in den ewigen Gesetzen ihrer Bildung suchenden Naturauffassung.

Das bewegteste und bewegendste Gemüth tritt poetisch in die Form der sinnvollsten, sich sonnenklar darlegenden Anschauung. Das künstlerische und poetische Wirken ist ein unendlicher Trieb nach auſsen, der, wie durch einen Zauberschlag, durch das plötzlich überraschende Gefühl, daſs dieser Trieb doch nur im Innern Befriedigung finden kann, zurückgedrängt wird, und nun in sich zu Fülle und Ruhe anschwillt. Dies ist gewiſs jedem Leser Goethe's bei dem schönen Sonett: *ein Strom entrauscht um-*

wölktem Felsensaale u. s. f. wieder klar geworden, obgleich das Bild dort in allgemeinerem Sinne steht. Auf keinen anderen Dichter aber paſst es so, wie auf Goethe. In Allem ist Besonnenheit ein charakteristischer Zug in ihm, aber die Besonnenheit, die ganz aus der Stärke und Reinheit des Triebes zu bilden und zu schaffen hervorsteigt. Ich habe jedoch auf diese Dinge nur hindeuten wollen. Ueber einen Dichter reden oder schreiben, ist nie mehr als ein Herumgehen um das Unaussprechliche.

Was sich aus diesen Römischen Briefen noch vorzüglich ergiebt, und darin hauptsächlich Beachtung verdient, ist die Sorgfalt des künstlerischen und auch des poetischen Studiums, das Vergleichen des genommenen mit dem einzuschlagenden Wege, das Nachdenken über die Hervorbringung dessen, was, wenn es hervorgebracht ist, bloſs eine unfreiwillige Gabe des Genies scheint. Goethe bemerkt irgendwo, daſs sich in der Malerei über das eigentliche *Machen* der Meister viel mehr auffinden lasse, als man gemeinhin denke, und es ist in der Poesie gewiſs nicht viel anders. Der neuere Dichter ist fast nothwendig auf den Punkt gestellt, sich Rechenschaft von seinem Schaffen geben zu müssen. Alles fordert ihn dazu auf; der Hang des Zeitalters, auch in dem, was sich unter kein Gesetz zu beugen scheint, doch allgemeine Gesetze aufzusuchen, dann die Vielfachheit der vor ihm betretenen Bahnen; Vergleichungen und Rückblicke auf sein eigenes Thun drängen sich ihm auf. Am wenigsten darf diese Betrachtung bei Goethe und Schiller aus den Augen gelassen werden, sie gehört nothwendig zu ihrer Charakterisirung und Beurtheilung. Beide haben sich auch darüber mit so ungemeiner Klarheit ausgesprochen; gegeneinander in ihrem ewig denkwürdigen Briefwechsel, jeder besonders, Schiller in den Briefen an Körner und mich, Goethe in so vielen

Stellen seiner Schriften, aber ganz vorzüglich in dieser Reise. In beiden aber entsprang diese Wachsamkeit auf das eigene Schaffen aus viel höheren Gründen, als den oben berührten. In beiden lebte ein Ideal der Poesie und Kunst, das ihnen in ihrer an Produktionen so reichen Laufbahn immer klarer zur Anschauung kam; für dieses arbeiteten sie. Der Künstler ist nur dadurch Künstler. Es mischt sich aber wohl Rücksicht der Persönlichkeit, Beziehung auf Zeit und Publicum bei. In ihnen ist die würdevollste Stellung derer, welchen der Dichter sein Werk zunächst bestimmt, die richtigste Bewahrung der Unabhängigkeit von fremdem Urtheil und eine totale Entäufserung von aller Prätension und Persönlichkeit der Kunst gegenüber. Der Sinn für das Ganze der Kunstform, auch im Poetischen, mufste in dem Römischen Element vorzüglich reiche Nahrung finden.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte auf dem Lande beginnt der erste, wieder aus Rom geschriebene Brief: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt, und finde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend alles, was aufser mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich und freundlich." (S. 119.) Wem es das Schicksal vergönnt hat, an einen längeren Aufenthalt in Rom zurückdenken zu können, dem mufs diese einfache Schilderung der Rückkehr dahin wie aus der Seele geschrieben seyn. Schon das Wiedereinfahren in eines dieser Thore giebt das Gefühl, das man nicht mit dem der ersten Ankunft verwechseln mufs. Frau von Staël hat sehr treffend, und in dem Sinn, in dem sich ihren Worten immer die Seele beimischte, gesagt, dafs einem nur da wohl ist, wo man schon war; und von Rom gilt das mehr, als von jedem anderen Ort. Wie tief Goethe Rom fühlte, zeigt sich in diesen Briefen bis-

weilen an ganz kleinen Zügen. „Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu sehen, der frischen Luft zu genießsen, meinen Geist recht mit dem Bilde der grofsen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen u. s. w." (S. 37.) Diese langen Linien, die sich wahrhaft und wirklich in den sich weit hindehnenden Mauern der Stadt, den Gräbern der Appischen Strafse, und den die Ebne durchschneidenden Aquaeducten vor dem Auge überall zeichnen, wo man Rom von irgend einem hohen Punkte übersieht, sind wirklich unendlich bedeutsam in dem grofsen und einfachen Bilde; noch in der Erinnerung scheint sich die immer lebende Sehnsucht an ihnen hinzuziehen. Sie passen so ganz in den Charakter, welchen die römische Gegend überhaupt an sich trägt; eine weite nirgends beschränkte, nur vom Meer und Gebirgen fern begränzte Ebne, und in dieser, die so Zahlreiches in sich schliefst, Fülle ohne Ueppigkeit, Gröfse mit unendlicher Stille, Anmuth, die sich unmittelbar schwesterlich mit Wehmuth paart, Umrisse der Berge von einem Zauber, den man sonst nirgends anzutreffen glaubt. Selbst wenn die Phantasie diesen Eindrücken hinzufügte, ist es doch die Wirklichkeit dieser Localität, die sie dazu anregt.

Man enthält sich billig gern der oft wiederholten Ausdrücke des ewigen, einzigen Roms. Wenn man aber wieder in den vorliegenden Briefen den grofsen und dauernden Einflufs sieht, den Rom erst in der Sehnsucht dahin, dann in der Gegenwart auch auf Goethe hervorbrachte, so kehrt doch die längst gehegte Ueberzeugung mit doppelter Stärke zurück, dafs an diesen Mauern etwas das Höchste und Tiefste im Menschen Berührende haftet, das sonst kein Ort, kein Denkmal des classischen Alterthums bewahrt. Findet auch vor allen andren das Studium der bildenden Kunst dort Nahrung, so bleibt es doch unverkennbar, dafs die

Wirkung nicht darauf beschränkt, sondern ganz allgemeiner Natur ist. Was in uns menschlich erklingt, durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltschicksals es in uns wach werden möge, tönt in dieser Umgebung reiner und stärker wieder. Der Geist des Alterthums hat in Rom eine Macht gefunden, die, indem sie ihn durch Jahrhunderte hindurch trug, statt ihn durch irdisches Gewicht zu erdrücken, selbst vorzugsweise als geistige Gröſse strahlte, und in ihren zahlreichen und gewaltigen Umwandlungen die Bilder des Untergangs und des Wiederauflebens gleichsam in einander mischt. So läſst sich vielleicht kurz und doch nicht unvollständig der Grund der wundervollen Erscheinung angeben. Unsere heutige Bildung ruht in ihren wesentlichsten Punkten auf der Grundlage des Alterthums, Kunst und Wissenschaft auf Griechenland, Gesetze und Einrichtungen auf Rom, so viele Dinge, die uns im täglichen Leben umgeben, auf beiden. Kein uns bekanntes Zeitalter hat so, wie das unsrige, den bildenden Gegensatz eines früheren erfahren, das vollkommen geschichtlich ist, aber weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit theils nicht kennen, theils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Werk der Einbildungskraft dasteht. Denn wir sehen offenbar das Alterthum idealischer an, als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben hinausgeht. Von diesem idealisch angeschauten Alterthum ist uns Rom als das sinnlich lebendige Bild stehen geblieben. Dadurch unterscheidet es sich für uns von allen anderen Städten, auch des classischen Bodens. Die Erklärung, wie jene, um sie kurz zu benennen, idealische Eigenthümlichkeit des Alterthums sich aus der historischen Wirklichkeit entwickelte (da jene Wirkung doch

auf keiner Täuschung beruht) ist die Geschichte schuldig, allein bis jetzt von keiner Geschichte Griechenlands irgend vollständig geleistet worden. Nur da aber ist sie zu erwarten. Denn was aus dem Alterthum herüber auf uns am innerlichsten und geistigsten wirkt, gehört dem Griechischen Geist an, der, indem er, gleich einer natürlichen Blüthe, aus dem Lande und Volke emporwuchs, wie vom Weltschicksal gestempelt erscheint, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen. Gerade in seiner Form liegt auch diese seine Eigenschaft, und wie weit auch noch Forschung und Gelehrsamkeit führen mögen, wird man den Kreis des *classischen* Alterthums schwerlich jemals erweitern dürfen. Aber die Griechische Bildung erhielt nicht nur in der Römischen eine bewunderungswürdige Zugabe, sondern hätte auch schwerlich, ohne die Römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen. Auch davon lassen sich die Gründe historisch nachweisen. Es erscheint gerade hier in der Weltgeschichte eine der gröſsesten Verkettungen geistiger Zwecke und nach Irdischem strebender Kräfte. Vor allem aber darf man in Rom nicht Italien vergessen. An dem Geiste des Alterthums muſste sich die neuere Bildung emporschlingen, um sich zu etwas allseitiger Vollendetem zusammenzuwölben, und in dieser entscheidenden, von allen Punkten ihres Erscheinens aus anziehenden Umgestaltung spielt dies wundervolle, in Himmel, Lage, Erzeugnissen, Schönheit und Anlagen der Menschennatur so begünstigte Land die erste und bedeutendste Rolle. In den meisten künstlerischen, wissenschaftlichen, philosophischen, bürgerlichen, politischen, dann in den groſsen, durch Handlungs- und Forschungsgeist geleiteten länderverbindenden Entwickelungen menschlicher Thätigkeit schritt Italien dem übrigen Abendlande in jenen denkwürdigen Jahrhunderten, in welchen das Moderne sich zuerst

Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken?

Der wahre Zweck des Menschen, nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt — ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste, und unerlaſsliche Bedingung. Allein auſser der Freiheit, erfordert die Entwickelung der menschlichen Kräfte noch etwas anders, obgleich mit der Freiheit eng verbundenes, — Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste, und unabhängigste Mensch in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus. Zwar ist nun einestheils diese Mannigfaltigkeit allemal Folge der Freiheit, und anderntheils giebt es auch eine Art der Unterdrückung, die, statt den Menschen einzuschränken, den Dingen um ihn her eine beliebige Gestalt giebt, so daſs beide gewissermaſsen Eins und dasselbe sind. Indeſs ist es der Klarheit der Ideen dennoch angemessener, beide noch von einander zu trennen. Jeder Mensch vermag auf Einmal nur mit Einer Kraft zu wirken, oder vielmehr sein ganzes Wesen wird auf Einmal nur zu Einer Thätigkeit gestimmt. Daher scheint der Mensch zur Ein-

seitigkeit bestimmt, indem er seine Energie schwächt, sobald er sich auf mehrere Gegenstände verbreitet. Allein dieser Einseitigkeit entgeht er, wenn er die einzelnen, oft einzeln geübten Kräfte zu vereinen, den beinah schon verloschnen wie den erst künftig hell aufflammenden Funken in jeder Periode seines Lebens zugleich mitwirken zu lassen, und statt der Gegenstände, auf die er wirkt, die Kräfte, womit er wirkt, durch Verbindung zu vervielfältigen strebt. Was hier gleichsam die Verknüpfung der Vergangenheit und der Zukunft mit der Gegenwart wirkt, das wirkt in der Gesellschaft die Verbindung mit andern. Denn auch durch alle Perioden des Lebens erreicht jeder Mensch dennoch nur Eine der Vollkommenheiten, welche gleichsam den Charakter des ganzen Menschengeschlechts bilden. Durch Verbindungen also, die aus dem Innern der Wesen entspringen, muſs einer den Reichthum des andern sich eigen machen. Eine solche charakterbildende Verbindung ist, nach der Erfahrung aller auch sogar der rohesten Nationen, z. B. die Verbindung der beiden Geschlechter. Allein wenn hier der Ausdruck, sowohl der Verschiedenheit, als der Sehnsucht nach der Vereinigung gewissermaſsen stärker ist: so ist beides darum nicht minder stark, nur schwerer bemerkbar, obgleich eben darum auch mächtiger wirkend, auch ohne alle Rücksicht auf jene Verschiedenheit, und unter Personen desselben Geschlechts. Diese Ideen weiter verfolgt und genauer entwickelt, dürften vielleicht auf eine richtigere Erklärung des Phänomens der Verbindungen führen, welche bei den Alten, vorzüglich den Griechen, selbst die Gesetzgeber benutzten, und die man oft zu unedel mit dem Namen der gewöhnlichen Liebe, und immer unrichtig mit dem Namen der bloſsen Freundschaft belegt hat. Der bildende Nutzen solcher Verbindungen beruht immer auf dem Grade, in welchem sich die

Selbstständigkeit der Verbundenen zugleich mit der Innigkeit der Verbindung erhält. Denn wenn ohne diese Innigkeit der eine den andern nicht genug aufzufassen vermag, so ist die Selbstständigkeit nothwendig, um das Aufgefaste gleichsam in das eigne Wesen zu verwandeln. Beides aber erfordert Kraft der Individuen, und eine Verschiedenheit, die, nicht zu groſs, damit einer den andern aufzufassen vermöge, auch nicht zu klein ist, um einige Bewundrung dessen, was der andre besitzt, und den Wunsch rege zu machen, es auch in sich überzutragen. Diese Kraft nun und diese mannigfaltige Verschiedenheit vereinen sich in der Originalität, und das also, worauf die ganze Gröſse des Menschen zuletzt beruht, wonach der einzelne Mensch ewig ringen muſs, und was der, welcher auf Menschen wirken will, nie aus den Augen verlieren darf, ist Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung. Wie diese Eigenthümlichkeit durch Freiheit des Handelns und Mannigfaltigkeit des Handelnden gewirkt wird; so bringt sie beides wiederum hervor. Selbst die leblose Natur, welche nach ewig unveränderlichen Gesetzen einen immer gleichmäſsigen Schritt hält, erscheint dem eigengebildeten Menschen eigenthümlicher. Er trägt gleichsam sich selbst in sie hinüber, und so ist es im höchsten Verstande wahr, daſs jeder immer in eben dem Grade Fülle und Schönheit auſser sich wahrnimmt, in welchem er beide im eignen Busen bewahrt. Wieviel ähnlicher aber noch muſs die Wirkung der Ursache da seyn, wo der Mensch nicht bloſs empfindet und äuſsere Eindrücke auffaſst, sondern selbst thätig wird?

Versucht man es, diese Ideen, durch nähere Anwendungen auf den einzelnen Menschen, noch genauer zu prüfen; so reducirt sich in diesem alles auf Form und Materie. Die reinste Form mit der leichtesten Hülle nennen

wir Idee, die am wenigsten mit Gestalt begabte Materie, sinnliche Empfindung. Aus der Verbindung der Materie geht die Form hervor. Je gröfser die Fülle und Mannigfaltigkeit der Materie, je erhabener die Form. Ein Götterkind ist nur die Frucht unsterblicher Eltern. Die Form wird wiederum gleichsam Materie einer noch schöneren Form. So wird die Blüthe zur Frucht, und aus dem Saamenkorn der Frucht entspringt der neue, von neuem blüthenreiche Stamm. Je mehr die Mannigfaltigkeit zugleich mit der Feinheit der Materie zunimmt, desto höher die Kraft. Denn desto inniger der Zusammenhang. Die Form scheint gleichsam in die Materie, in die Materie die Form verschmolzen; oder, um ohne Bild zu reden, je ideenreicher die Gefühle des Menschen, und je gefühlvoller seine Ideen, desto unerreichbarer seine Erhabenheit. Denn auf diesem ewigen Begatten der Form und der Materie, oder des Mannigfaltigen mit der Einheit beruht die Verschmelzung der beiden im Menschen vereinten Naturen, und auf dieser seine Gröfse. Aber die Stärke der Begattung hängt von der Stärke der Begattenden ab. Der höchste Moment des Menschen ist dieser Moment der Blüthe *). Die minder reizende, einfache Gestalt der Frucht weist gleichsam selbst auf die Schönheit der Blüthe hin, die sich durch sie entfalten soll. Auch eilt nur alles der Blüthe zu. Was zuerst dem Saamenkorn entspriefst, ist noch fern von ihrem Reiz. Der volle dicke Stengel, die breiten, aus einander fallenden Blätter bedürfen noch einer mehr vollendeten Bildung. Stufenweise steigt diese, wie sich das Auge am Stamme erhebt; zartere Blätter sehnen sich gleichsam, sich zu vereinigen, und schliefsen sich enger und enger,

*) Blüthe, Reife. Neues deutsches Museum, 1791. Junius, 22, 3.

bis der Kelch das Verlangen zu stillen scheint *). Indeſs ist das Geschlecht der Pflanzen nicht von dem Schicksal gesegnet. Die Blüthe fällt ab, und die Frucht bringt wieder den gleich rohen, und gleich sich verfeinernden Stamm hervor. Wenn im Menschen die Blüthe welkt; so macht sie nur jener schöneren Platz, und den Zauber der schönsten birgt unserm Auge erst die ewig unerforschbare Unendlichkeit. Was nun der Mensch von auſsen empfängt, ist nur Saamenkorn. Seine energische Thätigkeit muſs es, seys auch das schönste, erst auch zum seegenvollsten für ihn machen. Aber wohlthätiger ist es ihm immer in dem Grade, in welchem es kraftvoll, und eigen in sich ist. Das höchste Ideal des Zusammenexistirens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst, und um seiner selbst willen sich entwickelte. Physische und moralische Natur würden diese Menschen schon noch an einander führen, und wie die Kämpfe des Kriegs ehrenvoller sind, als die der Arena, wie die Kämpfe erbitterter Bürger höheren Ruhm gewähren, als die getriebener Miethsoldaten; so würde auch das Ringen der Kräfte dieser Menschen die höchste Energie zugleich beweisen und erzeugen.

Ist es nicht eben das, was uns an die Zeitalter Griechenlands und Roms, und jedes Zeitalter allgemein an ein entfernteres, hingeschwundenes so namenlos fesselt? Ist es nicht vorzüglich, daſs diese Menschen härtere Kämpfe mit dem Schicksal, härtere mit Menschen zu bestehen hatten? Daſs die gröſsere ursprüngliche Kraft und Eigenthümlichkeit einander begegnete, und neue wunderbare Gestalten schuf. Jedes folgende Zeitalter — und in wieviel schnelleren Graden muſs dieſs Verhältniſs von jetzt an stei-

*) Göthe, über die Metamorphose der Pflanzen.

gen? — mufs den vorigen an Mannigfaltigkeit nachstehen, an Mannigfaltigkeit der Natur — die ungeheuren Wälder sind ausgehauen, die Moräste getrocknet u. s. f. — an Mannigfaltigkeit der Menschen, durch die immer gröfsere Mittheilung und Vereinigung der menschlichen Werke, durch die beiden vorigen Gründe *). Dies ist eine der vorzüglichsten Ursachen, welche die Idee des Neuen, Ungewöhnlichen, Wunderbaren so viel seltner, das Staunen, Erschrecken beinahe zur Schande, und die Erfindung neuer, noch unbekannter Hülfsmittel, selbst nur plötzliche, unvorbereitete und dringende Entschlüsse bey weitem seltner nothwendig macht. Denn theils ist das Andringen der äufseren Umstände gegen den Menschen, welcher mit mehr Werkzeugen, ihnen zu begegnen, versehen ist, minder grofs; theils ist es nicht mehr gleich möglich, ihnen allein durch diejenigen Kräfte Widerstand zu leisten, welche die Natur jedem giebt, und die er nur zu benutzen braucht; theils endlich macht das ausgearbeitetere Wissen das Erfinden weniger nothwendig, und das Lernen stumpft selbst die Kraft dazu ab. Dagegen ist es unläugbar, dafs, wenn die physische Mannigfaltigkeit geringer wurde, eine bei weitem reichere und befriedigendere intellectuelle und moralische an ihre Stelle trat, und dafs Gradationen und Verschiedenheiten von unserm mehr verfeinten Geiste wahrgenommen, und unserm, wenn gleich nicht eben so stark gebildeten, doch reizbaren kultivirten Charakter ins praktische Leben übergetragen werden, die auch vielleicht den Weisen des Alterthums, oder doch wenigstens nur ihnen nicht unbemerkt geblieben wären. Es ist im ganzen Menschengeschlecht, wie im einzelnen Menschen gegangen. Das Gröbere ist abgefallen, das Feinere ist geblieben. Und so

*) Eben dies bemerkt einmal Rousseau im Emil.

wäre es ohne allen Zweifel seegenvoll, wenn das Menschengeschlecht Ein Mensch wäre, oder die Kraft eines Zeitalters ebenso als seine Bücher, oder Erfindungen auf das folgende übergienge. Allein dies ist bei weitem der Fall nicht. Freilich besitzt nun auch unsere Verfeinerung eine Kraft, und die vielleicht jene gerade um den Grad ihrer Feinheit an Stärke übertrift; aber es fragt sich, ob nicht die frühere Bildung durch das Gröbere immer vorangehen muſs? Ueberall ist doch die Sinnlichkeit der erste Keim, wie der lebendigste Ausdruck alles Geistigen. Und wenn es auch nicht hier der Ort ist, selbst nur den Versuch dieser Erörterung zu wagen; so folgt doch gewiſs soviel aus dem Vorigen, daſs man wenigstens diejenige Eigenthümlichkeit und Kraft, nebst allen Nahrungsmitteln derselben, welche wir noch besitzen, sorgfältigst bewachen müsse.

Bewiesen halte ich demnach durch das vorige, daſs die wahre Vernunft dem Menschen keinen andern Zustand als einen solchen wünschen kann, in welchem nicht nur jeder Einzelne der ungebundensten Freiheit genieſst, sich aus sich selbst, in seiner Eigenthümlichkeit zu entwickeln, sondern in welchem auch die physische Natur keine andre Gestalt von Menschenhänden empfängt, als ihn jeder Einzelne, nach dem Maaſse seines Bedürfnisses und seiner Neigung, nur beschränkt durch die Gränzen seiner Kraft und seines Rechts, selbst und willkührlich giebt. Von diesem Grundsatz darf, meines Erachtens, die Vernunft nie mehr nachgeben, als zu seiner eignen Erhaltung selbst nothwendig ist. Er muſste daher auch jeder Politik, und besonders der Beantwortung der Frage, von der hier die Rede ist, immer zum Grunde liegen.

In einer völlig allgemeinen Formel ausgedrückt, könnte man den wahren Umfang der Wirksamkeit des Staats alles dasjenige nennen, was er zum Wohl der Gesellschaft zu thun vermöchte, ohne jenen oben ausgeführten Grundsatz zu verletzen; und es würde sich unmittelbar hieraus auch die nähere Bestimmung ergeben, daſs jedes Bemühen des Staats verwerflich sey, sich in die Privatangelegenheiten der Bürger überall da einzumischen, wo dieselbe nicht unmittelbaren Bezug auf die Kränkung der Rechte des einen durch den andern haben. Indeſs ist es doch, um die vorgelegte Frage ganz zu erschöpfen, nothwendig, die einzelnen Theile der gewöhnlichen oder möglichen Wirksamkeit der Staaten genau durchzugehen.

Der Zweck des Staats kann nemlich ein doppelter seyn; er kann Glück befördern, oder nur Uebel verhindern wollen, und im letzteren Fall Uebel der Natur oder Uebel der Menschen. Schränkt er sich auf das letztere ein, so sucht er nur Sicherheit, und diese Sicherheit sey es mir erlaubt, einmal allen übrigen möglichen Zwecken, unter dem Namen des positiven Wohlstandes vereint entgegen zu setzen. Auch die Verschiedenheit der vom Staat angewendeten Mittel giebt seiner Wirksamkeit eine verschiedene Ausdehnung. Er sucht nemlich seinen Zweck entweder unmittelbar zu erreichen, sey's durch Zwang — befehlende und verbietende Gesetze, Strafen — oder durch Ermunterung und Beispiel; oder mit allen, indem er entweder der Lage der Bürger eine demselben günstige Gestalt giebt, und sie gleichsam anders zu handeln hindert, oder endlich, indem er sogar ihre Neigung mit demselben übereinstimmend zu machen, auf ihren Kopf oder ihr Herz zu wirken strebt. Im ersten Falle bestimmt er zunächst nur einzelne Handlungen; im zweyten schon mehr die ganze Handlungsweise; und im dritten endlich, Charakter und

Denkungsart. Auch ist die Wirkung der Einschränkung im ersten Falle am kleinsten, im zweyten gröſser, im dritten am gröſsesten, theils weil auf Quellen gewirkt wird, aus welchen mehrere Handlungen entspringen, theils weil die Möglichkeit der Wirkung selbst mehrere Veranstaltungen erfordert. So verschieden indeſs hier gleichsam die Zweige der Wirksamkeit des Staats scheinen, so giebt es schwerlich eine Staatseinrichtung, welche nicht zu mehreren zugleich gehörte, da z. B. Sicherheit und Wohlstand so sehr von einander abhängen, und was auch nur einzelne Handlungen bestimmt, wenn es durch öftere Wiederkehr Gewohnheit hervorbringt, auf den Charakter wirkt. Es ist daher sehr schwierig, hier eine, dem Gange der Untersuchung angemessene Eintheilung des Ganzen zu finden. Am besten wird es indeſs seyn, zuvörderst zu prüfen, ob der Staat auch den positiven Wohlstand der Nation oder bloſs ihre Sicherheit abzwecken soll, bei allen Einrichtungen nur auf das zu sehen, was sie hauptsächlich zum Gegenstande, oder zur Folge haben, und bei jedem beider Zwecke zugleich die Mittel zu prüfen, deren der Staat sich bedienen darf.

Ich rede daher hier von dem ganzen Bemühen des Staats, den positiven Wohlstand der Nation zu erhöhen, von aller Sorgfalt für die Bevölkerung des Landes, den Unterhalt der Einwohner, theils geradezu durch Armenanstalten, theils mittelbar durch Beförderung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, von allen Finanz- und Münzoperationen, Ein- und Ausfuhr-Verboten u. s. f. (in so fern sie diesen Zweck haben) endlich allen Veranstaltungen zur Verhütung oder Herstellung von Beschädigungen durch die Natur, kurz von jeder Einrichtung des Staats, welche das physische Wohl der Nation zu erhalten, oder zu befördern die Absicht hat. Denn da das Moralische

nicht leicht um seiner selbst willen, sondern mehr zum Behuf der Sicherheit befördert wird, so komme ich zu diesem erst in der Folge.

Alle diese Einrichtungen nun, behaupte ich, haben nachtheilige Folgen, und sind einer wahren, von den höchsten, aber immer menschlichen Gesichtspunkten ausgehenden Politik unangemessen.

1. Der Geist der Regierung herrscht in einer jeden solchen Einrichtung, und wie weise und heilsam auch dieser Geist sey, so bringt er Einförmigkeit und eine fremde Handlungsweise in der Nation hervor. Statt dafs die Menschen in Gesellschaft traten, um ihre Kräfte zu schärfen, sollten sie auch dadurch an ausschliefsendem Besitz und Genufs verlieren; so erlangen sie Güter auf Kosten ihrer Kräfte. Gerade die aus der Vereinigung Mehrerer entstehende Mannigfaltigkeit ist das höchste Gut, welches die Gesellschaft giebt, und diese Mannigfaltigkeit geht gewifs immer in dem Grade der Einmischung des Staats verloren. Es sind nicht mehr eigentlich die Mitglieder einer Nation, die mit sich in Gemeinschaft leben, sondern einzelne Unterthanen, welche mit dem Staat, d. h. dem Geiste, welcher in seiner Regierung herrscht, in Verhältnifs kommen, und zwar in ein Verhältnifs, in welchem schon die überlegene Macht des Staats das freye Spiel der Kräfte hemmt. Gleichförmige Ursachen haben gleichförmige Wirkungen. Je mehr also der Staat mitwirkt, desto ähnlicher ist nicht blofs alles Wirkende, sondern auch alles Gewirkte. Auch ist diefs gerade die Absicht der Staaten. Sie wollen Wohlstand und Ruhe. Beide aber erhält man immer in eben dem Grade leicht, in welchem das Einzelne weniger mit einander streitet. Allein was der Mensch beabsichtet und beabsichten mufs, ist ganz etwas anders, es ist Mannigfaltigkeit und Thätigkeit. Nur diefs giebt vielseitige und

kraftvolle Charaktere, und gewiſs ist noch kein Mensch tief genug gesunken, um für sich selbst Wohlstand und Glück der Gröſse vorzuziehen. Wer aber für andre so raisonniret, den hat man, und nicht mit Unrecht, in Verdacht, daſs er die Menschheit miskennt, und aus Menschen Maschinen machen will.

2. Das wäre also die zweite schädliche Folge, daſs diese Einrichtungen des Staats die Kraft der Nation schwächen. So wie durch die Form, welche aus der selbstthätigen Materie hervorgeht, die Materie selbst mehr Fülle und Schönheit erhält — denn was ist sie anders, als die Verbindung dessen, was erst stritt? eine Verbindung, zu welcher allemal die Auffindung neuer Vereinigungspunkte, folglich gleichsam eine Menge neuer Entdeckungen nothwendig ist, die immer in Verhältniſs mit der gröſseren, vorherigen Verschiedenheit steigt — eben so wird die Materie vernichtet durch diejenige, die man ihr von auſsen giebt. Denn das Nichts unterdrückt da das Etwas. Alles im Menschen ist Organisation. Was in ihm gedeihen soll, muſs in ihm gesäet werden. Alle Kraft setzt Enthusiasmus voraus, und nur wenige Dinge nähren diesen so sehr, als den Gegenstand desselben als ein gegenwärtiges, oder künftiges Eigenthum anzusehen. Nun aber hält der Mensch das nie so sehr für sein, was er besitzt, als was er thut, und der Arbeiter, welcher einen Garten bestellt, ist vielleicht in einem wahreren Sinne Eigenthümer, als der müſsige Schwelger, der ihn genieſst. Vielleicht scheint dieſs zu allgemeine Raisonnement keine Anwendung auf die Wirklichkeit zu verstatten. Vielleicht scheint es sogar, als diente vielmehr die Erweiterung vieler Wissenschaften, welche wir diesen und ähnlichen Einrichtungen des Staats, welcher allein Versuche im Groſsen anzustellen vermag, vorzüglich danken, zur Erhöhung der intellectuellen Kräfte

und dadurch der Kultur und des Charakters überhaupt. Allein nicht jede Bereicherung durch Kenntnisse ist unmittelbar auch eine Veredlung, selbst nur der intellectuellen Kraft, und wenn eine solche wirklich dadurch veranlaſst wird, so ist dieſs nicht sowohl bei der ganzen Nation, als nur vorzüglich bei dem Theile, welcher mit zur Regierung gehört. Ueberhaupt wird der Verstand des Menschen doch, wie jede andere seiner Kräfte, nur durch eigne Thätigkeit, eigne Erfindsamkeit, oder eigne Benutzung fremder Erfindungen gebildet. Anordnungen des Staats aber führen immer, mehr oder minder, Zwang mit sich, und selbst, wenn dieſs der Fall nicht ist, so gewöhnen sie den Menschen zu sehr, mehr fremde Belehrung, fremde Leitung, fremde Hülfe zu erwarten, als selbst auf Auswege zu denken. Die einzige Art beinah, auf welche der Staat die Bürger belehren kann, besteht darin, daſs er das, was er für das Beste erklärt, gleichsam das Resultat seiner Untersuchungen, aufstellt, und entweder direkt durch ein Gesetz, oder indirekt durch irgend eine, die Bürger bindende Einrichtung anbefiehlt, oder durch sein Ansehn und ausgesetzte Belohnungen, oder andre Ermunterungsmittel dazu anreizt, oder endlich es bloſs durch Gründe empfiehlt; aber welche Methode er von allen diesen befolgen mag, so entfernt er sich immer sehr weit von dem besten Wege des Lehrens. Denn dieser besteht unstreitig darin, gleichsam alle mögliche Auflösungen des Problems vorzulegen, um den Menschen nur vorzubereiten, die schicklichste selbst zu wählen, oder noch besser, diese Auflösung selbst nur aus der gehörigen Darstellung aller Hindernisse zu e r f i n d e n. Diese Lehrmethode kann der Staat bei erwachsenen Bürgern nur auf eine negative Weise, durch Freiheit, die zugleich Hindernisse entstehen läſst, und zu ihrer Hinwegräumung Stärke und Geschicklichkeit giebt; auf eine positive Weise aber

nur bei den erst sich bildenden durch eine wirkliche Nationalerziehung befolgen. Eben so wird in der Folge der Einwurf weitläuftiger geprüft werden, der hier leicht entstehen kann, daſs es nämlich bei Besorgung der Geschäfte, von welchen hier die Rede ist, mehr darauf ankomme, daſs die Sache geschehe, als wie der, welcher sie verrichtet, darüber unterrichtet sey, mehr, daſs der Acker wohl gebaut werde, als daſs der Ackerbauer gerade der geschickteste Landwirth sey.

Noch mehr aber leidet durch eine zu ausgedehnte Sorgfalt des Staats die Energie des Handelns überhaupt, und der moralische Charakter. Dies bedarf kaum einer weiteren Ausführung. Wer oft und viel geleitet wird, kommt leicht dahin, den Ueberrest seiner Selbstthätigkeit gleichsam freiwillig zu opfern. Er glaubt sich der Sorge überhoben, die er in fremden Händen sieht, und genug zu thun, wenn er ihre Leitung erwartet und ihr folgt. Damit verrücken sich seine Vorstellungen von Verdienst und Schuld. Die Idee des ersteren feuert ihn nicht an, das quälende Gefühl der letzteren ergreift ihn seltener und minder wirksam, da er dieselbe bei weitem leichter auf seine Lage, und auf den schiebt, der dieser die Form gab. Kommt nun noch dazu, daſs er die Absichten des Staats nicht für völlig rein hält, daſs er nicht seinen Vortheil allein, sondern wenigstens zugleich einen fremdartigen Nebenzweck beabsichtet glaubt, so leidet nicht allein die Kraft, sondern auch die Güte des moralischen Willens. Er glaubt sich nun nicht bloſs von jeder Pflicht frei, welche der Staat nicht ausdrücklich auflegt, sondern sogar jeder Verbesserung seines eignen Zustandes überhoben, die er manchmal sogar, als eine neue Gelegenheit, welche der Staat benutzen möchte, fürchten kann. Und den Gesetzen des Staats selbst sucht er, soviel er vermag, zu entgehen, und hält jedes

Entwischen für Gewinn. Wenn man bedenkt, dass bei einem nicht kleinen Theil der Nation die Gesetze und Einrichtungen des Staats gleichsam den Umfang der Moralität abzeichnen; so ist es ein niederschlagender Anblick, oft die heiligsten Pflichten und die willkührlichsten Anordnungen von demselben Munde ausgesprochen, ihre Verletzung nicht selten mit gleicher Strafe belegt zu sehen. Nicht minder sichtbar ist jener nachtheilige Einfluss in dem Betragen der Bürger gegen einander. Wie jeder sich selbst auf die sorgende Hülfe des Staats verlässt, so und noch weit mehr übergiebt er ihr das Schicksal seines Mitbürgers. Diess aber schwächt die Theilnahme, und macht zu gegenseitiger Hülfsleistung träger. Wenigstens muss die gemeinschaftliche Hülfe da am thätigsten seyn, wo das Gefühl am lebendigsten ist, dass auf ihm allein alles beruhe, und die Erfahrung zeigt auch, dass gedrückte, gleichsam von der Regierung verlassene Theile eines Volks immer doppelt fest unter einander verbunden sind. Wo aber der Bürger kälter ist gegen den Bürger, da ist es auch der Gatte gegen den Gatten, der Hausvater gegen die Familie.

Sich selbst in allem Thun und Treiben überlassen, von jeder fremden Hülfe entblösst, die sie nicht selbst sich verschaften, würden die Menschen auch oft, mit und ohne ihre Schuld, in Verlegenheit und Unglück gerathen. Aber das Glück, zu welchem der Mensch bestimmt ist, ist auch kein andres, als welches seine Kraft ihm verschaft; und diese Lagen gerade sind es, welche den Verstand schärfen, und den Charakter bilden. Wo der Staat die Selbstthätigkeit durch zu specielles Einwirken verhindert, da — entstehen etwa solche Uebel nicht? Sie entstehen auch da, und überlassen den einmal auf fremde Kraft sich zu lehnen gewöhnten Menschen nun einem weit trostloseren Schicksal. Denn so wie Ringen und thätige Arbeit das Unglück

erleichtern, so und in zehnfach höherem Grade erschwert es hoffnungslose, vielleicht getäuschte Erwartung. Selbst den besten Fall angenommen, gleichen die Staaten, von denen ich hier rede, nur zu oft den Aerzten, welche die Krankheit nähren, und den Tod entfernen. Ehe es Aerzte gab, kannte man nur Gesundheit oder Tod.

3. Alles, womit sich der Mensch beschäftigt, wenn es gleich nur bestimmt ist, physische Bedürfnisse mittelbar oder unmittelbar zu befriedigen, oder überhaupt äufsere Zwecke zu erreichen, ist auf das genaueste mit innern Empfindungen verknüpft. Manchmal ist auch, neben dem äufseren Endzweck, noch ein innerer, und manchmal ist sogar dieser der eigentlich beabsichtete, jener nur, nothwendig oder zufällig, damit verbunden. Je mehr Einheit der Mensch besitzt, desto freier entspringt das äufsere Geschäft, das er wählt, aus seinem innern Sein; und desto häufiger und fester knüpft sich dieses an jenes da an, wo dasselbe nicht frei gewählt wurde. Daher ist der interessante Mensch in allen Lagen und allen Geschäften interessant; daher blüht er zu einer entzückenden Schönheit auf in einer Lebensweise, die mit seinem Charakter übereinstimmt.

So liefsen sich vielleicht aus allen Bauern und Handwerkern Künstler bilden, d. h. Menschen, die ihr Gewerbe um ihres Gewerbes willen liebten, durch eigen gelenkte Kraft und eigne Erfindsamkeit verbesserten, und dadurch ihre intellectuellen Kräfte kultivirten, ihren Charakter veredelten, ihre Genüsse erhöhten. So würde die Menschheit durch eben die Dinge geadelt, die jetzt, wie schön sie auch an sich sind, so oft dazu dienen, sie zu entehren. Je mehr der Mensch in Ideen und Empfindungen zu leben gewohnt ist, je stärker und feiner seine intellectuelle und moralische Kraft ist; desto mehr sucht er allein solche äufsre Lagen zu wählen, welche zugleich dem

innern Menschen mehr Stoff geben, oder denjenigen, in welche ihn das Schicksal wirft, wenigstens solche Seiten abzugewinnen. Der Gewinn, welchen der Mensch an Gröſse und Schönheit einerntet, wenn er unaufhörlich dahin strebt, daſs sein inneres Daseyn immer den ersten Platz behaupte, daſs es immer der erste Quell, und das letzte Ziel alles Wirkens, und alles Körperliche und Aeuſsere nur Hülle und Werkzeug desselben sei, ist unabsehlich.

Wie sehr zeichnet sich nicht, um ein Beispiel zu wählen, in der Geschichte der Charakter aus, welchen der ungestörte Landbau in einem Volke bildet. Die Arbeit, welche es dem Boden widmet, und die Ernte, womit derselbe es wieder belohnt, fesseln es süſs an seinen Acker und seinen Heerd; Theilnahme der segenvollen Mühe und gemeinschaftlicher Genuſs des Gewonnenen schlingen ein liebevolles Band um jede Familie, von dem selbst der mitarbeitende Stier nicht ganz ausgeschlossen wird. Die Frucht, die gesäet und geerntet werden muſs, aber alljährlich wiederkehrt, und nur selten die Hoffnung täuscht, macht geduldig, vertrauend und sparsam; das unmittelbare Empfangen aus der Hand der Natur, das immer sich aufdringende Gefühl: daſs, wenn gleich die Hand des Menschen den Saamen ausstreuen muſs, doch nicht sie es ist, von welcher Wachsthum und Gedeihen kommt; die ewige Abhängigkeit von günstiger und ungünstiger Witterung, flöſst den Gemüthern bald schauderhafte, bald frohe Ahndungen höherer Wesen, wechselweis Furcht und Hoffnung ein, und führt zu Gebet und Dank; das lebendige Bild der einfachsten Erhabenheit, der ungestörtesten Ordnung, und der mildesten Güte bildet die Seelen einfach groſs, sanft, und der Sitte und dem Gesetz froh unterworfen. Immer gewohnt hervorzubringen, nie zu zerstören, ist der Ackerbau friedlich, und von Beleidigung und Rache fern, aber erfüllt von

dem Gefühl der Ungerechtigkeit eines ungereizten Angriffs und gegen jeden Störer seines Friedens mit unerschrockenem Muth beseelt.

Allein freilich ist Freiheit die nothwendige Bedingung, ohne welche selbst das seelenvollste Geschäft keine heilsamen Wirkungen dieser Art hervor zu bringen vermag. Was nicht von dem Menschen selbst gewählt, worin er auch nur eingeschränkt und geleitet wird, das geht nicht in sein Wesen über, das bleibt ihm ewig fremd, das verrichtet er nicht eigentlich mit menschlicher Kraft, sondern mit mechanischer Fertigkeit. Die Alten, vorzüglich die Griechen, hielten jede Beschäftigung, welche zunächst die körperliche Kraft angeht, oder Erwerbung äufserer Güter, nicht innere Bildung, zur Absicht hat, für schädlich und entehrend. Ihre menschenfreundlichsten Philosophen billigten daher die Sklaverei, gleichsam um durch ein ungerechtes und barbarisches Mittel einem Theile der Menschheit durch Aufopferung eines andern die höchste Kraft und Schönheit zu sichern. Allein den Irrthum, welcher diesem ganzen Raisonnement zum Grunde liegt, zeigen Vernunft und Erfahrung leicht. Jede Beschäftigung vermag den Menschen zu adeln, ihm eine bestimmte, seiner würdige Gestalt zu geben. Nur auf die Art, wie sie betrieben wird, kommt es an; und hier läfst sich wohl als allgemeine Regel annehmen, dafs sie heilsame Wirkungen äufsert, so lange sie selbst, und die darauf verwandte Energie vorzüglich die Seele füllt, minder wohlthätige, oft nachtheilige hingegen, wenn man mehr auf das Resultat sieht, zu dem sie führt, und sie selbst nur als Mittel betrachtet. Denn alles, was in sich selbst reizend ist, erweckt Achtung und Liebe, was nur als Mittel Nutzen verspricht, blofs Interesse; und nun wird der Mensch durch Achtung und Liebe eben so sehr geadelt, als er durch Interesse in Gefahr ist, ent-

ehrt zu werden. Wenn nun der Staat eine solche positive Sorgfalt übt, als die, von der ich hier rede, so kann er seinen Gesichtspunkt nur auf die Resultate richten, und nun die Regeln feststellen, deren Befolgung der Vervollkommnung dieser am zuträglichsten ist.

Dieser beschränkte Gesichtspunkt richtet nirgends größeren Schaden an, als wo der wahre Zweck des Menschen völlig moralisch, oder intellectuell ist, oder doch die Sache selbst, nicht ihre Folgen beabsichtet, und diese Folgen nur nothwendig oder zufällig damit zusammenhängen. So ist es bei wissenschaftlichen Untersuchungen, und religiösen Meinungen, so mit allen Verbindungen der Menschen unter einander, und mit der natürlichsten, die für den einzelnen Menschen, wie für den Staat, die wichtigste ist, mit der Ehe.

Eine Verbindung von Personen beiderlei Geschlechts, welche sich gerade auf die Geschlechtsverschiedenheit gründet, wie vielleicht die Ehe am richtigsten definirt werden könnte, läfst sich auf eben so mannigfaltige Weise denken, als mannigfaltige Gestalten die Ansicht jener Verschiedenheit, und die, aus derselben entspringenden Neigungen des Herzens und Zwecke der Vernunft anzunehmen vermögen; und bei jedem Menschen wird sein ganzer moralischer Charakter, vorzüglich die Stärke, und die Art seiner Empfindungskraft darin sichtbar sein. Ob der Mensch mehr äufsere Zwecke verfolgt, oder lieber sein innres Wesen beschäftigt? ob sein Verstand thätiger ist oder sein Gefühl? ob er lebhaft umfafst und schnell verläfst; oder langsam eindringt und treu bewahrt? ob er losere Bande knüpft, oder sich enger anschliefst? ob er bei der innigsten Verbindung mehr oder minder Selbstständigkeit behält? und eine unendliche Menge andrer Bestimmungen modifiziren anders und anders sein Verhältnifs im ehelichen Leben.

Wie dasselbe aber auch immer bestimmt seyn mag; so ist die Wirkung davon auf sein Wesen und seine Glückseligkeit unverkennbar, und ob der Versuch die Wirklichkeit nach seiner innern Stimmung zu finden oder zu bilden, glücke oder mifslinge? davon hängt gröfstentheils die höhere Vervollkommnung, oder die Erschlaffung seines Wesens ab. Vorzüglich stark ist dieser Einfluſs bei den interessantesten Menschen, welche am zartesten und leichtesten auffassen, und am tiefsten bewahren. Zu diesen kann man mit Recht im Ganzen mehr das weibliche, als das männliche Geschlecht rechnen, und daher hängt der Charakter des ersteren am meisten von der Art der Familienverhältnisse in einer Nation ab. Von sehr vielen äuſseren Beschäftigungen gänzlich frei; fast nur mit solchen umgeben, welche das innere Wesen beinah ungestört sich selbst überlassen; stärker durch das, was sie zu seyn, als was sie zu thun vermögen; ausdrucksvoller durch die stille, als die geäuſserte Empfindung; mit aller Fähigkeit des unmittelbarsten, zeichenlosesten Ausdrucks, bei dem zarteren Körperbau, dem beweglicheren Auge, der mehr ergreifenden Stimme, reicher versehen; im Verhältniſs gegen andre mehr bestimmt, zu erwarten und aufzunehmen, als entgegen zu kommen; schwächer für sich, und doch nicht darum, sondern aus Bewunderung der fremden Gröſse und Stärke inniger anschlieſsend; in der Verbindung unaufhörlich strebend, mit dem vereinten Wesen zu empfangen, das Empfangene in sich zu bilden, und gebildet zurück zu geben; zugleich höher von dem Muthe beseelt, welchen Sorgfalt der Liebe, und Gefühl der Stärke einflöſst, die nicht dem Widerstande, aber dem Erliegen im Dulden trotzt — sind die Weiber eigentlich dem Ideale der Menschheit näher, als der Mann; und wenn es nicht unwahr ist, daſs sie es seltner erreichen, als er; so ist es vielleicht nur, weil es

überall schwerer ist, den unmittelbaren steilen Pfad, als den Umweg zu gehen. Wie sehr aber nun ein Wesen, das so reizbar, so in sich Eins ist, bei dem folglich nichts ohne Wirkung bleibt, und jede Wirkung nicht einen Theil sondern das Ganze ergreift, durch äufsre Mifsverhältnisse gestört wird, bedarf nicht ferner erinnert zu werden. Dennoch hängt von der Ausbildung des weiblichen Charakters in der Gesellschaft so unendlich viel ab. Wenn es keine unrichtige Vorstellung ist, dafs jede Gattung der Trefflichkeit sich — wenn ich so sagen darf — in einer Art der Wesen darstellt; so bewahrt der weibliche Charakter den ganzen Schatz der Sittlichkeit.

Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte,

und wenn, nach diesem tief und wahr empfundenen Ausspruch des Dichters, der Mann sich bemüht, die äufseren Schranken zu entfernen, welche dem Wachsthum hinderlich sind; so zieht die sorgsame Hand der Frauen die wohlthätige innere, in welcher allein die Fülle der Kraft sich zur Blüthe zu läutern vermag, und zieht sie um so feiner, als die Frauen das innre Dasein des Menschen tiefer empfinden, seine mannigfaltigen Verhältnisse feiner durchschauen, als ihnen jeder Sinn am willigsten zu Gebote steht, und sie des Vernünftelns überhebt, das so oft die Wahrheit verdunkelt.

Sollte es noch nothwendig scheinen, so würde auch die Geschichte diesem Raisonnement Bestätigung leihen, und die Sittlichkeit der Nationen mit der Achtung des weiblichen Geschlechts überall in enger Verbindung zeigen. Es erhellt demnach aus dem Vorigen, dafs die Wirkungen der Ehe eben so mannigfaltig sind, als der Charakter der Individuen; und dafs es also die nachtheiligsten Folgen haben mufs, wenn der Staat eine, mit der jedesmaligen Beschaffenheit der Individuen so eng verschwisterte

Verbindung, durch Gesetze zu bestimmen, oder durch seine Einrichtungen, von andern Dingen, als von der bloſsen Neigung, abhängig zu machen versucht. Dieſs muſs um so mehr der Fall seyn, als er bei diesen Bestimmungen beinah nur auf die Folgen, auf Bevölkerung, Erziehung der Kinder u. s. f. sehen kann. Zwar läſst sich gewiſs darthun, daſs eben diese Dinge auf dieselben Resultate mit der höchsten Sorgfalt für das schönste innere Daseyn führen. Denn bei sorgfältig angestellten Versuchen, hat man die ungetrennte, dauernde Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau der Bevölkerung am zuträglichsten gefunden, und unläugbar entspringt gleichfalls keine andre aus der wahren, natürlichen, unverstimmten Liebe. Eben so wenig führt diese ferner auf andre, als eben die Verhältnisse, welche die Sitte und das Gesetz bei uns mit sich bringen; Kindererzeugung, eigne Erziehung, Gemeinschaft des Lebens, zum Theil der Güter, Anordnung der äuſsern Geschäfte durch den Mann, Verwaltung des Hauswesens durch die Frau. Allein, der Fehler scheint mir darin zu liegen, daſs das Gesetz befiehlt, da doch ein solches Verhältniſs nur aus Neigung, nicht aus äuſsern Anordnungen entstehn kann, und wo Zwang oder Leitung der Neigung widersprechen, diese noch weniger zum rechten Wege zurückkehrt. Daher, dünkt mich, sollte der Staat nicht nur die Bande freier und weiter machen, sondern — wenn es mir erlaubt ist, hier, wo ich nicht von der Ehe überhaupt, sondern einem einzelnen, bei ihr sehr in die Augen fallenden Nachtheil einschränkender Staatseinrichtungen rede, allein nach den im Vorigen gewagten Behauptungen zu entscheiden — überhaupt von der Ehe seine ganze Wirksamkeit entfernen, und dieselbe vielmehr der freien Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, sowohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, gänz-

lich überlassen. Die Besorgniſs, dadurch alle Familienverhältnisse zu stören, oder vielleicht gar ihre Entstehung überhaupt zu verhindern — so gegründet dieselbe auch, bei diesen oder jenen Lokalumständen, seyn möchte — würde mich, in so fern ich allein auf die Natur der Menschen und Staaten im Allgemeinen achte, nicht abschrecken. Denn nicht selten zeigt die Erfahrung, daſs gerade, was das Gesetz löst, die Sitte bindet; die Idee des äuſsern Zwangs ist einem, allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniſs, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entsprechen der Absicht schlechterdings nicht.

Pindars erste Olympische Ode.

An Hieron, aus Syrakus, den Sieger zu Pferde.

---

1. Strophe.

Das edelste ist das Wasser; gleich dem
Leuchten der lodernden Flamme
zur Zeit der Nacht, strahlt das Gold vor allem
männererhebenden Reichthum.
5 Willst du Kämpfe besingen,
liebe Seele, so schau nach keinem
mehr erwärmenden
heller leuchtenden Tagsgestirne,
in der Wüste des
10 Aethers, als nach der Sonne;
so laſst uns keinen edlern Kampf,
als den Olympischen, preisen,
(von wo sich um der Dichter Be-
geistrung der schallende Hymnus,
15 zu der Feier Kronions,
windet) wenn Hierons reicher,
seeliger Heerd uns versammelt,

1. Antistrophe.

der in der triftengesegneten Si-
kelien Fluren der Herrschaft
20 gerechtes Scepter führt, brechend jeder
Tugend holdselige Blüthe.

Auch die Weihe der Musen
schmückt ihn, wie wir im trauten
an dem Mahle der
25 Freunde oft ihn umspielen. Aber
nimm die Dorische
Leier jezt von der Säule,
wenn deine Seele Pisas Glanz,
wenn Pherenikos sie in der
30 Begeistrung süfse Sorge senkt,
wie an Alpheos Gestade,
frei vom Stachel, er hinflog,
strekkend im Laufe den Leib, und
seinen Gebieter zum Siege

1. Epode.

35 trug, den Syrakusischen, rosser-
freueten König. Es glänzt sein
Ruhm bei des Lydischen Pelops
grofsgesinntem Pflanzvolk, für den der
übermächtige Erdumgürter Poseidon
40 liebend entglomm, als ihn Klotho aus
leuchtendem Kessel emporhob, die
Schulter strahlend von Elfenbeine gebildet.
Wundergeschichten und Sagen,
mit der Erdichtung Gewebe
45 vielfach geschmückt, fesseln dem Pfade
schlichterer Wahrheit entführend
oftmals der Sterblichen Sinne.

2. Strophe.

Der Dichtung Zauberreiz, welcher jede
süfsere Anmuth den Menschen
50 gewähret, macht oft, der Wahrheit über-
redendes Ansehn ihm leihend,
auch Unglaubliches glaublich.

Doch der sicherste Zeuge ist die
Zukunft. Gutes zu
55 reden ziemt es von Göttern Menschen,
und geringer ist
dann des Irrthums Vergehen.
Sohn Tantalos, entgegen der
Sage besing' ich Dich, singe,
60 dafs, als Dein Vater einst, die Bewirthung erwiedernd, die Götter
zum geselzlichen Mahl, zur
reizenden Sipylos lud, der
Dreizakgeschmückte Dich raubte,

2. Antistrophe.

65 und dafs, von sehnender Lust das Herz durchglüht, er mit goldenen Rossen
empor zu des allverehrten Zeus erhabenem Size Dich führte,
wohin früher auch Gany-
70 medes kam, einst von Zeus zum Liebling
ersehn. Als aber
Du auf einmal verschwandest, und Dich
nicht der Mutter die
ängstlich Suchenden brachten;
75 da flüstert' im Verborgnen gleich
einer der neidischen Nachbarn,
sie hätten Deine Glieder am
Feuer im siedenden Wasser
mit dem Erze zerschnitten,
80 hätten die Stücke dann um die
Tafel vertheilt und gegessen.

2. Epode.

Aber ich mag wütenden Hungers
keinen der Seeligen zeihen.

Schaudervoll beb' ich zurück. Un-
85 segen erntet oft der Verläumder.
Und wenn je des Olympos Wächter der Menschen
Einen geehrt, so war Tantalos
dieser, allein er vermochte das
hohe Glück nicht zu tragen. Sättigung stürzte
90 ihn in die schreckliche Quaal, die
über ihn hängte der Vater —
jenen gewaltgen Fels. Ewig sein Haupt mit
schmetterndem Sturze bedrohend,
raubt er ihm jegliche Freude.

3. Strophe.

95 Mit dreien der vierte, duldet er diefs
jammerbeladene Leben,
die ewig mühende Arbeit, weil er,
raubend den Himmlischen, Nektar
und Ambrosia, womit sie
100 unvergänglich ihn machten, seiner
Trinkgelage Ge-
nossen gab. Wer, Verborgnes sinnend
den Unsterblichen
zu entrinnen hofft, irrt. Dar-
105 um sendeten die Götter ihm
wieder den Sohn vom Olymp zum
kurzdauernden Geschlechte der
Menschen herab. Als nun in der
Jugend Reife der Bart das
110 Kinn ihm umschattete, strebt er
nach der bereiten Vermählung,

3. Antistrophe.

von Pisas Herrscher die hochberühmte
Hippodameia im Kampf zu
erringen. Nahend dem grauen Meere

115 einsam um Mitternacht, rief er
dem lauttosenden Erder-
schütterer; und es erschien alsbald ihm
nahe stehend der
Gott. Da sprach er zu ihm: „wenn irgend
120 „Dich noch Kypriens
„holde Gaben erfreuen,
„so hemme, Poseidaon, Oi-
„nomaos eherne Lanze,
„führe mich auf beflügeltem
125 „Wagen in Elis Gefilde,
„und verleih mir den Sieg. Denn
„dreizehn der liebenden Männer
„mordend, verschiebt er der Tochter

3. Epode.

„Heirath. Zweifelvolle Gefahr sinkt
130 „nicht auf des Schwächlings Haupt. Weß des
„Todes Nothwendigkeit harret,
„was verzehrte — schleichend im Dunkel
„der vergebens ein ruhmentbehrendes Alter,
„jegliches Schmukkes beraubt? Ich will
135 „jetzt diese Arbeit bestehen; doch
„du verleihe des Strebens süßes Gelingen."
Sprachs, und es krönte die Bitte
holde Gewährung. Ihn ehrend
gab ihm der Gott den goldenen Wagen,
140 gab ihm der Rosse Gespann mit
nimmer ermüdendem Flügel.

4. Strophe.

Und er besiegte Oinomaos Macht,
nahm zu des Bettes Genossin
die Jungfrau, und erzeugte mit ihr sechs
145 Führer der Völker, von jeder

Tugend sorgsam gepflegt. Jezt,
an Alpheos Gestade ruhend,
ehrt ihn glänzende
Todtenfeier auf hocherhöhtem
150 Grabmahl, nahe am
fremdlingwimmelnden Altar.
Weit leuchtet des Olympischen
Kampfes Ruhm, da wo in Pelops
Rennbahn der Füſse Schnelligkeit
155 wetteifernd kämpft, und die Reife
arbeitseliger Stärke.
Aber dem Sieger umkränzt mit
heiterer Wonne die Palme

4. Antistrophe.

der Tage Ueberrest. Dieser nimmer
160 weichende Schmuck ist das Höchste,
was irgend einen Sterblichen krönt. Mir
aber geziemet es, Jenem
in Aeolischer Weise
rossepreisende Siegeshymnen
165 schön zum Kranze zu
flechten. Nimmer besing' ich wieder
mit des schallenden
Hymnos Fall einen Gastfreund —
so viel jezt leben — jegliches
170 Schönen so kundig, so mächtig
herrschend, als er. Ein schüzender
Gott bewacht, Hieron, — dieſs ist
seine Sorgfalt — Dein Streben.
Wendet er plötzlich sich nicht, so
175 hoffe ich bald noch den süſsern

4. Epode.

Sieg im schnellen Wagen zu feiern,
leitende Pfade des Liedes

bahnend, zu Kronions hohem,
sonnenreichem Gipfel zu gehen. Mir
180 nährt die Muse der Pfeile stärksten mit Kraft. In
Andrem sind andre grofs. Doch das
Höchste erhebt sich den Königen.
Weiter schweife der Blick nicht. Dir sei in dieser
schwindelnden Höhe zu wandern
185 lang noch vergönnet, und mir, mich
unter die Siegerringer zu mischen,
glänzend vor allen Hellenen
durch der Begeisterung Weisheit.

Pindars dritte Olympische Ode.

An Theron aus Akragas.

---

1. Strophe.

Den Tyndariden und der schönlokkigen
Helena zu gefallen
streb' ich und weihe, preisend die herrliche
Akragas, Therons Sieg den
5 Hymnos, den blühenden Schmuck der
Rosse mit unermüdeten Füſsen.
Dazu hilft mir in neuer, niebewunderter
Weise freundlich die Muse mit dem Dorischen
Rhythmos die festeschmückende Stimme

1. Antistrophe.

10 zu gatten. Der Kranz, welcher des Reigens Haar
wehend umflattert, heischt von
mir diese Schuld, die wechselnd ertönende,
göttliche Leier, und der
Flöten lautschallende Stimme
15 in des Gesangs harmonische Fügung
schön für Aenesidamos Sohn zu flechten. Es
fordert Pisa mich auf, woher die Sterblichen
göttergesandte Hymnen besuchen;

1. Epode.

wenn, vollbringend Herakles alte Befehle,
20 wahrheitliebenden Sinnes,
der Aetolische Mann, der Richter des Kampfes,

Haar und Stirn mit des wilden
Oelbaums grünlichem Schmuck umwindet.
Diesen brachte zu des Olympischen Sieges
25 nimmer verwelkendem Denkmal
einst der Amphitryonide
von des Isters düsterumschatteten Quellen.

2. Strophe.

Vom Diener Phoibos, Hyperboreens Volk,
fordert' er, seiner Spiele
30 treu eingedenk, Zeus wirthlicher Stätte den
schattigen Baum, der Menschen
Ehre, die Krone der Tugend.
Denn auf des Vaters heiliggeweihten
Altar hatte schon, in des Monats Hälfte, von
35 goldnem Wagen Selene, mit dem stralenden
Auge des Abends, voll ihm geschimmert;

2. Antistrophe.

und an Alpheus lieblichem Felsenhang
hatte er schon der hohen
fünfjähr'gen Spiele heilig Gericht bestellt.
40 Aber noch grünten nicht in
Kronions Tiefen, geschmückt mit
luftigen Bäumen, Pelops Gefilde,
und er sahe die nackte Flur dem stechenden,
scharfen Strahle der Sonne dienstbar. Fern zu der
45 Istrier Gränzen trieb ihn sein Muth zu

2. Epode.

wandern; da, wo, als er Arkadiens Nacken,
und das vielfachgewundne
Thal verlassen, ihn Lato's Tochter empfing, die
rosserfreuete Göttin.
50 Denn Zeus eherner Wille zwang ihn,
Eurystheus gehorchend, die Hindin mit goldnem

Hörnern im Lauf zu ereilen,
sie die Taygeta einst zum
heil'gen Eigenthume Orthosien weihte.

3. Strophe.

55 Diese verfolgend, sah er auch jenes Land,
hinter des Nordens kaltem
Hauch. Dort erblikt' er staunend den Schattenhain,
und es ergriff ihn süfse
Lust um der Rennbahn der Rosse
60 zwölfmalumlenktes Ziel ihn zu pflanzen.
Aber jezo besucht er gnädig schauend diefs
Fest, begleitet vom göttergleichen Zwillings-
Paare der hochgegürteten Leda.

3. Antistrophe.

Denn ihm vertraut' er, gehend zum Himmel, der
65 herrlichen Spiele Pflege,
des Kampfes um der Tugend der Männer Preis,
und der Gespanne leicht dem
Ziele zurollendes Eilen.
Mich aber treibt zu singen mein Herz, wie
70 Therons Haupt und der Emmeniden Tyndaros
Heldensöhne umkränzt, die sie mit wirthlicher
Tafel vor allen Sterblichen ehren,

3. Epode.

frommen Sinnes der Sel'gen Opfer bewahrend.
Wenn das Edelste Wasser
75 ist, und mehr als ein andres Kleinod das Gold strahlt;
so erreicht, zu der Menschheit
Gränze jezt sich durch Tugend schwingend,
Theron nun vom Heerde der Väter Herakles
Säulen. Darüber ists beiden,
80 Weisen und Thoren, unwegsam.
Ich versuch es nimmer. Es wäre vergebens.

Pindars vierte Olympische Ode.

An Psaumis, aus Camarina, den Sieger im vierspännigen Wagen.

Strophe.

Höchster Schleudrer des Blitzes
mit unermüdetem Fittig, Zeus! Denn
Deine kreisenden Horen
sendeten mich mit der liederreichen
5 Harfe Gesang zum
Zeugen der ersten der Kämpfe.
Bei dem Glücke der Freunde
schwellt mit Wonne der Edlen
Busen die liebliche Botschaft.
10 Aber o! Kronos
Sohn, der Du den Aetna bewohnest,
Typhons, des rüstigen Hundertköpfigen,
sturmumbrauste Bürde, empfahe
ob des Olympischen Sieges Glanz diesen
15 festlichen Hymnos,

Antistrophe.

der weitwaltenden Tugend
nimmerverlöschendes Licht! Auf Psaumis
Wagen kommt er frohlockend,
der in des Pisischen Oelzweigs Schmuck mit
20 Ruhm Kamarina
schön zu bekränzen eilt. Günstig
sei die Gottheit auch seiner
Wünsche Ueberrest. Denn ich

preis' ihn, Gespanne zum Sieg zu
25 nähren bereit, an
gästereicher Tafel sich freuend,
und zu beglückender Bürgereintracht mit
reinem Sinn gekehrt. Nie entweih' ich
lügend die Rede. Der Ausgang richtet der
30 Sterblichen Worte.

Epode.

Er, der auch Klymenos
Sohn von der Lemnischen Weiber
Schmähungen rettete,
als er, in eherner Rüstung
35 laufend, den Sieg errang.
Freudig den Kranz aus Hypsipyleiens
Händen empfangend, sprach er zu ihr: „diefs
„bin ich; der Füfse Schnelligkeit gleicht das
„Herz, gleicht der Hände rüstige Stärke.
40 „Doch auch der Jugend Haupt
„umglänzen oft, eh' die Jahre
„es heischen, silberne Locken."

Pindars fünfte Olympische Ode.

An Psaumis, aus Camarina, den Sieger im vierspännigen Wagen.

Strophe.

Hoher erhabener Tugenden
und der Kränze süfse Blume
der in Olympia,
empfang, Okeanos Tochter,
5 lächelnden Herzens,
des rastlos enteilenden Mäulergespannes
und Psaumis Geschenk;
der verherrlichend deine
völkernährende Stadt, Kamarina, sechs
10 Zwillingsaltäre nun
mit Götterfesten geschmücket,
unter dem Flammen
der Stieropfer und wetteifernder Spiele
fünftägigem Kampf,
15 mit dem Viergespann, den Mäulern, und
Einzelrofs. Dich aber
kränzt' er singend mit schmeichlendem Ruhme und den
als Vater er ausrief, Akron, und den neu
gegründeten Sitz.

Antistrophe.

20 Von Oenomaos lieblichen
Fluren kehrend und Pelops, o Pallas, Du
Städtebeschützerin,
besingt erhebend er Deinen
heiligen Hain jezt,
25 und Oanos schäumende Wogen, und

den heimischen See,
und die rieselnden Pfade, mit
welchen Hipparis heiliger Strom die Stadt
netzt, und zusammen schnell
30 der festen Wohnungen hochauf-
strebenden Wald fügt,
zum Licht plötzlich dunkler Verlegenheit Nacht
entrufend das Volk.
Um der Tugend weitleuchtenden
35 Preis kämpft Müh' und Aufwand
zu Gefahren-umhülletem Werke stets.
Doch wem es gelingt, der wird weis' auch in dem Mund
der Bürger genannt.

Epode.

Wolkenthronender Zeus, Du, o
40 Retter, der Du den Kronischen Hügel umwohnst,
ehrest Alpheios breit
ergossnen Strom, und des Idas
heilige Grotte,
zu Dir schallt jezt, Lydischen Flöten enttönend
45 mein Flehegesang,
bittend Dich, dafs mit ruhmvollen
Edelthaten Du schmückest die Stadt; Dich aber
Sieger Olympias,
defs edle Brust an Poseidons
50 schäumenden Rossen
sich freut, still das Alter geleit' an des Lebens
sanftlächelndes Ziel,
in der Söhn', o Psaumis, lieblicher
Nähe. Wer harmloses
55 Glück nährt, und zu genügender Schätze Mafs
gesellet des Ruhms Preis, der strebe zum Gott auf
vermessen nicht mehr!

Pindars sechste Olympische Ode.

Vers 1 — 47.

An Agesias, aus Syrakus, Sieger im vierspännigen Wagen.

---

1. Strophe.

Auf goldener Säulen Gesims
stützend des Saals sicher gegründete
Halle, der Zinne des hohen Pallasts gleich,
prange mein Bau! dem beginnenden Werk ziemt
5 hellleuchtendes Antlitz; und
wenn Sieger Olympias jener
Mann ist, und Zeus Seheraltars Schafner
in Pisa, und Mitgründer der herrlichen
Syrakusa; welches Gesangs Preis
10 mangelte dann ihm, zu neidloser Bürger
süſstönendem Hymnos gesellet?

Antistrophe.

Denn dieses Ruhms Stufe betritt,
hör' es erstaunt, glücklich dein Fuſs dir jetzt,
Sostratos Sprösling! Gefahrlose Tugend
15 wird nicht im Männergetümmel, im hohlen
Schiff nicht geehrt. Ruhmvolle
That aber preist Vieler Gedächtniſs.
Agesias, Dir, o! gebührt jezo
das Wort, das wahrhaft einstmals Adrastos Zung'
20 zum Oikleiden Amphiaraos
sprach, als der gähnende Abgrund ihn faſste,
ihn selbst, und die herrlichen Rosse.

Epode.

Denn als die Scheiterhaufen vollbracht der sieben
Leichname nun waren, begann
25 vor dem Thebervolk des Talaionide dies Wort:
ich vermisse des Heers
weit waltendes Aug', zweifach erprüft,
Zukunft zu erspähen,
und kühn im Lanzenstreit. So auch
30 glänzet mir des Festgesangs
Herrscher, jezt, der Syrakusische Mann.
Nimmer zu hadern bereit,
bin ich, noch des Streites ein Freund,
aber mit kräftigem Eidschwur
35 will ich ihm laut dies bezeugen, und der honig-
süfsen Musen Gunst wird gnädig es gewähren.

2. Strophe.

Doch jezo, beflügelnd das Werk,
spanne die Kraft, Phintis, der Mäuler mir
an, dafs auf ebenem Pfad wir den Wagen
40 lenken, und fern auch der Männer Geschlecht
ich schaue, denn vor allen
kundreich den Weg dorthin zu führen
sind jene, da noch in Olympias Kampf
des Sieges Kranz sie schmückte. Weit öfne vor ihnen
45 nun der Hymnen schallendes Thor sich!
Denn an Eurotas Gewässer, zu Pitanen ziemt
uns heute noch eilend zu kommen!

Pindars zwölfte Olympische Ode.

An Ergoteles, aus Himera, den Sieger im langen Lauf.

---

1. Strophe.

Ich flehe zu Dir, Zeus des Befreiers
Tochter, Erhalterinn Tyche, für Himera,
die weitherrschende Stadt. Denn Dir gehorchen im Meere die schnellen
5 Schiffe, Dir auf der Veste die plötzlicherregten Kriege,
und die Versammlung des Raths. Oft in die Höhe,
oft auch herab zur Tiefe,
— windige Lüge verheißend —
wälzt sich der Sterblichen Hoffnung.

Antistrophe.

10 Ein sicheres Zeichen, werdendes Schicksal
von den Unsterblichen truglos zu spähen, fand
noch der Irrdischen keiner.
Blind der Zukunft ist jegliche Klugheit,
Oftmals täuscht der Erfolg die Erwartung der Menschen, ihre
15 Freuden vereitelnd; und wen Stürme des Unglücks
düster umwehen, verwechselt
wieder in plötzlichem Tausch mit
tieferer Wonne die Trauer.

Epode.

Sohn Philanors, so wäre auch Deiner Füſse
20 Ruhm — gleich dem daheim kämpfenden Hahn —
bei dem Heerde der Väter,
unbesungen dahingewelkt;
hätte Dich nicht der männerentzweiende
Aufruhr des Knossischen Vaterlandes beraubt.
25 Aber jezt gekrönt in Olympia,
und zweimal im Isthmos und Python,
verherrlichst Du, Ergoteles, der Nymphen
warme Quellen, die eigengewordenen Gefilde bewohnend.

Pindars vierzehnte Olympische Ode.

An Asopichos, aus Orchomenos, der als Kind im Laufe gesiegt hatte.

---

1. Strophe.

Die Ihr Kephisos Gewässer umwohnt — denn dieses
rosseprangende Land ward Euch zum Sitz verliehn —
vielgepriesene Königinnen des glänzenden
Orchomenos, Charitinnen, Beschützerinnen
5 des alten Minyerstamms,
hört, ich flehe zu Euch.
Denn durch Euch wird den Sterblichen
alles Süfse und Liebliche,
wenn weise ein Mann, wenn er schön, wenn er glänzend ist.
10 Auch die Götter begehen,
ohne die erhabenen Charitinnen,
nimmer weder den Reigen,
noch das Mahl. Aller Dinge
Schafnerinnen im Himmel,
15 stellen neben den bogenbewafneten
Pythischen Phoebos sie ihre Throne,
und feiern des Olympischen Vaters
nimmerversiegenden Preis.

2. Strophe.

Hehre Aglaia und gesangliebende
20 Euphrosyne Du, Töchter des mächtigsten
unter den Göttern, höret mich jezt, und Du
Freundin des Lieds, Thalia,
sehend diesen festlichen Chor
leicht dahin ob dem heiter lächelnden Glücke schreiten.

25 Denn in Lydischer Weis', im lang geübten Gesange
den Asopichos feiernd, komm' ich, da in Olympia
Siegerin ist die Minyer-Stadt durch Dich.
Zu dem schwarzummauerten Hause
der Persephone gehe mir, Echo,
30 bringend dem Vater die herrliche Botschaft,
daſs Kleodamos Du sehend den Sohn ihm verkündest,
wie in der hochberühmten
Pisa busigten Thälern
er mit des ruhmvollen Sieges Fittig
35 kränzte sein jugendlich Haar.

Pindars erste Pythische Ode.

An Hieron aus Syrakus, der im vierspännigen Wagen gesiegt hatte.

---

1. Strophe.

Goldne Leier, Phoebos und der
Musen mit wallenden Locken
ewig süfs begleitender Schmuck.
Du gebietst dem Tanz, dem Beginner des Freudenfests,
5 Deinem Wink gehorcht der Sänger, wenn
Du des reigenführenden Liedes Erstlings-
Töne Deinen bebenden Saiten entlockst.
Dann erlischt des Blitzes ewig rastlose,
drohende Flamme, und es
10 schlummert, eingewiegt auf dem Scepter, Kronions
Adler, und senkt zu beiden Seiten nieder den
schnellen Fittig,

1. Antistrophe.

des Geflügels Herrscher. Eine
nächtliche Wolke — der Augen
15 süfse Fessel — giefsest Du um
sein gebognes Haupt, und ergriffen vom Wechselfall
Deiner Töne wiegt er schlafend den
wogenden Rücken. Denn auch der starke Ares,
fern verlassend starrender Lanzen Gewühl,
20 labt sein Herz an des Gesanges festlicher
Fröhlichkeit; also durchdringt
Deines Zaubers Pfeil auch der Himmlischen Busen
durch des Latoiden und der hochgegürteten
Musen Weisheit.

1. Epode.

25 Aber so viele nicht Zeus liebt
fliehn bestürzt, der Pieriden
schallende Stimme vernehmend,
auf der Erde, wie im unendlichen Meer.
Auch der tief im grausenvollen
30 Tartaros liegt, der Götter
Feind, der hundertköpfige Typhos,
welchen einst Kilikien in viel
besungner Höhle nährte. Aber
jezo lastet schwer ihm die zottige Brust über
35 Kyme, die meerumzingelte Küste,
und Sikelien; bändigt ihn die
Säule des Himmels, vom Sturm
umbraust, Aetna, schneidenden Schnees
Nährer, so lang das kreisende Jahr rollt.

2. Strophe.

40 Tief aus seinen Schlünden brechen
grausenerregenden Feuers
reine Quellen tosend hervor.
Dicken Dampfes glühende Wogen rollt Tags der Strom
zu den Wolken. Aber nächtlich wälzt
45 sich im Dunkel, donnernde Felsen schleudernd
in des Meeres Tiefe, die lodernde Glut.
Diese wilden Ströme Hephästos speit das
kriechende Unthier empor.
Starrer Schauder faſst, wer mit Augen es anschaut;
50 selbst noch ein Wunder, fern nur von des Wallers Mund
zu vernehmen,

2. Antistrophe.

wie gefesselt zwischen Aetnas
dunkelumschattetem Gipfel
und dem Fuſs er liegt; es durchfurcht
55 ihm den gegenstemmenden Rücken das Felsenbett! —

Dir, o Zeus, ach! Dir sey's zu gefallen!
der Du diesen Gipfel, des reichen Eilands
Stirn umwaltest. Mit seinem Namen erhebt
jezt die nachbarliche Stadt der herrliche
60 Gründer im Pythischen Kampf.
Denn dort nannte preisend des rufenden Herolds
Stimme sie, laut verkündend ihres Hierons
Sieg im schnellen

2. Epode.

Wagen. Des flutengetragenen
65 Schiffers erste Freude ist es,
wenn im Beginnen der Meersfahrt
günstig ihm die Segel der Wind schwellt. Denn gleich
ist dann — so vertraut er — auch am
Ende die Rückkehr. Also
70 giebt auch dieses Glückes Gewährung
später Zukunft sichren Besitz:
noch oft verherrlichen Siegeskränze,
Rosse oft und schallende Feste die junge Stadt.
Der Du in Lykien herrschest und Delos,
75 Phoebos, und Kastaliens Fluten
liebst, des Parnassischen Quells,
trag' in nie vergessendem Sinn
diefs und das Land, die Wiege der Männer!

3. Strophe.

Denn nur von den Göttern stammt der
80 Tugend der Sterblichen jede
Kraft, wer weise, kundig des Kampfs,
oder Meister siegender Rede ward. Jenen Mann
streb' ich heut' zu preisen, und es irrt,
ich ahnd' es, geschleudert von nervigtem Arm,
85 nicht mein ehernwangigt Geschofs von der Bahn;
mächtig überfliegt es weit der Gegner Schwarm.

Möchte doch so auch der Zeit
späte Dauer Seegen verleihen, und süfser
Gaben Geschenk und die Erinnrung jeglicher
90 Mühe tilgen!

3. Antistrophe.

Dann gedenk er wieder, welche
drohende Schlachten des Krieges
er mit ruhig duldendem Muth
focht, da durch der Götter Hand Ehre sie fanden, wie
95 der Hellenen Keiner noch pflückte,
ihres Reichthums stralende Krone. Warlich
Philoktetes Schicksal erfahrend, stritt er
jezo, welchem freundlich schmeichelnd, auch wer Stolz
in der unbiegsamen Brust
100 trug, sich nahte. Denn als an folternder Wund' er
litt — so erzählt man — kamen, ihn zu suchen, zu
Lemnos Eiland

3. Epode.

einst die unsterblichen Helden —
Poeas bogenrüstigen Sohn, der
105 Priamos Veste zerstörte,
und ein Ziel der Arbeit der Danaer gab.
Kraftlos wankte zwar sein Tritt; doch
heischt' es des Schicksals Ausspruch.
Werde nun auch Hieron also
110 in der Zeiten Folge der Gott
ein Retter, jeden Wunsch ihm gewährend.
Lafs', o Muse, auch bei Dinomenes jezt den Siegs-
ruhm jenes Viergespannes ertönen.
Denn nicht fremd ist ob des Vaters
115 Siegen die Wonne dem Sohn.
Auf! auch Aetnas Herrscher ersinne
nun einen freundlich tönenden Hymnos!

4. Strophe.

Ihm, dem mächtig jene Stadt mit
götterumwalteter Freiheit,
120 im Gesetz des Hyllischen Rechts,
Hierons Hand gründete; denn von Aegimios
alter Satzung wollen Pamphylos
und der Herakliden Geschlechte nimmer
weichen, weichen nimmer der Dorische Stamm
125 um Taygetos Höhn. Fern vom Pindos her
stürmend, eroberten sie,
nah bei Tyndars Söhnen mit schimmernden Rossen,
ehrebekrönt Amyklae, wo nun ewig ihr
Lanzenruhm strahlt.

4. Antistrophe.

130 Zeus, bei Amenas Gewässern
sichre den Herrschern und Bürgern
ewig dieses Heiles Besitz,
stets des Rechtes Pfad mit geradem Blick zu erspähn.
Mit Dir führe sanft der greisende
135 König zu harmonischer Ruhe den Sohn,
dem der Herrschaft Macht er verlieh, und das Volk!
Gieb, ich flehe, gieb, Kronion, huldreich, dafs
friedlich in heimischer Stadt
der Phöniker weil' und der wilden Tyrsener
140 Schlachtengeschrei, sehend ihrer Flotte seufzende
Schmach vor Kyme,

4. Epode.

und was sie von Syrakusas
Herrschern litten, einst besiegt von
seinen schnellwandelnden Schiffen;
145 welcher ihre Jugend ins stürmende Meer
warf, und schwerer Knechtschaft Fesseln
Hellas entrifs. Ich wähle
Salamis zum Preis der Athener

mir; in Sparta tönet der Kampf
150 am Waldgebirge Kithaerons mein Lied,
wo der bogenrüstige Meder Verderben litt.
Aber am quellenreichen Gestade
Himeras erschalle mir der
Kinder Dinomenes Ruhm,
155 den ihr Heldenmuth sich errang,
triefend vom Blut der feindlichen Männer.

5 Strophe.

Sprichst nur, was die Stunde heischt, Du
weislich, und ziehst Du von vielem
nur die Summe drängend in Eins,
160 folget mindrer Tadel Dir nach. Denn es lähmt des Geists
schnellen Flug der Fülle Ueberdruſs.
Fremder Ruhm drückt heimlich des Bürgers Brust; doch
schwerer noch bei ihm unerreichbarem Glück.
Dennoch aber — Neid ist besser denn Mitleid —
165 klimme zum Gipfel des Ruhms.
Lenke mit dem Steuer des Rechtes Dein Volk, und
schmiede der Zunge Richterspruch auf trugloser
Wahrheit Amboſs.

5. Antistrophe.

Denn entsprühet Kleines ihr auch,
170 achtet von dir man es dennoch
hoch: von Vielem Schaffner bist Du;
Deiner Thaten jede beachten der Zeugen viel.
Schwellt des Ruhmes Blüthe sehnsuchtsvoll
Dir die Brust, soll ewig des süſsen Preises
175 Wonne Dir seyn; schone der Schätze nicht karg.
Gieb, des Schiffes weisem Führer ähnlich, die
busigten Seegel dem Wind.
Gleisnerischen Vortheils Gewinnst lass', o Freund, Dich
nimmer verblenden. Nur des überlebenden
180 Ruhmes Stimme

5. Epode.

dringt — wenn vom Leben wir scheiden —
unsres Wandels Zeug', ins Ohr dem
Thatenverkünder und Sänger.
Nie stirbt Kroesos menschenbeglückende Huld.
185 Aber Phalaris, den wilden
Mörder in ehrnem Stier, weiht
überall dem Abscheu der Nachruf.
Nie gesellt bei häuslichem Mahl
die frohertönende Leyer ihn der
190 Jugend der lieblichlispelnden Wonnegemeinschaft zu!
Glücksgenufs ist der erste der Preise,
edlen Rufs Besitz das zweite
Loos, und wo irgend ein Mann
beide Gaben fand und errang,
195 der hat der Kränze schönsten gebrochen.

Pindars zweite Pythische Ode.

1. Strophe.

Weitummauerte Syrakusa,
Du, des kämpfeschnaubenden
Ares Heiligthum, der waffenfrohen
Männer und Rosse
5 göttliche Nährerin,
Dir von der glänzenden Thebe Fluren
tragend komm' ich dies Lied, des erderschütternden
Viergespanns heilbringende Botschaft;
auf welchem, ein Sieger im Prachtgeschirr,
10 Hiero mit weitstralender Kränze Schmuck
Ortygia umwand,
der Flüssebeschützerin Artemis Sitz.
Denn sonder diese nicht bezwang er mit
ruhigen Händen
15 die buntgezügelten Füllen.

1. Antistrophe.

Denn der bogenerfreuten Jungfrau,
und des wettkampfslenkenden
Hermes Zwillingshand legt ehrend selbst den
stralenden Schmuck auf,
20 wann er der Rosse Kraft
jetzt an die zügelgehorchenden Räder
und den leuchtenden Wagen spannt, laut rufend zum
hehren Dreizackschwinger Poseidon.
Für andre der Herrscher ertönte einst
25 andrer Sänger weithallender Preisgesang,

erhebend rauscht oft noch der Kyprier Lied,
unsterblicher Tugend Lohn,
um Kinyras, ihn, den wohlwollend
einst der Latoide,
30 der lockenstrahlende, liebte,

1. Epode.

Aphroditens heimischen Priester.
Für empfangener Wohlthat Reiz
führt des Herzens ehrender
Dank zum Preis. Dich, o Sohn des Deinomenes, singt
35 rühmend die Jungfrau, die Zephyrische
Lokrerin vor dem Hause,
aus unseligen Schlachtengewühles Drangsal
sicher entronnen durch deine rettende Macht.
Auf der Götter Geheifs
40 verkündet, sagt man, Ixion
den Sterblichen, im geflügelten Rade
ewig herumgewälzt:
dem Wohlthäter, entgegnend wieder
süfse Vergeltung, zu lohnen.

2. Strophe.

45 Klar hat er es erprüft. Ein süfses
Leben pflückend hoch in der
mildgesinnten Götter Rath, ertrug er
nicht das erhabne
Glück, als in Liebeslust,
50 rasenden Sinns, er für Here brannte, Zeus
wonnumstraletem Lager hochvermählete.
Doch in grundlos gähnend Verderben
stürzt da ihn des Stolzes Vermessenheit,
und gerechtes bald leidend, erseufzet er
55 in auserwählter Pein
unselger Müh. Zwiefacher Frevel verhängt

ihm Büfsung, dafs verwandtes Blut zuerst, nicht ohne
tückische Kunst, er
den Erdgebohrnen verspritzte;

2. Antistrophe.

60 und Zeus Gattin versuchte in des
hohen weitgeöfneten
Brautgemachs unendlichen Räumen. Klüglich
schaue ein jeder
immer das eigne Maafs.
65 Frevelnde Liebesgemeinschaft stürzt' oft
auch gelingend ins Elend. Denn nach schmeichelnder
Täuschung Trugbild haschend umarmte
ein nichtiges Wolkengebild der Thor.
Aehnlich an Gestalt glich sie der himmlischen
70 erhabnen Tochter Kronos,
allein zum Trug hatte mit künstlicher Hand
Zeus sie — ein stralend Unglück — ihm gesetzt.
Selber bereitet'
er die vierspeichige Fessel

2. Epode.

75 sich nun, sein Verderben; von deren
unentrinnbarer Schling' umfafst
laut den allverbreiteten
Spruch er ruft. Von den Chariten fern da gebahr
einsam den einsam übermüthigen
80 Sohn sie ihm, — in der Menschen
Kreis ein Fremdling und fremd in der Götter Sitzen.
Aber sie nährt ihn und nennt Kentauros ihn, und
er vermischet sich wild
an Pelion's waldigter Ferse
85 mit Stuten Magnesiens, da entsteht — ein
Wunder zu schaun — ein Volk
der Abkunft gleich, von unten der Mutter,
aber dem Vater von oben.

3. Strophe.

Gott führt jegliches Hoffen leicht zum
90 Ziel, dem schnellvollendenden.
Gott, der hoch des Adlers Schwing' ereilet,
und den Delfin, den
flutendurchschneidenden
schnell überflügelt, in Staub oft beugte,
95 wer der Sterblichen hochgesinnt war, anderen
aber niemals alternden Ruhm gab.
Verläumdung das mächtige Ungeheuer
flieh' ich. Denn von fern sah' ich Archilochus,
des bittren Tadels Freund,
100 so oft, an schmähsüchtiger Feindschaft sein Herz
er weidete, von Noth umdränget. Reich
seyn mit der Weisheit
bescheidnem Theil, ist das beste.

3. Antistrophe.

Dir, o Waltender, ward diefs herrlich
105 in der Freiheit athmenden
Seele zu verleihn, Du König vieler
mächtig umkränzten
Strafsen und Volks. Denn wenn
einer der frühergebohrnen einen
110 mehr als Dich in der Ehren Glanz und Reichthum in
Hellas grofs nennt, ringet umsonst er
in eitel von Prahlsucht gebläbtem Sinn.
Deine Tugend laut schallend verkündend werd'
ich festlich den blumen-
115 geschmückten Schiffszug Dir besteigen. Es hilft
der wilden Schlachten Muth der Jugend. Darum
sag' ich, erwarbst Du
des Ruhms unsterblichen Preis Dir

3. Epode.

bald den rossetummelnden Männern
120 Dich gesellend im Kampf, bald des
Fufsvolks Reihen. Aber des
Alters weiserer Rathschlufs zeigt überall
frei und gefahrlos stets des preisenden
Liedes Pfade mir. Heil dir!
125 Gleich Phoenikischer Waare wird auf des Meeres
graulichen Fluten dir dieser Hymnos gesandt.
Mit gefälligem Blick
empfange dann das Kastorische Lied,
Aeoliens Saiten begegnend, der sieben-
130 tönigen Leier Geschenk.
Sei stets wie du gelernt zu seyn. Immer
heifset bei Kindern der Affe

4. Strophe.

schön. Allein Rhadamanthys theilt der
Seelgen Loos, weil tief er des
135 Sinnes tadellose Frucht brach, nie von
thörichtem Truge
eitel das Herz geschwellt;
wie er verläumderisch stets der Schmeichler
Zung' enttrieft. Ein Verderben, nie zu besiegen sind
140 der Verläumdung Priester für beide,
der Füchse betrüglicher Art verwandt.
Aber Frommen? Was frommte ihnen nun
der Ränke Hinterlist?
Wann tief im Grund mühsam der Wogen Gedräng
145 das Netz durchkämpft, schwimm' ich uneingetaucht,
ähnlich dem Korke,
hoch auf der Fläche der Salzflut.

4. Antistrophe.

Nie kann frei in der Edlen Kreis' ein
starkes Wort des trügrischen

150 Bürgers Brust entströmen. Gleich stets jeden
kosend umschmeichelnd
wirret er all' in Eins.
Fern sey sein Frevel von mir. Den Freund zu
loben wähl' ich mir; doch dem Feinde kämpf' ich nach
155 Wolfes Art feindselig entgegen,
betretend bald hier den gekrümmten Pfad, bald dort.
Stets gewinnt ein gradzüngiger Mann den Preis
in jeder Satzung Recht;
bei Herrschermacht, da wo das stürmende Volk
160 regiert und wo der Weisen Rath die Stadt
schützte. Doch mit Gott
mufs nie vermessen man streiten,

4. Epode.

welcher bald erhebt die einen,
bald mit stralendem Ruhm wechselnd
165 andre hoch umkränzt. Allein
dies auch gnüget erfreuend der Neidischen Herz
nicht, und an ungleich schwankender Wage
Schaalen ziehen sie, heftend
tiefend die schmerzende Wunde der eignen Brust ein,
170 eh' was im Busen sie heimlich brüten gelingt.
Mit zufriedenem Sinn
des Nackens schicksalbeschiednes
Joch tragen, ist besser. Gegen den Stachel
lecken ist schlüpfriger
175 Pfad. Mir sey es vergönnt mich prüfend
unter die Guten zu mischen.

Pindars vierte Pythische Ode.

An Arkesilaos, König von Kyrene, nach einem Wagensiege in den Pythischen Spielen.

Die vierte Pythische Ode zeichnet sich durch ihre Länge, durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Bilder, welche sie der Phantasie darbietet, und durch ihren zum Theil völlig epischen Gang unter allen, uns von Pindar übrig gebliebenen Gedichten aus. Man hat ihr sogar diese Eigenthümlichkeiten zum Vorwurf gemacht, und die unverhältnifsmäfsige Länge der episodisch eingewebten Schilderung des Argonautenzugs getadelt. Ich lasse es dahingestellt seyn, inwiefern eine solche Digression mit der Einheit der lyrischen Composition verträglich seyn mag, oder nicht. Aber gewifs, und auch sonst schon bemerkt ist es, dafs die Beurtheilung der poetischen Einheit bei den alten Dichtern andre Regeln, als bei den neuern voraussetzt, und dafs man nie vergessen darf, dafs die erstern insgesammt, nur mehr oder weniger, öffentliche Personen waren, bei bestimmten Gelegenheiten und vor bestimmten Versammlungen, nicht wie die letzteren, vor einem allgemeinen, unbestimmt gedachten Publikum, oder vielmehr blofs vor dem Richterstuhl des Geschmacks in ihnen selbst auftraten. Wenn diese Eigenthümlichkeit, die, ihrer Natur nach, sowohl Vorzüge als Mängel erzeugen mufs, schon auf die Epopee, die Tragödie, vorzüglich auf die Komödie, endlich, da sie innigst in die griechische Vorstellungsart verwebt war, auf alle Productionen des griechischen Gei-

stes einen nicht geringen Einfluſs ausübte; so ist sie in einem weit vorzüglicheren und nicht selten Nachsicht erheischenden Grade in den Siegeshymnen sichtbar, welche von Pindar allein auf uns gekommen sind, und die schwerlich, wie vortrefflich sie auch selbst sind, den besten und interessantesten Theil seiner so mannigfaltigen Werke ausmachen mochten. Sollte man aber auch diese Bemerkung gleich in der gegenwärtigen Ode noch so sehr bestätigt finden, so zeigt doch keine andre Pindars Genie in einer solchen Erweiterung, da er in ihr zugleich bewundernswürdige Talente des epischen Dichters entwickelt, und seine meisterhafte Kunst in der Charakterschilderung nirgends so sehr, als hier, erscheint. Je sorgfältiger man die Stelle, wo Jason zuerst nach Hause zurückkehrend, plötzlich unter seinen Bürgern auf dem Markt erscheint, untersucht, je genauer man die Gegeneinanderstellung des geraden und muthigen Jünglings mit der furchtsamen Verschlagenheit des alten Pelias vergleicht, desto mehr wird man finden, daſs jeder kleinste Zug das Gepräge des Charakteristischen an sich trägt. Selbst bei der Aufzählung der einzelnen Helden, die sich dem Jason zugesellten, macht fast ein jeder ein individuelles, in scharfen Umrissen gezeichnetes Bild aus. Da aber Pindar auch bei der Erzählung des Argonautenzuges sich fast bloſs an die Schilderung der Charaktere hält, und nur sehr wenig in die eigentliche fortlaufende Beschreibung der Handlung eingeht, so beweiset er dadurch zugleich, wie künstlich und vorsichtig er seinen Gegenstand selbst da noch lyrisch behandelt, wo er in der That schon episch zu werden anfängt.

Immer bleibt es der Einbildungskraft schwer, das Ganze dieser Ode in Ein Bild zusammenzufassen, und diese Schwierigkeit wird noch dadurch erhöht, daſs der Dichter auf mehrere historische Umstände anspielt, welche, da sie ei-

nen nicht gerade sehr wichtigen Theil der alten Geschichte betreffen, nur den wenigsten Lesern sogleich gegenwärtig seyn können. Um die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern, dürfte es daher nicht überflüssig seyn, den Gang der Ode in wenigen Zügen vorzuzeichnen, und zugleich die nöthigsten historischen Notizen hier in einer zusammenhängenden Erzählung vorauszuschicken, damit die Aufmerksamkeit bei der Lesung des Gedichts selbst nicht zu oft durch einzelne Anmerkungen unterbrochen werde.

Pindar besingt in diesem Hymnus den Wagensieg, welchen der Kyrenäische König Arkesilaos in den Pythischen Spielen davongetragen hatte. Allein außer der Feier dieses Sieges hat er, wie das Ende dieser Ode deutlich beweiset, noch die Absicht einen gewissen Damophilos, einen Kyrenäer, der, wie es scheint, bei ausgebrochenen innerlichen Unruhen vom Arkesilaos aus seinem Vaterlande vertrieben, und nach Theben geflüchtet war, wieder mit seinem Könige auszusöhnen. Nur aus diesem letztern Standpunkte angesehn, wird die sonst sonderbare Anlage des Ganzen verständlich. — Arkesilaos hatte in den Pythischen Spielen, also bei Delphi gesiegt, das delphische Orakel hatte auch zuerst die Anlegung der Kyrenäischen Kolonie veranlaſst; und daher nimmt der Dichter Gelegenheit, unmittelbar von der Erwähnung des Sieges auf die Gründung der Stadt überzugehen, welche der Sieger beherrschte, und diese zum Hauptthema seines Gedichts zu wählen, dadurch wird er erst auf die Geschichte der Insel Thera, und hernach auf den Argonautenzug geführt.

Arkesilaos Vorfahren stammten nemlich ursprünglich von den Argonauten ab. Denn als diese auf ihrem Zuge grade zu der Zeit in Lemnos landeten, als die Lemnierinnen ihre Männer getödtet hatten, so vermählten sie sich mit denselben, und die Abkömmlinge der von ihnen dort

erzeugten Kinder kamen, von den Pelasgern aus Lemnos vertrieben, nach Lacedaemon, wo man sie, vorzüglich in Rücksicht auf die Tyndariden, die dem Zuge beigewohnt hatten, aufnahm. Weil sie aber Unruhen zu stiften anfingen, wurden sie ins Gefängnifs geworfen, und als sie von da mit List entkamen, berathschlagte man sich, wie man sie greifen und hinrichten wolle. Zu eben dieser Zeit war Theras, welcher als Vormund für seine Schwestersöhne die Regierung in Sparta geführt hatte, und nach ihrer Grofsjährigkeit nicht wieder von ihnen beherrscht seyn wollte, im Begriff eine Kolonie nach Kallista, die nachher Thera hiefs, (einer kleinen Insel im Aegäischen Meere) zu führen, um sich dort mit seinen Verwandten zu vereinigen. Denn Kallista wurde damals von Abkömmlingen des Kadmos bewohnt, von welchem auch Theras sein Geschlecht durch Polynikes und Oedipus ableitete. Dieser schiffte die verurtheilten Abkömmlinge der Argonauten mit sich ein, und führte einen Theil von ihnen nach Thera. Unter den Nachkommen derselben war ein gewisser Battos, der in der siebzehnten Generation von Euphemos, einem der Argonauten, und einer Lemnierinn abstammte. Dieser, um mit Pindar der Sage der Kyrenäer zu folgen, (denn die der Theräer wich hiervon ab) hatte eine fehlerhafte, stotternde Sprache und fragte das Delphische Orakel, wie er von diesem Uebel befreit werden könne? Die Pythia aber antwortete hierauf nicht, sondern befahl ihm zu verschiedenen Malen eine Kolonie nach Libyen zu führen. Auf den wiederholten Befehl des Orakels entschlofs er sich endlich dazu, und baute, nach zweimal verändertem Wohnsitz, Kyrene, das auf diese Weise unmittelbar eine Pflanzstadt von Thera, mittelbar aber von Lacedämon war. Von Battos stammte Arkesilaos in der achten Generation ab.

Der erste Theil der Ode (v. 1 — 103) beschäftigt sich

allein mit der ersten Veranlassung zur Gründung von Kyrene. Auf der Nordküste von Afrika hatte eine Gottheit des Landes den zurückkehrenden Argonauten eine Erdscholle zum Gastgeschenk angeboten. Euphemos hatte sie angenommen, brachte sie aber nicht mit sich nach Hause zurück; sondern da sie aus Versehen aus dem Schiffe fiel, schwamm sie an das Ufer der Insel Thera. Den Sinn dieses Vorfalls und wie an diese Scholle das Recht auf die Bevölkerung und den Besitz von jener Küste geknüpft sey, erklärt Medea den Argonauten, indem sie ihnen zugleich den Zug ihrer Abkömmlinge nach Thera und die von dort nach Kyrene gesandte Kolonie weissagend vorherverkündigt.

Nachdem der Dichter hierauf die Erfüllung dieser Weissagung berührt, und sich an den Sieger gewendet hat, (v. 104 — 123) gehet er zum Argonautenzuge, als der ursprünglichen Veranlassung der Bevölkerung von Kyrene, über.

Dieser war seiner Absicht in doppelter Hinsicht angemessen, da er ihm Gelegenheit gab, den Ahnherrn seines Siegers, den Euphemos, in einer glänzenden Verbindung mit den ersten Helden Griechenlands zu zeigen, und zugleich in Iasons großmüthigem und gemäßigtem Betragen gegen Pelias ein Muster der Versöhnlichkeit unter Verwandten und Bürgern aufzustellen. Er verweilt daher am längsten bei der Veranlassung des Zuges und der Abfahrt der Helden und faßt alles Uebrige nur in wenigen Strophen zusammen (v. 124—438). Ueber den Weg, welchen Pindar den Argonauten anweiset, ist viel von den Auslegern gemuthmaßt worden. Um sich aber aus der Verwirrung zu retten, in welche diese Muthmaßungen führen, und sich den Zug auf eine einfache und zugleich sinnliche Weise darzustellen, darf man nur einen Blick auf die Homerische

Welttafel werfen, welche Vofs seiner Uebersetzung der Odyssee beigefügt hat — eine meisterhafte Arbeit und die allein hinreichend beweiset, dafs ihr Verfasser mit eben so tiefem Forschungsgeiste in die Vorstellungsweise des Alterthums eindringt, als er mit bewundernswürdigem Genie die dichterischen Produkte desselben in unsre Sprache überträgt. Auch Pindar bleibt im Ganzen genommen hier den ersten Begriffen der Erdkunde getreu, nur dafs er einige, jener frühern Zeit unbekannte Namen einmischt. Seiner Beschreibung und jenen Begriffen nach, kann man sich, dünkt mich, die Reise der Argonauten nicht anders, als folgendermafsen denken. Von Iolkos, Iasons Vaterstadt in Thessalien, schifften sie durch den Hellespont und Propontis (die Pindar jedoch nicht nennt) in den Pontus Euxinus, welcher aber damals noch nicht *Euxinus*, (der wirthliche, von den griechischen Pflanzstädten an seinen Küsten) sondern *Axinus* (der unwirthliche, wegen der ihn umwohnenden Barbaren) hiefs. Von dort gelangten sie durch den Phasis nach Kolchis, den Rückweg nahmen sie gerade in der entgegengesetzten Richtung. Durch den Phasis strömte nemlich, wie man sich vorstellte, der die ganze Erde umfliefsende Okeanos auf der Ostseite ein. In diesen kamen sie vom Phasis aus, und so weiter an die östliche und südliche Küste von Libyen (Afrika), wo Pindar das rothe Meer nennt. Um Afrika segeln sie nicht herum, sondern gehen von Süden nach Norden, indem sie die Argo auf den Schultern tragen, zu Fufs über das Land bis an den See Triton. Da, jenen Vorstellungen zufolge, Afrika überhaupt überaus schmal war, an dieser Stelle aber die Bucht bei der Syrte seine Breite noch vermindert, und man sich den Tritonischen See tief innerhalb des Landes und vermittelst eines schmalen Stromes ins Meer ausfliefsend dachte, so war dieser Landweg, den Pindar auf zwölf Tagereisen be-

stimmt, nicht übermäfsig grofs. Von dem Tritonischen See endlich steuerten sie durch das Aegäische Meer bei Thera vorbei nach Hause, kamen aber, vielleicht durch den Wind verschlagen, zuerst weiter nördlich nach Lemnos.

Mit einer Wendung, welche auch noch in andern Oden auf eine ähnliche Weise wiederholt ist, bricht der Dichter jetzt die lange Digression vom Argonautenzuge plötzlich ab, und wendet sich nunmehr allein zu seinem Hauptgegenstand, den Sieger, und Damophilos Bitte um seine Rückkehr nach Kyrene. Hier (v. 439) beginnt derjenige Theil des Gedichts, welcher leicht in den Augen der meisten Leser als der schönste und wichtigste erscheinen dürfte. In einer Reihe trefflicher Sentenzen, in welchen die Tiefe des Sinnes mit der Kürze und der Kühnheit der Diktion wetteifert, fodert Pindar den Arkesilaos zur Grofsmuth und Mäfsigung gegen seine Feinde auf, zeigt ihm (v. 467 — 479) zugleich in einer feinen und räthselhaften Einkleidung die nachtheiligen Folgen, mit welchen allzu grofse Strenge sich selbst zu bestrafen Gefahr läuft, und empfiehlt den verbannten Damophilos. Ob man nun gleich aus diesem Schlusse wohl sieht, dafs unter Arkesilaos Regierung bürgerliche Unruhen ausgebrochen seyn müssen, deren Theilnehmer Arkesilaos mit grofser Strenge verfolgte, so weifs man doch übrigens von dem genaueren Detail dieser Begebenheiten fast nichts, so wie überhaupt nur sehr wenig von der letzten Periode der Kyrenäischen Könige aus dem Geschlecht der Battiaden. Von Battos, dem ersten Erbauer von Kyrene, an, herrschten nemlich, wie auch das Orakel zu Delphi geweissagt hatte, acht Könige über Kyrene, welche wechselsweis den Namen Battos und Arkesilaos führten. Die Geschichte der ersten sechs derselben erzählt Herodot ausführlich. Aber von den beiden letzten finden sich nur wenige und zerstreute Nachrichten. Der

Sieger, an den diese Ode gerichtet ist, war der letzte von ihnen, Arkesilaos IV., mit dessen Ermordung die Herrschaft der Battiaden über Kyrene aufhörte, und eine Volksregierung an ihre Stelle trat. Seinen gegenwärtigen Sieg in den Pythischen Spielen trug er, wie der Scholiast des Pindar, übereinstimmend mit den übrigen Geschichtsumständen, bezeugt, in der 31. Pythiade (461 v. Chr. G., wenn man die erste Pythiade in das Jahr 581 v. Chr. G. setzt) davon, und die Verfertigung dieser Ode fällt daher in die letzten zehn Lebensjahre Pindars *).

Soviel wird zum Verständniß der Ode im Ganzen hinreichend seyn.

Ueber die Uebersetzung füge ich hier, wo es nur vorzüglich darauf ankömmt, Leser, die des Griechischen unkundig sind, mit einem der vorzüglichern Stücke Pindars bekannt zu machen, nichts weiter hinzu. Nur bemerken muß ich, daß sie schon seit einigen Jahren fertig liegt und daß ich sie jetzt, bei nochmaliger Durchsicht, an noch mehreren einzelnen Stellen umgeändert haben würde, wenn ich nicht gefürchtet hätte, der Einheit des Ganzen zu schaden, von welcher die Hauptwirkung abhängt.

Das Silbenmaaß kommt mit dem des Originals in der Wiederkehr ähnlicher rhythmischer Perioden, nicht aber in Absicht der einzelnen Verse überein, welches letztere ich erst späterhin versucht habe. Mich über die Nachbildung der lyrischen Silbenmaaße der Griechen im Deutschen genauer zu erklären, verspare ich, bis ich, wie ich bald hoffe, im Stande bin, über die Pindarischen Silbenmaaße selbst Rechenschaft abzulegen, — eine Arbeit, die um so nothwendiger ist, als gerade die neuesten und berühmtesten Her-

*) Hier ist die Berichtigung S. 328 dieses Bandes zu vergleichen.



ausgeber des Pindar sie zum nicht geringen Nachtheil der genaueren kritischen Behandlung des Dichters so gut als gänzlich vernachläſsigt haben.

---

1. Strophe.

Heute ziemt es Dir, Muse, dem theuren Mann zur
Seite zu stehen, der rossereichen Kyrene
Herrscher, heut', an Arkesilas Siegesfeste,
Pytho der schuldigen Hymnen Hauch und den Kindern
5 Leto's zu schwellen;
da, wo einst, in Kronions
goldener Adler Mitte —
Phöbos weilte nicht fern — die
Jungfrau dem Battos Libyens
10 fruchtbare Fluren
zu bebauen weissagend gebot,
daſs weichend vom heilgen Eiland, auf des
Landes silberschimmernder Höh',
die wagenrüstige Stadt er gründe.

1. Antistrophe.

15 Also sollt' er, nach sechzehn dahingeschwundnen
Menschengeschlechtern, das Wort Medeens vollbringen,
welches einst mit begeistertem Mund' in Thera
Kolchis Gebietrin, Aeetes muthige Tochter
ahndend verkündet.
20 Also sprach sie zu Jasons
götterentsproſsnen Schiffern.
„Hört mich, Söhne der tapfern
„Helden und Götter, denn ich
„sag' Euch, es pflanzt aus
25 „diesem wogenirrenden Land,
„sich Epaphos Tochter in Kronion-

„Ammons Sitzen einst einen Stamm
„von Städten, aller Irrdischen Sorgfalt.

1. Epode.

„Mit kurzbeschwingten Delphinen
30 „werden sie schnelle Rosse vertauschen,
„und an der Ruder Statt, Zügel
„lenken, und windschnell eilende Wagen.
„Jenes Zeichen wird Erfüllung
„krönen, Thera zur Mutter mächtiger
35 „Städte machen — jene Scholle
„Erde, welche zum Gastgeschenke, bei
„des Tritonischen Sees
„Mündung, springend herab vom Schiff, Euphemos
„aus des menschenähnlichen Gottes
40 „Hand empfing. Heilverheifsend sandte Vater
„Zeus ihm einen rollenden Donner.

2. Strophe.

„Lichtend hängten wir eben den erzbeschlagnen
„Anker, der eilenden Argo Zaum, an das Schiff; da
„kam er zu uns. Zwölf Tage lang hatten wir das
45 „wogendurchwandelnde Fahrzeng vom Ozeane
„über der Erde
„wüsten Rücken — denn also
„rieth ich es Euch — getragen.
„da begegnet' in eines
50 „ehrwürd'gen Helden hehres
„Antlitz gehüllet,
„uns der einsamwandernde Gott;
„und trauliche Worte sprach er — also
„ladet wohl der gastfreie Mann
55 „den kommenden Fremdling freundlich zum Mahl.

2. Antistrophe.

„Doch die süfsre Rückkehr verbot uns dort zu
„weilen. Da nannt' er Eurypylos seinen Namen,

„rühmte sich des nie alternden Erdumgürters
„Sohn, und erkannte die Eil der dringenden Heimfahrt.
60 „Schnell griff er Erde
„mit der Rechten vom Boden,
„uns zum Geschenk zu geben.
„Nicht die Gabe verschmähend,
„schwang sich Euphem ans Land, und
65 „freudig empfing er
„da die göttliche Scholle von ihm.
„Jetzt aber, vernehm' ich, ging sie plötzlich
„von des Meeres salziger Flut
„hinweggespült aus dem schnellen Schiffe,

2. Epode.

70 „hin mit des Ozeans Wogen.
„Oftmals befahl ich zwar sie zu hüten
„den mühentladenden Dienern,
„doch es entschwand dem Sinn der Vergefsnen.
„Und zu früh ist nun in diesem
75 „Eiland Libyens unvergänglicher
„Saame verstreut. Denn wenn in der
„heiligen Taenaron, an des Aïdes
„unterirrdischen Mündung,
„einst heimkehrend Euphemos, Poseidaons
80 „Sohn, des Rofsbezähmers, ihn legte —
„er, den Tityos Tochter einst, Europa,
„an Kephissos Ufern gebohren —

3. Strophe.

„dann errang ihm sein Blut in der späten Enkel
„viertem Geschlechte mit Hellas Söhnen die weite,
85 „unermefsliche Küste. Denn dann verlassen
„sie Lakedämons Flur, dann Mykene und Argos
„trauernden Busen.
„Doch nun zeugt er in fremder
„Weiber Umarmung einen

90 „auserlesenen Stamm, dem
„ehrend die Götter dieses
„Eiland verleihen.
„Und aus ihm entsprosset der Mann,
„der schwarzumwölkten Gefilde Herrscher,
95 „dem, vom goldumschimmerten Thron,
„wenn forschend zu Pythos Tempel er kommt,

3. Antistrophe.

„einst Apollon weissagend gebeut, dafs, Schiffe
„rüstend, er viele der Schaaren hin zu des Nilos,
„Kronos Sohns, fetten, heiligen Auen führe."
100 Also die Rede Medeens. Und unbeweglich
safsen verstummend,
ob der Weisheit der Deutung
staunend, die Göttersöhne.
Seelger Sohn Polymnestos,
105 Dich verherrlichte da der
Delphischen Jungfrau
unentlockt ertönender Spruch.
Denn dreimal mit freudigem Willkommen
Dich begrüfsend, nannte sie Dich
110 Kyrenens schicksalbestimmten König,

3. Epode.

als nach der stotternden Stimme
Lösung Du forschtest, welche die Götter
verhiefsen? Und jetzt auch grünet,
wie in des purpurblumigen Frühlings
115 Jugend, seiner hohen Enkel
achter Sprösling, Arkesilas, welchen
mit des Wagensieges Ruhm nun
durch der Amphiktyonen Richterspruch
Phoebos kränzet und Pytho.
120 Ihn soll heute mein Lied den Musen weihen,

und des Widders goldenes Vliefs. Denn
als nach diesem die Minyer schifften, pflanzten
hohe Würden ihnen die Götter.

4. Strophe.

Welchem Anfang entspann sich der Zug der Helden?
125 Welcher Gefahren Macht drängte sie mit des Erzes
Keil? Verheifsen war Pelias einst von Aeols
muthvollen Söhnen zu fallen, ihrer Hand, oder
siegendem Rathschlufs.
Denn von der heiligen Jungfrau
130 Mund auf der waldumkränzten
Erde Mitte geweissagt,
kam ihm ein schauervoller
Ausspruch und warnte
ihn vor dem einschuhigen Mann,
135 wenn von des Gebirges Heerden einst er
zu Jolkos sonniger Flur,
ein Fremdling, oder ein Bürger, käme.

4. Antistrophe.

Und er kam mit den kreisenden Monden. Zween
mächtige Speere schwang sein Arm, ein ungeheurer
140 Mann; ein doppeltumhüllend Gewand bedeckt ihn;
eins nach Magnesischem Brauch der herrlichen Glieder
Schönheit umfliefsend;
drüber wehrte des Pardels Haut
den stürmenden Wettern.
145 Glänzend umwallten ringelnd,
nimmer verletzt vom scharfen
Stahle, die Locken
seinen ganzen Rücken. So stand
er furchtlos schreitend, erprüfend seines
150 Busens unerschütterten Muth,
vom Volk umdrängt, in des Marktes Mitte.

4. Epode.

Sie kannten ihn nicht, und staunend
redete also einer zum andern:
„diefs ist nicht Phoebos Apollon;
155 „nicht Aphroditens Liebling mit eh'rnem
„Wagen. Fern in Naxos Auen
„sanken Iphimedeens Kinder — so
„geht die Sage — Otos hin, und
„Du, vermessener Epialtes. Auch
160 „traf den Tityos mordend
„längst schon Artemis schneller Pfeil, der Göttin
„niebesiegtem Köcher entstürmend,
„dafs erreichbare Liebe nur der Menschen
„Busen zu erstreben sich wähle."

5. Strophe.

165 So der Staunenden Wechselgespräch. Da kam mit
eilenden Mäulern im schöngeglätteten Wagen
Pelias plötzlich herbei, und Entsetzen fafst' ihn,
als er den kenntlichen Schuh allein an dem rechten
Fufse bemerkte.
170 Doch verschlagen den bangen
Kummer im Herzen bergend,
fragt er freundlich ihn: „welches
„Landes Entsprofsnen nennst Du
„rühmend Dich, Fremdling?
175 „Welches erdgeborene Weib
„trug Dich, als Mutter, im edlen Schoofs? nicht
„Deinen Mund mit schändlichem Trug
„entweihend, verkünd uns Deine Abkunft."

5. Antistrophe.

Unerschrocken erwiedert' er ihm mit sanften
180 Worten: „Ich rühme mich Chirons Lehre zu üben.
„Denn von seiner umschatteten Höle komm' ich,

„Philyra und Chariklo verlassend, wo sorgsam
„mich des Kentauren
„reine Töchter erzogen.
185 „Aber nie sie mit Worten,
„noch mit Werken erzürnend,
„kehr ich jetzo, nach zwanzig
„Jahren, nach Hause,
„um des Vaters, nun sonder Recht
190 „verwaltete, alte Würde, die dem
„Völkerführer Aeolos einst
„und seinem Stamm Zeus verlieh, zu nehmen.

5. Epode.

„Denn frevlerisch hat sich, hör' ich,
195 „seines Ehrgeizes Uebermuth folgend,
„gewaltsam Pelias meiner
„Eltern uralter Herrschaft bemächtigt,
„die, als ich zuerst den jungen
„Tag erblickte, den unversöhnlichen
„Herrscher fürchtend, schnell mit düstrer
200 „Trauer, als wär' ich todt, und jammerndes
„Weibes Klagegeheul das
„Haus erfüllten, und mich, in Purpurwindeln
„eingehüllt, und heimlich die Nacht mir
„zur Genossin des Weges wählend, sandten
205 „Chiron mich zur Pflege zu geben.

6. Strophe.

„Doch jezt wisset Ihr kurz meines Lebens Schicksal.
„Zeiget mir wahrhaft nun, edle Bürger, die Wohnung
„meiner Ahnherrn mit schimmernden Rossen. Denn ein
„Sprößling des Landes, und Aesons Sohn, komm ich, nicht ein
210 „Fremdling zu Fremden,
„Iason nannte mich Chiron,
„Kronos Erzeugter." Also
sprach er, und es erkannt' ihn,

wie es ihn sah, des Vaters
215 Auge; da beben
Thränen von der Wimper dem Greis,
es freut sich innig das Vaterherz, nun
wieder zu erblicken den Sohn,
den schönsten der erdgebornen Mütter.

6. Antistrophe.

220 Schnell besuchen ihn freudig die beiden Brüder,
hörend den schallenden Ruhm des Sohns, aus der Nähe
Pheres, den Hypereischen Quell verlassend,
und aus Messenien Amythaon; auch eilen,
daſs sie des Oheims
225 Sohn begrüſsen, Admetos
hin und Melampos. Alle
nimmt am fröhlichen Mahl mit
kosender Rede Iason
freundlich auf, spendet
230 süſse Freundschaftsgaben, und weckt
jeglicher Freude Reiz. Also pflücken
sie fünf Tag' und Nächte hindurch
des Vollgenusses heilige Blume.

6. Epode.

Am sechsten aber legt er von
235 Anfang die ganze männliche Rede
den Freunden prüfend vor. Alle
geben ihm Beifall, und er verläſst mit
ihnen schnell des Vaters Hütte.
Eilend stehen sie bald an Pelias
240 Schwelle. Sie vernehmend gehet
der schönlockigen Tyro hehrer Sohn
freundlich ihnen entgegen.
Da beginnt mit sanfter Stimme, mit des
Friedens süſs hinströmender Rede,
245 Iason weiser Gespräche Grund zu legen.
„Sohn des Erdumgürters Poseidon!

7. Strophe.

„Schneller eilet der Sterblichen Herz, des Truges
„schnöden Gewinnst, denn des Rechtes Pfade, zu wählen;
„schleicht es gleich so zu bittrer Reue Qualen.
250 „Uns aber ziemt es, der Brust Begierden besiegend,
„friedlich der Zukunft
„Heil zu weben. Von Einer
„Mutter — Du weifst es — stammte
„Kretheus ab, und Salmoneus
255 „frevelnde Kühnheit. Und von
„ihnen, die dritten
„Enkel, sprossend, sehen jetzt wir
„der Sonne goldene Kraft. Die Mören
„fliehen, wenn, verhüllend die Schaam,
260 „Zwist Eines Blutes Entsprofsne spaltet.

7. Antistrophe.

„Nicht mit schildezertrennenden Schwerdtern, nicht mit
„Lanzen gebührt es uns, der herrlichen Ahnherrn
„hohe Würde zu theilen. Ich lasse Dir die
„Heerden der Schaafe, die röthlichen Rinder, und alle
265 „Aecker, womit Du,
„meinen Eltern sie raubend,
„jetzt Deinen Reichthum nährst. Es
„kränkt mich nicht, dafs Dein Haus diefs
„glänzend erhebe. Doch den
270 „Scepter der Herrschaft
„und den Thron, von welchem herab
„einst der Kretheide des Rechtes Gränze
„seinem rossezähmenden Volk
„mit Weisheit schied, den gieb jetzt uns wieder,

7. Epode.

275 „dafs friedlich wir uns schlichten, und
„nicht Du ein neues Unheil erweckest."

So sprach er, und schwieg. Da sagte
freundlich erwiedernd Pelias ihm: „So
„will ich es. Doch schon umdämmert
280 „mich des sinkenden Alters Abend. Dir
„glüht der Jugend Blüthe noch. Du
„könntest jetzo der unterirrdischen
„Götter Rache mir wenden.
„Seinen Schatten zu rufen, mahnt mich Phrixos,
285 „ziehend zu Aeetes Pallästen,
„dort des wolligen Widders Vliefs zu holen,
„der ihn einst des Ozeans Wogen,

8. Strophe.

„und der Stiefmutter frevelndem Arm entrissen.
„Also verkündete mirs ein Wundergesicht im
290 „Traum. Da fragt' ich Kastaliens Seher, ob ich
„Wahrheit erspähte? und schnell befahl mir den Schiffszug
„Phöbos zu rüsten.
„Diese Arbeit vollbringe
„willig mir nun; dann, schwör' ich,
295 „geb' ich weichend den Scepter
„Dir und die Herrschaft. Unsrer
„beiden Geschlechte
„Vater, Zeus — ein mächtiger Schwur —
„sey Zeuge." Auf dieses Bündnifs schieden
300 beide, nun geschlichteten Sinns.
Und Iason entbot Herolde eilend,

8. Antistrophe.

überall den gerüsteten Zug mit lautem
Ruf zu verkünden. Da kamen, nimmerermüdend
in des Kampfes Getümmel, drei Söhne Zeus, die
305 Kinder Alkmenens und der schwarzäugigen Leda.
Herrlich mit weh'ndem
Helmbusch eilten, Poseidons
Abkunft, zwei Helden, ehrend

ihre Stärke, herbei von
310 Taenarons Höhe und Pylos.
Strahlend erhebt ihr
Ruhm sich, Periklymenos Kraft,
und Deine, Euphemos. Von Apollon
naht' Orpheus, der Vater des Lieds,
315 der vielgepriesene Harfensänger!

8. Epode.

Hermes mit goldenem Stabe
sandte zur harten Arbeit der Helden
das Zwillingspaar, Echion in
schäumender Jugend, und Erytos. Auch
320 die des luftigen Pangäos
Fuſs umwohnten, gesellten sich zu der
Schaar. Denn frohen Muthes rüstet
schnell der König der Winde, Boreas,
seinen Kalais, willig
325 seinen Zetes zum Zuge. Beiden decken
leichte Purpurschwingen den Rücken.
So entzündete süſser Sehnsucht Zauber
zu der schnellen Argo im Busen

9. Strophe.

aller Götterentsprossenen Here, daſs im
330 Schooſse der Mutter gefahrlos keiner die Tage
fern verzehrte, den Freunden zur Seite lieber
auch mit dem Tod seiner Tugend ewige Dauer
jeder erränge.
Schnell erreichte der Schiffer
335 Blüthe Iolkos Fluren.
Rühmend musterte alle
Iason. Dann aus der Vögel
günstigem Fluge,
und des Looses heiligem Wurf
340 weissagend, vertraute Seher Mopsos

sichern Muths der Argo die Schaar,
und lichtend hängten sie hoch die Anker.

9. Antistrophe.

In den Händen die goldene Schaale, fleht am
Steuer der Führer des Zugs zum Vater der Götter
345 laut, dem blitzbewaffneten Zeus, der Wellen
eilendem Sturz, und der Winde, rufet des Meeres
Pfaden, den Nächten,
heiter lächelnden Tagen,
und der ersehnten Rückkehr.
350 Heilverkündend ertönt ihm
hoch da des Donners Stimme;
nieder vom Aether
zückt des Blitzes röthlicher Strahl.
Des Gottes Zeichen sich vertrauend,
355 stehen, neugewaffnet mit Muth,
die Göttersöhne, und treibend mahnet

9. Epode.

der Seher sie jetzt, furchtlose
Hoffnung verheifsend, muthig zu rudern.
Leicht eilte unter der Helden
360 Händen der Ruder rastloser Schlag. Von
Notos schnellem Hauch geleitet,
sahen sie des Axinos Mündung. Hier
weihten sie dem Meerbeherrscher
Poseidaon — denn eine Thrakische
365 Heerde röthlicher Rinder,
und ein steinerner gottgeformter Altar
war dort — eine heilige Stätte;
und nach tiefen Gefahren heifsverlangend
flehten sie zum Herrscher der Schiffe,

10. Strophe.

370 dafs der donnernden Eile der nie bezähmten,
wild sich begegnenden Felsen Argo entrönne.

Denn sie lebten die Zwillingsfelsen! schneller
wälzten sie sich, denn der furchtbartosenden Stürme
Heere zusammen.
375 Jener Zug aber brachte
ihnen den Tod. Im Phasis
landend, nahten den braunen
Kolchern sie ihre Kraft, und
König Aeetes.
380 Aber damals brachte zuerst
den Sterblichen vom Olymp, unlösbar
künstlich im vierspeichigen Rad
gefesselt, den bunten Iynx, jenen

10. Antistrophe.

lieberasenden Vogel, der schärfsten Pfeile
385 Herrscherin, Kypris, und lehrte schmeichelnder Bitte
Zauberkraft den verständigen Aesoniden,
dafs er im Busen Medeens tilgte der Eltern
ehrende Scheu, und
Hellas lieblicher Reiz die
390 Geifsel der Ueberredung
auf die glühende schwänge.
Und sie enthüllt des Vaters
Arbeit Vollbringung
ihm, und giebt ihm, mischend mit Oel,
395 der folternden Schmerzen Gegenmittel.
Dann geloben beide sie sich
der süfsen Vermählung Band zu knüpfen.

10. Epode.

Doch als Aeetes, von Iasons
Helden umringt, dem ehernen Pflug, und
400 den Stieren sich nahet, die aus
leuchtenden Rachen glühenden Feuers
Flammen sprühn, und mit dem Huf von
Erze wechselnd den Boden schlagen, da

führt er leicht allein sie zum Joch.
405 Grade Furchen hinstreckend, treibt er sie
dann, und spaltet der Erde
schollenthürmenden Rücken eine Klafter
tief. „Diese Werke vollbringe," beginnt er,
„nun der Herrscher des Schiffes mir, und nehme
410 „dann den unvergänglichen Teppich,

11. Strophe.

„jenes Vliefs hell von goldenen Quasten umschimmert."
Also der König, und Iason warf von der Schulter
schnell das Safrangewand, und dem Gott vertrauend
ging er ans Werk. Es bewegt die Flamme ihn nicht. Es
415 wehrt ihr der Jungfrau
zauberkundiger Rath. Drauf
zieht er den Pflug zu sich hin,
beugt den Nacken der Stiere
unter des Joches Zwang, und
420 treibt die gewaltge
Seite mit dem stachelnden Erz.
So endet der Held das aufgegebne
Maafs. Aeetes birgt in der Brust
den Schmerz, und jauchzt bewundernd ihm Beifall.

11. Antistrophe.

425 Freudig reicht dem gewaltigen Mann der Freunde
Haufe die Hände, umschmückt mit Kränzen von Gras ihn,
und begrüfst ihn mit schmeichelnder Rede. Aber
Helios strahlender Sohn entdeckt ihm des Widders
schimmerndes Vliefs, wo
430 ausgebreitet es Phrixos
Schwerdt angeheftet. Diese
Arbeit würde, so hofft' er,
nicht er bestehn. Denn tief im
Dickicht des Waldes
435 lag es, und mit gierigem Schlund

bewacht' es ein Drache, länger und stärker,
als das funzigrudrige Schiff,
das bildend des Stahles Schläge bauten.

11. Epode.

Lang ist es, kehr' ich auf ebnem
440 Wege zurück; es dränget die Stunde,
und einen kurzen Pfad kenn' ich,
vielen in dieser Weisheit ein Führer.
Er erlegt, Arkesilas, schlau
den blauäugigen, buntgesprenkelten
445 Drachen, und entführt Medeen
heimlich, Pelias kühne Mörderin.
So erreichen sie schiffend
bald des Ozeans Flut, das rothe Meer, und
Lemnos männertödtende Weiber.
450 Hier bewiesen sie kämpfend ihrer Glieder
Heldenkraft, enthüllt vom Gewande,

12. Strophe.

und umarmten die Weiber. Dort auf fremdem
Eiland empfing der verhängnifsschwangre Tag einst,
oder heilige Nächte Eures Glückes
455 werdende Strahlen. Denn dort gesäet blühet
ewige Tage
nun Euphemos Geschlecht. Nach
Spartas Gefilden wandernd,
wählten sie mit der Jahre
460 Laufe Kallista sich zum
Wohnsitz. Von da gab
Leto's Sohn Euch, dafs mit der Gunst
der Götter Ihr Libyens Fluren schmücktet,
und die goldenthronende Stadt
465 der göttlichen Kyrene beherrschtet,

12. Antistrophe.

weise strenger Gerechtigkeit Rath ersinnend.
Fasse nun Oedipus Weisheit! Wenn mit dem scharfen
Beil ein Mann der gewaltigen Eiche hohe
Zweige verstümmelt, und ihres herrlichen Wuchses
470 Bildung entstellet;
giebt sie doch, auch der Früchte
zeugende Kraft verlierend,
ihrer Stärke Beweise,
wenn sie des Winters Feuer
475 endlich verzehret,
oder sie im Hause des Herrn,
von schlanken Säulen gestützt, in fremder
Mauer unter drückender Last
erseufzt, der heimischen Flur entrissen.

12. Epode.

480 Du bist der beste der Aerzte,
Päan umstrahlet ehrend Dein Leben!
Sanft schonender Hand Berührung
fodert der Wunde reizbarer Schmerz. Denn
leicht ists, auch dem minder Starken,
485 schnell die Stadt zu erschüttern, aber auf
festen Grund sie wieder stützen,
ist schwer, wenn unvermuthet nicht sich ein
Gott den Herrschern als Führer
zugesellet. Doch Dir ward dieses Glückes
490 holder Reiz vom Schicksal gewoben.
Harre duldend nur aus, Kyrenens seelgen
Mauern jede Sorgfalt zu weihen!

13. Strophe.

Von Homeros erwäg' auch diesen Spruch im
Herzen und ehr' ihn. Ein weiser Bote verleihet,
495 sagt er, jedem Geschäfte die höchste Würde.

Auch die erhabenen Musen schmücket gerechte
Sendung. Kyrene
kennt und Battos erlauchter
Pallast Damophilos stets
500 reinen, schuldlosen Busen.
Denn in der Jugend Schaar ein
Jüngling, ist er im
Rath ein hundertjähriger Greis.
Er schweigt mit Weisheit des Lästrers kühner
505 Zunge laut entschallendes Wort;
lernte den Uebermüthigen hassen;

13. Antistrophe.

streitet nimmer den Edlen entgegen, verzögert
keines Beginnens Vollbringung. Denn schnell verblühet
der Gelegenheit flüchtiger Augenblick. Er
510 kennt sie, ein folgsamer Diener begleitet er sie, kein
flüchtiger Sklave.
Das ist, sagt man, des Unglücks
Gipfel, das Schöne kennen,
und gezwungen entbehren.
515 Gegen des Himmels Bürde
ringt jetzt, ein Atlas,
dieser, von der Heimath entfernt,
und seinen Schätzen. Doch die Titanen
löste selbst der ewige Zeus;
520 und schweigt der Sturm, so wechselt der Schiffer

13. Epode.

die Segel. Er sehnt sich endlich,
nach der durchkämpften schmerzenden Krankheit,
sein Haus zu sehn, an Apollons
heiligem Quell, bei fröhlichen Mahlen,
525 heitrer Jugendfreude wieder
seine Seele zu geben; oft auch in
weiser Bürger Mitte friedlich

der melodischen Leier Saiten zu
rühren, keinem Verderben
530 sinnend, wieder von keinem selbst es duldend.
Dann erzählt er auch, welchen neuen
Quell unsterblicher Lieder er für Arkesilas
fand, jüngst ein Thebischer Gastfreund.

Anmerkungen.

V. 6—9. Delphi heifst bei den Alten häufig der Nabel, oder die Mitte der Erde. Einer alten Sage zufolge, hatte Zeus, um die Mitte der Erde kennen zu lernen, zwei Adler, einen von Westen und den andern von Osten ausfliegen lassen, um die Mitte der Erde zu finden. Beide begegneten einander auf dem Parnafs bei Delphi. Zum Andenken dieser Begebenheit standen zwei goldene Adler zu beiden Seiten des Sitzes der Pythia, die aber im Phokischen Kriege aus dem Tempel geraubt wurden.

V. 12. Eiland) Thera.

V. 14. Stadt) Kyrene, die auf einem Hügel lag, und wegen ihrer Pferdezucht berühmt war.

V. 26—28. Epaphos Tochter ist die Nymphe Libya, nach welcher das Land den Namen führt. Ein Stamm von Städten heifst Kyrene, weil sie die Mutterstadt mehrerer Kolonien war.

V. 57. Eurypylos, dessen Gestalt der Gott hier annimmt, war ein Sohn Poseidons und ein Fürst jener Gegend.

V. 77. Taenaron, das bekannte Vorgebirge zwischen dem Lakonischen und Messenischen Meerbusen. Eine tiefe Höle in der Nähe hielt man für den Eingang in die Unterwelt.

V. 82. Kephissos) ein Flufs in Böotien.

V. 84—92. Medea erklärt den Unterschied, welcher gewesen seyn würde, wenn die Erdscholle, mit welcher das Schicksal der Gründung von Kyrene verbunden war, statt an Thera anzuschwimmen, mit in den Peloponnes gekommen wäre. In diesem letzten Fall hätte die vierte Generation von Euphemos an, unmittelbar vom Peloponnes aus, Kyrene erbaut; jetzt

in dem ersteren that es die siebzehnte von Thera aus, wohin jene vierten Abkömmlinge vorher schiffen mufsten.

V. 93. Mann) Battos, Polymnestos Sohn.

V. 94. schwarzumwölkten Gefilde) wegen des vielen Regens in der Gegend von Kyrene. So sagten, nach Herodot (B. 4. K. 158.) die Libyer, welche die, vorher östlicher wohnende Kolonie des Battos in die Gegend von Kyrene führten, zu den Griechen: „Hellenische Männer, hier ist es Euch bequem zu wohnen; denn hier ist der Himmel durchbohrt."

V. 98. 99. Nilos — Auen) Der Dichter nennt hier Aegypten poetisch für Libyen. Der Nil heifst Kronos Sohn, so wie auch sonst der Aegyptische Jupiter, weil ihn die Aegyptier als ihre gröfseste Gottheit verehrten, und ihn manchmal mit dem Namen des Osiris belegten, obgleich sie ihn nicht mit diesem verwechselten, sondern ihn als einen Ausflufs des Osiris ansahen.

V. 107. Die Pythia antwortete manchmal nicht auf die vorgelegte Frage, sondern weissagte, oder befahl etwas anderes — welches man vielleicht für einen noch gewissern Orakelspruch hielt. So auch hier; denn als Battos sie fragte, wie er des Stotterns los werden könne? befahl sie ihm zu drei verschiedenen Malen die Kolonie nach Libyen.

V. 118. der Amphiktyonen) Die Amphiktyonen waren die Richter bei den Pythischen Spielen.

V. 122. Minyer) Die Argonauten, die auch Minyer genannt werden, weil mehrere von ihnen von dem Minyas abstammten.

V. 138. zween Lanzen) Die Helden des Alterthums haben immer zwei Lanzen im Kriege, eine, um den Gegner damit niederzuwerfen, oder seinen Schild zu spalten, die andre, ihn damit in der Nähe zu tödten.

V. 144. des Pardels Haut) Die Heroen trugen die Häute der wilden Thiere, die sie erlegt hatten.

V. 156. Aphroditens Liebling) Mars.

V. 158. 159. Otos — Epialtes) Otos und Ephialtes (dorisch: Epialtes) Söhne der Iphimedea und Poseidons, gewöhnlich von ihrem Stiefvater Aloeus die Alöiden genannt, waren die gröfsesten, und, nach Orion, schönsten Menschen. Schon im 9. Jahre maafs ihre Breite neun Ellen und ihre Länge neun Klafter. Sie banden den Mars und hielten ihn dreizehn Mo-

nate gefangen und versuchten auch den Olymp zu stürmen. Allein Apoll tödtete sie in Naxos. Vgl. Homers Ilias G. 5. v. 385—391. Odyssee G. 11. v. 304—319.

V. 160. Tityos) Ein Sohn der Erde. Er wurde von der Artemis getödtet, weil er die Leto, als sie nach Delphi gehen wollte, zu entehren versuchte.

V. 168. 169. Iason hatte den linken Schuh beim Durchwaten durch den Fluſs Ananros verloren.

V. 182. Philyra — Chariklo) Philyra, Chirons Mutter; Chariklo, seine Gattin.

V. 191. Zum bessern Verständniſs der folgenden Strophen wird nachstehende Stammtafel dienen:

Aeolos

Kretheus			Salmoneus		Athamas
Aeson	Pheres	Amythaon	Thyro — Neptun		Phrixos
Iason	Admet	Melampos.	Pelias		

V. 222. Hypereischen Quell) in Thessalien.

V. 254. 255. Salmoneus) Er ahmte den Blitz und den Donner nach und wurde deswegen von Zeus mit dem Blitze getödtet.

V. 284. Phrixos) Athamas hatte von der Nephele zwei Kinder, Helle und Phrixos. Nach der Nephele Tode heirathete er die Ino. Diese suchte den Phrixos zu verführen, und als ihr dieſs nicht gelang, trachtete sie ihm und seiner Schwester nach dem Leben. Zu diesem Ende überredete sie die Frauen des Landes, den zur Saat bestimmten Weizen vorher zu dörren. Dieſs geschah und auf die darauf erfolgende Unfruchtbarkeit beschloſs Athamas, das Orakel in Delphi um Rath zu fragen. Nun bestach Ino die dahin Abgeordneten, und lieſs sie berichten, Phoebos verlange Helles und Phrixos Tod. Als hierauf Athamas schon im Begriff war, sie zu opfern, erschien ihnen ihre rechte Mutter, und brachte ihnen einen Widder mit goldenem Fell, um darauf zu entfliehen. Dieser trug sie auch glücklich durch die Luft über das Meer. Aber Helle fiel herab, und gab durch ihren Tod dem Hellespont den Namen. Phrixos entkam nach Kolchis, heirathete daselbst die Tochter des Königs Aeetes, zeugte vier Kinder mit ihr und

starb dort. Den Widder schlachtete er dem Zeus, dem Flüchtlingserretter und breitete sein Vliefs als Weihgeschenk aus.

V. 284. Schon aus dem Homer ist bekannt, dafs man die, fern von der Heimath Gestorbenen noch mit einem dreimaligen Zuruf begrüfste, und hierauf könnte auch in der gegenwärtigen Stelle angespielt seyn. Indefs sagt der Scholiast zu diesem Verse, dafs es Sitte gewesen sey, wenn jemand fern von seinem Vaterlande gestorben, seinen Schatten durch gewisse Mysterien zum Vaterlande zurückzurufen, und diefs giebt hier freilich einen bei weitem angemefsnern Sinn.

V. 286. Aeetes) Sohn des Helios, und König in Kolchis.

V. 290. Kastaliens) Kastalia, ein Quell am Fufs des Parnafs, dicht am Delphischen Tempel.

V. 298. Sowohl Iason, als Pelias stammten durch Aeolos von Zeus ab.

V. 312. Periklymenos) Ein Sohn des Neleus und Bruder des Nestor.

V. 312—314. Orpheus) Gewöhnlich nannte man den Oeagros Orpheus Vater, und so, nach des Scholiasten Zeugnifs, auch Pindar. Alsdann wird Orpheus nur darum gerade von Apoll geschickt, weil er ein Sänger ist. Indefs war nach einem, in den Scholien angeführten Orakelspruch Orpheus wirklich Apollons Sohn, und andre gaben ihm sogar die Kalliope zur Mutter, und den Hymenäos und Jalemos zu Brüdern.

V. 320. Pangäos) Ein Berg in Thrakien.

V. 324. Zetes — Kalais) Boreas und der Orithyia Söhne.

V. 339. Looses Wurf) Das Loosen war eine bei den Alten übliche Art, die Zukunft zu erforschen. Es geschah auf den heiligen Opfertischen. Der Weissager dachte sich einen Wurf des Looses, und das Gelingen des Unternehmens hing dann von dem Eintreffen desselben ab.

V. 370—376. Die Symptegaden oder Kyaneischen Felsen sind zwei einzelne Felsen im Bosporos am Eingange des Pontos, der eine Europa, der andre Asien näher, und in einer Entfernung von 20 Stadien unter einander. In den ältesten Zeiten hielt man sie für beweglich, und glaubte, sie vereinigten sich und prallten dann wieder aus einander. Es war aber ein Orakelspruch vorhanden, dafs, sobald ein Schiff zwischen ihnen durchgefahren sey, sie fest seyn würden. Diefs erste

Schiff war nun die Argo. Die Veranlassung zu dieser Fabel gab wahrscheinlich, wie schon Plinius glaubte, ein optischer Betrug. Denn da nur ein kleiner Zwischenraum sie trennte, so sah man sie bei der Einfahrt erst beide in ihrer natürlichen Lage; darauf, wenn sich das Auge ein wenig wandte, bedeckten sie einander, und man glaubte nur Einen zu sehen.

V. 377. 378. Auch Herodot gedenkt der schwärzlichen Haut und des krausen Haars der Kolchier, woraus er ihre Aegyptische Abkunft schliefst.

V. 380—385. Der Iynx, die *torquilla* des Linnäus, bei uns der Dreh- oder Wendehals, ist ein kleiner bunter Vogel mit einem sehr langen Halse und einer langen wurmförmigen Zunge. Sein Charakteristisches besteht in dem Herausstecken der Zunge und dem ewigen Drehen des Halses. Die Alten schreiben diesem Vogel eine bezaubernde Kraft zu, jemanden zur Gegenliebe zu zwingen. Zauberinnen banden ihn auf ein vierspeichiges Rad, oben mit den Flügeln, unten mit den Füfsen festgemacht, und dies Rad drehten sie an einem Riemen schnell herum und murmelten Zauberformeln dabei. Der Iynx war bald ein wirklicher, bald ein nachgebildeter von Erde u. s. f. Der Grund der Idee mochte vielleicht darin liegen, dafs, da der Iynx in beständiger Bewegung war, und diese noch durch das Umdrehen im Rade vermehrt wurde, derjenige, den man bezaubern wollte, auf ähnliche Weise in Angst gesetzt werden sollte, bis er sich zur Gegenliebe entschlösse. Der Scholiast erzählt: Iynx, eine Tochter der Echo, oder nach andern der Peitho (Suada) habe den Zeus zur Liebe zur Io bezaubert, und sey deshalb von der Here in diesen Vogel verwandelt worden.

V. 413. Safrangewand) Safranfarbig wurde bei den Alten für schön und geehrt gehalten, und ein Safrangewand ist also ein festliches Kleid.

V. 426. Eine sehr alte und wohl die älteste Art des ehrenvollen Bekränzens.

V. 437. funfzigrudrige Schiff) Die Argo, welcher ausdrücklich funfzig Ruder bei den alten Schriftstellern gegeben werden.

V. 446. Pelias Mörderin) Medea versprach den Töchtern des Pelias, ihren Vater zu verjüngen, und beredete sie, ihn zu diesem Endzweck zu tödten.

V. 449. Lemnos männertödtende Weiber) Die Lemnischen Weiber vernachläſsigten den Dienst Aphroditens. Die Göttin, um sich zu rächen, machte ihre Männer von ihnen abwendig; und als nun diese, nach einem Feldzug in Thrakien, die gefangenen Weiber zu Beischläferinnen nahmen, beschlossen die Lemnierinnen, sie sämmtlich zu ermorden, und hatten diesen Entschluſs gerade ausgeführt, als die Argonauten in Lemnos ankamen.

V. 467. Oedipus Weisheit) Oedipus rettete Theben durch die Auflösung des Räthsels der Sphinx. Darauf bezieht sich dieser Ausdruck. Das Gleichniſs selbst geht auf Arkesilaos Strenge gegen seine Gegner, vor deren gefährlichen Folgen er ihn warnte.

V. 481. Päan) Der Heilende, ein Beiname Apollons. Pindar vergleicht den Arkesilaos einem Arzt, weil er die Unruhen in Kyrene stillte. Indeſs ist freilich dieſs Lob mehr als Ermunterung und Aufforderung zu nehmen.

V. 493. Homeros) Homers Ilias. G. 15. v. 207 (Vossische Uebersetzung).

Warlich ein gutes Ding, wenn ein Bote weiſs, was geziemet.

V. 515—518. Gegen — Schätzen) Atlas ist, der älteren Fabel zufolge, einer der Titanen, und muſs zur Strafe den Himmel tragen. So erzählt in Aeschylos gefesseltem Prometheus der Chor von ihm:

Nur Einen sah' ich noch
der Titanen, Atlas,
in nieermüdender Arbeit gefesselt.
Mit ewig neuer, überschwenglicher Stärke
trägt er seufzend
des Himmels Pol auf den Schultern.
Es klagt mit ihm des Meeres
nachbarliche Woge, die Tiefe stöhnt;
unter der Erd' ertönt Aïdes finstre Kluft,
und der schimmernden Ströme reine Quellen
beseufzen sein jammernswürdiges Schicksal.
V. 425—435.

Pindar vergleicht hier den Damophilos mit ihm.

V. 518. 519. Doch — Zeus) So gab es auch einen befreiten Prometheus des Aeschylos.

V. 523. 524. Apollons — Quell) Dieses Quells gedenkt auch Herodot. Vielleicht spielt Pindar hier auf ein Fest an, das aus Lakedaemon nach Thera, und von da nach Kyrene verpflanzt wurde, und Kannea hiefs.

Berichtigung zu S. 304.

In der Einleitung zu der Uebersetzung dieser Ode ist aus einem zu spät bemerkten Versehen bei der Reduction der Pythiaden auf Jahre vor Christi Geburt S. 181 ein Irrthum begangen worden. Diejenige Feier der Pythischen Spiele nämlich, von welcher an die Pythiaden gerechnet werden, fällt nicht, wie dort gesagt wird, (und wie Barthelemy in seinem, der Reise des jüngern Anacharsis angehängten chronologischen Tafeln, wahrscheinlich nach *Dodwell de cycliss.* 5. §. 1. und *Corsini diss. agonist. diss.* 2. §. 5. annimmt) in das 581ste, sondern in das 586ste Jahr vor Christo, und daher die 31ste Feier, in welcher Arkesilaos siegte, eben so wenig in das 461ste, sondern in das 466ste Jahr v. Chr. (man vergleiche hierüber Pausanias Buch 10. §. 7. und den Scholiasten des Pindar *ed. Oxon. p.* 163). Die Verfertigung der Ode trifft daher auch nicht nothwendig in die letzten zehn, sondern in die letzten funfzehn Lebensjahre Pindars, wenn nämlich sein Tod, wie gewöhnlich in *Ol.* 82, 1. gesetzt wird.

Pindars neunte Pythische Ode.

An Telesikrates, aus Kyrene, der im bewafneten Laufe gesiegt hatte.

Der Kyrenäer Telesikrates, dessen Sieg in dieser Ode gefeiert wird, ist sonst aus der Geschichte nicht bekannt. Nur daſs er noch einmal später in den Pythischen Spielen siegte, und daſs seine Bildsäule, mit einem Helme versehen, in Delphi aufgerichtet war, erzählt uns der Scholiast. Auch erwähnt der Dichter keines andern Umstandes seines Lebens, sondern beschäftigt sich bloſs mit der Vaterstadt desselben, Kyrene, und einem seiner Vorfahren Alexidamos.

Die Nymphe Kyrene war die Tochter des Hypeseus, des Königs der Lapithen, und der Kreusa, der Tochter der Erde. Sie lebte in der Nachbarschaft des Chiron und liebte vorzüglich die Jagd. Ihrer Gefechte mit Löwen gedenken, auſser Pindar, noch mehrere Dichter. In einem solchen Kampfe sah sie Apollon, entbrannte vor Liebe zu ihr, und entführte sie nach Libyen (Afrika), wo sie der, später durch Pflanzvölker aus der Insel Thera erbaueten Stadt Kyrene den Namen gab. Der junge Apollon an der Seite des Chiron ist eine überaus schöne, und vielleicht in der ganzen Griechischen Dichterwelt einzige Gestalt. Seine alles durchdringende Schicksalskunde und seine Götterweisheit liegen gleichsam noch verhüllt in ihm, und sich ihrer selbst nicht bewuſst, sucht er mit jugendlicher Schüchternheit Rath bei dem erfahrnen Kentauren. Dieser, von Ehrfurcht für seine höhere Natur durchdrungen, ertheilt dem

Jüngling seine Lehre und zügelt seine stürmische Leidenschaft; aber er fühlt, dafs der Gott dieser Lehre nicht bedarf. Nachdem der Dichter diese grofsen und reizenden Bilder verlassen hat, streut er (von 133 u. f.) ein Lob auf seine Vaterstadt Theben, und einige ihrer einheimischen Heroen, den Amphitryon, Herkules und Iolaos, ein, und kehrt dann zu einem der Vorfahren des Siegers, dem Alexidamos, zurück. Dieser hatte sich nämlich um die Tochter des Antäos beworben, und sie im Wettlauf, durch den ihr Vater, nach dem Beispiel des Danaos, die Wahl eines Eidams zu entscheiden beschlossen hatte, seinen Mitbewerbern abgewommen.

Die gegenwärtige Ode gehört nicht zwar gerade durch die Composition des Ganzen, aber durch ihre einzelnen Schilderungen zu den schönsten, von Pindar auf uns gekommenen Stücken. Pindar übt darin in bewundernswürdigem Grade die Kunst aus, deren er selbst v. 134 gedenkt, grofse Bilder durch wenige, aber mit Kühnheit und Bestimmtheit gezeichnete Züge vor das Auge des Lesers zu stellen. Ueberhaupt gehört sie ganz und gar zu den schildernden, nicht zu den spruchreichen Hymnen. Die Verbindungen ihrer einzelnen Theile sind fast noch mehr, als in irgend einer der übrigen lose, und mit einer gewissen Nachlässigkeit geknüpft. Der blofse Name der Stadt Kyrene reicht dem Dichter hin, auf die Nymphe gleiches Namens überzugehen; mit einer absichtlichen Wendung ruft er sich wie gewöhnlich von der Erzählung ihrer Schicksale zurück, geräth blofs, um ein Beispiel zu einer Sentenz auszuführen, auf den Iolaos und Theben, und kehrt von da, ohne allen künstlichen Uebergang, geradezu zu dem Sieger zurück. Es ist nicht seine Absicht, in dem Gemüthe des Hörers durch Ein durchgeführtes Thema ein bestimmtes Gefühl rege zu machen; es ist ihm genug, ihn durch meh-

rere einzelne grofse und glänzende Bilder, durch tiefe und gedankenreiche Sprüche zu den Empfindungen der Gröfse und Erhabenheit überhaupt zu stimmen, welche die Feier eines Siegs in den grofsen Spielen forderte, und die durch den Beifall der zujauchzenden Menge, durch das ehrwürdige Alter der Feier, endlich durch Musik und Tanz so mächtig unterstützt wurden. Eine solche musikalische Einheit aber ist in allen Pindarischen Hymnen, und offenbart sich sehr deutlich in den verschiedenen Stimmungen, welche jede einzelne hervorbringt. Bald schreitet ein abgemessener und volltönender Rhythmus langsam und feierlich einher, bald tanzt ein lachender und hüpfender gefälliger dahin, bald führt ein rauherer und mehr abgebrochner den Ernst des Schicksals und die Macht der Götter in gediegenen und warnenden Sprüchen vor das bewegte Gemüth, bald endlich reifst ein rascher und feuriger es in einem leichteren und minder gehemmten Schwunge mit sich fort. Diefs letztere ist in der folgenden Ode vorzüglich der Fall, und wird selbst durch die raschen und unvorbereiteten Uebergänge noch vermehrt. Der Wirkung des Ganzen nachtheilig ist es, dafs die schöne und charakteristische Schilderung des Apollon und der Kyrene im Anfang sich des Lesers zu sehr bemächtigt, als dafs der Ueberrest noch grofse Aufmerksamkeit erregen könnte. Doch läfst der Wettlauf des Alexidamos am Schlufs ein lebendiges und gefälliges Bild in der Phantasie zurück.

---

1. Strophe.

Den schildbewafneten Sieger im Pythischen Kampf,
Telesikrates, will ich singen,
verkünden mit der tiefsgegürteten Charitinnen Gunst,

ihn, den dreimalbeglückten,
5 der rossetummelnden Kyrene Schmuck;
die aus des Pelios
winddurchbrausten Tiefen
einst der lockenumwallte Latoide
raubte, die Freundin der Jagd,
10 und, sie auf goldnem Wagen entführend,
zu des heerdenreichen,
fruchtbaren Landes
Herrscherin machte,
dafs sie glücklich des Erdkreises dritte,
15 liebliche Wurzel bewohne.

1. Antistrophe.

Da empfing den Delischen Fremdling
die silberfüfsige Aphrodite, und enthub
mit leichtberührenden Händen beide dem Götterwagen.
Ueber das süfse Lager
20 gofs sie ihnen erröthende Scheu,
und gesellte in heilger Vermählung
dem Gotte das Mädchen bei,
Hypseus, des weitwaltenden, Tochter.
Der übermüthigen Lapithen König,
25 herrschte damals der Held,
der zweite von Okeanos Abkunft.
Ihn gebahr einst in des Pindos
herrlichen Thälern,
sich der Pennos Umarmung erfreuend,
30 die Najade Kreusa,

1. Epode.

der Erde Tochter. Er aber erzeugte
die schönarmige Jungfrau Kyrene.
Nimmer liebte sie des Gewebes
ewig wiederkehrende Wege,

35 nicht, an der Gespielinnen Seite,
des häuslichen Mahles Ergötzung.
Aber mit ehernem Wurfspiefs
und mit dem Schwerdte kämpfend,
verscheuchte sie die Thiere des Waldes,
40 sichre, friedliche Ruhe
den väterlichen Heerden bereitend.
Wenig kostete sie des süfsen Schlafes,
des Lagergenossen, wenn er entgegen der dämmernden
Frühe die Augenwimpern ihr senkte.

2. Strophe.

45 Und es fand sie mit dem furchtbaren Leuen
einsam und unbewafnet ringen
einst — auf der Schulter den mächtigen Köcher –
der Fernhintreffer Apollon.
Plötzlich rief er den Chiron
50 aus dem Gemach, und sprach:
„Bewundre des Weibes Muth,
„und ihre mächtige Kraft,
„wie sie mit furchtlosschauendem Haupte
„den Kampf vollbringt. Warlich ein Herz,
55 „über die Arbeit erhaben,
„trägt die Jungfrau. Keine Furcht
„umstürmt ihren Busen.
„Wer der Menschen gebahr sie?
„Von welchem Stamm entsprossen,

2. Antistrophe.

60 „bewohnt sie des Waldgebirgs schattige Tiefen?
„Unendlicher Kraft geniefst sie.
„Erlaubt es die Sitte,
„die Götterhand ihr zu nahen,
„die honigsüfse Frucht
65 „ihrer Umarmung zu pflücken?"

Da erwiederte, sanft lächelnd
unter den milden Augenbraunen, ihm
nach seines Rathschlusses Tiefe, der ernste Kentaure:
„Heimliche Schlüssel giebt es
70 „weiser Ueberredung zur heiligen Liebe,
„o Phöbos, und unter der Menschen
„und der Götter Geschlechte zugleich
„verbeut die Schaam, ohne verhüllenden Schleier,
„zuerst das süfse Lager zu kosten.

2. Epode.

75 „Denn auch Dich, den die Lüge nimmer berühret,
„trieb die verführende Sehnsucht,
„diese Rede zu wagen.
„Aber der Jungfrau Abkunft,
„warum erkundest Du sie, o Herrscher,
80 „der Du aller Dinge schicksalbestimmtes Ende
„weifsest und jegliche Pfade;
„wie viele Blätter des Frühlings
„die Erde hervorsprofst,
„wie viel Körner des Sands im Meer und den Strömen
85 „der Wogen Sturz und der Winde wälzt,
„der Du, was zu werden bestimmt ist,
„und, wann es geschehen wird, kennst. —
„Aber ziemt es sich dennoch, sich mit dem Weisen zu messen,

3. Strophe.

„so will ich es sagen. Der Gatte dieser
90 „kamst Du in dieses Thal,
„sie jenseit des Meers,
„in Zeus auserwählten Garten zu führen.
„Dort wirst Du zur Königin von Städten sie machen,
„auf den ringsumschauenden Hügel
95 „versammelnd das Inselvolk.
„Im goldnen Gemache

„wird die triftenreiche, erhabene Libya
„die herrliche Braut Dir
„gütig empfangen, und alsbald,
100 „— dafs sie gesetzlich mit ihr ihn beherrsche —
„einen Theil des Landes ihr schenken,
„der nicht arm an früchtereichen Gewächsen,
„noch fremd den Thieren des Feldes sey.

3. Antistrophe.

„Dort wird einen Sohn sie gebähren,
105 „den der erhabene Hermes,
„von der geliebten Mutter ihn nehmend,
„den goldenthronenden Horen und der Erde bringt.
„Sie, den Knaben auf die Knie sich setzend,
„werden Nektar ihm in die Lippen
110 „und Ambrosia träufeln,
„und zum unsterblichen Zeus
„ihn erheben, und zum reinen Apollon,
„dafs er die Freude der Menschen,
„der treuste Begleiter der Heerden,
115 „der Jagd und der Triften Beschützer,
„aber Aristäos bei anderen heifse."
Also redend trieb er den Gott
der Vermählung liebliches Band zu knüpfen.

3. Epode.

Schnell ist der eilenden Götter
120 Vollbringung und kurz ihre Pfade.
Jenes entschied jener Tag.
In Libyens goldumschimmerten Brautgemach
umarmten sie sich,
da, wo sie die schönste der Städte,
125 die hochberühmte in Kämpfen, umwaltet.
Und auch nun in der göttlichen Pytho
gesellte Karneades Sohn

einem herrlich blühenden Glücke sie bei,
als er siegend Kyrene verkündete.
130 Wohlwollend empfängt sie ihn nun, wenn er
seinem reich mit schönen Weibern prangenden Vaterland
lieblichen Ruhm von Delphi entgegenführt.

4. Strophe.

Lang zu verkünden sind erhabene Tugenden.
Aber in Grofsem Weniges glänzend bezeichnen, ist Genufs
135 dem Weisen. Doch überall herrscht
der Gelegenheit schicklicher Augenblick.
Diesen nicht sorglos verachten
sahe den Iolaos
einst die siebenthorige Thebe,
140 den sie, als Eurystheus Haupt
nieder mit des Schwerdtes Schärfe gemäht,
in des wagentummelnden Amphitryons Grabmal
unter der Erde verbarg,
da wo des Vaters Vater ihm ruhte,
145 der Gastfreund der Drachengesäeten Männer,
der der rosseprangenden Kadmeer Strafsen
einst sich zum Wohnsitz gewählet.

4. Antistrophe.

Von seiner und Kronions Umarmung gebahr
in Einem Geburtsschmerz die kluge Alkmene
150 der Zwillingssöhne kampfausharrende Stärke.
Stumm wäre der Mann, der dem Herakles
nicht stets seine Stimme weihte,
nicht der Dirkeischen Gewässer
immer gedächte, die ihn
155 erzogen und Iphikles.
Reichliche Wohlthat von ihnen empfangend,
will ich, dem Gelübde folgsam, sie feiern.
Möge nur nie der weithinschallenden Charitinnen

reines Licht mich verlassen.
160 Denn in Aegina, sag' ich,
und auf dem Hügel des Nisos verherrlichte,
dreimal diese Stadt Telesikrates,

4. Epode.

sprachloser Verlegenheit durch Thaten entfliehend.
Darum, wenn einer der Bürger ihm Freund,
165 wenn einer ihm Gegner ist,
so müss' er doch nie,
des Meergreises Spruch verletzend,
ihm das herrlich Gelungne verhüllen.
Denn auch den Feind gebot jener
170 mit herzlichem Sinn, und nach dem Rechte,
wenn er etwas Schönes vollbracht, zu preisen.
Und ich sah Dich auch in der Pallas
jährlich wiederkehrenden Feier
mächtig siegen — dafs jegliche Jungfrau
175 heimlich sich Dich zum geliebten Gatten,
o Telesikrates, oder zum Sohn ersehnte —

5. Strophe.

und in Olympias und der tiefbusigten Erde
Kämpfen und in den einheimischen allen.
Aber mich, der ich den Durst
180 nach Gesängen heile,
fodert jetzt einer, dafs ich der Väter
alten Ruhm ihm erwecke,
wie um die Libysche Jungfrau
zur Stadt Irasa einst
185 die Freier kamen,
zu Antäos Lockenumwallten,
herrlichen Tochter.
Viele der ersten der Männer
warben um sie, viele verwandten Stamms,

190 viel auch der Fremden;
denn staunenswürdig war ihre Gestalt.

5. Antistrophe.

Es gelüstete sie der goldumkränzten Jugend
blühende Frucht zu pflücken.
Aber der Vater, eine herrlichere Vermählung
195 der Tochter bereitend,
hörte von dem Argivischen Danaos,
wie seinen acht und vierzig Töchtern,
eh' noch der Tag die Mitte
seines Laufes ereilte,
200 eine schnelle Hochzeit er fand.
Er stellte den ganzen Reigen
alsbald an das Ende der Rennbahn.
Dann gebot er, mit der Füſse
Wettstreit zu entscheiden,
205 welche jeder der Helden nähme,
so viel ihm der Eidame kamen.

5. Epode.

So auch gab der Libyer
einen Gatten der Tochter.
Geschmückt stellt er sie an das Ziel,
210 der letzte Lohn zu seyn.
Dann sprach er zu allen: „es führe sie hin,
„wer, vorüber den andern eilend
„zuerst ihr Gewand berührt."
Da ergriff Alexidamos,
215 hinfliegend im leichten Lauf,
der edlen Jungfrau Hand mit der seinen,
und führte sie durch den rossezähmenden Nomaden Haufen.
Dicht bewarfen sie ihn
mit Laub und mit Kränzen.
220 Viele Flügel des Siegs hatt' er schon vormals empfangen.

Anmerkungen.

V. 1. den schildbewafneten Sieger). Es war eine eigne Art des Wettlaufs, in welchem die Läufer mit Helm, Schild und Beinschienen bewafnet liefen, und in diesem hatte Telesikrates gesiegt.

V. 5. Kyrene — die u. s. f.). Die Städte und die Nymphen, die sie beschützten, und ihnen den Namen gegeben hatten, werden von Pindar oft verwechselt.

V. 8. Latoide) Apollon, Sohn der Leto (Latona).

V. 14. 15. dritte — Wurzel) Afrika. Die Welttheile, gleichsam die Wurzeln der Erde.

V. 33. 34. Des Gewebes ewig wiederkehrende Wege). Der Webstuhl der Alten war perpendikulär, nicht, wie bei uns, horizontal. Die Weberin stand davor, und wenn das Gewebe grofs war, mufste sie von einer Seite zur andern hin und wieder gehen.

V. 92. Zeus Garten). Die Gegend um Kyrene heifst Zeus Garten wegen der Nähe des Tempels des Jupiter Ammon.

V. 95. Inselvolk). Die Bewohner von Thera, einer kleinen Insel im Aegäischen Meer, von welcher aus die Kolonie in Kyrene gestiftet worden war.

V. 115. Aristäos) Aristäos wurde zu den frühesten Wohlthätern des menschlichen Geschlechts gezählt, der zuerst die Regeln der Viehzucht und der Jagd, das Auspressen des Oels, die Bienenzucht und den Gebrauch der Laserpflanze aus Kyrene (*silphium*) lehrte. Zur Dankbarkeit wurde er an mehrern Orten göttlich verehrt. Seine gewöhnlichsten Beinamen sind: Agreus, der Jagd- und Nomios, der Heerden-Beschützer. Man rief ihn aber auch unter dem Namen des Jupiter Aristäos und des Apollon Nomios an. Sein eigentlicher Name Aristäos deutet, der griechischen Etymologie nach, zugleich auf seinen wohlthätigen Charakter, und wird daher hier von Pindar mit einem gewissen Nachdruck gebraucht.

V. 127. Karneades Sohn). Der Sieger Telesikrates.

V. 138. Iolaos). Alkmene gebahr zugleich dem Jupiter den Hercules und dem Amphitryon den Iphikles. Dieser erzeugte den Jolaos, der seinen Oheim bei mehreren seiner Arbeiten

begleitete. Als nach seinem und des Herkules Tode Eurystheus die Herakliden verfolgte, und von den Athenern, zu denen sie sich geflüchtet hatten, ihre Auslieferung forderte, soll er von den Göttern erlangt haben, wieder ins Leben zurückzukehren, um dem Eurystheus Einhalt zu thun, und nach dessen Ermordung wieder gestorben seyn. Nach einer andern Erzählung aber, der Euripides in den Herakliden (v. 844 u. f.) folgt, lebte er damals noch, und bat die Götter nur wieder jung zu werden, um die Söhne seines Wohlthäters von ihrem Verfolger zu befreien. Auf diese Fabel spielt Pindar hier an. Auch noch in der Unterwelt versäumte Jolaos nicht den Moment, eine grofse und edle That zu vollführen.

V. 145. Gastfreund — erwählt). Amphytrion wurde, weil er seinen Schwiegervater Elektryon unvorsichtigerweise ermordet hatte, aus seinem Vaterlande Argos vertrieben, und zog nach Theben. Drachengesäete Männer heifsen die Thebaner nach der bekannten Fabel des Kadmos.

V. 153. der Dirkeischen Gewässer) der Quell Dirke in Theben.

V. 161. dem Hügel des Nisos) in Megara, wo Nisos ein durch die Verrätherei seiner Tochter bekannter König war.

V. 163. sprachloser Verlegenheit — entfliehend). Pindar schildert an mehreren Stellen seiner Gedichte, wie die in Kämpfen Besiegten stumm umhergingen, und den Anblick ihrer Mitbürger vermieden. Dieser Verlegenheit war Telesikrates durch seinen Sieg entgangen.

V. 167. des Meergreises). Nereus, dem die Gabe der Weissagung vorzüglich eigen war.

V. 184. Irasa). Eine Stadt in Afrika, in der Gegend von Kyrene.

V. 196. Danaos). Diefs geschah nämlich, als er sie zum zweitenmale, nachdem sie ihre ersten Männer, die Söhne des Aegyptos, getödtet hatten, verheirathete. Pindar nennt nur acht und vierzig, weil Hypermnestra des Lynkeus verschont hatte, und Amymone von Poseidon entführt worden war.

Pindars vierte Nemeische Ode.

---

1. Strophe.

Der beste Arzt durchkämpfter
erprüfter Arbeit ist die
Freude. Der Musen weise
Tochter, des Gesanges Stimme, mischt
5 mit ihr vereint, ihr süſser Zauber bei.
So umschmeichelt mit Labung nicht
die müden Glieder des
Bades laue Flut, als der Rede
Einklang, der Gefährte der Leyer.
10 Länger lebt, als Thaten, das Wort
zur späteren Nachwelt,
das mit der Charitinnen Gunst
die Zunge dem tiefen Sinn entnimmt.

Pindars sechste Nemeische Ode.

1. Strophe.

Eins ist der Menschen, eins der Götter Geschlecht,
und von Einer Mutter
athmen wir beide.
Aber mächtig geschieden trennt uns der Kräfte
5 Vermögen, dafs das Eine nichts ist.
Aber der eherne Himmel ein ewig
sicherer Sitz bleibt. Dennoch gleichen in etwas,
in des Geistes Adel, und der Natur,
wir den Unsterblichen;
10 wissen wir gleich nicht welchem Ziel,
weder bei Tage,
noch bei Nacht, das Schicksal
uns entgegen zu laufen gebeut.

Pindars zehnte Nemeische Ode.

An Theaios, den Sohn des Ulias, den Ringer.

1. Strophe.

Danaos Stadt und der funfzig
herrlichthronenden Jungfraun preiset,
o Charitinnen, Argos, Heres göttergeziemende
Wohnung. Zahlloser Tugenden
5 Glanz umstrahlt sie, gefahrvoller Thaten Lohn.
Lang ist Perseus muthiger Kampf
mit der Gorgo Medusa;
viel der Vesten haben an Aegyptos Gestaden
Epaphos Hände gegründet;
10 von dem Pfad des Rechts wich Hypermnestra nicht
als nur sie den Mordstahl in der Scheide barg.

1. Antistrophe.

Den Diomedes erhob zu den Unsterblichen
einst die blauäugigte, blonde Göttin.
In Thebe empfing die Erde, von Zeus
15 Donnergeschossen gespalten,
den Seher, den Oikleiden, die Wolke des Kriegs.
Auch mit schöngelockten Weibern,
prangt sie. Lang schon bewährte
Zeus, zu Alkmenen und Danaen
20 kommend, diesen Ausspruch.
Und dem Vater Adrasts und dem Lynkeus verlieh er
der Weisheit Frucht, gesellt zu gerader Gerechtigkeit.

1. Epode.

Er rüstete Amphitryons Speer
mit Kraft. Dann er selber, der Allselige,
25 mischt er seinem Geschlechte sich bei.
Denn als jener in ehernen Waffen
die Teleboer tödtete, kam,
ihm gleichend an Gestalt,
der König der Unsterblichen in seinen Pallast,
30 pflanzend den unbezwingbaren Saamen
Herakles, dessen Gattin jetzt,
Hebe, in dem Olympos
bei der vermählungknüpfenden Mutter
weilt, der Göttinnen schönste.

2. Strophe.

35 Schwach ist mein Mund, jegliches herzuzählen
wo vieles Guten Besitz der Argeier
heiliges Land faſst. Schwer auch ists
zu begegnen dem Ueberdrusse der Menschen.
Aber dennoch erwecke die wohlbesaitete
40 Leier, und ergreife die Sorgfalt
der Ringerspiele. Ein eherner Kampf
treibt das Volk zu dem Opfer der Here
und des Wettkampfs Entscheidung,
da wo Ulias Sohn, Theaios, zweimal siegend
45 der leicht gelungenen Arbeit Vergessenheit pflückte.

2. Antistrophe.

Auch in Pytho besiegt' er einst
der Hellenen Schaar. Begleitet vom Glück
nahm er in Nemea und im Isthmos den Kranz,
und gab ihn den Musen zu pflanzen;
50 dreimal ein Sieger in den Thoren des Meeres
dreimal auf dem heiligen Boden
in Adrastos Gebiet. —

Vater Zeus, wonach das Herz im Busen sich sehnet, davon
schweigt sein Mund. Aber in Dir ruht
55 jeglicher Thaten Ende. Nicht mit arbeitlosem Sinn,
kühnen Muth in der Brust, fleht er um Deine Gunst.

2. Epode.

Unverborgnes sing ich, dem Gotte
und jedem, der um den Gipfel
der ersten der Kämpfe ringt:
60 „Pisa besitzt das höchste der Spiele,
„von Herakles gegründet." — Aber schon zweimal
feierte ihn nacheinander
der Athener Stimme beim Feste;
und in feuergebrannter
65 Erde kam da des Oelbaums
Frucht zu Heres muthigem
Volke, in des Gefäfses
buntgeschmückter Umzäunung.

3. Strophe.

Strahlender Ruhm folgt oftmals,
70 o Theaios, Deiner mütterlichen Ahnherrn
vielbesungnem Geschlecht, durch der Charitinnen
Gunst und der Tyndariden.
Warlich, wär' ich Thrasyklos
verwandt und Antias, ich würdigte,
75 nicht zu verbergen in Argos der Augen
Licht. Mit wie vielen Siegeskämpfen
blüht Proitos rossenährende Burg;
in dem Winkel Korinths,
und viermal bei den Männern Kleones.

3. Antistrophe.

80 Und von Sikyon kehrten sie wieder
silberbeladen mit Bechern des Weins;

aber aus Pellene, den Rücken
mit weicher Wolle bekleidet.
Aber des Erzes unendlichen Haufen vermag ich
85 nicht zu schildern; dieses zu zählen
bedürfte längerer Muſse,
welches Kleitor und Tegea und der Achaier
hochthronende Städte, und Lykaion
legten an Zeus Altar, mit dem Laufe der Füſse
90 zu erstreiten, und mit der Hände Kraft.

3. Epode.

Da Kastor zu gastfreundlicher Bewirthung
zu Pamphaes kam und der Bruder
Polydeukes, kein Wunder da,
daſs angestammt ihnen ist,
95 trefliche Kämpfer zu seyn.
Denn die Schafner der weiten Sparta
verwalten mit Hermes
und mit Herakles
der Kämpfe blühendes Loos;
100 wachsame Sorgfalt führend
für die Gerechten unter den Sterblichen;
ein treues Geschlecht der Götter.

4. Strophe.

Wechselnd in wechselnder Folge wohnen
einen Tag sie bei dem geliebten
105 Vater Zeus; aber den andern
in den Tiefen der Erde, den Klüften Therapnes,
einerlei Schicksal erfüllend. Denn
dieses Leben, lieber als ganz
ein Gott seyn, und den Himmel bewohnen,
110 wählte einst Polydeukes, da Kastor
gesunken war in der Schlacht.
Ihn hatte Idas, zürnend über die Rinder,
durchbohrt mit der Spitze der ehernen Lanze.

4. Antistrophe.

Vom Taygetos schauend, sah ihn
115 sitzen auf dem Stamme der Eiche
Lynkeus, denn ihm war
unter den Irrdischen allen das schärfste
Auge. Mit leichten Füſsen ereilten sie
bald ihn, und vollbrachten rasch da das groſse Werk.
120 Aber Furchtbares litten wieder
von Zeus Händen die Aphaetiden.
Denn plötzlich kam, sie verfolgend
der Sohn der Leda. Sie aber standen
ihm entgegen nahe dem Grabmal des Vaters.

4. Epode.

125 Hier wegreiſsend Aïdes
Schmuck, den geglätteten Stein,
warfen sie ihn auf die Brust
Polydeukes; doch sie zerschmetterten
nicht ihn, drängten ihn nicht zurück.
130 Losstürmend trieb mit dem schnellen Wurfspieſs
er in Lynkeus Seite das Erz.
Aber gegen Idas schleuderte Zeus
den feurigen, dampfenden Donnerkeil.
Einsam verbrannten sie da zugleich.
135 Schwer ist der Zwist den Sterblichen
mit dem Stärkeren zu beginnen.

5. Strophe.

Schnell nun kehrte der Tyndaride
zu der Kraft des Bruders zurück.
Noch nicht gestorben, aber röchelnd
140 in des Odems Beraubung fand er ihn.
Seufzend heiſse Thränen vergieſsend,
rief er laut: „Vater Kronion,
„wo ist ein Ziel dieser Trauer?

„Gieb mir zugleich mit diesem den Tod, o Herrscher,
145 „denn es schwindet des Mannes Ruhm, wenn er
„der Freunde beraubt ist. Wenige nur
„der Sterblichen sind treu in der Gefahr,

5. Antistrophe.

„mitzutheilen die Arbeit."
Also sprach er; aber Zeus kam ihm entgegen,
und sagte die Worte: „Du bist
„mein Sohn. Diesen pflanzte nachher
„— einen sterblichen Saamen — der Held, Deiner Mutter
„als Gatte sich nahend. Dennoch, wohlan!
„geb' ich Dir hiervon die Wahl.
155 „Wenn Du, entfliehend dem Tode,
„und dem verhafsten Alter,
„willst den Olympos bewohnen, mit mir
„und Athenen, und dem schwarzgepanzerten Ares,

5. Epode.

„so ist dies Loos Dir beschieden.
160 „Aber willst Du für den Bruder
„streiten; gedenkst Du von allem
„mit ihm nur das Gleiche zu theilen,
„so magst Du die Hälfte leben, unter der Erde
„weilend, aber die andre
165 „in des Himmels goldenen Wohnungen."
„Als der Gott also gesprochen, da theilte
nicht mehr zwiefacher Rathschlufs Polydeukes Seele;
eilend löste er wieder
die Augen, dann die Stimme
170 des erzbehelmeten Kastors.

Pindars zweite Olympische Ode.

Metrisch übersetzt.

An Theron aus Agrigent der im Wagenrennen den Preis erhalten hatte.

---

1. Strophe.

Leierbeherschende Hymnen,
wen der Götter, wen der Heroen,
wen der sterblichen Menschen singt ihr?
Heilig dem Zeus ist Pisa,
und den Olympischen Wettkampf
hat von des Krieges Beute
Herakles' Macht gegründet.
Theron preiset, o Saiten,
und sein sieg-erringendes
Viergespann!
Ihn, den gerechten Gastfreund,
Akragas Stüze,
seiner hochverherrlichten Väter
Blume, ihn, den Städteerhalter!

1. Antistrophe.

Vieles erduldend im Herzen,
bauten sie die heilige Stadt am
Flusse, waren Sikeliens Auge.
Und es umkränzte sie mit
glücklichen Tagen das Schicksal,
Herrschaft und Wonne gattend
mit ächter Tugenden Glanz.
Rhea's Sohn, o Kronion,

über die Olympische
Veste, die
Blüthe der Spiele, und Al-
pheos' Gestade
waltend, gieb, erfreut vom Gesange,
huldreich noch die Herrschaft der Väter ....

1. Epode.

ihren künftigen Enkeln. Was einmal ge-
schehn ist, davon, sei es gerecht,
sei es nicht, vermag selbst
die Zeit, die Allerzeugerin,
nicht mehr den Ausgang zu wandeln.
Aber Vergessenheit führt glückliches Schiksal herbei,
und in der Fülle trefflicher Freuden
stirbt besiegt dahin das zürnende Unglük,

2. Strophe.

wenn der Unsterblichen Wille.
Segen sendet. Also bei Kadmos'
herrlichthronenden Töchtern. Viel zwar
duldeten sie, doch sank die
jammererregende Trauer
hin vor der schönren Freude.
Getödtet von des Blitzes
Donner, lebt in dem Kreis der
Götter die schönlokkige
Semele.
Ewig nun liebt sie Pallas,
ewig und herzlich
Vater Zeus, und inniger liebt sie
noch, der Sohn, der Epheuumkränzte!

2. Antistrophe.

Auch in des Meeres Tiefen —
geht die Sage — unter den Töchtern

Nereus', gaben die Götter nimmer
alternde Jugend Ino'n
ewige Dauer hindurch. So
siehet der Menschen keiner
des Todes Ende voraus;
weifs nicht, ob er nur Einen
heitern Tag — das freundliche
Sonnenkind —
sicher und harmlos ende.
Andre und andre
Ströme, Freude rollend und Mühe,
tragen ewig wechselnd die Menschen.

2. Epode.

Also auch das Geschik, das der Väter be-
glükte Tage lange geschüzt!
Denn es führte, neben
dem Gottverliehnen Heile, auch,
wieder gewandelten Sinns, ein
Unglük herbei, da des Sohns schiksalgeleitete Hand,
Laïos in der Ende des Pfades
tödtend, Pythons alten Ausspruch vollbrachte.

3. Strophe.

Aber es sah's der Erinne
Späherblik, und unter einander
tilgt sich wechselnd der Stamm der Krieger!
Nach Polyneikes' Sturze
blieb nur Thersander zurück, ge-
ehrt in der Jugend Kämpfen,
und in den Schlachten des Kriegs,
ein Adrastischer Sprößling,
seines Hauses schüzender
Retter. Von
seinem Geschlechte stammet

Aenesidemos'
Sohn; ihn, ziemt es, mit des Gesanges
Preise, mit der Leier zu feiern!

3. Antistrophe.

Denn den Olympischen Preis empfieng er; und in Python, im Isthmos
reichte ihm und dem gleicherhabnen
Bruder des Glükkes Schwesteranmuth die Blume des Lohns der
zwölfmal umflognen Rennbahn.
Des Siegs Erreichung befreit,
wer, des Kampfes versuchend,
rang, von Sorgen. Reichthum, von
Tugend umkränzet, gewährt bei jedem
Wanken des Schiksals
sichre Hülfe; führet zu höhrer
ernsterfüllter Ansicht der Dinge;

3. Epode.

ist ein funkelnd Gestirn, ist der Sterblichen
Wahrheitsflamme. Wer ihn besizt,
kennt die Zukunft, weifs, dafs
der Abgeschiednen Frevelsinn
sicher die Büfsung erfährt. Denn
was in Kronions Gebiet frevelt das Menschengeschlecht,
richtet im Reich der Schatten unwandelbar Nothwendigkeit mit grausem Geseze.

4. Strophe.

Aber stets leuchtende Sonne
Tages, ewig leuchtende Nachts genieſsend, pflükken die Guten, fern von

Arbeit, ein leichtes Leben;
nimmer durchfurchend die Erde,
nimmer des Meeres Fluten —
getrieben vom Bedürfnifs —
mit der Stärke der Hände.
Thränenlos entfliehen die
Tage, wem
Frömmigkeit hold war, bei der
Götter Gepriesnen.
Marter, nie von Augen geschauet,
schöpft indefs der büfsende Frevler.

4. Antistrophe.

Wer nun mit Kühnheit gewagt, hier
dreimal, dreimal drunten verweilend,
frei von Unrecht, und rein das Herz zu
halten, volbringt Zeus' Weg zu
Kronos' erhabener Veste;
da, wo des Meeres Lüfte
der Sel'gen Insel umwehn;
da, wo goldene Blumen
leuchten; — hier entsprossen dem
Boden, dort
glänzenden Bäumen, dort er-
zeugt von des Wassers
Flut — in schöngewundner Geflechte
Kranz die Arme diesen umschlingend.

4. Epode.

So befiehlt's Rhadamanthens gerechte Ent-
scheidung, welcher ewig bereit
Vater Kronos beisizt,
dem Gatten Rhea's, deren Thron
höher, als alle, emporstralt.
Ihnen zur Seite wird hier Peleus und Kadmos geehrt;

und auch Achillen führte, Kronions
Herz mit Bitten lenkend, hieher die Mutter;

5. Strophe.

ihn, der den Hektor, einst Troia's
feste, nie erschütterte Säule,
stürzte, Kyknos dem Tode gab, und
Memnon, den Sohn der Eos.
Viele gefiederte Pfeile,
ruhend versteckt im Köcher,
trägt meine Schulter noch. Ver-
ständ'gen tönen sie. Denn beim
Volk bedarf ich Deutung. Dem
Weisen giebt
vielfache Kunde die Na-
tur; doch der Schüler
Haufe krächzt mit gierig geschwäz'ger
Zunge, gleich den Raben, Kronions

5. Antistrophe.

göttlichem Vogel entgegen.
Auf! Begeistrung, spanne den Bogen
jezt zum Ziele! Und wen trift, abge-
schnellet vom freundlich holden
Sinn, dein hochfliegend Geschofs? Zielst
nicht du auf Akragas hin?
Durchglüht von unentweihter
Wahrheit, sprech' ich es schwörend
aus: es hat nie eine der
Städte, Jahr-
hunderte durch, solch einen
Helden erzeugt, so
gegen Freunde edelgesinnten
Herzens, so freigebiger Hand, als

5. Epode.

Theron. Aber wahnsinniger Menschen Be-
thörung kämpft entgegen dem Preis;
Wider Recht erhebt sie
die Stimme, will mit Schande die
Feier der Edlen verhüllen.
Aber den Sand am Gestad' fliehet die messende Zahl;
Und wieviel Theron rund um sich her der
Freuden streute, wer vermag es zu sagen?

1.

Die Sonette.

Mich kümmert nicht, dafs oft dieselben Töne
In diesen flücht'gen Reimen wiederkehren,
Ich will die Schwierigkeit nicht streng vermehren,
Mir gnügt, dafs mit dem Laut der Sinn versöhne.

Ich suche nur das Wahre, Gute, Schöne,
Und den Gefühlen nicht der Brust will wehren,
Pedantisch nicht die Silbenweise lehren,
Dafs stolzes Ohr mit seinem Lob mich kröne.

Ich dichte nicht für fernhin künft'ge Zeiten,
In Lethe's Wellen sinkt am andren Morgen,
Was ich am Abend sorglos niederschreibe.

Ich nur allein doch kann enträthselnd deuten
Den Sinn, der oft liegt tief darin verborgen,
Und bin zufrieden, dafs mir der nur bleibe.

2.

Heimfahrt.

So sind die flücht'gen Jahre denn vergangen,
Wo meine Seele Kummer nie getrübet,
Wo, liebend, wieder inniglich geliebet,
Ich reines Glück aus güt'ger Hand empfangen?

Jetzt glüht nicht Freude mehr auf meinen Wangen,
Das Menschenschicksal hat sein Recht geübet,
Es nimmt zurück die Gaben, die es giebet,
Und löst die Arme, die sich treu umschlangen.

Des Schiffes Segel ist schon aufgezogen,
Das mich zur Küste gegenüber träget,
Vom Wind umspielt, sein Wimpel flatternd wehet.

Wenn auch die Fahrt durch mächt'ge Wellen gehet,
Wenn nur dieselbe Hand mein Loos dort wäget,
Die hier mir Seligkeiten zugewogen.

3.

Entfärbtes Leben.

Ich kann mich nicht an deinem Anblick weiden,
Mit Schmerz seh ich dich, Sonne, niedersinken
Und glühend heiſs des Meeres Kühle trinken;
Mit Nebelflor umziehet mich dein Scheiden.

Die Nacht verdoppelt meiner Sehnsucht Leiden,
Die Sterne Wehmuth mir hernieder winken,
Und meinem Busen stille Zeugen dünken,
Daſs nie mir wieder blühn des Lebens Freuden.

Auf welchem Boden sollten sie mir sprieſsen,
Da, die kein Strahl des Erdenlichts durchdringet,
Woher kein Ton je süſser Antwort klinget,

Mein Glück die stillen Schatten in sich schlieſsen,
Und aus den lebenabgeschiednen Räumen
Sein Bild nur schwankend kehrt in dunklen Träumen?

4.

Der Jugend Genius.

Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der ersten Sehnsucht leises Wonneleben
Dem ganzen Daseyn glänzt, wie Himmelsbläue.

Denn von den duftgen Lebenskränzen allen
Am duftigsten des Kranz der Jugend schwillet;
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen.
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet.

5.

Die Cypressen-Allee.

Verblühet hinter mir die Jugend lieget,
Wie ödes Feld, das keine Frucht getragen;
Viel Schmerz hat meine starke Brust besieget,
Doch andrer droht des späten Alters Tagen.

Schwer über mir sich euer Wipfel wieget,
Cypressen, die zum finstren Himmel ragen.
Allein auch Hartes oft das Schicksal füget,
Euch zu durchschreiten will ich kühn drum wagen.

Giefst eure Schatten furchtbar auf mich nieder!
Was eure Nacht mir auch für Schauder sende,
Ich gehe muthvoll in euch hin und wieder;

Wie Jahrsbeginn sich schliefst an Jahresende,
So setz' ich stillgefafst durch eure Mitte,
In Gram gehüllt, die alterschweren Schritte.

6.

Ergebung.

Auch mir kann der Verderbensstral erscheinen,
Der feurig sich vom Riesendach erhebet;
Doch meine felsenfeste Brust nicht bebet,
Und kindisch feige nicht die Augen weinen;

Was liegt verborgen in des Schicksals Schreinen,
Von unerforschtem Dunkel ist umschwebet;
Doch Alles, was auf Erden athmend lebet,
Muſs sich ihm beugen, es verschonet keinen.

Drum hebe, Flamme, dich in nächt'ger Stille!
In langer Reihe süſs verlebter Jahre
Genossen habe ich der Freuden Fülle;

Muſs jetzt ich schmecken des Geschickes Strenge,
Ich mit Gelassenheit darin gewahre
Der Dinge Wechsel in der Zeiten Länge.

7.

Wiedererkennen.

Wenn man ein fernes Land im Sinne träget,
Das man mit Augen niemals hat erblicket,
Ist, wie in wachem Traum, man oft entzücket,
Und tausend Wunderdinge bei ihm leget.

Doch wenn der Sehnsucht, die sich mächtig reget,
Befriedigung dann endlich mühvoll glücket,
Fühlt man sich in kein Feenland entrücket,
Und bald, wie in der Heimath, sich beweget.

So ist es auch vielleicht mit jenem Lande,
Des dunklen Todesstroms jenseitgem Strande,
Dem man sehnsüchtig oft entgegenringet.

Wie Heimath es vielleicht uns einst durchdringet,
Dafs, wenn wir von der Erde dort genesen,
Uns ist, als wären längst wir da gewesen.

8.

Freie Bewegung.

Schifft man denn immer nur um anzulanden?
Ists süfser nicht, nur schaukeln sich zu lassen,
Des offnen Meeres Anblick zu umfassen,
Den Wind zu sehn gelöst von allen Banden;

Wo niemals hochgethürmte Wogen branden
An schroffer Küste finstren Felsenmassen,
Die freien Fluten nicht den Segler hassen,
Ihr tanzend Bäumen lässet nicht ihn stranden?

Wohl dem, der auch im Leben kann beschiffen,
Nach Lust, des Denkens unbegränzte Fläche,
Fern von der Welt und ihren Tandgeschäften.

Fest an den Nordstern kann den Blick er heften,
Und wie sich stürmisch Well' an Welle breche,
Gesichert segeln hin vor allen Felsenriffen.

9.

Morgen des Glückes.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend strömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu schauen.

Ich sah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heifset, wann zum erstenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geist des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreises schmückte,
Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundesnähe mir das Schicksal rückte,
Da Bande, von der Liebe süfs gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke, heben.

10.

Blumen und Sterne.

Wenn man ein anmuthreiches Thal sich denket,
Mit tausend duft'gen Blumen angefüllet,
Von denen jede farb'gen Reiz enthüllet,
Mit Perlen von des Himmels Thau getränket;

Wenn man den Blick zum nächt'gen Himmel lenket,
Wo stralend Licht aus tausend Sternen quillet,
Und Licht und Nacht der Seele Sehnsucht stillet
Die gern sich in der Schatten Tiefe senket;

Kann man in beiden Bildern sie erkennen,
Die meine Lippen langvermissend nennen,
Von jedem weiblich holden Reiz umblühet,

In sanften Frohsinns seelenvollem Scherze,
Doch mehr noch heimisch da in Ernst und Schmerze,
Wohin das Göttlichste den Menschen ziehet.

11.

Die Geliebte.

Zur Zeit, die lang im Jahr den Abend dehnet,
Saſs sie, auf einen Arm das Haupt gelehnet,
Betrachtend Werk von sinn'gen Künstlers Händen,
Man sah kein Auge sie vom Blatte wenden.

Ich stand; — nie hatt' ich reizend sie gewähnet,
Wie sie mir schien, aus tiefster Brust ersehnet,
Da reiner Schönheit Stralen zu entsenden;
Ich konnte nicht, sie anzublicken, enden.

Der Arm, der ist des Haupts anmuth'ge Säule,
Dacht' ich, wird treu mich halten fest umschlungen;
Der Blick, von Himmelsahndung tief durchdrungen,

Wird auf mir ruhn in himmlisch stiller Weile.
Kann solch ein Glück ein irdscher Busen fassen?
Es wurde mir, und wird mich nie verlassen.

12.

Der süſse Traum. I.

Ich sah sie heut im Traume mit den Zügen,
Die Leben malen, nicht es, täuschend, lügen;
So trat sie aus der Thüre mir entgegen,
So sah den Blick ich sie nach mir bewegen.

O kann ein Traum in Seligkeit so wiegen,
Und die Vertilgungskraft der Zeit besiegen,
Daſs der Vergangenheit verschwundner Segen
Sich um die wunde Brust kann schmeichelnd legen?

Ihr heil'gen Nächte, bleibet mir gewogen,
Und mich mit euren Geistertritten führet,
Wo lebenathmend mich ihr Bild umschwebet;

Mein Geist dann überselig Leben lebet,
Wie noch vom Hauch der Gegenwart berühret,
Und hier schon zu den Schatten hingezogen.

13.

Der süfse Traum. II.

Wenn Traum, der lange ausblieb, wiederkehret,
Ist er, wie altbewährter Freund, willkommen,
Der liebreich seinen Weg zu uns genommen,
Da lange seiner Nähe wir entbehret.

Doch wer so unsre nächt'gen Freuden mehret,
Und wecket Funken, der schien ausgeglommen?
Und wem kann unsrer Sehnsucht Täuschung frommen,
Dafs er geliebtem Bild zu nahen wehret?

Giebts eine Traumwelt in des Dunkels Reichen,
Aus der herumzuwandern still auf Erden,
Entlassen unsrer Freuden Schatten, werden?

Dann können nicht wir mit dem Schicksal rechten.
Ach! läg' es in des Herzens eignen Mächten,
Nie würde sie aus meinen Träumen weichen.

14.

Hoffnungslose Sehnsucht.

Warum willst Sehnsucht Du, nie endend, nähren?
Die Trauer kann den Busen nie verlassen,
Man kann die Schmerzen leiden, doch nie hassen,
Nicht wünschen, ihren Becher je zu leeren.

Doch Sehnsucht ist ein eiteles Verzehren,
Worin nur Gegenwart kann, lebend, prassen;
Will sie mit Geisterarmen Tod erfassen,
Verlangt, was keine Gottheit kann gewähren.

Ich weiſs es wohl, mich Hoffnungen nicht trügen,
Der Tropfen, der dahin floſs, niemals kehret,
Doch der Gewalt der Sehnsucht das nicht wehret;

Sie zieht in schmerzensreichem Wonnestreben
Aus der Unmöglichkeit ihr quillend Leben,
Und wächst, je ferner ihre Güter liegen.

15.

Die getrennten Gräber.

Der theuren Kindergräber stiller Friede
Umschwebt in Rom die ernste Pyramide,
Die Mutter ruht davon in weiter Ferne,
Doch beide ewig schaun die gleichen Sterne.

Ach! wenn der Himmel auch, zerreifsend, schiede,
Was sich auf Erden trennet, lebensmüde,
Wer, dafs er Tod im Tode dulden lerne,
Dann spönne ab den Lebensfaden gerne?

Doch, wie dieselbe Sonne freudig scheinet
Den sieben Hügeln und des Nordens Zone,
Wo man im dunklen Schattenhaus auch wohne,

Das ewge Licht des Jenseits auch vereinet,
Was sich gefasset hat hier, Herz im Herzen,
In Schicksalswonne und in Schicksalsschmerzen.

16.

Sieg des Willens.

Die Sonne scheint zu kommen und zu gehen,
Die Menschen zu betrüben und erfreuen;
Doch ihre Stralen ewig leuchtend stehen,
Und, frei von Wolken, immer Licht verleihen.

So auch im Menschen ist des Geistes Wehen,
Deſs Schöpfungen sich zauberisch erneuen,
Wenn sich der Mensch will seinem Licht zu drehen,
Und der Gedanken leeren Tand zerstreuen.

Denn ihr verwirrend nichtiges Gewimmel,
Das nebelgleich entsteigt dem Weltgetümmel,
Wie schwarze Wolke, vor dem Sinne hänget,

Und schwer durch ihre wesenlosen Geister,
Wenn ernster Wille nicht wird ihrer Meister,
Ein Stral des wahren Lichts sich einzeln dränget.

17.

Omen accipio.

Wenn man ein Wort hält in der Brust gefangen,
Weil es Entweihung scheint, es auszusprechen,
Und es aus fremdem Mund hört plötzlich brechen,
Fühlt man befriedigt innerlich Verlangen.

Die Töne wirklich nun dem Ohre klangen,
Und ihre Weihe kann der Laut nicht schwächen,
Sie haben sich an keiner Schuld zu rächen,
Da Dasein sie vom Zufall nur empfangen.

Wie günstig Zeichen her vom Himmel blitzet,
Wie Adlersflug erscheint zur rechten Seite,
Geziemts, dafs man solch Worterschallen deute.

Denn mit dem Menschen in geheimem Bunde
Steht die Natur, und in geweihter Stunde
Verkündet ihm, dafs sie den Armen schützet.

18.

Die Lotospflanze.

Die Lotospflanze auf dem Wasser schwimmet,
Den nackten blätterlosen Stiel nichts schmücket,
Die Blüthe nur voraus der Feuchte blicket,
Sie nichts als Wasser aus der Schöpfung nimmet.

Zum Reinesten von der Natur bestimmet,
Ist sie der Erde Boden weit entrücket;
Sie Wurzeln nicht zum Grund des Wassers schicket,
Ihr Stiel sich nach der freien Welle krümmet.

So giebts auf Erden weiblich reine Wesen,
Die nur das Edelste stets an sich ziehen,
Und an dem Duft sich des Gedanken nähren.

Beglücket die, die ihnen zu gewähren
Das Element, in dem sie freudig blühen,
Sind von der Gunst des Schicksals auserlesen.

19.

Muth und Geduld.

Der Wille kann aus sich die That erzeugen,
Im Anstoſs stark und fest im Widerstande,
Er kann zerreiſsen enggeknüpfte Bande,
Und zwar das Schicksal brechen nicht, doch beugen.

Ich mir schon frühe machte ihn zu eigen,
Und stähl ihn fort bis zu des Grabes Rande,
Weil Unentschlossenheit dem Greis ist Schande;
Gereift muſs er die Frucht des Lebens zeigen.

Wenn Muth ihm und Geduld zur Seite stehen,
Kann er durch alle Lebensdunkel gehen;
Sich wapnen muſs er still und ernst mit beiden.

Denn Glück und Ruhe sind dahin geronnen,
Wenn nicht der Mensch vermag, gefaſst besonnen,
Was ihm das Schicksal sendet, stark zu leiden.

20.

Weihe der Zeit.

Erhaben tönet erst des Donners Rollen,
Wenn fern vom fürchterlichen Schlag man stehet;
In Wolkenbild der Nebel übergehet
Erst, wenn man nicht von ihm ist mehr umquollen.

Wenn sich Gestalt und Ton entfalten sollen,
Muſs man durch leeren Raum sie fern erspähen;
Denn auch im Leben scheint verwirrtes Drehen
Der Menschen augenblicklich Thun und Wollen.

Nur in der Weltgeschichte ruh'ger Klarheit
Erschauet man der Vorzeit tiefe Wahrheit,
Wenn die Erscheinung längst entfloh den Sinnen;

Dann wann die Stille der Betrachtung sieget,
Und Zug vor Zug zum Bild zusammenfüget,
Kann sie Gestalt erst vor dem Blick gewinnen.

21.

Tagesschlufs.

Vor Helios Gespanne rüstig schreitet
Eos, und in der Hand die Fakel träget,
Mit Rosenglanz den Himmel überbreitet,
Und wie sie kommt, die frohe Welt sich reget.

Denn um zu spähn, was ihm der Tag bereitet,
Dem Tagsgestirn sich jeder zu beweget,
Und wie des Morgenrothes Schein er deutet,
Sich um die Brust ihm Furcht und Hoffnung leget.

Doch wenn auch Ruhm und Macht ihm fröhlich spriefset,
Wird doch er bald des Tagesglanzes müde,
Und nach dem stillen Dämmerlicht sich sehnet.

So sich der Lauf der Tageszeiten dehnet,
Bis ihn geweihter, mitternächt'ger Friede
Im Angesicht der Sterne sanft beschliefset.

22.

Gewählte Gesellschaft.

Nichts hin mich zu den Menschen jemals ziehet,
Und gern ich fern von ihren Pfaden bleibe;
Mufs ich sie sehn, ich mich nicht thörigt sträube,
Doch fühle etwas in mir, das sie fliehet.

Mein Glück mir still im tiefen Busen blühet,
Sorglos um leer verwirrtes Weltgetreibe,
Und wie des Mondes nachtbedeckte Scheibe,
Bin ich, dem Blick mich zu entziehn, bemühet.

Doch die der Brust Gefühle mit mir theilen,
Wenn sie auch nicht mehr auf der Erde weilen,
Derselbe Kreis der Einsamkeit umschlinget;

Denn ohne Liebesglut verwandter Herzen,
Die Süfsigkeit der Einsamkeit nur Schmerzen
Und unbefriedigte Verlangen bringet.

23.

Agamemnon.

Atride, Führer der Achaier Schaaren,
Dein Fuſs, Zertrümmerer von mächt'gen Städten,
Stand an, die Teppichpfade zu betreten,
Die purpurstralend dir bereitet waren.

Nach zehn vor Ilion durchkämpften Jahren,
Die, wie der Wiese Gras, die Völker mähten
Und viel Verwaisten langen Jammer säten,
Wolltest die Scheu der Götter du bewahren.

Denn Nemesis, die keinen mild verschonet,
Verfolgt, bewaffnet mit dem Racheschwerte,
Auch des gekrönten stolz Vermessnen Fährte.

Drum wohl dem Sterblichen, dem Demuth wohnet
Im Busen, wenn auch nach der Thaten Werthe
Der Götter Gunst mit üpp'gem Glück ihm lohnet.

24.

Orest und Pylades.

In Pylades sich immer gleicher Treue
Erfuhr Orest der ächten Freundschaft Weihe;
Sorgsam in tiefer Brust von ihm getragen,
Fühlt' er das eigne Herz im Freunde schlagen.

Gequälet von des Muttermordes Reue,
Angstvoll, ob Heilung ihm ein Gott verleihe,
In Freundes Brust ausgiefsend seine Klagen,
Empfand er wieder hart der Schmerzen Nagen.

Doch herrlicher die Freundschaft sich erhebet,
Wenn nur der Seele ungetrübter Spiegel
Giebt der Begeisterung des Freundes Flügel;

Wenn keiner hat dem anderen zu danken,
Nur die Gefühle sich so dicht umranken,
Dafs jeder in sich doppelt Leben lebet.

25.

Wolkenbilder.

Der Himmel oft von Farben glänzend scheinet,
Die, sanft verschmelzend, in einander gehen;
Gebirgen gleich gethürmt, Gewölke stehen,
Man Wolkenlandschaft zu gewahren meinet.

Doch nur der Menschenblick das Bild vereinet;
In sich nur Düfte wüst chaotisch wehen,
Und sich im Sonnenlichte wirbelnd drehen,
Bis sie erblassen, wenn die Nacht sich bräunet.

Doch was den Busen so gewaltig rühret,
Ist blindlings nicht aus bloſsem Duft gewoben,
Nur Stoff und Farbe leihn die Luftgefilde.

So wie wir Schauer sind, so dichtend führet
Den Pinsel unsichtbar ein Geist dort oben,
Und schafft die mächtgen Phantasiegebilde.

26.

Die Beglückteren.

Wenn sich die Pappeln zu einander neigen,
Sie Liebliches sich wohl vertraulich sagen;
Vielleicht sie, flüsternd, freudig sich bezeigen,
Dafs schwesterlich sie darf der Boden tragen,

Dafs schöngeordnet sie, wie Jungfraunreigen,
Empor in freundlichem Vereine ragen,
Nicht, einsam trauernd, in die Lüfte steigen,
Dem öden Wind nicht ihre Sehnsucht klagen.

Wenn Bäume nah, geliebt und liebend, stehen,
Des Schicksals Loose günstger ihnen wehen,
Als uns, die rauhe Stürme hart oft trennen.

Sie, festgewurzelt, frei die Kronen regen,
Sich an einander, süfs geschwätzig, legen,
Und Scheidungsschmerz allein im Tode kennen.

27.

Höchste Gerechtigkeit.

Wenn Güte und Gerechtigkeit verbunden,
In Einer Brust, wie Zwillingsschwestern, wohnen,
Ist die, worin die Gottentsprofsnen thronen,
Von Ernst und Milde, streng und sanft, umwunden.

Sie theilen nicht sich in des Tages Stunden,
Nach Laun' und Zufall nicht verzeihn und lohnen,
Ihr strenges Ahnden und ihr mildes Schonen
Nach reifer Weisheit schlägt und heilet Wunden.

Wenn eine beider Himmelsschwestern fehlet,
Ist finstre Schattenseite im Gemüthe.
Doch giebt es auch Naturen, auserwählet,

Wo die Gerechtigkeit so Wurzel schläget,
Und Schuld und Unschuld so erhaben wäget,
Dafs sie vertritt die Stelle aller Güte.

28.

Zoroaster.

Wir dich des Perserlandes Weisen nennen,
Nicht weil wir wissen, dafs du hast gelebet,
Nur weil seit grauer Zeit dein Name schwebet
Um Lehre, die wir selbst nur dunkel kennen.

Du sahst die Gottheit in des Feuers Brennen,
Das sich empor mit spitz'ger Flamme hebet,
Den Stoff zu läutern durch Verzehrung strebet,
Und Ird'sches weifs von Himmlischem zu trennen,

Wenn es, umfassend ihn mit tausend Zungen,
Am Körper alles Irdische ertödtet;
Zum Himmel, den es fernhinstrahlend röthet,

Hat längst die Seele aufwärts sich geschwungen,
Und treue Urne birgt in kleinem Raume
Den letzten Ueberrest vom Lebenstraume.

29.

Erfüllte Bestimmung.

Dem ziemt der Preis, dafs wahrhaft er gelebet,
Der, hätt' er wenig auch in That erstrebet,
Als Lücke in der Menschheit wird empfunden,
Wenn er den Lebensfaden abgewunden.

Denn an der Menschheit reichem Teppich webet
Nur, wer aus innrer Kraft sich frei erhebet,
Und wer in ihren Blüthenkranz gebunden,
Was nur er konnt' in eigner Brust erkunden.

Der lebt dann fort im menschlichen Gemüthe,
Wie jeden Lenz der Erde sich entwindet
Auf seinem Grabe neu verjüngte Blüthe;

So, wenn in Dunkel auch sein Name schwindet,
Das Feuer, das ihn heilig einst durchglühte,
In später Zeit noch lichte Funken zündet.

30.

Schlimme Zeit.

Es geht auf Erden zweifelhafte Sage,
Es sei der Mensch auf ihr zum Glück geboren.
Ich glaube mich zum Unglück auserkoren,
Das ohne Furcht und mit Geduld ich trage.

Was ist denn Unglück, daſs so bang man zage?
Es wandeln gleichen Schritts des Jahres Horen,
Der Busen sei in Schmerz, in Lust verloren,
Und endlich kommt der Abend aller Tage.

In dieses Abends mildem Ahndungsschauer
Blickt man auf Leiden nicht zurück mit Trauer.
Es hat den festen Muth der Brust gehoben,

Und zart Gewebe um das Herz gewoben,
Wo um das Höchste, was sich läſst erringen,
Sich unzerreiſsbar alle Fäden schlingen.

31.

Das Bleibende.

Von dem, was Dichter voll Begeistrung sangen,
Was ist in freier Rede Flufs geschrieben,
Ist Weniges nur bis auf uns geblieben,
Unendliches ist unter längst gegangen.

Kann keine Dauer Geisteswerk erlangen,
Kann Geisteskraft auch nie in Nichts zerstieben;
Das Werk ist Blüthe nur, die sie getrieben;
Die welkt, ihr bleibt ihr strebendes Verlangen.

Wohin die Körperlose einst entschwebet,
Ist zwar in ew'gen Dunkels Nacht gehüllet,
Doch dafs sie aufwärts nicht vergebens strebet,

Verbürgt die Glut, die hier schon in ihr lebet;
An neuem Stoffe sie die Sehnsucht stillet,
Und neuer Born ihr höh'ren Fühlens quillet.

32.

Thun und Wollen.

Im Inselmeer bin wieder ich befangen,
Deſs Fluten in des Südens Milde rollen,
Der Stunden regen Fleiſs muſs ihm ich zollen,
Darf nicht nach andren Zonen hinverlangen;

Wohl lieblicher mir andre Töne klangen,
Des Busens tieferem Gefühl entquollen;
Des Menschen Thun nicht immer ist sein Wollen,
Auch wo nicht äuſsere Geschicke zwangen.

Der Zufall richtet blind die ersten Schritte,
Dann findet sich der Fuſs in Pfades Mitte,
Wo End' und Anfang sich verhüllt dem Blicke;

Soll vorwärts er? soll schaamvoll er zurücke?
So wird der Mensch zu Ziele hingetrieben,
Das anfangs unerstrebt ihm war geblieben.

33.

Schriftenthüllung.

Inschrift in uns nicht mehr bekannten Zügen
Doch den Gedanken sicher weiter träget,
Wie man die Zeichen kann zum Sinne fügen,
Er klar und hell sich auseinander leget.

Das Wort, des Klänge dann entfesselt fliegen,
Vernehmlich an das Ohr des Hörers schläget,
Froh, wieder sich an Menschenbrust zu schmiegen,
Die es in ihrem stillen Ernste wäget.

So ruhend oft in Schlummers dunklem Bette,
Die Wahrheit doch durch alle Zeiten gehet
In engverbundener Gedankenkette,

Wenn oft auch erst sie spät Geschlecht verstehet.
Denn wie der Zeiten Graus es mag bedecken,
Kann, was der Mensch gedacht, Mensch wieder wecken.

34.

Hieroglyphen.

Wenn einem Volke sinnreich es gelinget,
In Zeichen den Gedanken stumm zu hüllen,
Oft nach Jahrtausenden hervor er springet,
Noch später Nachwelt Wißbegier zu stillen.

Was so von Volk zu Volk sich geistig schlinget,
Ist überirdisch ew'ges Wahrheitquillen,
Abhängig nicht von dem, was Mensch vollbringet,
Stark durch sich selbst, der Zeiten Raum zu füllen.

Denn gleich kostbarer Steine edlen Minen,
Im Schoofs der Zeit der Wahrheit Schätze liegen,
Und sich des Munds der Sterblichen bedienen.

Was nun der Blöden Stimme wahr entschallet,
Voll Kraft, des Irrthums Dunkel zu besiegen,
Das her aus jener ew'gen Tiefe hallet.

35.

Griechische Sprache.

Der Völker Sprachen grüblend zu vergleichen,
Heifst tief in ihres Geistes Wesen dringen;
Denn wie die Welt zu fassen sie erreichen,
So sinnbegleitend ihre Töne klingen.

Das Leiseste mufs finden schallend Zeichen,
Der Laut umsonst nicht mit dem Geiste ringen,
Und wie der Siegerwagen flücht'ge Speichen,
Mufs sich der Rede Wechselfügung schwingen.

Nicht alle Völker dieses Ziel ereilen,
Nicht alle dieses Sieges Palme theilen,
Doch Einem war dies hohe Loos beschieden:

Dem Volk von der Pelasger altem Stamme
Entbrennete des Geistes heilge Flamme
Tonreich, wie keinem andern Volk hienieden.

36.

Mars.

Von der, die traulich nah' dir stand, geschieden,
Sitzest du da, mit ernstgefärbtem Blicke,
Als wenn zurück du nach entwichnem Glücke
Schautest, wie Menschen müssen oft hienieden.

Du fühlst nicht Kampflust mehr im Busen sieden,
Dich kümmern nicht der Throne Weltgeschicke;
Dafs alle Erdgeschlechte Ruh' entzücke,
Tauchst du die Brust in tiefen, stillen Frieden.

Zu deinen Füfsen Amor schalkhaft spielet,
Allein dein Herz nicht seine Pfeile fühlet;
Du willst nicht lassen neue Liebe keimen.

Nur einzig sehnsuchtsvoll in die versenket,
Die dich mit ihrem Nektar süfs getränket,
Lebst du mit ihr vereint in goldnen Träumen.

37.

China.

Voll Eigenheiten ist das Reich der Mitte,
Und ehern eingewohnt in alte Sitte;
Des Lautes Zeichen schreibend es verschmähet,
Und nur nach dem Begriff, dem reinen, spähet.

Doch hemmt es selber seines Fortgangs Schritte,
Als wenn Verbessrung mit dem Guten stritte,
Und auch der Wahrheitforschung zugedrehet,
Erreicht es nicht, was aus der Tiefe wehet.

Sein Dichten sich in Künstlichkeit verlieret,
Und von Despotenzwang zurückgedränget,
Der Rede strömende Gewalt nicht rühret.

So doch das Volk das Menschlichste entbehret,
Und seinen Geist, verschnörkelt und beenget,
In wesenloser Kleinlichkeit verzehret.

38.

Die Seelenwanderung.

Unzähl'ge Jahre hat mich Brahmas Gnade
Geführet durch die Seele vieler Frauen;
Nach jedem Tode mufst ich Leben schauen,
Und wieder gehn der Erde dunkle Pfade;

Viel Loose zog ich aus des Schicksals Rade,
Oft sah' ich Freuden meinen Weg umthauen,
Oft mufst' ich hartem Mann mich anvertrauen,
Dafs auf mich Schmerz und saure Müh' er lade.

Die Freuden nun, die Leiden sind verschwunden,
Seit mich hat Indra's Himmel aufgenommen,
Wie schwerer Traum davon mir vor nur schwebet;

Doch Ein Bild deutlich strahlend in mir lebet,
Und niemals wird aus meiner Seele kommen,
Der Mann, mit dem ich ward zuerst verbunden.

39.

Vorahndung.

Ich safs im Saal, den Bilder rings umstehen,
Und vor mir tanzten holde Mädchenpaare;
Es flatterten die losgelafsnen Haare
Von ihrer Füfse leichtem Wirbeldrehen.

Doch wie, wer andres, als die Augen sehen,
Fühlt, dafs er in der tiefen Brust gewahre,
Flogen vorüber die verlebten Jahre
An mir, wie dunklen Regenwindes Wehen.

Bald wird mich anderes Gemach umfangen,
Und diese Bilder werden suchend blicken
Nach dem, der dann nicht weilet mehr hienieden.

Ich aber werd' hin an den Ort gelangen,
Der, rein von allem irdischen Entzücken,
Allein umwehet ist von Himmelsfrieden.

40.

Das Grabmal.

In Sonnenschein strahlst du mir hell entgegen,
O Hoffnung, mir gestellt zu ew'gem Heile;
Doch du verschwindest trüb' auf deiner Säule,
Wenn Wolken hangen finster, schwer von Regen,

Und dann dem Tag fehlt des Gelingens Segen,
Er schwindet rasch nicht hin in thät'ger Eile,
Schleicht still nicht fort in seelenvoller Weile,
Wehmüthge Bilder nur das Herz bewegen.

Du, die du ruhst in diesem Heiligthume,
Mir leuchtetest mit immer gleichen Strahlen,
Nie schwankten deiner schönen Seele Schaalen,

Und jeder Tag bot neue duftge Blume
Zum Freudenkranze mir, dem dichtbelaubten,
Den mir des Schicksals ernste Sprüche raubten.

41.

Der letzte Traum.

Ich lag umschwebt von süſsen Morgenträumen,
Da ward ich wider Willen aufgewecket,
Und lang nun hin der öde Tag sich strecket,
Die lieben Sternlein zu erscheinen säumen.

Und doch die schönsten Blüthen nur entkeimen
Der Brust, wenn sie die goldne Ruhe schmecket,
Der Schlummer sie mit zartem Schleier decket,
Und Tag und Licht ihr Recht der Nacht einräumen.

Wenn aber reiſst im Tod des Daseins Faden,
Dann wird das Leben wieder selbst zum Traume,
Allein zu Traum, der leer verfliegt in Schaume;

Das Träumen, zu dem Lieb' und Sehnsucht laden,
Zeigt den in Erdenschlaf gebundnen Blicken
Ein tief dem Busen bleibendes Entzücken.

